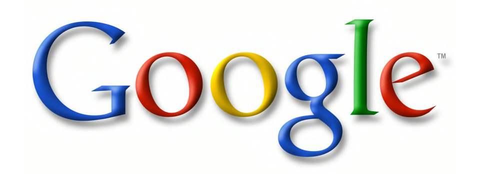


# GRENZFRAGEN

DES

# NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

**Dr. L. LOEWENFELD** IN MÜNCHEN. UND **Dr. H. KURELLA** IN BRESLAU.

DRITTER BAND (HEFT 17—21).

Inhalt:



WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902/1903.

# Inhalts-Uebersicht.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.
EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.
IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.
XVII.

# UEBER DAS PATHOLOGISCHE

BEI

# NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. med. H. KURELLA IN BRESLAU.

---

SIEBZEHNTES HEFT:

# UEBER DAS PATHOLOGISCHE BEI NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

---

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

# UEBER DAS PATHOLOGISCHE

BEI

# NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

---

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Werdet hart!
**Zarathustra.**

# Vorwort.

Der Aufforderung, etwas über die Krankheit Nietzsche's zu schreiben, bin ich nur zögernd nachgekommen, denn ich sah von vornherein, dass die Aufgabe schwierig und etwas dornig war. Insbesondere musste ich mir sagen, dass es dabei trotz des besten Willens nicht ohne Verletzungen von Gefühlen abgehen würde. Die Arbeit kann doch nur dann irgend einen Werth haben, wenn ohne alle Rücksicht auf das Nichtsachliche das Ziel, d. h. die richtige ärztliche Beurtheilung, angestrebt wird. Ein sachverständiges Gutachten kann nicht die Pietät im Sinne der Familie zum Führer nehmen. Ich habe mich bestrebt, nicht vom Pfade der Wahrheit abzuweichen und doch so wenig wie möglich zu verletzen. Auf jeden Fall thut es mir leid, wenn ich das und jenes sagen muss, was Anderen unangenehm ist, am meisten natürlich der Frau Dr. Förster gegenüber, die mir, als ich sie besuchte, freundlich entgegengekommen ist und mich zu den nöthigen Nachforschungen ermächtigt hat. Vielleicht gereicht es ihr zum Troste, dass gerade durch meine Darstellung die den Nahestehenden besonders peinliche Vermuthung, Nietzsche's Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigenthümlichkeit, beseitigt wird. Die Schwester hat uns zuerst gesagt, dass Nietzsche an progressiver Paralyse gelitten hat; weil diese eine exogene Krankheit ist, wird das Leiden zu einem von Aussen kommenden Unglücke, für das die Natur des Kranken nichts kann.

Zunächst musste ich die Werke Nietzsche's wiederholt lesen und mich durch die Nietzsche-Literatur durcharbeiten. Das war manchmal ein saures Stück Arbeit. Sodann habe ich, soviel wie ich konnte, mündliche Erkundigungen eingezogen und ich bin den Herren, die mich gütig unterstützt haben, herzlich dankbar. Es liegt in der Natur der

Angelegenheit, dass ich nicht alle Namen nennen kann, und auch das erschwert mir die Aufgabe, denn ich muss vom Leser verlangen, dass er mir manchmal ohne Citat glaube.

Ich habe keine Lust, eine neue Einführung in Nietzsche's Leben und Werke zu schreiben, und setze voraus, dass der Leser die Biographie und wenigstens die Hauptwerke kenne. Die Werke citire ich nach der Gesammtausgabe von 1896. Von den Büchern über Nietzsche habe ich nur wenige angezogen, aber die Nichterwähnten brauchen deshalb nicht zu glauben, dass ich ihre Sachen nicht gelesen hätte. Immer ist zu beachten, dass es sich hier um eine ärztliche Besprechung handelt und dass auf Meinungen nur soweit eingegangen wird, als es zum diagnostischen Zwecke nothwendig zu sein schien. Eine Auseinandersetzung mit allen Denen, die über Nietzsche's Pathologie schon etwas gesagt haben, schien mir ganz überflüssig zu sein.

Eine Zeit lang hatte ich die Absicht, zu warten, bis der Schlussband der Biographie erschienen wäre. Schliesslich musste ich mir aber sagen, dass dieser wesentlich Neues nicht enthalten kann. Er mag unsere Kenntnisse hie und da vervollständigen, aber an der Hauptsache kann er nichts ändern.

Nur das will ich noch bemerken, dass ich versucht habe, möglichst verständlich zu schreiben. Einzelnes freilich wird nur der sachverständige Arzt recht würdigen können, aber das schadet ja nichts. Manches, das jetzt besser nicht ausgesprochen wird, kann vielleicht später veröffentlicht werden.

Leipzig, im März 1902.

**Paul Julius Möbius.**

# Inhalt.

# Einleitung.

Friedrich Nietzsche, ein genialer Mensch, hat auffallende, vielfach anstössige Lehren vorgetragen und ist schliesslich geisteskrank geworden. Die harte Thatsache giebt zu denken und im Publikum, namentlich bei Denen, die an Nietzsche's Schriften keinen Geschmack finden können, ist vielfach die Meinung verbreitet, Nietzsche's Philosophie und seine Geisteskrankheit seien ursächlich verknüpft, entweder so, dass sein Philosophiren ihn am Ende verrückt machte, oder so, dass die in ihm schlummernde Geisteskrankheit sich zuerst durch wilde Gedanken kundgab. Beide Vermuthungen sind nicht zutreffend. Die erste kann überhaupt nur bei Laien Glauben finden, denn die ärztliche Erfahrung lehrt, dass niemals ein gesunder Mensch durch geistige Thätigkeit geisteskrank wird. Es geschieht in Romanen, im Leben aber nicht. Die andere Auffassung wird dadurch widerlegt, dass Nietzsche's Geisteskrankheit auf der von den Aerzten als progressive Paralyse der Irren oder Dementia paralytica bezeichneten, vom Publikum Gehirnerweichung genannten Erkrankung des Gehirns beruhte. Die progressive Paralyse ist, wie ich es auszudrücken pflege, eine exogene Krankheit, d. h. sie entsteht durch eine Einwirkung von aussen, dadurch, dass ein Gift in den Körper eindringt. Ist dies geschehen, so kann der Mensch an progressiver Paralyse erkranken, auch wenn er vorher ganz gesund war, und umgekehrt kann Niemand ohne jenes erkranken. Man kann also auf keinen Fall sagen, dass die Krankheit von vornherein in Nietzsche gesteckt habe, dass sie sozusagen aus seiner Natur herausgewachsen sei.

Der Nachweis, dass die Gehirnkrankheit exogen gewesen sei, thut freilich nicht dar, Nietzsche sei von vornherein ein gesunder Mensch gewesen. Es ist also noch eine weitere Untersuchung nöthig. Aus dieser ergiebt es sich, dass Nietzsche auf Grund erblicher Anlage abnorm war, dass er an Migräne litt und dass seine geistige Beschaffenheit disharmonisch war.

Beide Thatsachen, das Erkranken an progressiver Paralyse und die ursprüngliche Abnormität, sind ohne Schwierigkeit festzustellen. Dagegen ist es recht schwer, das, was dazwischen ist, zu erkennen.

Da nur ein Theil von Denen, die in der besonderen Weise geschädigt worden sind, an progressiver Paralyse erkrankt, kann man der Meinung sein, dass das Eintreten dieser durch die ungewöhnliche Gehirnbeschaffenheit einerseits, die Ueberreizung des Gehirns andererseits befördert worden sei. Die Erfahrung zeigt, dass ein Theil der Fälle diese Meinung unterstützt, dass in anderen Fällen auch Leute paralytisch werden, die von Haus aus ganz gesund waren und ihr Gehirn nie sonderlich in Anspruch genommen haben. Es ist also nichts Bestimmtes zu sagen, aber es kommt auch nicht viel darauf an, weil wir hier die Frage beiseite lassen können. Dagegen ist die andere Frage, nämlich die nach dem Zwischenreiche zwischen einfacher Instabilität und progressiver Paralyse, von der allergrössten Bedeutung. Sie ist sozusagen der Kern der ganzen Sache. Bestand die progressive Paralyse schon, als Nietzsche seine Schriften schrieb, wann hat sie begonnen und inwieweit hat sie seine Aussagen beeinflusst? Darauf kommt es an. Leider ist auch hier die wünschenswerthe Bestimmtheit nicht zu erreichen. Der Vorgang bei der progressiven Paralyse ist der, dass hauptsächlich bestimmte Bestandtheile der Grosshirnrinde allmählich absterben. Das Tempo aber ist sehr verschieden und der Arzt kennt zwischen der ganz chronischen Form und der sogenannten galoppirenden Paralyse viele Zwischenformen. Die ersten Anfänge freilich scheinen sich immer ganz langsam zu entwickeln und man kann annehmen, dass, ehe die Krankheit der Umgebung offenbar wird, immer eine lange Zeit der Entwickelung verflossen sei. Insbesondere ist es sicher, dass da, wo ein plötzlicher Zusammenbruch erfolgt, wie bei Nietzsche, schon lange vorher der Feind das Gebäude untergraben hat. In der That beweisen sehr viele Aeusserungen, dass Nietzsche schon vor dem paralytischen Anfalle in Turin die Zeichen der progressiven Paralyse darbot. Aber nun kommt erst die Schwierigkeit: wann hat es angefangen? Im Grunde wissen wir nie, wann die Paralyse anfängt. Wir wissen, dass deutliche Zeichen erst jahrelang nach dem Eindringen des Giftes auftreten, aber auch dieses Intervall ist von sehr wechselnder Grösse, denn es kann zwei bis drei, es kann auch fünfundzwanzig Jahre dauern. Bei Nietzsche handelte es sich um etwa fünfzehn Jahre. Aber deutliche Zeichen und erster Anfang, das ist nicht dasselbe. Wahrscheinlich liegen oft genug Jahre dazwischen. Es kann sein, dass anatomische Veränderungen im Gehirn den Abweichungen des seelischen Lebens vorausgehen, und wer nimmt diese wahr, wenn sie klein sind? Oft mag durch längere Zeit nur in dem Gebiete, das wir moralisches, ästhetisches Gefühl und so weiter nennen, eine leise Aenderung vorhanden sein. Dahin reichen unsere Methoden der Untersuchung nicht, und die Beobachtung der Verwandten und der Freunde thut es erst recht nicht. Dazu kommt die Verschiedenheit des Verlaufes: bald gehen die sogenannten körperlichen Zeichen (z. B. Ver-

änderungen der Pupillen oder Zittern) um Jahre den ersten seelischen Störungen voraus, bald machen diese den Anfang; bald zeigen sich erst Stimmungsänderungen, bald leidet zuerst das Gedächtniss, und so weiter. Bei Nietzsche liegen noch besondere Schwierigkeiten vor. Eine Untersuchung durch einen wirklich Sachverständigen hat vor dem Eintritte in die Baseler Klinik nicht stattgefunden. Wir sind also auf seine eigenen Aussagen und die spärlichen Angaben Derer, die mit ihm verkehrt haben, angewiesen. Sodann ist bei Nietzsche der Beginn der Paralyse nicht gegen einen normalen Zustand abzugrenzen, sondern gegen einen Zustand krankhafter Erregtheit aus anderen Ursachen. Es giebt gleichmässige ruhige Leute, an denen paralytische Symptome stark auffallen. Nietzsche aber war von jeher abnorm erregt, er war durch sein Migräneleiden immer nervöser geworden, er war durch den Mangel an Anerkennung und durch die Vereinsamung in eine chronische leidenschaftliche Empörung gerathen, die sich besonders in schroff hochmüthigen Aeusserungen kundgab, er hatte sich endlich dem Chloralmissbrauche ergeben. Unter diesen Umständen ist wahrlich Vorsicht beim Urtheilen nöthig und man wird sich nicht wundern, wenn die Frage, von wann an sind Nietzsche's Schriften durch die paralytische Gehirnkrankheit beeinflusst, nur zweifelnd beantwortet wird. Zwar gelingt es, die Zeit des eigentlichen Krankheitbeginnes einigermaassen zu bestimmen, darüber aber, inwieweit in den letzten Jahren vorher und in den ersten Jahren nachher das Einzelne krankhaften Charakter trägt, darüber sind oft nur Vermuthungen möglich und es ist immer zu bedenken, dass die beginnende Krankheit nichts Neues schafft, sondern hier ein Mehr, dort ein Weniger, dass sie zuweilen nur das vorher schon Vorhandene offenbar macht. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Paralyse besteht darin, dass sie oft in Wellen herankommt, dass im Anfange schlechte Zeiten mit guten wechseln. Man wird sich Nietzsche's Werke auch daraufhin ansehen müssen und wird es für möglich halten, dass frühere Erzeugnisse mehr Krankhaftes enthalten als spätere.

Das sind ungefähr die Gedanken, die mich bei meinem Aufsatze geleitet haben.[1])

---

[1]) Manchem Leser wird es förderlich sein, wenn er sich mit meinem Aufsatze über „Entartung" (Wiesbaden, Bergmann, 1900) bekannt macht.

# I.

# Der ursprüngliche Nietzsche.

---

## 1. Die Abstammung.

Der Sachverständige kann von vornherein nicht daran zweifeln, dass ein Mensch wie Nietzsche erblich belastet sei, aus einer Familie stamme, in der Nervenkrankheiten vorgekommen sind. Es genügt zur Diagnose der Entartung die Untersuchung des Individuum, und auch dann, wenn die Nachforschungen nach den Angehörigen nichts Positives ergeben sollten, wäre der Schluss von der abnormen Beschaffenheit des Erzeugten auf die abnorme Beschaffenheit der Erzeuger unbedenklich; man müsste dann einfach annehmen, dass die Nachforschungen unrichtige oder unvollständige Ergebnisse geliefert hätten. Wenn man eine gefüllte Blume findet, so weiss man, dass sie nicht von einem wildwachsenden Strauche stammt, ebenso kann der eigenartige Nietzsche nicht von Normalmenschen stammen.

Nachforschungen nach der Gesundheit der Vorfahren haben gewöhnlich grosse Schwierigkeiten, weil Nichtwissen und Nichtwollen der Familien sie erschwert. Wenn man bedenkt, wie auch heute ein richtiges Urtheil über die nicht allzu groben Abweichungen von der Norm nur Wenigen gegeben ist, so wird man von früheren Geschlechtern richtige Diagnosen nicht erwarten. Urtheile von Aerzten liegen in der Regel nicht vor, aber auch sie würden nur mit sehr grosser Vorsicht verwerthet werden können. Biographische Aufzeichnungen, die überhaupt nur den irgendwie hervorragenden Personen, weiblichen Personen fast nie gewidmet werden, pflegen sich nicht durch ärztlich-sachverständiges Urtheil auszuzeichnen. Bald hat das „Gemüth“ die Feder geführt, bald hat der Gesichtspunkt des theologischen, philologischen oder sonstwie ausgezeichneten Verfassers das Ganze beeinflusst. Fast immer ist man auf die „Tradition“, die mündlichen Ueberlieferungen, die zu den gerade noch lebenden Familiengliedern gelangt sind, angewiesen, d. h. man erfährt nur, was die Familie einem sagen kann und will. Angenommen, der Wille wäre gut, so ist doch die Tradition ihrer Natur nach höchst mangelhaft und trügerisch. Weniges merken sich die Menschen und das Wenige verändert sich in ihrer Erinnerung. Aber auch der Wille ist selten in unserem Sinne gut, auch die besten Menschen können sich Vorurtheilen nicht entziehen, ja man kann von ihnen nicht einmal ver-

langen, dass sie allgemein herrschenden Vorurtheilen, von denen in gewissem Grade ihr Wohlbefinden abhängt, entgegentreten. Jeder erzählt lieber von gesunden als von kranken Angehörigen, am wenigsten aber mögen die Menschen etwas von Nerven- oder Geisteskrankheiten in der Familie verlauten lassen. Man mag entgegenhalten, dass Krankheit keine Schande sei; die Leute werden nicht mit Unrecht antworten: Schande oder nicht, auf jeden Fall schadet es der Familie. Auch dann, wenn keine Rücksicht auf den Schatten genommen wird, den die Krankheit auf die Nachkommen werfen könnte, will die Liebe alles zum Guten wenden und weist den Gedanken ab, bei einem Angehörigen könnte es nicht ganz richtig gewesen sein. Somit findet unsere wissenschaftliche Neugier in vielen Fällen mehr oder weniger geschlossene Thüren und man darf sich nicht wundern, wenn das Vorausgesetzte nur unvollständig nachgewiesen werden kann. Das Gesagte soll nur ganz im Allgemeinen gelten.

Im Falle Nietzsche's haben wir uns zunächst an die Aussagen der Schwester in der Biographie zu halten. Danach scheint es, als ob Nietzsche aus ganz gesunden Familien[1]) stammte, und wir finden hier für die pathologischen Züge, die sein Bild von vornherein trägt, keine Erklärung. Aber es gehen Gerüchte um, die den Angaben der Schwester widersprechen. Ein mir bekannter Herr hat dem Vormunde Nietzsche's, dem Rechtsanwalt Dächsel in Sangerhausen, im Herbste 1867 von den literarischen Erfolgen seines Mündels erzählt und der Vormund hat erwidert, diese Frühreife erfreue ihn nicht, denn er kenne die Familie zu genau und müsse fürchten, Nietzsche werde einmal im Irrenhause enden. Diese und ähnliche Aeusserungen werden mündlich fortgepflanzt, die Meinungen sind getheilt und Niemand weiss recht, was er von der Sache zu halten habe. Soweit wie ich bis jetzt urtheilen kann, scheint mir die Wahrheit zwischen der allzu optimistischen Auffassung der Schwester und der allzu pessimistischen Auffassung des Vormundes zu liegen.

Unbestritten ist, dass Nietzsche's Vater an einer Gehirnkrankheit gestorben ist, und es scheint, als ob die anders als die Schwester Urtheilenden daraus zunächst die erbliche Belastung ableiten möchten. Diese Meinung wird wohl dadurch gefördert worden sein, dass Nietzsche selbst sich wegen der Gehirnkrankheit des Vaters für bedroht gehalten hat. Er hat z. B. im August 1887 zu P. Deussen gesagt: „Ich glaube, dass es nicht mehr lange mit mir dauern wird, ich bin jetzt in den Jahren, in welchen mein Vater starb und ich fühle, dass ich demselben Leiden erliegen werde wie er.“ Schon 1876

---

[1]) In der „Zukunft“ vom 9. Januar 1900 sagt Frau Dr. Förster sogar: „wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien.“

schreibt er an seinen Freund v. Gersdorff: „Mein Vater starb 36 Jahre alt an Gehirnentzündung, es ist möglich, dass es bei mir noch schneller geht.“ An einer anderen Stelle (Biographie II, S. 327) hat er sein Kopfleiden als „jene schlimme Erbschaft von Seiten meines Vaters“ bezeichnet. Nietzsche geht hier (und an anderen Stellen) von dem Glauben aus, jedes Gehirnleiden sei vererbbar, einem Glauben, dem wir vielfach begegnen. Jedoch scheint es sich bei Nietzsche's Vater um eine Gehirngeschwulst gehandelt zu haben und man kann nicht sagen, dass durch eine solche die Nachkommenschaft bedroht wäre. Frau Dr. Förster hat die Güte gehabt, mir den Unfall, an den sich die tödtliche Krankheit des Pastor Nietzsche anschloss, genauer zu schildern, als es in der Biographie geschehen ist. Sie schreibt: „Es ist mir inzwischen noch mancherlei eingefallen, was Sie durch Ihre Fragen angeregt haben. Gerade über das Krankheitsbild unseres lieben Vaters habe ich noch einmal eifrig nachgedacht und einige Notizen gefunden, die ich mir nach Erzählungen meiner Mutter und sonstiger Verwandten gemacht habe. Ich stelle es noch einmal zusammen: Als mein Vater eines Abends von der Begleitung einiger lieben Freunde zurückkehrte, kam ihm ein kleiner, ihn zärtlich liebender Hund zwischen die Füsse er stürzte sieben steinerne Stufen rücklings hinunter auf den gepflasterten Hof, hatte aber noch eine geschickte seitliche Wendung gemacht, sonst hätte er wahrscheinlich das Genick gebrochen. Er hatte sich nun auf der einen Seite den Kopf ziemlich verletzt, ich weiss aber nicht, auf welcher. Er war blutüberströmt ins Haus getreten, hatte aber die Arme vor's Gesicht gehalten, damit sich unsere Mutter nicht über seinen Anblick erschrecken sollte. Mit kalten Umschlägen und Zubettliegen war er nach acht Tagen wieder ganz hergestellt gewesen, aber einige Wochen darauf fing er an, am Magen zu leiden (Appetitlosigkeit u. dergl.). Er ging deshalb [zu Fuss] nach Naumburg zu dem Homöopathen Stapf und zwei Schwestern meines Vaters, die dort wohnten, hatten sein Aussehen gar nicht gut gefunden, besonders aber über die Glanzlosigkeit des Haares sich erstaunt ausgesprochen. Sein Unwohlsein hinderte ihn aber nicht, zu predigen. Ich fand die Notiz, dass er mehrere Mal darüber geklagt hat, wie ihm beim Predigen die eine Hälfte des Kopfes und Gesichtes wie gelähmt gewesen wäre; er hat es „Einschlafen der einen Gesichtshälfte“ genannt und dann immer sehr ängstlich gefragt, ob seine Angehörigen nichts gemerkt hätten. Es stellten sich dann ausser den Magenindispositionen heftige Kopfschmerzen ein und es wurde Professor Oppolzer aus Leipzig consultirt, der auch öfters gekommen ist und Hoffnung auf Heilung gemacht hat. Er hat gesagt, die kranke Stelle könne ausheilen und dann werde eine Narbe im Gehirn bleiben. Unser Vater ist die ganze Zeit vollständig bei Besinnung gewesen, niemals geistesgestört. Er hatte auch noch Ostern vor seinem

Tode (er starb im Juli) seine Confirmanden selbst confirmiren wollen und die Predigt dazu ist auch schon fertig gewesen. Ungefähr acht Tage vor seinem Tode ist er erblindet.“ Zu diesen Angaben ist noch hinzuzufügen, dass der Pastor Nietzsche schon vor dem Unfalle krank gewesen ist. Seine Wittwe hat, wie mir der Hausarzt der Familie Nietzsche in Naumburg, Herr Dr. Gutjahr sagte, wiederholt erzählt, ihr Mann habe schon jahrelang vor dem Unfalle „seine Zustände“ gehabt, d. h. er sei von Zeit zu Zeit im Stuhle zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufalle nichts gewusst.

Wir haben also einen Mann in den mittleren Jahren, der jahrelang kleine epileptische Anfälle hat, der dann nach einem Sturze stärker krank wird, allmählich verfällt, heftige Kopfschmerzen bekommt, schliesslich blind wird und stirbt. Sicher verträgt sich die Annahme einer Gehirngeschwulst mit diesen Angaben am besten. Es ist bekannt, dass Verletzungen das Wachsthum der Geschwülste beschleunigen können. Es hat daher nichts Befremdendes, wenn ein seit längerer Zeit bestehendes Gliom nach einem Sturze rascher wächst und in elf Monaten zum Tode führt. Wie Frau Dr. Förster mir sagte, hat der behandelnde Arzt zusammen mit einem Militärarzte die Section gemacht und sie haben „eine weiche Stelle im Gehirn“ gefunden. Näheres wusste sie nicht. Es könnte ganz gut ein weiches Gliom gewesen sein. Aber auch dann, wenn man die Diagnose Gehirngeschwulst nicht genügend begründet findet, wird man nicht bezweifeln können, dass eine grobe Herderkrankung des Gehirns bestanden hat, also eine Krankheit, bei der eine Vererbung unwahrscheinlich ist.

Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, dass die Krankheit des Vaters für Nietzsche von Bedeutung gewesen sei, so war es doch natürlich seine ursprüngliche Persönlichkeit. Der Pastor wird geschildert als ein geistig befähigter, moralisch ausgezeichneter Mann von heiterem Temperamente und mit starkem musikalischen Talente. Wir dürfen wohl annehmen, dass Nietzsche von seinem Vater intellectuelle und moralische Vorzüge geerbt habe. Sicher hat er von ihm das musikalische Talent. Die Schwester sagt (Biographie I, S. 73): „Mein Bruder hatte von unserem lieben Vater die wundervolle Gabe des freien Phantasirens geerbt“. Ferner verdankt er dem Vater den kräftigen Körper und die stattliche Statur (Mutter und Schwester haben nur geringe Höhe erreicht). Andererseits hat der Vater auf beide Kinder seine Kurzsichtigkeit übertragen, ein Uebel, das zweifellos auf angeborener Anlage beruht, durch Misshandlung des Auges gesteigert, aber nicht hervorgerufen werden kann. Ererbt muss auch die Migräne sein. Frau Dr. Förster erinnert sich nicht, dass der Vater vor der letzten Krankheit an Kopfschmerzen gelitten hätte, doch habe eine seiner

Schwestern sicher Migräne gehabt. Sie selbst hat auch die Migräne gehabt und hat zeitweise wie der Bruder drei Tage deshalb im Bett liegen müssen.

Der Vater hatte neun Geschwister. Die Familie ist langlebig gewesen: Der Urgrossvater Nietzsche's starb mit 92 Jahren, seine Frau mit 84, der Grossvater mit 70, die Grossmutter mit 77, vier Geschwister des Vaters wurden 81—84 Jahre alt. Von Nervenkrankheiten bei diesen Verwandten wird wenigstens in der Biographie nichts gesagt. Die Mutter Nietzsche's hat einmal angegeben: die Schwestern des Vaters [sc. Nietzsche's] waren hysterisch und etwas excentrisch. Ein anderes Mal heisst es: Geschwister des Vaters zum Theil rhachitisch, sehr begabt.

Zu erwähnen ist auch der in der Familie Nietzsche's vorhandene Glaube, der Urgrossvater sei der Sohn einer polnischen, wegen religiöser Verfolgungen ausgewanderten Familie gewesen. Allerdings ist das Merkwürdigste an der Sache die Leichtigkeit, mit der Nietzsche sich die Meinung angeeignet hat, er stamme von polnischen Edelleuten, den Grafen Niëtzky, ab. Sie gewährt einen sehr eigenthümlichen Einblick in seinen Charakter. Sachlich genommen würde die polnische Abstammung eines Urgrossvaters, d. h. einer Person unter den acht der Generation, Nietzsche noch nicht zu einem Polen machen. Auch darf man nicht vergessen, dass die sächsische Bevölkerung überhaupt sehr viel slavische Bestandtheile enthält[1]). Aber möglich wäre immerhin, dass durch Atavismus gerade in Nietzsche ungewöhnlich viel Slavisches wieder hervorgetreten wäre. Auch H. v. Treitschke, dessen Natur in manchen Beziehungen an die Nietzsche's erinnert, war slavischer Abkunft.

Wie der Vater und der Vatersvater, so war auch der mütterliche Grossvater Oehler ein Pastor: Nietzsche hatte also soviel Theologenblut im Leibe, wie man haben kann. Die Mutter Nietzsche's hatte mit siebzehn Jahren geheirathet und ihren ältesten Sohn mit achtzehn Jahren geboren. Sie zeichnete sich, wie ihre Tochter sagt, „durch Anmuth und grosse körperliche Rüstigkeit“ aus. Nach der Aussage des Hausarztes, des Herrn Dr. Gutjahr, war sie eine in jeder Beziehung vortreffliche Frau, gut und klug, von feinem, ja vornehmem Benehmen in allen Lebenslagen. Sie habe nach dem frühen Tode des Mannes die Kinder sorgfältig erzogen, wobei die anderen Verwandten nur wenig in Betracht gekommen seien. Irgend etwas Abnormes sei nie an ihr zu bemerken gewesen. Offenbar haben sich die Vorzüge der Frau Nietzsche erst bei näherer Bekanntschaft kund gegeben. So erklärt es sich wohl.

---

1) Der Name Nietzsche ist zweifellos slavisch. Im Leipziger Adressbuche von 1902 findet man: drei Nietzsch, fünf Nietzsche, vier Nietzschke, achtzehn Nietzschmann, fünfzehn Nitsche, fünfundneunzig Nitzsche, einunddreissig Nitzschke.

dass es einmal heisst: die Mutter macht einen beschränkten Eindruck, ein anderes Mal: Mutter lebt, wenig begabt. Nietzsche selbst nannte seine Mutter scherzend: kleine Thörin. Aber es ist von vorne herein wenig wahrscheinlich, dass eine schwach begabte Frau einen Sohn wie Nietzsche gehabt haben sollte. In der Biographie spielt die Mutter keine grosse Rolle, indessen geht doch aus einzelnen Aeusserungen hervor, dass in der kleinen Frau allerhand steckte. Zum Beispiele heisst es, als von den Masern der Kinder erzählt wird (I, S. 37): „Auch unsere Mutter verschönte uns die Zeit der Krankheit; zum Beispiel machte sie die Augen zu und beschrieb dann die schönsten Schweizerlandschaften, die sie vor sich sah. Oder sie recitirte uns eine Fülle von herrlichen erzählenden Gedichten und kleinen Theaterstücken, die sie auswendig konnte.“ Man darf daher annehmen, dass des Sohnes poetische Anlage und Phantasie der Mutter viel verdanken. Auch Deussen (Erinnerungen an Fr. Nietzsche 1901) nennt die Mutter eine Frau von seltener Frische und geistiger Regsamkeit, deren angeborener Frohsinn sich unter den herbsten Schickungen aufrecht erhielt.

Wenn nach allen Angaben nicht zu bezweifeln ist, dass die Mutter selbst im Wesentlichen gesund gewesen ist, so erheben sich doch Zweifel über die Gesundheit ihrer Familie. Zwar lauten die Aussagen der Biographie sehr unbedenklich: nur die Heiterkeit und Langlebigkeit der Familie Oehler wird betont. Das Einzige, was auf Abnormität hindeutet, ist die Bemerkung, dass die Grossmama Oehler ihren vielen (elf) Kindern gegenüber „ohne jede ostentative Zärtlichkeit“ gewesen sei. Jedoch hat sich schon Ola Hansson auf die Angaben einer Familie bezogen, die mit den Naumburger Verhältnissen und denen der Familie Nietzsche sehr vertraut ist. Diese Angaben besagen, dass einige Geschwister der Frau Nietzsche geistig abnorm gewesen seien; insbesondere soll eine Schwester sich getödtet haben, eine andere wahnsinnig geworden sein. Hinzugefügt wird, dass im Sommer 1901 auch bei dem achtundsechszigjährigen Bruder sich eine geistige Störung entwickelt habe. Ferner hat Frau Pastor Nietzsche selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer „Nervenheilanstalt“ gestorben. Ich habe die Frau Dr. Förster um den Gegenstand befragt; sie erwiderte, sie wisse nichts von Geisteskrankheit, es müsse ein Irrthum vorliegen, nur soviel sei richtig, dass ein Theil der Geschwister Oehler „etwas Sonderlingartiges“ gehabt habe und dass eins etwas melancholisch gewesen sei. In der Hoffnung, noch bestimmtere Aussagen zu erlangen, habe ich auf den Rath des Herrn Dr. Gutjahr hin, der selbst nichts weiss, an Herrn Oberbürgermeister Oehler in Halberstadt geschrieben. Dieser Brief ist nicht beantwortet worden. Es ist wohl nicht statthaft, die Angehörigen noch weiter zu bedrängen. Man wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, dass in der Familie Oehler ein psychopathisches

Element enthalten gewesen und dass es durch die persönlich gesunde Mutter auf Nietzsche übertragen worden sei. Ich habe mich etwas abstrus ausgedrückt, weil ich nicht sagen will „Keim der Geisteskrankheit“. Dabei denken die Leute oft an eine Nöthigung zur Erkrankung, als ob der erblich Belastete geisteskrank werden müsste. So ist es nicht gemeint und ich glaube durchaus nicht, dass Nietzsche geisteskrank geworden wäre, wenn sich nicht bei ihm die auf infectiöser Grundlage beruhende Gehirnkrankheit entwickelt hätte. Die krankhafte Anlage mag man etwa einem Fermente vergleichen, das bei der Entstehung des Nietzsche-Gehirns eigenthümliche Combinationen hervorrief, verhinderte, dass Nietzsche wie seine Vorfahren ein ehrsamer Pfarrherr wurde, ihn zum unglücklich genialen Menschen machte.

Ausser Nietzsche wurden als Kinder des Ehepaares Nietzsche-Oehler die noch lebende Schwester und ein Knabe Joseph geboren. Frau Dr. Förster ist wie der Bruder kurzsichtig und hat, wie gesagt, auch an Migräne gelitten; sie nahm es mir nicht übel, als ich ihr sagte, sie sei auch eine etwas nervöse Dame. Der Knabe Joseph ist mit zwei Jahren an „Gehirnschlag“ gestorben. das heisst, er wurde unwohl, bekam Krämpfe und starb nach einigen Stunden, wie es in Nietzsche's Jugendaufzeichnungen heisst.

---

## 2. Die Persönlichkeit.

Nietzsche war nach allen Angaben von kräftigem Knochenbau und starker Musculatur. Er war von mittlerer Höhe (171 cm), soll aber wegen straffer Haltung als grösser erschienen sein.

Der Schädelumfang betrug nur 57 cm. Nach den vorhandenen Bildern und Büsten war die linke Seite der Stirn stärker ausgebuchtet als die rechte und der untere Rand des Stirnbeins war stark entwickelt. Das Kopfhaar wird von der Schwester blond, in den ärztlichen Aufzeichnungen braun genannt. In den späteren Jahren waren Augenbrauen und Schnurrbart auffallend gross. Die linke Lidspalte war (angeblich seit der Jugend) enger als die rechte. Die Farbe der Iris war braun-grünlich. Das rechte Ohr war 5,8 cm, das linke 5,6 cm lang;[1])

---

[1]) Die kleinen Ohren Nietzsche's werden ein paarmal erwähnt. Er schreibt 1886 in einem Briefe: „Hast Du bemerkt, dass ich die kleinsten aller möglichen Ohren habe?“ Sehr kleine Ohren wären als Entartungzeichen anzusehen. Wie das Maass beweist, waren Nietzsche's Ohren klein, aber nicht auffallend klein. Auch fällt auf den Photogrammen ihre Kleinheit durchaus nicht auf.

beiderseits fand sich ein spitziger Fortsatz im absteigenden Theile des Helix. Die Zähne waren stark und gut. Der Arcus glossopharyngeus reichte bis zur Uvula. Der Brustkorb war gut gewölbt, breit und tief. Die Hände waren wohlgebildet. Nirgends am Körper waren Missbildungen vorhanden. —

Wie aus diesen Angaben hervorgeht, bestanden bei Nietzsche gröbere „Entartungzeichen“ nicht. Etwas auffallend ist der verhältnissmässig geringe Kopfumfang. In gewissem Grade bietet die Höhe des Vorderkopfes, die schön entwickelte Stirn einen Ausgleich, aber die hinteren Theile des Kopfes müssen ziemlich klein gewesen sein, was man übrigens auf verschiedenen Photogrammen zu sehen glaubt. —

Die Function der inneren Organe und der Sinnesorgane liess, bis auf die Kurzsichtigkeit, nichts zu wünschen übrig. Wie gut die Maschine war, dafür ist es der beste Beweis, dass trotz der schweren Gehirnerkrankung das körperliche Leben durch lange Jahre ziemlich ungestört verlief.

Wiederholt ist geäussert worden, Nietzsche müsse einen besonders scharfen Geruchsinn gehabt haben, weil er nach seinen Aussprüchen sehr empfindlich gegen schlechte Gerüche war. Eine Prüfung ist, soviel ich weiss, nicht angestellt worden und von vornherein ist es wahrscheinlicher, dass es sich um eine seelische Ueberempfindlichkeit gehandelt habe. —

Die Functionen des Gehirns, soweit wir sie aus den Aeusserungen der seelischen Thätigkeit erkennen, sind das, worauf es uns ankommt. Es ist natürlich schwer, die Inventur des Geistigen aufzunehmen, einem das Porträt zu machen, wie man früher sagte, und man wird von Anfang an den Anspruch auf Vollendung aufgeben müssen. Vernünftigerweise kann man nicht anders vorgehen, als die Seelenvermögen, soweit sie sich unterscheiden lassen, einzeln zu betrachten. Ich beginne mit den Kunsttrieben. Sehr früh gab sich das musikalische Talent kund. „Als aber Fritz Quintaner wurde, meinte er . . ., er wolle selbst etwas componiren, und das that er auch. Zu Weihnachten schenkte er Grossmütterchen eine kleine, selbst componirte Motette, die wir heimlich in der Kinderstube geübt hatten und nun sogleich am Weihnachtsabend vortrugen“ (Biographie I, p. 37). Das war also im Jahre 1854! Auf p. 71 werden die Aufzeichnungen des Freundes Wilhelm [Pinder] citirt: „In dieser Zeit (Frühling 1854) war es, wo meine Freunde und ich anfingen, uns ernsteren Beschäftigungen zuzuwenden. Besonders war es mein Freund Friedrich Nietzsche, der dies zuerst anregte. Er hatte nämlich in der Kirche eine musikalische Aufführung gehört und diese hatte ihn so ergriffen, dass er beschloss, sich der Musik zuzuwenden und sich eifrig mit ihr zu beschäftigen. Er brachte es auch bald durch Fleiss und grosses Talent sehr weit im Clavierspielen.“ Jenes Musikstück war

Händel's Hallelujah. Nietzsche selbst sagt: „Alsbald fasste ich den ernstlichen Entschluss, etwas Aehnliches zu componiren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch an's Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Accord, den ich erklingen liess. Indem ich aber jahrelang nicht davon abliess, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges besser vom Blatt spielen lernte.“ Später schreibt er (Biographie I, p. 210): „Es fehlte an einigen äusseren Zufälligkeiten, sonst hätte ich es damals gewagt, Musiker zu werden. Zur Musik nämlich fühlte ich schon seit meinem neunten Jahre den allerstärksten Zug; in jenem glücklichen Zustande, in dem man noch nicht die Grenzen seiner Begabung kennt und Alles, was man liebt, auch für erreichbar hält, hatte ich unzählige Compositionen niedergeschrieben und mir eine mehr als dilettantische Kenntniss der musikalischen Theorie erworben. Erst in der letzten Zeit meines Pförtner-Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntniss, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie.“ Wenn auch im weiteren Leben Ausübung der Musik und Composition immer mehr zurücktraten, so nahm das Interesse für die Musik doch nicht ab, ja in den Wagner-Jahren füllte es sein Leben zu einem guten Theile aus. Auch in den Jahren der Vereinsamung, als die Empfindlichkeit des Kopfes einerseits, die äusseren Verhältnisse andererseits ihn von der Musik abtrennten, gab er das Componiren nicht ganz auf. Noch 1887 zeigte er Deussen ein Requiem, das er für seine eigene Todtenfeier componirt hatte. Es ist natürlich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, was Nietzsche erreicht hätte, wenn er sich der Musik ganz ergeben hätte. Den bisher bekannt gewordenen Compositionen Nietzsche's scheinen die Musiker keinen Werth beizulegen. Aber auch bei bescheidener Schätzung wird man zugestehen, dass Nietzsche's Musiktalent weit über den Durchschnitt hinausragte.

Vielleicht noch früher als das musikalische erwachte bei Nietzsche das dichterische Talent. Fassen wir den Begriff weit, so gehören dazu Freude an dichterischen Erzeugnissen und Verständniss dafür, Trieb, dichterische Phantasiegebilde zu ersinnen und sie entweder sprachlich zu fixiren oder durch Handeln lebendig zu machen, Trieb, eigentliche Gedichte zu verfassen, Verlangen zur Meisterung der Sprache überhaupt, zu reden, zu schreiben, Stilgefühl und Stiltalent. Die Schwester erzählt, Nietzsche habe erst mit $2^1/_2$ Jahren sprechen gelernt, aber schon mit vier Jahren habe er angefangen, zu lesen und zu schreiben. Als er im sechsten Jahre in die Knaben-Bürgerschule geschickt worden war, meinten die Mitschüler, der kleine Nietzsche „könne Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen, dass man fast weinen müsste“, und sie nannten ihn den „kleinen Pastor.“ Der Freund Pinder schreibt: „Er beschäftigte sich als kleiner Knabe mit mancherlei Spielen,

die er sich selbst erdacht hatte . . ., so leitete er auch alle unsere Spiele und gab neue Methoden darin an.“ Von seinen Einfällen erzählt die Schwester mancherlei, wie er mit ihr in einer Märchenwelt gelebt habe und unerschöpflich gewesen sei in kindischen, aber doch originellen Erfindungen, wie er sich während des Krimkrieges für die kriegerischen Ereignisse begeistert habe, wie ihn später die homerischen Gestalten ganz erfüllten, wie er die „Götter des Olymps“ dichtete und aufführte. Sie citirt später (Biographie I, p. 75) eine Aufzeichnung Nietzsche's aus dem Jahre 1858, worin er „über seine drei ersten dichterischen Perioden“ urtheilte. „Auch fallen in die Jahre 1854, 55 meine ersten Gedichte . . . Ich hatte keine Vorbilder, konnte mir kaum denken, wie man einen Dichter nachahme, und formte sie, wie die Seele sie mir eingab.“ In der ersten Periode seien die Gedichte unbeholfen und schwer gewesen, in der zweiten geziert und phrasenhaft, in der dritten habe er versucht, Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. Auch habe er als Auslese sechsundvierzig Gedichte namhaft gemacht. Wenn man von einem Schriftsteller-Triebe reden darf, so hatte Nietzsche ihn. Während des Krimkrieges schreibt das Kind „ein Spielbuch mit siebzehn neuen von ihm ausgedachten Spielen; vierzehn davon beschäftigen sich ausschliesslich mit den Kämpfen und einer möglichen Eroberung von Sebastopol.“ Mit dreizehn Jahren schreibt Nietzsche seine erste Biographie und während der ganzen Jugendzeit verfasst er immer aufs Neue biographische Aufzeichnungen. Dieser Trieb, zu schreiben, beherrschte Nietzsche's ganzes Leben, ja er wurde zur Leidenschaft, vermöge deren in zwanzig Jahren trotz aller Krankheit eine ganz erstaunliche Menge von Niederschriften entstand. Das Dichterische im engeren Sinne wurde nach der Knabenzeit durch die philologischen und philosophischen Studien zurückgedrängt, aber die Flamme erlosch nie ganz und zur Zarathustra-Zeit loderte sie wieder hell auf. Jedoch war Nietzsche's poetisches Talent beschränkt. Die dramatische Art war ihm ganz fremd, wie man an den unglücklichen Empedokles-Versuchen sieht; es fehlte wohl überhaupt die gestaltbildende Kraft. Es handelte sich bei Nietzsche hauptsächlich um den sprachlichen Ausdruck von Stimmungen und um das Auffinden von Vergleichen; einige lyrische Gedichte sind ihm vortrefflich gelungen[1]) und sein Bilderreichthum schmückt auch seine Prosa. Er gilt ja besonders als Stilkünstler und es ist ersichtlich, dass ein schöner Stil der Hilfe des poetischen Talentes bedarf. Freilich spielt da auch das rhyth-

[1]) Auch Ziegler sagt sehr richtig, man finde unter Nietzsche's Liedern wahre Perlen. Er weist aber darauf hin, dass die poetische Kraft rasch erlahme, dass nicht selten der spätere Theil des Gedichtes abfalle: „die Töne werden rasch grell, einzelnes klingt geradezu burlesk, barock und bizarr . . .; weil es nicht ohne Gewaltsamkeit abgeht, fehlt es auch nicht an Geschmacklosigkeiten und ganz äusserlichen Wortassociationen.“

mische Gefühl eine grosse Rolle; hier und beim Reime ragt das Musikalische in das Sprachliche hinein.

Anlage zum Schauspieler scheint Nietzsche nicht gehabt zu haben. Ich finde eine Bemerkung darüber bei Deussen (Erinnerungen, p. 9 und 10): Nietzsche sei nie ein guter Recitator gewesen und habe sich im Schauspiele nicht ausgezeichnet. „Nietzsche war eben von Haus aus eine tiefernste Natur, alles Schauspielerhafte im tadelnden wie im lobenden Sinne lag ihm gänzlich fern; ich habe viele geistvolle Bemerkungen, aber selten einen guten Witz von ihm zu hören bekommen.“ Es mag hier auch daran erinnert sein, dass Nietzsche lange Zeit für das Vorwiegen des Schauspielers in R. Wagner blind war und später daraus Wagner den bittersten Vorwurf machte.

Wenn Deussen den Witz vermisst, so erzählt die Schwester dagegen viel von der Lustigkeit und den Scherzen des jugendlichen Nietzsche. Dem Schriftsteller Nietzsche allerdings gehen Humor und Witz fast ganz ab; weder in seinen Werken noch in seinen Briefen ist etwas davon zu finden.[1]) Wenigstens mir geht es so, dass ich friere, wenn Nietzsche heiter sein will. Das Vorwiegen der pessimistischen Stimmung allein kann es nicht machen. Beim Lesen der Schriften Schopenhauers habe ich manchmal herzlich lachen müssen, bei Nietzsche ist ein Lachen ganz unmöglich. Aus pessimistischen wie aus angeblich optimistischen Aeusserungen spricht dieselbe Trostlosigkeit. Er nennt sich selbst einmal profondément triste und das ist auch der Charakter seiner Schriften: immer hochgespannt und feierlich, nirgends ein Aufleuchten des Humors, ein Abwerfen des Prophetenmantels. Gerade deshalb, weil Nietzsche soviel von Heiterkeit, von fröhlicher Wissenschaft, von Lachen und Tanzen spricht, weil man dabei die Absicht fühlt, weil die heiteren Worte aus einem tieftraurigen Munde kommen, gerade deshalb friert der Leser. Man kann nicht blos sagen, dass die Schmerzen der Krankheit, die Enttäuschungen des Lebens, der Ernst der Anschauungen den Humor unterdrückt haben; es muss eben von vornherein wenig Humor vorhanden gewesen sein, sonst wäre trotz alles von aussen kommenden Uebels das Leben nicht so trübe geworden.

Für die bildenden Künste scheint Nietzsche wenig Anlage gehabt zu haben. In dem Portenser Abgangzeugniss heisst es: „Er hat nur kurze Zeit den öffentlichen Zeichenunterricht besucht und nichts Befriedigendes geleistet.“ Auch wenig Empfänglichkeit scheint dagewesen zu sein. Die Kurzsichtigkeit allein erklärt es nicht, dass Nietzsche sich so gut wie gar nicht um die Bildkunst gekümmert zu haben scheint. Im Jahre 1875 schreibt er an Fräulein v. Meysenbug (M. v. M. Individualitäten, 1901, p. 16): „Selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen

[1]) Eine gewisse Ausnahme kann man in dem späten „Fall Wagner“ sehen.

Darstellung“; wohl aber habe ihm Dürers Bild: Ritter, Tod und Teufel, Freude gemacht, und es ist ersichtlich, dass ihn nur der Gedankeninhalt des Bildes angesprochen hat. In Italien bleibt er unbeeinflusst durch die Kunstwerke: Die italienische Natur spielt in seinen Schriften eine Rolle, die Kunst nicht.

Am allerschwächsten war Nietzsche in der Mathematik. Er selbst sagt als Abiturient, er habe für Alles Interesse gehabt, „wenn ich von der allzuverstandesmässigen Wissenschaft, der mir allzulangweiligen Mathematik absehe.“ Das Abgangzeugniss drückt sich ziemlich mild aus: „Da er der Mathematik nie recht gleichmässigen Fleiss zugewendet hat, so ist er in seinen schriftlichen wie mündlichen Leistungen immer mehr zurückgegangen, sodass sich dieselben nicht mehr als befriedigend bezeichnen lassen, und seine ungenügenden Leistungen hierin nur durch die vorzüglichen Leistungen im Deutschen und Lateinischen ausgeglichen werden können.“ Derber sagt Deussen, Nietzsche habe in der Mathematik die 4 gehabt und habe gefürchtet, deshalb zurückgewiesen zu werden. Es versteht sich von selbst, dass die Mathematik ihm nur deshalb langweilig war, weil er von Hause aus unfähig war, sie zu verstehen. In geradezu komischer Weise zeigt sich bei ihm später sein Mangel dadurch, dass, sobald er sich verleiten lässt, geometrische Bezeichnungen zu brauchen, etwas ganz Tolles zu Tage kommt. „Perpendiculäre Sicherheit“ (VII, p. 154) möchte noch passiren, aber ganz schrecklich ist „das Thier, das . . beinahe innerhalb eines punctartigen Horizontes wohnt“ (I, p. 288). Abscheulichen Missbrauch treibt er mit dem Worte rechtwinklig. Im Zarathustra heisst es wiederholt: „rechtwinklig an Leib und Seele“ (p. 102, 411), „der rechtwinklige Leib“ (p. 45). Eine tête carrée giebt es ja, aber der rechtwinklige Mensch kommt nur in den Fliegenden Blättern vor. Das eigentliche Symbol aber der Amathematik ist „ein concentrischer Kreis“ (IV, p. 118)! Die Mathematiker sind „schwache Persönlichkeiten“ (XII, p. 14). Die Zeitvorstellung entsteht durch das Nacheinander (XII, p. 32). Irgend etwas geschieht „im kürzesten Atom seines Lebenslaufes“ (I, p. 523). Nietzsche steht also nicht nur mit den geometrischen, sondern auch mit den Zeit-Begriffen auf gespanntem Fusse.

Die Mathematik als wissenschaftliche Kunst leitet zu den eigentlichen Wissenschaften über. Nietzsche hat sich bethätigt als Sprachkundiger und als Philosoph. Die philologischen Leistungen Nietzsche's interessiren uns nur insofern, als seine ausgezeichnete philologische Begabung die Zahl seiner Vorzüge vermehrt. Jedoch steht die Philologie seinem Herzen nicht nahe: Er wird zu ihr geführt durch die Nöthigung der Schule und er verlässt sie wieder ohne sonderliches Bedauern. Auffallend ist, dass er trotz seines langen Aufenthaltes in Italien nicht ordentlich italienisch gelernt hat. Auch das überrascht, dass er im

Deutschen trotz seiner stilistischen Meisterschaft grobe Fehler macht. Auf das Heft, in dem er (mit vollem Rechte) die liederliche Sprache von David Strauss unbarmherzig aburtheilt, schreibt er: „Unzeitgemässe Betrachtungen“, während er doch hätte wissen müssen, dass gemäss kein Eigenschaftwort ist. Auch später gebraucht er wie der erste beste Zeitungschreiber falsche Adjectiva, declinirt so und so oft Adverbien: „im ausnahmsweisen Sinne“, „Sein Seltenes, Ausnahmsweises“ (Zarathustra und anderwärts). Sehr oft steht „sei“, wo „wäre“ stehen müsste. Er sagt „zahlreich“, wo es „viel“ heissen müsste. Er verschmäht Wendungen nicht wie „Dinge, in Bezug auf welche“. Er sagt (VI, p. 304): „die sich selber liebendste [Seele]“ statt: die sich am meisten liebende. Und anderes mehr. An die geschmacklosen oder unsinnigen neuen Worte werde ich später erinnern.

Ganz anders als die Philologie hatte die Philosophie Gewalt über Nietzsche. Schon der frühreife verschwiegene Knabe grübelte wahrscheinlich darüber, warum die Menschen so handeln, wie sie handeln, und welchen Zweck das ganze Treiben habe. Aus dem Anhange zum ersten Bande der Biographie sehen wir, wie der Achtzehnjährige, wenn auch nicht glücklich, so doch mit heissem Bemühen, philosophische Themata bearbeitete. Wenn wir von einem philosophischen Triebe sprechen, so ist das ebenso uneigentlich geredet wie bei der herkömmlichen Bezeichnung mancher anderen Triebe. Wir wissen nicht, was eigentlich treibt; Thatsache ist nur, dass einzelne Menschen durch ihre Organisation von Jugend auf genöthigt sind, sich mit den Fragen zu beschäftigen, die herkömmlicherweise als philosophische bezeichnet werden. Stumpf und gleichgiltig gehen die Anderen vorüber, sie begreifen gar nicht, wie man sich über dergleichen den Kopf zerbrechen könne, die Wenigen aber, denen die philosophische Gabe zu Theil geworden ist, müssen grübeln, wie der Seidenwurm spinnen muss. Man theilt die Philosophie in die theoretische und die practische in dem Sinne, wie Kant von reiner und von practischer Vernunft sprach. Jener Hauptgegenstände sind Erkenntnisslehre und Metaphysik, diese betrachtet die menschlichen Handlungen, sucht, sie zu verstehen, nach ihrem Werthe abzuschätzen und daraufhin das Leben zu ordnen. Diese Eintheilung ist auch insofern von Bedeutung, als die natürliche Anlage in ihrem Sinne als getheilt erscheint, so dass oft der Eine mehr zu metaphysischen Untersuchungen geneigt und geeignet ist, der Andere zu moralistischen. Getrennt freilich können beide Seiten nicht werden, schon deshalb nicht, weil Handlungen und Glück oder Unglück der Menschen viel mehr von der Metaphysik abhängen als von irgend etwas anderem. Nietzsche nun war zweifellos ein natürlicher Philosoph mit vorwiegend moralistischer Begabung. Schon in Leipzig, bei der ersten Bekanntschaft mit Schopenhauer tritt es hervor: Das vierte Buch der Welt als Wille und Vor-

stellung nimmt ihn ganz gefangen, alles andere ist nur Nebensache. Auch in den Baseler Jahren, als die Cultur-Phantasieen ihm die Hauptsache sind, läuft alles auf das Practische hinaus, bis er später mit Bewusstsein reiner Moralist wird. Er hat sich ja auch mit theoretischen Untersuchungen eingelassen, aber wenn man seine Schriften prüft, so sieht man bald, dass seine theoretische Philosophie nicht nur viel weniger Raum einnimmt als die practische, sondern auch viel weniger Werth hat. Als Psycholog und Moralist ist Nietzsche fast immer geistvoll; auch da, wo man ihm widersprechen muss, ist an dem, was er sagt, irgend etwas Wahres und trotz aller Einseitigkeit, trotz aller Widersprüche bleibt gewöhnlich ein brauchbarer Kern. So günstig kann man von Nietzsche's theoretischer Philosophie nicht urtheilen. Seine Erkenntnisslehre ist, gerade heraus gesagt, confuses Zeug. Eins passt nicht zum Anderen und nur das Bestreben, möglichst negativ zu sein, geht durch das Ganze, sodass, wenn irgend etwas herauskommt, es nur vollständiger Agnosticismus sein kann. Neben dieser karrikirten Skepsis steht eine Metaphysik, die an Naivetät ihres Gleichen nur bei den vorplatonischen Philosophen findet. Auch Die, die aus diesen oder jenen Gründen den Philosophen Nietzsche verehren, können unmöglich seine grossen Mängel übersehen. Aber andererseits müssen Die, bei denen die Kritik überwiegt, anerkennen, dass Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heisst einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte. Zu den Philosophen ersten Ranges freilich wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er meist aus zweiter Hand philosophirt, das heisst die Meinungen Anderer bestreitet, statt sich direct an die Wirklichkeit zu wenden. Es ist hier nicht der Ort, Nietzsche's Philosophie genauer zu besprechen, aber auf Eins muss ich eingehen, weil ich glaube, dass es für den Menschen Nietzsche von grosser Bedeutung gewesen sei. Für uns alle hat das Philosophiren damit angefangen, dass wir uns von den Meinungen, die uns durch langjährige Mühe in der Jugend beigebracht worden waren, befreien mussten. Nietzsche sagte sich in Bonn von den christlichen Anschauungen los, er begeisterte sich in Leipzig für Schopenhauer, ohne doch sein wirklicher Anhänger zu werden, und scheint im Jahre 1868 einen gewissen Abschluss dadurch erreicht zu haben, dass er sich die positivistische Anschauung aneignete. Er machte im Frühlinge des Jahres Studien zu einer Abhandlung: „Die Teleologie seit Kant“, und die Schwester meint, er habe die Anregung dazu aus Lange's Geschichte des Materialismus geschöpft, einem Buche, das er sehr hoch geschätzt habe. Er schreibt zu Ostern 1868 an Deussen (Erinnerungen, p. 41): „Wer aber den Gang der einschläglichen Untersuchungen, vornehmlich der physiologischen seit Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, dass jene Grenzen (des Erkenntnissvermögens) so sicher

und unfehlbar ermittelt sind. dass ausser den Theologen und einigen Philosophieprofessoren und dem Vulgus niemand mehr sich Einbildungen macht. Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der ‚absoluten‘ Wahrheit ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewussten — Relativität des Wissens — wie zum Beispiel alle namhaften Naturforscher.“ Es scheint, dass es Nietzsche gegangen ist wie manchen Menschen, die gar nichts von Naturwissenschaft verstehen: Sie haben einen mächtigen Respect vor den Aussprüchen „namhafter Naturforscher“ und, während sie sonst überhaupt nichts glauben, glauben sie den „Vertretern der modernen Wissenschaft“ auf's Wort. Auch Nietzsche hat sich gebeugt und hat geschworen: es giebt keine Metaphysik. Auf diesem Standpunkte ist er dann stehen geblieben. nie macht er einen Versuch, seine Gründe darzulegen, es handelt sich für ihn um eine abgethane Sache. Positivist zu sein, sich mit der Naturwissenschaft zu begnügen, das vermag einer, der nichts ist als Zoolog oder Chemiker oder dergleichen; ein Mensch, dem das „metaphysische Bedürfniss“ angeboren ist, wird unglücklich dabei. Im Anfange trugen Nietzsche die Jugendfrische, die Begeisterung für Wagner und für die neue Cultur über die Oede weg. Als er aber an seinen Idealen irre geworden war und versuchte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, da fand er sich in einer todten, sinnlosen Welt. Er verhärtete sich und schrie, so laut er konnte: Gott ist todt, alles ist Unsinn. Aber der Wurm frass ihm am Herzen, ein Mann wie er war nicht für die „Nachtansicht“ gemacht. Nun wollte er der rechte Alleszermalmer werden, in Wahrheit aber spricht die Verzweiflung aus ihm. Sie trieb ihn um, bis er sich selbst ein kümmerliches Surrogat der Metaphysik zurecht machte, erst seinen Uebermenschen und, als er den satt hatte, die Lehre von der ewigen Wiederkunft, die er wahrscheinlich auch wieder beseitigt hätte, wenn nicht die Krankheit dazwischen gekommen wäre. Ohne den Jammer der absoluten Physik versteht man Nietzsche's trauriges Schicksal nicht.

Nach den Anlagen zu Kunst und Wissenschaft mögen die sogenannten Charaktereigenschaften besprochen werden. Das Moralische eines Menschen im engeren Sinne des Wortes erkennt man bekanntlich aus seinen Handlungen, nicht aus seinen Reden. In diesem Sinne war an Nietzsche's Moralität nicht viel auszusetzen. Er hatte eben den Charakter von seinen Vorfahren geerbt und konnte gar nicht anders, als ihm gemäss handeln. So war er trotz aller grimmigen Reden in Wirklichkeit freundlich und theilnehmend, mitleidig und rücksichtvoll. Er bildete sich zwar ein, für die Verbrecher der Renaissancezeit zu schwärmen, oder that wenigstens so, thatsächlich aber wäre es ihm ebenso unmöglich gewesen, einen Anderen um̃zubringen, zu vergewaltigen, seines Gutes zu berauben, wie zu fliegen. Ziegler (Friedrich Nietzsche,

Berlin 1900, p. 164) sagt Folgendes: „Ob er persönlich grausam war. weiss ich nicht; seine Freunde und Freundinnen rühmen seine Weichheit, sein höfliches und rücksichtsvolles Benehmen im Verkehr mit anderen. Das beweist natürlich nicht, was es beweisen soll: Dieses rücksichtsvolle und formal höfliche Wesen gehört zu der Pose des vornehmen Mannes, für den er gelten wollte; eher liessen sich für ein weicheres Empfinden und für ein Herz voll Mitleid Stellen aus dem Zarathustra anführen. Aber ob nicht vielleicht doch ein von Natur Grausames in ihm gewesen ist, das er in gesunden Tagen zurückgedrängt und gebändigt hat, das aber durch seine Krankheit wenigstens phantasiemässig ins Perverse ausgeartet ist, das wäre doch zu fragen; es zu entscheiden, ist aber vielmehr Sache des Psychiaters, nicht die meinige.“ Ich meine so: Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Hause aus ein gewaltthätiges, höchst gefährliches Thier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergiebt eine Weichheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Dass seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubthiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegentheile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegentheil davon war. Dass er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch crasse Aussprüche zu ärgern. In den letzten Jahren allerdings spielte dabei das Krankhafte stärker mit, doch davon ist erst später zu reden. Auch das, was manche Leute von Nietzsche's sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt.

Nietzsche hatte einen „festen Willen“, das heisst, er führte, was seine Vernunft beschlossen hatte, auch unter Schwierigkeiten durch. Schon der Knabe beherrschte sich in merkwürdiger Weise. Dies zeigt gut eine von der Schwester mitgetheilte Anekdote (Biographie I, S. 105). Es wurde über die Geschichte von Mucius Scaevola gesprochen und der kleine Renommist Nietzsche ergriff eine Anzahl Zündhölzchen, brannte sie auf der flachen Hand an und streckte den Arm, ohne zu zucken, aus. Ein Oberer griff ein, aber es waren doch schon Brandwunden entstanden. In späterer Zeit zeigte sich zum Beispiele Nietzsche's Energie daran, wie er trotz der schweren Migräne-Krankheit seine Arbeiten durchführte, wie er Entbehrungen ertrug, die er für nothwendig hielt.

Auch besass er persönlichen Muth. Er trat in Bonn auf die Mensur (er wurde nach drei Minuten durch eine Tiefquart abgeführt) und

beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich wollte er als Soldat seine Pflicht thun.

Zu Selbstbeherrschung und Muth trat ein grosser Stolz hinzu. Wenn der Knabe nicht lügen wollte, weil sich das für einen Grafen Niëtzky nicht schicke, so giebt sich darin wenigstens das von vornherein vorhandene Bewusstsein kund, etwas Besonderes zu sein. Später zeigte er im persönlichen Verkehre seinen Stolz hauptsächlich durch ausgesuchte Höflichkeit, schriftlich aber wurde er manchmal deutlicher. So schreibt der junge Mensch an seinen Freund Deussen, der durchaus nicht schroff gewesen zu sein scheint: „Im Ernste, mein Freund, ich muss bitten, wenn Du von mir sprichst, mit etwas mehr Respect zu reden," und manchmal behandelte er ihn noch gröber [1]). Mit den Jahren nahm natürlich das Bewusstsein der eigenen Bedeutung zu. Es wurde durch die ungerechte Vernachlässigung, die seine späteren Schriften erfuhren, zu bedenklicher Höhe gesteigert, sodass es manchmal schwer zu sagen ist, ob es sich noch um überreiztes Selbstgefühl oder schon um paralytischen Grössenwahn handelt. Eben deshalb muss ich später auf den Gegenstand zurückkommen und ich verzichte deshalb hier auf Citate.

Der Schriftsteller kann seiner Natur nach auf Beifall nicht verzichten; man wird sich daher nicht wundern, bei einem Menschen wie Nietzsche, der durch und durch Schriftsteller war, ein reiches Maass von Beifallsliebe zu finden. Beifallsliebe und Stolz kommen leicht in Widerspruch und überwiegt jene, so spricht man von Eitelkeit. Auch gebraucht man dieses Wort, wenn es sich um Stolz auf Nichtiges handelt. In beiden Hinsichten kann man Nietzsche eitel nennen, indessen ist damit nichts Schlimmes gesagt, denn wer wäre nicht ein wenig eitel? [2]) Bei Nietzsche befremdet nur deshalb manche an sich harmlose Aeusserung von Eitelkeit, weil sie zu seinem maasslosen Stolze nicht passt. So kokettirt er gelegentlich mit den aristokratischen Bekanntschaften, die ihm die Freundschaft mit Wagner verschafft hatte. So glaubt er noch als reifer Mann an das Märchen vom polnischen Grafen

---

1) Als Nietzsche ihm seine Ernennung zum Professor in Basel angezeigt hatte, schrieb Deussen einen Glückwunschbrief und konnte dabei etwas Neid nicht unterdrücken. Daraufhin erhielt er eine Visitenkarte Nietzsche's, auf der etwa folgende Worte standen: Werther Freund, wenn nicht etwa zufällige Störungen Deines Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muss ich bitten, unsere Beziehung hiermit als abgeschlossen zu betrachten. Friedrich Nietzsche. — Als Deussen sein Erstaunen ausdrückte, schickte ihm Nietzsche den Glückwunschbrief mit einem Commentar zurück, der ihn für ein Gemisch von Neid, Bornirtheit und Bauernstolz erklärte.

2) Etwas komisch wirkt es, wenn der vierundzwanzigjährige Nietzsche an Deussen schreibt: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?"

und lässt sich von irgend einem Schwindler ein Schriftstück über l'origine de la famille seigneuriale de Niëtzky aufbinden (Biographie I, S. 11). Besonders kennzeichnend ist die für Brandes geschriebene Vita; allerdings war er damals schon paralytisch, aber es scheint, dass die Krankheit nur die Scham weggenommen hat. Ich komme später darauf zurück. Vielleicht wäre er in gesunden Tagen überhaupt weniger entgegenkommend gegen Brandes gewesen. Jedoch muss man sagen, dass jede Anerkennung ihm in seiner Lage willkommen sein musste. Ein beinahe verdursteter Mensch trinkt jedes Wasser, und wenn Einer durch lange Jahre consequent todtgeschwiegen worden ist, dann nimmt er den Beifall, wo er ihn findet, in der Hoffnung, dass das lobende Wort die rechten Leute aufmerksam machen werde. Es war bei dem alternden Schopenhauer gerade so; auch dieser horchte auf jedwede Anerkennung, weil er sich sagte: wenn nur überhaupt geredet wird, so kommt das Weitere schon. Auch insofern gleicht Nietzsche Schopenhauer, als bei Beiden durch den Mangel an Beifall eine grenzenlose Verbitterung erzeugt wurde. Der schreiende Ton der späteren Schriften Nietzsche's, seine immer wachsende Heftigkeit, seine Gier, Andersdenkende zu verletzen, seine Wuth gegen Deutschland, aus alledem spricht das ungestillte Verlangen nach Beifall, das durch die krankmachenden Einflüsse nicht hervorgerufen, sondern nur verzerrt worden ist.

Ich komme nun zu einem Charakterzuge, der das eigentlich Krankhafte in Nietzsche's geistiger Constitution war. Es ist aber schwer, ein genügendes Wort zu finden. Vielleicht sagt man am besten: Maasslosigkeit, das heisst Mangel an Sophrosyne, Neigung zur Uebertreibung, zum Superlativ, zu Fanatismus. Als ich ein junger Mann war, im Herbste 1874 lernte ich zuerst Nietzsche kennen durch seine Schrift über Schopenhauer. Ich war ganz entzückt davon und bat meinen Vater, sie auch zu lesen. Als er mir das Heft zurückgab, sagte er nichts als: „Welch ein maassloser Mensch!“ Daran habe ich oft denken müssen, als ich mehr und mehr mit Nietzsche's Werken vertraut wurde. Das erste ist natürlich eine leidenschaftliche Gemüthsart. In der That beginnt die Schwester die Schilderung des kindlichen Bruders mit folgenden Worten (Biographie I, S. 27): „Von seiner in den ersten sechs Lebensjahren plötzlich ausbrechenden Leidenschaftlichkeit ist auch mir erzählt worden, doch kann ich mich nicht persönlich daran erinnern. Er fing nämlich schon sehr früh an, Selbstbeherrschung zu üben.“ Es scheint wirklich Nietzsche sehr früh und sehr gut gelungen zu sein, sich in den Zügeln zu halten. Aber das unterirdische Feuer war trotzdem da und es bahnte sich später in zweierlei Art einen Weg, als Leidenschaft zur Arbeit (Schaffenslust, Schreibewuth) und als Leidenschaft im Urtheile (Ueberschwenglichkeit, superlativische Zu- und Abneigung). In seiner Thätigkeit konnte er sich keine Ruhe gönnen, es zwang ihn vorwärts,

oft zu seinem eigenen Schaden. Die Ueberschwenglichkeit zeigte sich anfangs in der Begeisterung für fremde, später in der für die eigenen Ideen. Das Merkwürdige aber war, dass neben ihr ein ausserordentlich scharfes Kritikvermögen herlief und dass manchmal schon früh und dann vorübergehend, manchmal erst nach längerer Zeit und dann dauernd die Begeisterung von der kühlen Kritik überwältigt wurde. Da aber die Kritik das Fortbestehen der Ueberschwenglichkeit nicht hindern konnte, so war das Ergebniss ein mehr oder weniger rascher Wechsel in der Auffassung; die Götter von gestern wurden heute je nachdem vernachlässigt oder misshandelt. Am deutlichsten tritt dieses Verfahren in dem Verhältnisse zu Schopenhauer und zu Wagner zu Tage. Wäre die anfängliche Begeisterung für Beide später einem kühleren Urtheile und kritischem Verhalten gewichen, so brauchte man sich nicht zu wundern, denn so ist es Vielen ergangen. Ueberdem war Nietzsche ein sehr junger Mann, als er begeistert war, und die Jugend ist „Trunkenheit ohne Wein.“ Das Auszeichnende bei Nietzsche jedoch ist, dass die Ueberschätzung über alle Grenzen hinausging und dass der Umschlag ihn nicht zu ruhiger Kritik, sondern zu bitterer Feindschaft führte. Dass die Begeisterung echt war, kann man kaum bezweifeln, da dafür nicht nur die Schriften, sondern auch die Briefe und andere private Aeusserungen zeugen. Aber es kommt doch eine wunderliche Zwiespältigkeit zum Vorscheine. Er unterwirft Schopenhauer's Hauptgedanken 1867 einer verneinenden Kritik und schreibt doch (I, S. 398), in Schopenhauer habe er keine Paradoxie, nur hier und da einen kleinen Irrthum gefunden. Er schreibt sich 1874 alles auf, was er später gegen Wagner sagt, und veröffentlicht doch 1876 die Wagner geradezu verhimmelnde vierte „unzeitgemässe“ Betrachtung. Ist das Selbsttäuschung? Wer mag es wissen!? Der Hauptgedanke seines Lebens war: wir brauchen eine neue Cultur, und nun verfällt er auf die Idee, Wagner's Opern brächten diese neue Cultur. Begreiflicherweise muss er dabei aus dem armen Wagner ein übernatürliches Wesen machen, und als die Ernüchterung eintritt, muss dieser dafür büssen, dass er kein Gott ist. Der dionysische Held wird zum Jugendverführer, zum Repräsentanten der Décadence, und so weiter. Ganz ähnlich ist es mit Schopenhauer; erst soll er der Führer zu einer neuen Cultur sein, er wird gepriesen als heroischer Charakter, später wird der verweichlichende Einfluss seiner Lehre mit Erbitterung bekämpft und der Meister als „Pessimist, der die Flöte bläst“, verhöhnt. Ueberall ist der im Leben so höfliche Nietzsche ein schonungslos grober Schriftsteller: sobald Einer nicht seinen vollen Beifall findet, ist an ihm kein gutes Haar und die Injurien werden nicht gespart. Gelegentlich siegt die Besonnenheit und dann urtheilt er über sich mit erfreulicher Klarheit. So schreibt er 1880 (XI, S. 408): „Als ich jüngst den Versuch machte,

meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — hässliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit und wer diesen Dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muss sich auf eine langwierige Cur gefasst machen." Jeder Schulmeister wird denken: wer so schöne Erkenntniss hat, dem ist geholfen. Ja, wenn der Mensch eine „Intelligenz" wäre, dann möchte es schon so sein, in Wirklichkeit aber kommt der ursprüngliche Charakter immer wieder oben auf. Nicht nur, dass Nietzsche nach 1880 den Fanatismus nicht verabschiedet, vielmehr wird er von Jahr zu Jahr fanatischer, sodass das Urtheil von 1880 auf die späteren Schriften noch viel mehr passt als auf die älteren. Die Leidenschaftlichkeit führt zu einer gewissen Unbedenklichkeit. Nicht nur soll alles möglichst energisch ausgedrückt werden, wobei die feineren Unterscheidungen verloren gehen, sondern es werden auch die hypothetischen Urtheile in kategorische verwandelt, „vielleicht" wird bei Seite geschoben, es heisst ja oder nein. Dazu kommt die Ungeduld. Die Wahrheit muss im Sprunge ergriffen werden. Weg mit Definitionen und Beweisen, die blos für Philister gut sind; der Prophet verkündet die Wahrheit, er beweist sie nicht. „Was habe ich mit Widerlegungen zu schaffen," sagt Nietzsche später. Natürlich entsteht dabei ein sprunghaftes Verfahren, die Gedanken werden nicht zu Ende gedacht. Hochmuth und Hast verhindern es, der Zusammenhang hört auf und schliesslich müssen Gedankenfetzen genügen [1]).

Wenn die wichtigsten Charakterzüge aufgezählt werden sollen, so dürfen die Beziehungen zu Freundschaft und Liebe nicht fehlen. In Nietzsche's Jugend spielt die Freundschaft eine grosse Rolle: als Schüler, als Student, als junger Professor, immer ist er in innigen Beziehungen zu Gleichalterigen oder auch Jüngeren. Er braucht ihr Gespräch und er schreibt viele Briefe an sie. Ohne Freundschaft sei das Leben nichts werth, sie gebe allem Guten erst die Würze. Es wird vielleicht Manche befremden, wenn ich sage, dass mir die Freundschaft immer ein Problem gewesen sei. Sie ist nämlich im physiologischen Sinne zwecklos. Natürlich versteht man, dass viele Menschen ein Bedürfniss nach Gespräch mit verständnissvollen anderen Menschen haben, weil sie durch das

---

1) Deussen sagt (l. c. S. 80): Nietzsche war „eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben".

Aussprechen sich klarer werden und ihre Gedanken dabei wachsen, weil sonst die Langeweile zu gross würde. Man versteht auch, dass Leute, die durch einen gemeinsamen Zweck verknüpft sind, allmählich sich mehr und mehr an einander gewöhnen und ein Bedürfniss nach Zusammensein haben. Aber dort befremdet die zwischen Freunden bestehende Zärtlichkeit, die Werthschätzung nicht nur der geistigen Aeusserungen, sondern der Person selbst, hier handelt es sich um das, was man recht passend Pferdefreundschaft nennt. Ich glaube doch, dass zur eigentlichen Freundschaft noch etwas gehöre, dass sie auf versetztem Geschlechtstriebe beruhe, eine Verbindung von diesem mit dem Verlangen nach geistigem Verkehre sei. Für diese Meinung sprechen manche Beobachtungen. Am deutlichsten ist die Sache bei den Mädchenfreundschaften: sie sind sozusagen Phantom-Uebungen und hören auf, wenn durch das Erscheinen des Rechten das Gefühl in die rechte Bahn gelenkt wird. Bei Männern wird die Freundschaft um so mehr geschätzt, je untauglicher die Weiber zu geistigem Verkehre sind, sei es, dass der Einzelne besonders hohe Anforderungen macht, sei es, dass die Weiber durchschnittlich auf einer niedrigen Stufe stehen. Auch die Trennung der Geschlechter ist wichtig: im Alterthume war viel mehr von Freundschaft die Rede als jetzt. Der Trieb zur Freundschaft geht zeitlich neben dem Geschlechtstriebe. Wenn dieser erwacht, sind als Gegenstände der Zärtlichkeit in der Regel nur gleichgeschlechtige Menschen vorhanden. Freundschaft zwischen älteren Leuten ist recht selten, wenn man von conservirten Jugendfreundschaften und Interessengemeinschaften absieht, und so weiter. Bei Nietzsche treffen zusammen ein ausserordentlich starkes Aussprech-Bedürfniss, eine hohe geistige Entwickelung mit der Richtung auf Gegenstände, die für gemischte Gesellschaft nicht taugen, und ein verhältnissmässig schwacher Geschlechtstrieb. Ist der letztere sehr stark, so ist auf die Dauer eine Täuschung kaum möglich, ist er aber schwach, so kann lange Zeit hindurch das Sehnen nach der innigen Gemeinschaft, das zunächst unverstanden bleibt, durch Freundschaft befriedigt werden. Man darf diese Dinge nicht mit der Verkehrung des Geschlechtstriebes verwechseln, denn eine bewusste geschlechtliche Erregung durch das gleiche Geschlecht ist nicht gemeint. Wohl kann auch der Verkehrung eine Zeit der Unklarheit vorausgehen, dann aber erregt das gleiche Geschlecht unzweifelhafte Gefühle, während das andere Geschlecht nur schwach oder gar nicht wirkt, ja nicht selten geradezu abgelehnt wird. Bei Freundschaft mit unbewusstem geschlechtlichen Untergrunde aber ist im Bewusstsein gar nichts von Geschlechtlichkeit, ja der Gedanke daran würde Entrüstung hervorrufen. Ich betone das deshalb, weil wiederholt bei Nietzsche ein gewisser Grad von Verkehrung vermuthet worden ist, weil insbesondere seine innige Freundschaft mit einigen Schülern in Basel diese

Meinung unterhalten hat. Soweit wie ich die Sache beurtheilen kann, ist die Vermuthung unberechtigt. Man kann Nietzsche's geschlechtliches Empfinden nur insofern abnorm nennen, als die Wirkung des anderen Geschlechtes auf ihn schwach war. Er empfand rein körperlich wohl ebenso wie andere Leute, aber es fehlte der starke seelische Trieb zum Weibe, der den gesunden Mann zur Hingabe an ein Weib zu nöthigen pflegt. Diese Freiheit von dem den Meisten gefährlichen Zauber verlieh ihm eine gewisse Unbefangenheit dem weiblichen Geschlechte gegenüber und befähigte ihn frühzeitig zu einem kalten und richtigen Urtheile über die Weiber. Bei wenigen seiner Lehren ist eine so uneingeschränkte Zustimmung möglich wie hier. Einzelne schroffe Aeusserungen erklären sich durch Nietzsche's Vorliebe für gespitzte Ausdrücke, so das etwas rohe Wort von der Peitsche, das er übrigens nur übernommen hat. Natürlich ist die Behauptung, Nietzsche sei ein Weiberfeind gewesen. ganz unbegründet. Es geht das aus seinen eigenen Aussprüchen hervor und auch daraus, dass ihm Damenverkehr ganz angenehm war. Manchmal freilich scheint die Sache nicht recht freiwillig gewesen zu sein. Manche „hefteten sich an seine Sohlen", aber oft war er doch mit Vergnügen dabei. Wahrscheinlich ist zuweilen gerade bei Solchen, bei denen der Trieb nicht stark ist, der gesellige Verkehr wohlthätig: sie empfinden eine mässige Erregung und das ist ihnen für gewöhnlich genug. Es hat sich die Sage gebildet, geschlechtlichen Verkehr im eigentlichen Sinne des Wortes habe Nietzsche nicht gehabt. Deussen, um nur Einen zu nennen, meint (Erinnerungen, S. 24), auf ihn habe das Wort Anwendung gefunden: mulierem numquam attigit. Er erzählt eine wunderliche Geschichte, die er von Nietzsche selbst hat. Ein Dienstmann habe Nietzsche 1865 in Köln in ein Bordell geführt. „Ich sah mich plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinctmässig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung und ich gewann das Freie." Man kann unbedenklich zugeben, dass Nietzsche bis 1865 jede bedenkliche Berührung vermieden habe. Es ist aber von vornherein höchst unwahrscheinlich, dass es immer so geblieben sei. Man muss sich doch sagen, dass ein Philosoph, ein geborener Moralist schon aus Wissbegierde vom Apfel zu essen gezwungen war. Nietzsche spricht ja selbst so oft von seiner gefährlichen Neugierde und nun sollen wir glauben, dass sie vor der interessantesten Angelegenheit Halt gemacht habe. Die Lust hätte er überwinden können, die Wissbegierde nicht. Er selbst nennt (XI, p. 24) die Virginität eine blasse unproductive Halbtugend und macht auch an anderen Orten einige Andeutungen. Wir sind aber nicht auf blosse Vermuthungen angewiesen. Gewährsmänner, deren Name

freilich nicht genannt werden soll, erklären, dass Nietzsche schon in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und dass er später von Zeit zu Zeit mit den Personen, die nun einmal sich den männlichen Bedürfnissen zur Verfügung stellen, Beziehungen gehabt habe. Von Liebe kann man dabei freilich nicht sprechen, es handelt sich nur um ein Mittel zur Entleerung. Ein „Verhältniss“ scheint Nietzsche nie gehabt zu haben Die Beziehungen zu der Französin in Bayreuth waren nur „Flirtation“.

Es entspricht der streng auf das Geistige gerichteten Natur Nietzsche's, dass er durchweg mässig gewesen ist. Als Student bekam er rasch einen Abscheu gegen das ekelhafte Biersaufen der deutschen Studenten und später hat er fast abstinent gelebt. Zu seinem Ruhme sei hervorgehoben, dass er manches kräftige Wort gegen den Alkoholismus gefunden hat und dass er in ihm klar eine Hauptursache der Entartung des Volkes erkannte. Auf das Vergnügen am Essen hat er nie grosses Gewicht gelegt. Doch war er geneigt, der richtigen Ernährung grossen Werth beizulegen. Ein Brief an v. Gersdorff (Biographie II, S. 43) enthält eine lange Abhandlung über Vegetarianismus. Später war er durch seine krankhaften Zustände genöthigt, sich viel mit dem Magen zu beschäftigen. Die Schwester betont („Zukunft“ vom 9. Januar 1900), dass Nietzsche durch das Büchlein des alten Cornaro veranlasst worden sei, zu wenig zu essen und sich dadurch zu schädigen. Es scheint, dass auch die Sparsamkeit dabei im Spiele war: Nietzsche fürchtete, nicht mit seinem Gelde auszukommen und entzog sich zuweilen geradezu das Nöthige, wie die Angaben über sein Leben in Genua, die nach Nietzsche's eigenen Mittheilungen Fräulein von Salis-Marschlins macht (Philosoph und Edelmensch, 1894, S. 76), darthun. Immerhin war Nietzsche, als er in die letzte Krankheit verfiel, ganz gut genährt. Er wog beim Eintritte in die Baseler Anstalt 165 Pfund. Deussen erwähnt, Nietzsche habe immer eine Vorliebe für Süssigkeiten gehabt, und noch im letzten Jahre rühmt Nietzsche die guten Conditoreien in Turin. Vielleicht hängt diese Neigung damit zusammen, dass er nicht nur nicht trank, sondern auch nicht rauchte. —

Blicken wir auf das in groben Zügen gezeichnete Bild des ursprünglichen Nietzsche zurück und fassen wir besonders das Abnorme ins Auge, so erscheint Nietzsche zunächst als ein im höchsten Grade begabter, aber einseitiger Mensch. Der Mangel an Harmonie, die ungleichmässige Entwickelung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der grossen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne sammt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung. Es kommt auf die Gestaltung im Einzelnen und das Auftreten besonderer Charakterzüge an: davon hängt es ab, ob der hervorragende Mensch auch dem ungeschärften Auge den Eindruck des Krankhaften macht

und ob er vorwiegend nützlich oder vorwiegend schädlich ist. Nietzsche ist erstens ein durchaus theoretischer Mensch, sein Wesen ist ganz auf Gefühl und Erkenntniss gerichtet, er ist schlecht ausgerüstet für das praktische Leben. Er hat wenig Sinn für die wichtigsten Gemeinschaften, die Ehe und die Gemeinde, es fehlt ihm am „Herdensinne“ und er ist nicht durch Zufall, sondern von Natur aus ein Einsiedler. Da es wahrscheinlich auch an dem Erwerbsinne und dem, was dazu gehört, fehlte, so wäre es ihm in einer primitiven Gesellschaft, in der Professoren und Schriftsteller unnütz sind, recht schlecht gegangen. Umgekehrt braucht man sich nur zu denken, dass eine ganze Gesellschaft aus solchen Leuten wie Nietzsche bestände, um einzusehen, dass „die Art“ nicht dabei bestehen könnte.

Die Begabung Nietzsche's ist dadurch gekennzeichnet, dass er für Musik, Poesie, Sprache vorzüglich, für die andere, mehr realistische Gruppe, das heisst bildende Kunst, Mechanik, Mathematik, schlecht begabt war. Diese Theilung kommt ja oft vor, bei Nietzsche ist nur auffallend die Schroffheit des Gegensatzes, die Grösse der Disharmonie.

Das eigentliche Stigma aber ist das, was ich vorhin als Maasslosigkeit bezeichnet habe. Sie hinderte Nietzsche, seine hohe Begabung sozusagen auszunutzen, sie verdarb ihm nicht nur sein Leben, sondern auch sein Werk. Es ist von vornherein gefährlich, wenn Einer verschiedene, ungefähr gleich starke Talente hat, denn er wird gewissermaassen nach verschiedenen Seiten gezogen [1]). Jedoch kann die Sache gut ausgehen, wie manche Beispiele beweisen. Bei Nietzsche kämpften, wenn man so sagen darf, die dichterische und die philosophische Anlage um den Sieg. Unglücklicherweise bewirkte der Mangel an Sophrosyne, dass nicht den beiden getrennte Gebiete zugewiesen wurden, dass eine Anlage die andere störte. Man hat ihn den Dichter-Philosophen genannt und hat geglaubt, damit ein Lob auszusprechen. Es ist aber wirklich kein Lob. Der Dichter will Gefühle erwecken, der Philosoph möchte sie ausschalten, jenem liegt es am schönen Scheine, dieser hasst jeden Schein, und so fort.

Nehmen wir die Sprache. Für philosophische Darlegungen ist die beste Sprache die, die man sozusagen gar nicht merkt, die sich schlicht und einfach an den Gedanken anlegt, wie ein glatt sitzendes Kleid. Durchsichtige Klarheit ist das Ziel, und deutlich zu sein ist die Herzenssache des Denkers. Nietzsche aber will schön schreiben, er sucht geradezu nach Aufputz und Verkleidung des Gedankens, wie die Sachen klingen, darum sorgt er sich, ja er ist stolz darauf, schwer verstanden zu werden, und verlangt noch nach einer Maske. Das Alles ist die Art des Belle-

[1]) „Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem“, hat Nietzsche einmal gesagt.

tristen, nicht des Philosophen. Andererseits ist die didactische Poesie für uns eine traurige Art von Poesie: in alten Zeiten, als der Mensch sich nicht anders zu helfen wusste, naiv Dichten und Denken vermengte, da hatte sie ihr Recht, aber die Nachahmung des Alterthums ist Koketterie. Gewiss können einzelne Gedanken in poetischer Form ausgesprochen werden, und dies ist Nietzsche oft genug sehr gut gelungen. Aber ein Lehrgedicht in vier Büchern, das geht eigentlich gegen den guten Geschmack. Die Philosophie fährt schlecht dabei und die Poesie auch.

Maasslosigkeit und guter Geschmack vertragen sich nicht. Bewundern wir hier das Feingefühl Nietzsche's, so verletzt uns auf der nächsten Seite eine grobe Geschmacklosigkeit, und je älter er wird, um so häufiger werden diese Verletzungen. Nur ein Theil der Geschmacklosigkeiten kann auf die Rechnung der progressiven Paralyse gesetzt werden.

Maasslosigkeit und Stetigkeit vertragen sich nicht. Mit jener wächst die Neigung zum Aphorismus, das heisst zum Abreissen des Gedankens. Die Fixigkeit des Denkens nimmt zu, die Richtigkeit leidet allzu oft. Weil keine Gedankenreihe zu Ende gedacht wird, müssen trotz alles Scharfsinnes Halbwahrheiten und Widersprüche das Ende sein. Die Ungeduld läuft zu rasch, das Ziel soll mit einem Male erreicht werden, sie glaubt es erreicht zu haben, wenn sie es sieht; dann tauchen schon neue Ziele auf und der rastlose Lauf bleibt schliesslich erfolglos. —

Vielleicht wird Mancher an meiner Schilderung des ursprünglichen Nietzsche manches vermissen. Der Eine wird sagen: Du redest immer von Anlagen und Charakterzügen; wissenschaftlicher wäre es, Du gäbest uns eine ordentliche Diagnose und sagtest, ob Nietzsche an Neurasthenie, an Melancholie, an Zwangsvorstellungen oder an was sonst gelitten habe. Zuerst will ich darauf erwidern, dass das Modewort „Neurasthenie“ mir mit der Zeit auf die Nerven fällt. So, wie es gebraucht wird („unser Zeitalter ist das der Neurasthenie“, und so weiter), ist es freilich eine Klappe, die viele Fliegen trifft, aber verständigerweise kann man unter Nervenschwäche nur einen Zustand gesteigerter Ermüdbarkeit verstehen, einen Zustand, der recht oft vorkommt, aber nicht die ihm in den Mode-Declamationen zugeschriebene Bedeutung hat. Nietzsche war gar nicht nervenschwach: es ist weder von körperlicher, noch von geistiger Ermüdung bei ihm die Rede, man möge also das Gerede von Neurasthenie lassen. Nietzsche war auch nicht melancholisch. Abgesehen davon, dass eine Hemmung bei ihm gar nicht bestand, verdient auch seine Traurigkeit die Bezeichnung melancholisch nicht. Sie war in der Hauptsache völlig berechtigt, denn sie entstand

aus dem Kummer über seine Krankheit, aus den Enttäuschungen, die er mit Wagner und Anderen erfahren hatte, aus der Trostlosigkeit seiner Auffassung von Welt und Leben, aus dem Verdrusse und den Sorgen seines Lebens. Sein Temperament, wenn man das Wort gebrauchen darf, war durchaus nicht melancholisch, sondern eher sanguinisch-cholerisch. Auch von Zwangsvorstellungen und ähnlichen Zufällen kann ich bei Nietzsche nichts finden. Es ist richtig, dass seine unaufhörlichen Wiederholungen, sein Todthetzen von Wörtern und Wendungen den Laien an Zwangsvorstellungen denken lassen können, aber im wissenschaftlichen Sinne sind Zwangsvorstellungen nicht vorhanden.

Will man schulmässig reden, so gehört Nietzsche's ursprünglicher Zustand in das grosse Gebiet der Nervosität, besser gesagt zu den leichten Formen der Entartung. Man muss bei Denen, die im Französischen dégénérés supérieurs genannt werden, unterscheiden: den primären Zustand und die etwa hinzutretenden Zufälle. Die Hauptsache sind nicht diese, sondern jener ist es, wenn auch in der Literatur von den Zufällen mehr die Rede ist. Der primäre Zustand führt die Leute nicht zum Arzte, aber von ihm hängt es ab, was sie im Leben sind. Den primären Zustand Nietzsche's habe ich schildern wollen. Eigentliche Zufälle sind bis zur Entwickelung der progressiven Paralyse nicht nachzuweisen[1]).

Ein Anderer wird mir sagen: Du scheinst vom milieu nichts zu wissen; der Mensch ist das, was ihn umgiebt, und Nietzsche's Eigenart hing von den Einflüssen ab, die auf ihn wirkten. Nun, ich leugne die Bedeutung der individuellen Erlebnisse nicht, aber sie machen den Menschen nicht und nicht die Art, wie er reagirt, sondern der Inhalt seiner Aeusserungen ist zum Theil ihr Werk. Bei Nietzsche haben wir in der Kindheit vorwiegend weibliche Einflüsse: Mutter, Schwester, Grossmutter, Tanten, Mägde. Man hat zuweilen von Nietzsche's Feminismus gesprochen und hat damit gemeint, dass er als Schriftsteller mehr negativ als positiv sei, mehr auf die Meinungen Anderer reagire, als dass er aus sich heraus neue Ansätze gäbe. Daran dürften die Damen des Nietzsche'schen Hauses ganz unschuldig sein. Eher könnte man denken, dass auf ihre Einwirkung das höfische Wesen, das Nietzsche als Mensch gezeigt haben soll, zurückzuführen sei. Der Vater war Erzieher bei Hofe gewesen, die Mutter wird als eine feine tactvolle Frau geschildert, also mögen gute Manieren in der Familie zu Hause gewesen sein. In dieser Richtung wirkte wohl auch das gesellschaftliche Wesen des an Räthen und Geheimräthen reichen Naumburg. Als

---

[1]) Der kranke Nietzsche hat ausgesagt, er habe bis zum 17. Jahre an „epileptoiden Zuständen ohne Bewusstseinsverlust“ gelitten. Ob etwas darauf zu geben ist?

Freunde hatte Nietzsche gute und geweckte Jungen, in der Schule wurde er gut behandelt, die Fürstenschule hatte einen streng humanistisch-christlichen Charakter. Als Student machte er durch kurze Zeit das studentische Treiben mit, zog sich bald zurück und war dann der Mann, der er im Ganzen immer war. Aus alledem ist blutwenig zu schliessen, und auch die Milieu-Fanatiker müssen einsehen, dass an der fremdartigen Erscheinung Nietzsche's die harmlose Welt, in der er sich entwickelt hat, wenig Theil hatte. Vielleicht das lässt sich durch seinen Lehrgang erklären, dass Nietzsche sein Leben lang mit Schulmeisteraugen auf die Welt gesehen hat. Zwar findet er zuweilen sehr gute Worte gegen den Ratoinalismus. „Eine Umwandlung des Wesens durch Erkenntniss ist der gemeine Irrthum des Rationalismus", schreibt er an Deussen (l. c., p. 72), aber er war doch ein eingefleischter Rationalist. Es ist sein Grundirrthum, dass man den Menschen durch Reden ändern, den Künstler, den Philosophen machen könne. Am Ende ist der Zarathustra auch nichts als ein alter Schulmeister, der über den Berg läuft und Reden hält. Aber das gehört schon nicht mehr zum Wesen. Was er dachte freilich, das musste an das Gehörte und Gelesene anknüpfen. Da haben wir die bürgerlichen und die patriotischen Anschauungen, die Christenlehre, die antike Literatur, alte und romantische Musik, allerhand deutsche Dichter, dann als Sauerteig die theologische Kritik und die Philosophie Schopenhauer's. Des grossen Philosophen Gedanken haben den grössten und den nachhaltigsten Einfluss auf Nietzsche's Denken gehabt. Zuerst wollte er sein Jünger sein, versuchte es sogar mit Askese, dann hielt ihn die Persönlichkeit gefesselt, endlich wurde er „Neinsager" und bis zum Schlusse bildet die Verneinung Schopenhauerischer Gedanken einen Haupttheil seiner Philosophie. Die Metaphysik Schopenhauer's nahm er nie recht an, ja er hat das eigentlich Werthvolle an ihr gar nicht verstanden, aber die romantischen Bestandtheile der Lehre und besonders der Pessimismus gingen ihm ein. Erst jubelte er dem Pessimismus zu als einer heroischen Denkweise, obwohl er im Grunde lebensfreudig war. Als später Krankheit und Vereinsamung da waren und er im Herzen Pessimist geworden war, da begeisterte er sich für das Leben, sang ihm entzückte Loblieder und pries es sozusagen mit Haut und Haaren. Der Pessimismus, den er anerkannte, machte ihn nicht traurig, und der Optimismus, zu dem er durch Verneinung der Verneinung gekommen war, machte ihn nicht froh. Ausser der Schopenhauer's waren für ihn am wichtigsten die positivistischen Lehren, die ihn, wie früher gesagt wurde, für immer von der Unmöglichkeit einer Metaphysik überzeugten, die Anschauungen der französischen Moralisten und endlich die „modernen Ideen", soweit sie sich auf die „evolution" und die Entartung bezogen. Ohne alle diese (und einige andere) Quellen wäre der Inhalt seiner Gedanken anders gewesen. Hätte er zum Beispiele

fünfzig Jahre früher gelebt, so würde er ganz andere Anschauungen gehabt haben. Aber seine Art, zu denken, haben die Anderen nicht gemacht, denn sein leidenschaftliches Für und Wider, die Sprünge aus einem Extrem ins andere, die Position durch Negation des Vorgefundenen, das Nichtzuendedenken, das Zerstören durch Uebertreiben, das alles und manches andere hätte bei ganz anderen Anschauungen ebenso vorkommen können, wie die Schärfe seiner Kritik und sein Reichthum an geistvollen Bemerkungen.

Auf eins möchte ich hier noch aufmerksam machen, weil es das Pathologische seiner Natur beleuchtet, nämlich auf die Vorliebe Nietzsche's für bestimmte Schriftsteller und Musiker. Les nerveux se recherchent, sagte Charcot, und Die, die Nietzsche geliebt hat, sind ohne Ausnahme kranke Leute. Ich sage: geliebt, nicht gelesen oder studirt. Da haben wir von den Musikern Schumann und Wagner; beide waren alles andere, nur nicht gesund. Viel Krankhaftes ist ja auch in Schopenhauer. Nun aber die Dichter: In der Jugend schwärmt er für Hölderlin, später bevorzugt er Ausländer: Stendhal, Flaubert, Dostojewski, Baudelaire.[1]) Er erkennt in ihnen ganz richtig „den Fond von Krankheit, von Unheilbarkeit im Wesen“ — trotzdem. Seine Liebe zu Pascal betont er oft. Dagegen Voltaire lobt er, liest ihn aber nicht. Goethe hat er gelesen und oft gerühmt, aber seine Neigung ist kühl. Shakespeare war ihm später geradezu unangenehm und Schiller, den er in der Jugend gelobt, aber wohl nicht viel gelesen hatte, wurde ihm ein Gegenstand des Hohnes.

Zu den Milieu-Fragen steht die Schlussbetrachtung in Beziehung. Es ist bekannt, dass nicht selten zu ungefähr gleicher Zeit von verschiedenen Leuten an verschiedenen Orten gleiche oder ähnliche Gedanken geäussert werden, ohne dass man sagen könnte, der Eine habe sie vom Anderen. Zuweilen könnte man versucht sein, einen geheimnissvollen Zusammenhang anzunehmen, derart, dass hier der innere Zusammenhang der Individuen durch einen umfassenden Geist, ihr Organ-Sein zu Tage träte und dass dieselben Krankheitäusserungen bei scheinbar nicht verknüpften Individuen auf einen krankhaften Zustand des Gesammtgeistes hindeuteten. Indessen kann man sich wohl mit der einfacheren Erklärung begnügen, dass auch die krankhaften Aeusserungen immer nach demselben Schema verlaufen und dass deshalb gewisse Grundgedanken bei Entarteten immer zu ähnlichen Folgen führen müssen. Mit anderen Worten: die ein Zeitalter beherrschenden Ideen geben der jeweiligen Entartung ihre bestimmte Färbung. Deshalb haben die schriftstellernden Dégénérés heutzutage eine gewisse Aehnlichkeit mit einander, ohne dass sie einander zu kennen brauchen; man be-

[1]) Vgl. „Zukunft“ vom 18. März 1899.

zeichnet diesen Charakter gewöhnlich als Modernität. Das Taedium vitae, „der grosse Ekel“, wie eine Lieblingsphrase Nietzsche's lautet, ist wohl jeder Zeit bei Entarteten zu beobachten gewesen, aber bei den Modernen giebt der dem Zeitalter eigene irreligiöse Individualismus dem Lebensüberdrusse einen besonderen Charakter: das Individuum lehnt sich gegen die Welt auf, hasst und verspottet das, was für gut gilt, erwärmt sich für das Böse und ehrt das, was für verwerflich gilt. Kann sein, dass früher auch ähnliches vorgekommen ist, aber da hiess es: Kopf ab, während man jetzt jede Frechheit ungescheut aussprechen darf. Jener streitbare Lebensüberdruss führt zum Beispiele zur Verherrlichung der Verbrecher, er erblickt in ihnen Kämpfer gegen die schlechte Welt und hegt gewöhnlich die alberne Einbildung, sie seien besonders gesunde kraftvolle Gestalten. Er führt zu klingenden Reden über die Schlechtigkeiten der bestehenden Ordnungen, über die Nothwendigkeit, alles zu ändern, und so weiter. Er führt zur Absonderung von der Herde, die gerade wegen ihres Vergnügtseins als verächtlich erscheint, zu einer eigenthümlichen Art aristokratischer Ueberhebung, zu Werthschätzung alles dessen, was zart, hinfällig, ein wenig verfault ist, zur Ueberschätzung der Kunst und der schönen Form überhaupt. Es kommt, kurz gesagt, zu einem aristokratischen Anarchismus. Jetzt ist man vielfach zu dem Glauben geneigt, Nietzsche habe diesen erfunden und die anderen Entarteten seien erst von Nietzsche angesteckt worden. Aber in Wirklichkeit findet man bei Leuten, die nie von Nietzsche gehört haben, Aussprüche und Wendungen, die von Nietzsche entlehnt zu sein scheinen. Verschiedene Autoren haben auf die Parallelen zwischen Nietzsche und den älteren deutschen Romantikern hingewiesen. M. Nordau (Entartung, 2 Bände, Berlin 1892 und 1893) hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die moderne Literatur, soweit sie von stärker Entarteten herrührt, zu besprechen und die gemeinsamen Krankheitzüge herauszuheben. Ich betone, dass mich von Nordau's Denkweise eine weite Kluft trennt, dass ich seine Irrthümer kenne und seine Uebertreibungen nicht in Schutz nehmen will, aber es wäre ungerecht, zu leugnen, dass er in vielen Hinsichten Recht hat, und die Art und Weise, wie er todtgeschwiegen wird, ist nicht zu billigen. Nordau's Aufsatz über Nietzsche hat grosse Schwächen, ja er ist im Ganzen schlecht, aber auch in ihm ist vieles wahr. Er stellt in dem Abschnitte über „Ich-Sucht“ Nietzsche mit Ibsen einerseits, mit der Gruppe der Parnassier und Diaboliker, der Decadenten und Aestheten andererseits zusammen. Die letzteren Gruppen sind meist Pariser oder pariserisch inficirte Engländer und bilden eine widerliche Bande, über der Nietzsche thurmhoch steht. Aber es lässt sich nicht abstreiten, dass gemeinsame Züge vorhanden sind. Nordau zeigt, wie dieselben Phrasen bei Nietzsche, Barrès, Wilde, Ibsen und Anderen wieder-

kehren, und manche Parallelen sind geradezu überraschend. Zum Beispiele sagt Nietzsche im „Jenseits“: „Man muss den schlechten Geschmack von sich abthun, mit Vielen übereinstimmen zu wollen. Gut ist nicht mehr gut, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt.“ O. Wilde sagt (Intentions, p 166): „Ah! Sagen Sie nicht, dass Sie mit mir übereinstimmen. Wenn Leute mit mir übereinstimmen, so fühle ich immer, dass ich Unrecht haben muss.“ Nordau giebt weitere überraschende Beispiele; auch dann, wenn man solche Uebereinstimmungen für zufällig erklären möchte, bleibt doch die Gemeinsamkeit im aristokratischen Anarchismus, in der Freude am „schönen Verbrechen“, in der Vorliebe für maasslose Ausdrücke und zugleich für schönen Wortklang, in den verschwommenen, tiefsinnig klingenden Redensarten, in den formelartigen Worten mit unendlicher Wiederholung und so weiter. Bei Ibsen ist es genau dasselbe. Dabei ist es nicht zweifelhaft, sagt Nordau, dass Nietzsche die französischen Decadenten und englischen Aestheten, mit denen er sich so häufig begegnet, nicht kennen konnte, weil seine Bücher zum Theil älter sind als die ihrigen, und dass sie ebenso wenig aus ihm geschöpft haben, weil sie, vielleicht mit Ausnahme von Ibsen, bis vor etwa zwei Jahren nie auch nur seinen Namen gehört haben dürften. Nietzsche hat allerdings in seinen letzten Jahren die Werke der degenerirten Franzosen (mit Einschluss des Entartungspsychologen Bourget) besonders gern gelesen, aber seine Manier war schon vorher fertig und die Engländer hat er sicher nicht gekannt.

---

# II.

# Die Krankheit.

## 1. Die Migräne.

In den ersten vier Jahrzehnten des Lebens war bei Nietzsche die auffallendste Krankheiterscheinung seine Migräne. Ich habe daher diesen Abschnitt nach ihr genannt, aber ich werde mich darin nicht auf sie beschränken.

Wie ich früher gesagt habe, war Nietzsche's Migräne wahrscheinlich ein Erbtheil aus der väterlichen Familie. Sie zeigte sich sehr früh, aber sie hatte im Anfange, wie es oft der Fall ist, keine charakteristische Form. Die erste Erwähnung findet man in Nietzsche's Aufzeichnungen von 1858 (Biographie I, p. 77): es heisst dort, er habe im vergangenen Sommer wegen Augenschmerzen die Schule nicht besuchen dürfen. Da die Kurzsichtigkeit keine Schmerzen macht, handelt es sich wahrscheinlich um atypische Migräne. Weiter wird gesagt (ibid. p. 166), er habe 1862 viel an Augen- und Kopfschmerzen gelitten, sodass ihm der Arzt gestattete (p. 169), die Pförtener Krankenstube mit dem Aufenthalte in Naumburg zu vertauschen. In Bonn (1865) leidet Nietzsche an „heftigem Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht“ (ibid. p. 223). Das Uebel dauerte mehrere Wochen. Dann erfährt man nichts von Krankheit bis zum Winter 1867. Nietzsche diente als Freiwilliger bei der reitenden Artillerie in Naumburg und zog sich beim Aufspringen auf das Pferd durch einen Stoss gegen den Sattel eine Verletzung der Brustbeingegend zu (ibid. p. 268 ff.). Es entwickelte sich eine langdauernde Eiterung und erst im Juni 1868 schloss sich unter der Behandlung des Chirurgen Volkmann in Halle die Fistel. Nietzsche wurde aus dem Militärdienste entlassen und ging im October 1868 wieder nach Leipzig. Aus der Leipziger Zeit berichtet die Biographie nichts über Krankheiten. Wir wissen aber, dass Nietzsche auch damals nicht frei von Krankheit gewesen ist.

In Basel befand sich Nietzsche im Anfange gut. Als 1870 der Krieg ausgebrochen war, ging er als Krankenpfleger nach Frankreich, führte nach einigen Wochen Verwundete, die an Ruhr und Diphtherie litten, zurück und erkrankte dabei selbst. „Sehr gefährliche Brechruhr

und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein" (Biographie II, p. 37). Er lag in Erlangen krank. „Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklystiren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund [20. October]. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeit lang hörte ich einen nie enden wollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht." Die Schwester schreibt (ibid. p. 45): „Die Leidensgeschichte meines Bruders beginnt mit jener im vorigen Capitel erwähnten schweren Krankheit, die er sich im Kriege geholt hatte. Die Behandlung mit allzu scharfen Mitteln, verbunden mit den schrecklichen Eindrücken der Schlachtfelder, hatten seiner Natur einen furchtbaren Stoss gegeben, sodass eine lange lange Zeit Müssiggang und irgend welche gründliche naturgemässe Cur nöthig gewesen wäre, um ihn wieder vollständig herzustellen. Er wollte aber nicht krank sein, er hatte keine Zeit dazu." „Mein Bruder wollte schnell gesund werden und glaubte dies durch den Gebrauch von Arzneimitteln zu erreichen." „Die scharfen Arzneimittel zerstörten den guten Magen meines Bruders; es blieb, nachdem er sich äusserlich von den Folgen jener grossen Erschütterung seiner Gesundheit erholt hatte, eine starke, alle zwei bis drei Wochen wiederkehrende Migräne zurück. Dieses Leiden hatte er früher gar nicht gekannt und suchte es nun wiederum durch allerlei Mittel zu bekämpfen, machte es aber dadurch nur schlimmer. Dazu kam noch ein heftiges Augenleiden, das sich zuweilen mit starken Schmerzen einstellte. Magenverstimmungen, Kopfschmerzen, Augenleiden, Schlaflosigkeit — das war nun seine Leidensgeschichte!" Aehnlich ist die Schilderung in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900. Auch hier wird über die „scharfen Mittel" geklagt, ja, es heisst, in Erlangen sei dem Bruder „mit so unglaublich scharfen Arzneimitteln zugesetzt" worden, dass die Mutter sich später darüber wunderte, warum er nicht an den Mitteln gestorben sei. Da muss man sich daran erinnern, dass die Familie Nietzsche der Homöopathie anhing. Ferner bemerkt die Schwester, Nietzsche habe, seitdem er als Krankenpfleger einiges von der Heilkunde erfahren hatte, gern mit allerlei Arzneimitteln an sich herumkurirt.

In der Biographie heisst es (II, p. 55): „Im Januar 1871 fasste er die Ideen [zur Geburt der Tragödie] ungefähr in der vorliegenden Form zusammen, aber mitten in der Ausarbeitung musste er plötzlich abbrechen; seine Gesundheit, die seit seiner Rückkehr nach Basel sehr schwankend gewesen war, verschlechterte sich zusehends. Er bekam die Gelbsucht, eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wurde er von Schlaflosigkeit bitter gequält." Professor Liebermeister habe einen

Urlaub mit Aufenthalt an den italienischen Seeen für nöthig erklärt. Sechs Wochen in Lugano thaten sehr gut. „Mein Befinden ist diesen Sommer besser“, schreibt Nietzsche an v. Gersdorff (Gesammelte Briefe I, p. 111). Ueber 1872 heisst es in der Biographie (II, p. 90): „Der Gesundheitszustand meines Bruders war während des Jahres 1872 sehr günstig, die Kopfschmerzen kamen selten und nur auf kurze Zeit, die Augen waren nicht kurzsichtiger als gewöhnlich, sondern eher besser — kurzum, wir betrachteten ihn als einen Wiederhergestellten“ Auf p. 87 schildert ein Brief Nietzsche's einen leichten Migräne-Anfall. Im Jahre 1873 aber trat etwas Neues ein. „Mein Bruder war im Sommer 1873 recht augenleidend, und Gersdorff, der bei ihm in Basel weilte, auch die Sommerfrische in Flims mit ihm aufsuchte, vermittelte die ganze Correspondenz mit Bayreuth“ (II, p. 129). „Im Sommer 1873 plagte ihn das schon erwähnte Augenleiden und verursachte viele Schmerzen und Besorgnisse“ (p. 138). „Das ganze Jahr 1873 war der Gesundheit meines Bruders nicht zuträglich gewesen: es begann mit einer starken Erkältung und einem wochenlangen grippenartigen Zustand. Im Sommer plagte ihn das Augenleiden und im Herbst verursachte der Magen viele Unannehmlichkeiten. Bis Ende des Jahres war er recht elend, aber die zwei Wochen, die er zur Weihnachtszeit in Naumburg verlebte, besserten sein Befinden augenscheinlich“ (p. 140). Es fragt sich nun, was das für ein schmerzhaftes Augenleiden gewesen sei, über das die Biographie ziemlich rasch hinweggeht. Ich habe die Angabe gefunden, Nietzsche habe in Basel an Chorioiditis gelitten. Leider liegt kein Augenspiegelbefund vor. Damals hat Herr Professor Schiess-Gemuseus Nietzsche behandelt.

In wieweit diese Erkrankung auf das schlechte Befinden in den nächsten Jahren Einfluss gehabt habe, das lässt sich nicht entscheiden. Auf jeden Fall glaube ich nicht, dass die Magenbeschwerden auf Diätfehler oder auf die gegen die Migräne angewandten Arzneimittel zu beziehen seien.

Im Anfange des Jahres 1874 wird nur von schwankender Stimmung gesprochen. Nietzsche arbeitete damals an dem Schopenhauer-Aufsatze und wurde dadurch sehr erregt. Er war jedoch auf einer Frühjahrsreise sehr heiter und am 1. Juni schreibt er an Rohde (Biographie II, p. 154), er erfahre, dass man sich um ihn sorge, seine Stimmung „gefährlich und galgenhumoral“ finde, „nur dass mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist, Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, Alles gesund, dazu bin ich wieder in leidlich productiver Seelenverfassung, also heiter.“ Im Sommer schreibt er aus Bergün an die Mutter (p. 157): „Gesundheit ist im Ganzen in Ordnung gewesen, seitdem ich meine Lebensweise verändert habe — Aerzte und Medicinen habe ich, was Dich freuen wird, seit Neujahr nicht mehr angewendet, doch ist und bleibt der

Magen schwach." Etwas finsterer heisst es am Ende des Jahres in einem Briefe an Fräulein v. Meysenbug, sie werde aus dem Buche [Schopenhauer] errathen, was er in sich erlebt habe. „Auch dass es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand, als im Buche zu lesen steht." Viel ungünstiger war das Jahr 1875. Im Frühjahre hatte er lebhafte Gemüthserregungen durchzumachen. Daran schloss sich eine schlechte Zeit. Nietzsche ging zu Ostern nach Bern, zu Pfingsten nach Baden-Baden, ohne viel Nutzen. Die Schwester fand ihn in Baden „sehr elend" (p. 178). In Basel hielt die leichte Besserung nicht an; „hauptsächlich litt der Magen, der in einer wahrhaft kläglichen Verfassung war; Fritz brauchte allerdings in jenem Frühjahr unglaublich viel Arzneien" (p. 180). Nietzsche gerieth auf die Idee, er sei im Grunde nur magenkrank. Das Folgende ist aus den Briefen an v. Gersdorff genommen. „Es ist mir nicht gut gegangen, sehr häufige Magen-, Kopf- und Augenschmerzen" (Mai 1875). „Sehr schlimme Zeit. Immermann kurirte auf so etwas wie ein Magengeschwür und ich erwarte immer Bluterbrechen. Ich musste vierzehn Tage lang Höllensteinauflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt giebt er mir täglich zweimal ausserordentlich grosse Dosen von Chinin" (Juni). „Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, dass mein Leiden Migräne sei? Von dieser Bestimmtheit weiss Immermann nichts, der mir selber sagte, er experimentire nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, werde etwas neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung grässlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, dass die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weisst. Die Quälerei in und über beiden Augen ist gross. Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito" (7. Juli). Am zwölften dauert die Chininkur noch fort, der Zustand ist besser. Die falsche Magenhypothese veranlasste Nietzsche, nach Steinabad im Schwarzwalde zu Dr. Wiel zu gehen, der damals für einen bedeutenden Magenarzt galt und es verstand, von sich reden zu machen. „Ein trefflicher, sorgfältiger Arzt gefunden! So hoffe ich wenigstens. . . Mein Leiden ist erkannt als chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Karlsbader Sprudelsalz und so weiter. Auch Blutegel soll ich am Kopf bekommen. Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder

einmal zu Bett und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, dass ich mich an einen wirklichen Spezialisten (und zwar einen ausserordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermässige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirect aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant; weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weisst Du es genauer als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei; aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, dass er aus dieser Stellung vertrieben werden kann" (18. Juli). Man muss sich diesem Unsinne gegenüber zusammennehmen, damit unkollegiale Aeusserungen vermieden werden. Auf jeden Fall sieht man, dass Nietzsche sich hier durch wissenschaftlich klingende Faseleien imponiren liess. Am 21. Juli berichtet er, dass die Diät auf seine Bitte hin abgeändert worden sei, dass er aus eigenem Antriebe früh ein kaltes Schwimmbad nehme und dann stundenlang spazieren laufe. Am 1. August: „Gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und musste Nachmittags und Nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Uebel, die Magenerweiterung, haben wir in den zwei Wochen der Cur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft; der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affection desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heisst es, in der Curmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren." Trotz der Magenbehandlung hat Nietzsche im Schwarzwalde bei Nichtsthun und Spazierengehen sich gut erholt. Als er in der Mitte des August nach Basel zurückgekehrt war, fühlte er sich sehr wohl und das gute Befinden dauerte einige Monate an. Die Wirkung war die, dass er sich mit Arbeiten übernahm, und schon im Spätherbste ging es wieder schlecht. Nietzsche schreibt sehr richtig: „Der Alp der Ueberarbeitung sitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann . . . leidvoll und schleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe." „Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen einen förmlichen Zusammenbruch, ich durfte nicht mehr zweifeln, dass ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe und dass Magen und Augen nur durch diese Centralwirkung so zu leiden hatten . . . Nun werden mehrstündige Eiskappen, Uebergiessungen auf dem Kopf früh morgens, auf Immermann's Rath angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit

wieder etwas besser." „Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut thut, auch schlafe ich ordentlich" (18. Januar 1876). Langsam wurde es besser. Im Frühjahre brachte Nietzsche einige Wochen am Genfer See zu, kam erfrischt nach Basel zurück und nahm muthig die Arbeit wieder auf. Jedoch „Professor Schiess fand damals seine Kurzsichtigkeit und Augenschwäche bedeutender denn je." Neue Aufregungen brachten die Beendigung der Schrift über Wagner und das Fest in Bayreuth, während dessen sich Nietzsche endgültig von Wagner und seinen früheren Idealen überhaupt abwandte. Immerhin war der Sommer nicht schlecht. Im Herbst unterzog sich Nietzsche seiner Augen wegen in Basel „einer besonderen Cur"; Nietzsche nennt sie Atropin-Cur. „Ungefähr alle acht Tage habe ich meinem Leiden ein dreissigstündiges Opfer zu bringen", heisst es damals über die Migräne. Nietzsche hatte der Gesundheit wegen für ein Jahr um Urlaub gebeten und ging im October auf die Reise. Aus Bex schreibt er (Biographie II, p. 274): „Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schiess verordnet hat). Auch schnupfe ich un peu." Auch in Sorrent, wo er den Winter zubrachte, ging es leidlich, doch hörten die Anfälle nicht auf. „Gegen das Frühjahr begannen besonders die Augen zu leiden, ein unangenehmes Flimmern verhinderte ihn am Lesen und Schreiben" (p. 279). Am 2. Februar schreibt er an Frau Baumgartner: „Denken Sie, dass meine Augen in fast plötzlicher Weise so abgenommen haben, dass ich fast gar nicht lesen kann!" Auf der Rückreise hatte er die Seekrankheit durchzumachen und er vergleicht sie sehr gut mit der Migräne. „Uebrigens kannte ich den schlimmsten Zustand der Seekrankheit ganz genau aus der Zeit her, wo ein heftiges Magenleiden mich mit dem Kopfschmerz im Bruderbunde quälte" (p. 281). In den Bergen wurde es ihm besser: Ragatz, Rosenlauibad. „Das Hochgebirge hat immer einen wohlthätigen Einfluss auf mich gehabt. Zwar liege ich hier auch krank zu Bett wie in Sorrent und schleppe mich tagelang unter Schmerzen herum, aber je dünner die Luft, um so leichter trage ich es" (p. 284). „Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen" (ibid.). In anderen Briefen aus der gleichen Zeit heisst es, der Zwang des Amtes in Basel habe ihn krank gemacht, und er spricht schon den Entschluss aus, sich von dem Amte frei zu machen. An Deussen schreibt er im August 1877: „Viel Schmerzen (in Folge einer chronisch gewordenen Kopfneuralgie) waren inzwischen mein Loos, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit." In Rosenlauibad hat Nietzsche den Frankfurter Arzt Eiser kennen ge-

lernt: „ich habe den besorgtesten Arzt für mich gewonnen, den ich mir nur wünschen kann. Ich stehe jetzt also unter seinem Regime: ziemlich gute Hoffnung! Er ist erfahren, Sohn eines Arztes, selber in den vierziger Jahren, ich gebe viel auf die geborenen Aerzte" (p. 288). Trotz des neuen Regimes, über das ich nichts gefunden habe[1]), wurde der Winter wieder sehr schlecht. Nietzsche musste wegen „heftiger periodisch wiederkehrender Kopf- und Augenschmerzen" einen Theil seiner Amtsarbeiten aufgeben. Im Frühjahre (Aufenthalt in Baden-Baden) folgte Besserung. Das Erscheinen des „Menschlichen, Allzumenschlichen" brachte zwar Erregungen mit sich, aber trotzdem verlief der Sommer, wie es scheint, ziemlich gut. Im Herbste bezog Nietzsche eine Wohnung weit draussen in der Vorstadt und lebte sehr vereinsamt. „Ich bin nicht gesund genug, um beständig mit all den heimlichen Gedanken, den unausgesprochenen Widerreden meiner Freunde kämpfen zu können." Offenbar verstimmte es ihn tief, dass die Anderen seine neue Denkweise nicht ohne weiteres annahmen, und insbesondere war ihm die Zerstörung des Verhältnisses zu Wagner schmerzlich. Die Anfälle dauerten fort und werden in den wenigen Briefen des Winters 1878—1879 wiederholt beklagt. Wieder war die Weihnachtzeit am schlechtesten. Die Schwester sagt (p. 320): „Es war ein jammervoller Winter." „Die Osterferien ging Fritz nach Genf, ohne dort Erholung zu finden. Nach seiner Rückkehr kam eine furchtbare Krisis, Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen mit tagelangem Erbrechen, — es war vorüber mit all' seiner Geduld, mit all' seinem Lebensmuth! Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen. Als ich ankam, war ich furchtbar erschrocken, denn mein geliebter Bruder war kaum wieder zu erkennen, ein gebrochener, müder, gealterter Mann streckte mir mit tiefer Bewegung die Hand entgegen" (p. 323). Nietzsche bat nun um seine Pensionirung, die bereitwillig gewährt wurde, und verliess Basel. In der „Zukunft" vom 6. Januar 1900 lesen wir noch: „In den Jahren 1878—1879 behandelten zu gleicher Zeit vier Aerzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, dass ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor Graefe in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: ‚Ihre Augen sind ein ebenso deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruiniren können. Ich müsste Ihnen eigentlich rathen: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich

---

[1]) Am 27. September 1877 schreibt Nietzsche an den Freiherrn v. Seydlitz: „Nächste Woche will ich nach Heidelberg und Frankfurt, der Aerzte wegen: Elektrotherapie empfohlen."

könnte Ihnen ebenso gut verbieten, zu athmen.‘ Jedenfalls war das Gutachten Professor Graefe's die Ursache, dass mein Bruder seine Stellung . . . aufgab.“ Die Schwester bezeichnet 1879 und 1880 als die schlimmsten Krankheitjahre. Offenbar war Nietzsche ganz muthlos; er wollte zum Beispiele seine Manuscript-Hefte verbrennen und sagte: „Was soll ich noch mit diesen Heften, ich bin nächstens entweder blind oder todt.“ Jedoch schon nach ein paar Wochen, die er ausserhalb Basels zugebracht hatte, erholte er sich und im Juni ging er nach dem Oberengadin: „St. Moritz ist das Rechte für mich. Ich bin viel krank, habe vier Tage schon zu Bett gelegen, und jeder Tag hat seine Elendsgeschichte — und trotzdem! Ich halte es besser aus, als irgendwo“ (Biographie II, p. 333). „St. Moritz ist der einzige Ort, der mir entschieden wohlthut. — Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige (Milch, Eier, Zunge, Pflaumen, getrocknete, Brod und Zwieback), völlig in Ordnung. . . Die Augen machen mir grosse Sorge, sie allein machen keine Fortschritte (was ja leider nach dem Urtheil der drei Autoritäten gar nicht möglich ist)“ (p. 334). Später sagte er: „Der Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben.“ Im Herbste traf Nietzsche mit der Schwester in Chur zusammen und sie fand ihn wundervoll erholt, frisch und elastisch, mit gesunder Gesichtsfarbe und strammer Haltung. Leider brachte er den Winter in Naumburg zu, den sonnenärmsten seines Lebens, wie er später sagte, sein Minimum. Das Klima allein kann es nicht gemacht haben, vielleicht stacken ausser der Arbeit („Der Wanderer und sein Schatten“) noch Gemüthsbewegungen dahinter oder sonst etwas. Im Januar schreibt er an Dr. Eiser: „Um einen Brief zu wagen, muss ich durchschnittlich vier Wochen warten, bis die erträglichste Stunde kommt — und hintendrein habe ich's noch zu büssen. . . Meine Existenz ist eine fürchterliche Last. . . Im Ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben und doch! Beständiger Schmerz, mehrere Stunden des Tages ein der Seekrankheit eng verwandtes Gefühl, eine Halblähmung, wo mir das Reden schwer wird, zur Abwechslung wüthende Anfälle (der letzte nöthigte mich drei Tage und Nächte zu erbrechen, ich dürstete nach dem Tode). Nicht lesen können! Sehr selten schreiben! Nicht verkehren mit Menschen! Keine Musik hören können! Allein sein nnd spazieren gehen, Bergluft, Milch und Eierdiät. Alle inneren Mittel zur Linderung haben sich nutzlos erwiesen, ich brauche nichts mehr. Die Kälte ist mir sehr schädlich.“ Im Februar: „Es liegt eine schwere, schwere Last auf mir. Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage; die leichteren habe ich nicht gezählt. Könnte ich Ihnen das Fortwährende beschreiben, den beständigen Schmerz und Druck im Kopf, auf den Augen und jenes lähmungsartige Gesammtgefühl vom Kopf bis in die Fussspitzen.“ An Frl. v. Meysenbug schreibt er im Januar: „Sie

müssen . . . „doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens lässt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen — und brauche weder Religion noch Kunst dazu."

Bis hierher reicht der zweite Band der Biographie. Von nun an werden die Nachrichten knapp, denn auch in den bekannt gewordenen Briefen steht nicht mehr viel von der Migräne. Nach dem bösen Winter in Naumburg folgte wie gewöhnlich Besserung im Sommer. Der nächste Winter, obwohl ihn Nietzsche im Süden, in Genua, verbrachte, war wieder schlecht. Nietzsche sagt selbst, er habe damals die „Morgenröthe" in einem unglaublichen Elend, abseits von Aerzten, Freunden und Verwandten, geschrieben mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit. Von da an blieb Nietzsche auf Reisen, er brachte die Sommer im Engadin zu (mit Abstechern nach anderen Orten der Schweiz und nach Deutschland), die Winter in Italien. Im Ganzen wurde der Zustand besser, doch hörten die Anfälle nie ganz auf. „Zu verschiedenen Zeiten: im Frühjahr 1882, Sommer 1886, Frühling 1888, hielt sich mein Bruder für vollkommen wiederhergestellt, weil ihn da die Anfälle der Migräne fast ganz und gar verlassen hatten" („Zukunft" vom 6. Januar 1900). „Nur in schlimmen Zeiten dauerte der Anfall zwei bis drei Tage, in guten Zeiten währte das Leiden ungefähr achtzehn Stunden. Dann aber erhob er sich frisch und arbeitlustig, entzückt über das wonnige Gefühl, wieder ganz gesund zu sein." (ibid.) Von verschiedenen Beobachtern wird über diesen Gegensatz berichtet, Nietzsche habe an den schlechten Tagen jammervoll elend ausgesehen, am nächsten Tage aber sei er strahlend und frisch gewesen. Er selbst berichtet in seinen Werken wiederholt über seine „Genesung", doch muss man diese Aeusserungen natürlich mit Vorsicht auffassen. Insbesondere schreibt er seinem Willen mehr zu, als man glauben kann. Er legt grosses Gewicht auf die klimatischen Verhältnisse und hat dabei im Grossen und Ganzen Recht, wenn er auch übertreibt („Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Bonn, Leipzig, Basel — eben so viele Unglücksorte für meine Physiologie"). Er schätzte besonders die Orte mit reiner Luft und vielem Sonnenschein: Silsmaria und Nizza rühmt er am meisten, und in der That befinden sich da Migräneleidende auffallend gut. Die Angabe, dass er in der Regel trotz des Schmerzes habe nachdenken können, ist durchaus glaubhaft: „Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz sammt mühseligem Schleimerbrechen mit sich bringt, besass ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und

dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesunderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin." Dass er etwas dabei erklettert habe, was er in gesunden Tagen nicht erklettern konnte, brauchen wir nicht gerade zu glauben: in solchen Dingen täuscht man sich. Seine Lebensweise war, wenigstens zeitweise, äusserst einfach: er schreibt an Schmeitzner, dass er in Genua monatlich nicht mehr als sechzig Mark brauche, „Alles, auch das Zufälligste eingerechnet." Dabei muss man sich natürlich im höchsten Grade einschränken und Nietzsche's äussere Erscheinung soll zuweilen etwas verwahrlost gewesen sein. Seine Hauswirthin hat erzählt, er habe weder Suppe noch Fleisch, aber viel Gemüse und Früchte, besonders Mandeln, gegessen; in späterer Zeit habe er eine Vorliebe für Lammbraten gehabt; ein wenig Wein habe er nur ausnahmeweise und mit bösen Folgen getrunken. Dass die knappe Diät die Migräne befördert habe, glaube ich nicht. Eher könnte das „in der Sonne Liegen", das er geliebt haben soll, wegen der Bestrahlung des Kopfes nachtheilig gewesen sein. Aber die schlechte Zeit war auch in den späteren Jahren der Winter. Gelegentlich nur wird eine Notiz gegeben. So heisst es vom Winter 1882—83, Wetter und Gesundheit seien schlecht gewesen: „fünf Wochen Fieber und Chinin essen, fast immer zu Bett." Sonst wird von Malaria nichts erzählt.

Weitaus die wichtigste Ursache der Migräne-Anfälle waren Gemüthsbewegungen, die Erregung durch das eigene Denken und der Aerger über andere Leute. Wer selbst an Migräne leidet und zuweilen denkt, der weiss, wie gefährlich das Denken ist, sobald das Innere dabei aufgewühlt wird; neue Gedanken sind ohne Kampf nicht zu haben und wenn jeder Gedanke mit einem Anfalle bezahlt werden muss, so darf man sich nicht wundern. Dieses Uebel liess sich bei Nietzsche nicht vermeiden; es war immer dasselbe: je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, um so mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Der andere Uebelstand wäre wohl zu vermeiden gewesen, aber trotz aller Zurückgezogenheit blieb Nietzsche doch im Verkehre mit so und so viel Leuten, und seine grosse Verletzbarkeit, die allmählich immer grösser wurde, führte bald da, bald dort zu peinlichen Erregungen. Auch scheint Manches vorgekommen zu sein, über das auch ein Anderer sich sehr geärgert hätte. Man hört darüber allerhand, aber es lockt nicht und lohnt nicht, diesen Dingen nachzuspüren. Wenn auch jede Einwirkung einzelner Personen weggefallen wäre, so wäre doch der nagende Zorn über die ungenügende Anerkennung durch das Publikum übrig geblieben und der Pfahl im Fleische hätte nicht gefehlt. Natürlich hätte auch dann, wenn alle Gelegenheitursachen soweit wie möglich beseitigt worden wären, die einmal vorhandene Migräne nicht ganz aufgehört. Bekanntlich begleiten

die Anfälle den Patienten getreulich durch sein Leben, wenigstens bis in das höhere Alter hinein. Bei Nietzsche sind noch in Jena Anfälle des halbseitigen Kopfschmerzes beobachtet worden.

Nietzsche's Migräne hatte die gewöhnliche Form. Augenmigräne scheint sich nie gezeigt zu haben (das in Sorrent erwähnte Flimmern ist vielleicht nur auf die Blendung zu beziehen). Aber der Grad der Krankheit war doch recht ungewöhnlich, sowohl in Hinsicht auf die Häufigkeit wie in Hinsicht auf die Schwere und Dauer der Anfälle.

Ob Nietzsche nicht zu helfen gewesen wäre? Die Ergebnisse der ärztlichen Behandlung waren nichts weniger als glänzend. Es soll aber damit Immermann oder anderen Aerzten kein Vorwurf gemacht sein. Erstens war wohl Nietzsche ein schwieriger Patient, und dann war man damals in den Mitteln beschränkter als jetzt. Alle die Erleichterungsmittel, die jetzt den Migränekranken wenigstens etwas nützen, sind, abgesehen von Chinin und Coffeïn, ziemlich neu. Die salicylsauren Salze kamen erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zur Anwendung, Antipyrin u. s. w. noch später. Auch kannte man damals die Brom-Behandlung der Migräne noch nicht. Gerade durch eine consequente Brom-Behandlung hätte man vielleicht Nietzsche nützlich sein können.

Freilich darf man eins nicht vergessen. Es ist immerhin möglich, dass die ungewöhnliche Schwere und Hartnäckigkeit der Migräne bei Nietzsche eine ganz besondere Ursache hatte. Wir wissen, dass Migräneanfälle zu den Symptomen der Tabes oder der progressiven Paralyse gehören können, unter Umständen sehr früh als erstes Symptom auftreten. Wahrscheinlich kommt es aber auch vor, dass eine schon bestehende Migräne durch die Wirkung des die Paralyse verursachenden Giftes verschlimmert wird. Ich habe einige Beobachtungen gemacht, die mich zu einer solchen Annahme nöthigten, und ich weiss, dass es auch anderen Aerzten so gegangen ist. Bewiesen ist freilich in diesen Dingen noch nichts, auch weiss man nicht, inwieweit etwa die besondere Behandlung Hilfe bringen könnte. Wir wissen mit Bestimmtheit, dass bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist. Nun wäre es auch denkbar, dass die Kopf- und Augenschmerzen vor 1870 nicht Migräne gewesen wären, dass die nach 1870 auftretende Migräne ausschliesslich von der Giftwirkung abgehangen hätte, geradezu ein Vorläufer der progressiven Paralyse gewesen wäre. Indessen halte ich doch die Annahme, bei Nietzsche sei eine ererbte Migräne durch die Wirkungen des Giftes verschlimmert worden, für wahrscheinlicher.

Die kurzsichtigen Augen haben keine active Rolle gespielt. Kurzsichtigkeit macht keine Migräne und diese ändert an jener nichts. Die Sehfähigkeit leidet nur indirect, wenn das Gehirn überhaupt sich in einem schlechten Zustande befindet. Je schlechter Nietzsche's Allgemeinbefinden war, um so schlechter sah er, ohne dass sich deshalb die Augen

verändert hätten. Ging es ihm besser, so sah er auch besser, obwohl natürlich die Kurzsichtigkeit ihren eigenen Verlauf hatte.

Nietzsche's Magenbeschwerden waren, das kann man mit Bestimmtheit sagen, nervöser Natur, also secundär, nicht von einer örtlichen Erkrankung abhängig, Theilerscheinung der Nervosität. Ziemlich oft ist gerade die der Giftwirkung folgende Nervosität mit Magenbeschwerden verknüpft. Möglicherweise war es auch bei Nietzsche so, da diese sich später wieder verloren.



## 2. Die Entwickelung der progressiven Paralyse.

Die ersten philosophischen Schriften Nietzsche's waren zwar voller Leidenschaft und Ueberschwänglichkeit, aber so geistvoll und so hinreissend geschrieben, dass Alle gute Hoffnung fassten. Das Buch über die Geburt der Tragödie verletzte freilich manche Philologen, aber die philosophisch Empfänglichen erkannten doch seine Berechtigung an. Vielleicht ist ein Urtheil Ribbeck's, das mir sehr treffend zu sein scheint, hier am Platze. Er schreibt an W. Dilthey: „Aber kennen Sie denn schon des Baseler Nietzsche Geburt der Tragödie und was sagen Sie dazu? Ein kunstphilosophischer Dithyrambus im Schopenhauer-Wagner'schen Geist. Etwas holder Wahnsinn und gärender Most, aber doch in der Hauptsache (die freilich im Grunde nicht eben neu ist) treffend und durchaus interessant. Wir können diese Art ingenium in unserer verknöcherten Philologie recht wohl zur Erfrischung gebrauchen, zumal die solidesten Studien zu Grunde liegen". (Otto Ribbeck, Stuttgart 1901, p. 297). Etwas Merkwürdiges in dem Buche ist die Dionysos-Begeisterung, die später bei dem krankwerdenden Nietzsche wieder aufflammte. Man muss an das ‚les nerveux se recherchent' denken, denn Dionysos ist eigentlich der Gott der Hysterie. Sein Kult ist offenbar mit den noch heute im Orient vorhandenen Religionübungen, wie wir sie zum Beispiele bei den heulenden Derwischen sehen, verwandt und es vollzog sich, als er aus Thrakien nach Griechenland eindrang, eine Massen-Suggestion, die an die Epidemieen des Mittelalters erinnert. Das zeigt sich schon daran, dass bei ihm die Weiber in den Vordergrund traten, ganz gegen die sonstige griechische Sitte[1]). Den Patron der Hysterie also wählte sich Nietzsche, ohne es zu ahnen, zu seinem Heiligen.

---

[1]) Vergleiche E. Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 1894, p. 295 ff.

Die „unzeitgemässen Betrachtungen“ sind vorwiegend polemischer Art. Vielleicht gehören sie zu dem Besten, was Nietzsche geschrieben hat. Er täuschte sich, wenn er die Bestreitung der Ansichten Anderer für seine Nebenaufgabe ansah. An Fräulein v. Meysenbug schreibt er 1874: „Wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir herausgestellt habe“ Dazu kam es nie, denn je älter er wurde, um so grösser wurde das Negative und Empörte. Negativ sind auch die Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten. Gern stimmt man zu, wenn man, wie ich, mit tiefer Erbitterung an die eigene Gymnasialzeit denkt: Das Bestehende ist schlecht, aber wie es gut zu machen wäre, das weiss Nietzsche auch nicht.

Würden die Jugendschriften einem sachverständigen Arzte vorgelegt, der von dem Späteren nichts wüsste, so würde er sagen: Der Verfasser ist nicht nur ein geistreicher, sondern auch ein sehr nervöser Mann, aber von Geisteskrankheit im gewöhnlichen Sinne ist nichts darin und nichts lässt auf spätere Geisteskrankheit schliessen.

Als das „Allzumenschliche“ erschien, erregte es bei Allen fast nur Befremdung, Bestürzung, und Manche sprachen ohne Weiteres von Geisteskrankheit des Verfassers. Ein sehr scharfes Urtheil der Frau Cosima Wagner wird in der Biographie mitgetheilt, aber sie war persönlich betroffen. Ich wähle wieder Ribbeck's Urtheil (l. c., Brief an H. Gelzer vom 6. Juni 1878): „Welche Abgründe unnatürlicher, sich selbst überschlagender, alles Ideale vernichtender Grübelei in diesem widerwärtigen neuesten Buch von Nietzsche! Er ist unheilbar krank. Begierig bin ich, zu hören, wie Rohde über diese neueste Entwickelungsphase seines unglücklichen Freundes denkt.“ Wir können jetzt die Sache unbefangener betrachten. Wir wissen jetzt, dass der Umschwung gar nicht so unvermittelt war, wie es 1878 aussah, dass sich die positivistischen Neigungen ganz allmählich in Nietzsche entwickelt hatten (vergl. p. 20). Eine merkwürdige Stelle findet sich in einem Briefe von 1866; Nietzsche schildert da ein Gewitter und den Aufschwung, den er dabei empfunden habe: „Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige ‚Du sollst‘, ‚Du sollst nicht‘. Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik!“ Die Aufzeichnungen, aus denen das „Allzumenschliche“ entstanden ist, haben schon 1875 begonnen; während er Wagner bejubelte, schrieb Nietzsche das nieder, was ihn für immer von Wagner trennte. An sich war der Uebergang von der Schwärmerei zur Nüchternheit durchaus berechtigt: da ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Nur machte Nietzsche's maasslose Natur einen ruhigen Uebergang unmöglich. Hatte er die Begeisterung in's Extrem getrieben, so trieb er nun den Skepticismus in's Extrem; verliess er seinen Stand-

punkt, so sollte es überhaupt nichts Festes mehr geben; war früher die kühle Erkenntniss zu kurz gekommen, so sollte nun gar nichts ausser ihr gelten.

Auch über den Inhalt des neuen Buches denken wir jetzt kühler. Wir sind abgehärteter als die Leser von 1878 und nehmen die Sache nicht allzu tragisch. Gewiss ist es richtig, dass es vielfach an der wünschenswerthen Klarheit mangelt, dass Widersprüche vorkommen, dass Vieles falsch, oder schief, oder schon von Anderen ausgesprochen ist, aber andererseits steckt doch viel Scharfsinn in dem Buche, manche feine Bemerkung findet sich und auch das schon Bekannte hat eine eigenartige Form. Von Geisteskrankheit vermögen wir nichts zu entdecken[1]). Charakteristisch und verhängnissvoll war eins: die Form. Zum Aphorismus wurde Nietzsche durch seine Natur gedrängt und durch ihn wurde Nietzsche mehr und mehr verlockt, dem Fehlerhaften in seiner Natur Raum zu gönnen. Der Aphorismus ist für Jeden gefährlich, für Nietzsche war er gewissermaassen die Gefahr schlechtweg. Thatsächlich ist Nietzsche trotz seiner späteren Versuche, sich zusammenzufassen, nie wieder von ihm losgekommen, er ist sozusagen ein Sklave des Aphorismus geworden. Er hat das wahrscheinlich auch selbst gewusst und hat deshalb den Aphorismus laut gepriesen, hat sich stolz auf seine Meisterschaft darin gezeigt und erklärt, diese Manier wäre gerade die beste. Seine Verehrer haben ihm natürlich Recht gegeben, aber das ist Belletristen-Anschauung: Für einen Feuilletonisten mag der Aphorismus recht gut sein, für einen ernsthaften Denker, dem nichts mehr am Herzen liegen muss, als der Zusammenhang seiner Gedanken, und der auf Stilisten-Kunststücke nichts giebt, taugt er gar nichts. Alle Uebel, die in Nietzsche's Maasslosigkeit steckten, brachte die abgerissene Manier zum Wachsen: Ungeduld, Unstetigkeit, Einseitigkeit, Hochmuth und so weiter. Einzelne Gedanken im Sprunge packen und an sich reissen, ohne Rücksicht auf Früheres und Späteres, mit Verachtung für Definition, Beweisführung, Einordnung, dies raubthierhafte Verfahren musste für Nietzsche die grösste Verführung sein und die grösste Gefahr. Die Lebensweise Nietzsche's förderte diese Manier in unheilvoller Weise. Wohl Jeder wird die Erfahrung gemacht haben, dass man auf Reisen, wo die früheren Zusammenhänge gestört sind und durch den Wechsel immer neue Anregungen gegeben werden, ganz unwillkürlich zur Aphorismen-Bildung kommt, dass die äussere Unstetigkeit die innere mit sich bringt. Nietzsche war schon, ehe er seinen festen Wohnsitz aufgab, gewöhnt, in Bädern und Sommerfrischen auf die Gedankenjagd zu gehen; natürlich musste später das desultorische

---

[1]) J. Burckhardt hat das „Allzumenschliche“ das „souveräne Buch“ genannt. Das kann freilich auch heissen: Das Buch, das sich souverän vorkommt.

Wesen mehr und mehr überhandnehmen. Anfänglich glich Nietzsche wohl einem Naturforscher im Urwalde. Dieser nimmt, was ihm unter die Hand kommt, soviel wie möglich, immer im Gedanken, er werde zu Hause die reiche Beute ordnen und bearbeiten. Auch Nietzsche hatte, als er die verschiedenartigsten Gedanken abwürgte und aufhäufte, die Absicht, später aus ihnen sein grosses, zusammenhängendes Werk zu formen. Aber wenn der Naturforscher zwar Kisten über Kisten nach Hause schickte, die Rückkehr jedoch vergässe, so ginge es ihm, wie es Nietzsche gegangen ist.

Die Beute war übergross. Nimmt man das Allzumenschliche und die ihm folgenden Bände zusammen, rechnet man gar auch die entsprechenden Bände der nachgelassenen Werke dazu, so hat man eine geradezu überwältigende Masse von Aphorismen vor sich, durch die sich hindurchzulesen ein hartes Stück Arbeit ist. Trotz aller Anerkennung für geistreiche Bemerkungen und sprachliche Vorzüge stöhnt man beim Lesen und man fühlt sich zuweilen einer Art von Seekrankheit nahe. Indessen ist doch insofern eine innere Entwickelung wahrnehmbar, als mehr und mehr bestimmte Gedanken in den Vordergrund treten und Ziele des Denkens erkenntlich werden, insbesondere die Bekämpfung der alten Moral-Auffassungen und ihre Ersetzung durch eine physiologische Werthschätzung. Ferner ist eine Aenderung damit gegeben, dass allmählich der alte Schwung des Denkens wiederkehrt. Auch diese Veränderung ist normal-psychisch. In Nietzsche waren zwei Seelen; die eine (das Theologenblut) drängte, der Gefilde hoher Ahnen eingedenk, zum Dithyrambus, die andere kühl und kritisch, drohte mit dem Messer des Anatomen. Hatte in der Jugendzeit jene Seele die Herrschaft geführt, so hatte sich nun 1875 die secirende Seele auf den Thron gesetzt und tyrannisch regirt. Eine Reaction war unvermeidlich, der Fanatismus für nüchterne Erkenntniss konnte die andere Partei, die 1875 gerade in der Minorität gewesen war, nicht dauernd gänzlich unterdrücken, ein Ausgleich musste stattfinden. Endlich ist ein Fortschritt zum Guten in der Vervollkommnung der Sprache gegeben. Nietzsche's Prosa wird gerade in dieser Zeit, um seine Ausdrücke zu gebrauchen, reif und süss, so dass sie den Leser oft in Entzücken versetzt. Aber neben den Veränderungen in normaler Richtung ist doch auch eine Zunahme der krankhaften Erregbarkeit unverkennbar. Auch nimmt allmählich das „souveräne“ Wesen zu und eine gewisse Manierirtheit des Ausdrucks macht sich nicht selten geltend. Immerhin hat man, wie mir scheint, auch bei der strengsten Beurtheilung in dieser Zeit noch kein Recht, Spuren der progressiven Paralyse zu finden. Ich befinde mich damit in Uebereinstimmung mit dem einzigen unter den Nietzsche-Schriftstellern, der bisher versucht hat, in Nietzsche's Werken nach jenen ersten Spuren zu suchen. Ich meine Theobald

Ziegler und ich will die einschlagende Stelle aus seinem Buche (Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, p. 19 ff.) hierher setzen.

„So ist er allerdings von jetzt an ein körperlich Leidender (sc. durch die Migräne). Ihn aber auch von Anfang an schon für — wie soll ich sagen? geistig nicht ganz normal, für pervers im Denken oder in seinem Triebleben zu erklären, dazu liegt kein Grund vor. Und so entsteht nun freilich ein Problem: wann hörte Nietzsche auf, geistig gesund und normal zu sein? Ich bin kein Arzt und Psychiater, aber als Laie habe ich mir ein Urtheil darüber zu bilden gesucht, wann in seinem Denken und in seinen Schriften ein Anormales zu Tage tritt. Zur Beantwortung dieser Frage schien mir nur ein Weg offen zu stehen: ich habe daraufhin seine Werke in chronologischer Reihenfolge Zeile für Zeile durchgelesen und da ist mir allerdings nicht allmählich, sondern an einem bestimmten Punkt plötzlich eine grosse Veränderung entgegengetreten, in Ausdrucksweise und Stil, vor allem in den schwerfälliger werdenden Perioden und den vielen Schachtelungen, in Gedankenverbindungen und Bildern, in Ideenassociationen und Wortbildungen, in Stimmung und Ton der Polemik empfand ich es wie einen Choc: da musste es sein, von da ab ist Nietzsche ein anderer, vorher war er gesund, jetzt ist er überreizt, anormal und krank. Aber es klafft hier zunächst auch ein Zwischenraum von mehreren Jahren: die vier ersten Bücher der „Fröhlichen Wissenschaft“ stammen aus dem Jahre 1882, in ihnen ist noch alles in Ordnung; das fünfte Buch ist 1886 hinzugekommen, hier ist Nietzsche krank. Danach lässt sich das dazwischen Liegende bestimmen und sagen, dass auch die 1885 entstandene Schrift „Jenseits von Gut und Böse“ ihrem Stil nach der anormalen Zeit zuzuweisen ist; die Erkrankung fällt also in die Periode zwischen 1882 und 1885, in sie fällt aber auch die Entstehung oder richtiger der schriftstellerische Abschluss des Zarathustra; somit steht dieser so, wie er uns jetzt vorliegt, auf der Schwelle zwischen Gesundheit und Krankheit, und wirklich finden sich meinem Sprach- und Stilgefühl nach in ihm die ersten Spuren beginnender geistiger Zerrüttung. Ein Bild wie das von dem jungen Hirten, dem die Schlange in den Schlund kriecht, wäre dem gesunden Nietzsche nicht aus der Feder gekommen.

Natürlich will das aber nicht sagen, dass alles nachher Kommende das Werk eines Verrückten oder Geisteskranken sei: das ist Nietzsche erst seit 1889, als solcher hat er nichts mehr geschrieben. Aber ein Ueberreiztes und Verzerrtes, ein Krasses und Grelles, ein Lautes und Schreiendes finden wir in zunehmender Stärke in diesen späteren Werken und davon zeigen sich die ersten Spuren schon im Zarathustra. Um so mehr, als dieser eine Dichtung ist. Hierin ist mir eine merkwürdige Parallele zu Hölderlin aufgefallen. Als bei diesem der Wahnsinn be-

reits ausgebrochen und seine Prosa schon recht dunkel und verworren war, gelang ihm noch etliche Zeit hindurch ein Lied, als ob sein Geist in den gewohnten dichterischen Geleisen sich sicherer und freier bewegt hätte, als in der ihm fremden Prosa. Gerade umgekehrt bei Nietzsche, der mehr Denker als Dichter gewesen ist: bei ihm zeigt die Phantasiethätigkeit die Spuren der Erkrankung früher und deutlicher als die ihm geläufige Arbeit des philosophischen Gedankens, und so ist es ganz natürlich, dass sich in demjenigen seiner Werke, an dem die dichterische Phantasie so hervorragend betheiligt war, im Zarathustra das Anormale zuerst spürbar macht; und ebenso finde ich auch in den Gedichten aus jener Zeit ein seltsam Sprunghaftes, einzelne für Nietzsche ganz merkwürdige Geschmacklosigkeiten. So setze ich also die allerersten Anfänge seiner geistigen Erkrankung in das Ende des Jahres 1882 — seiner geistigen Erkrankung; denn das Leiden als körperliches Gehirnleiden reicht vermuthlich noch weiter zurück. Wenn Ueberarbeitung daran mit schuld hat, so haben gewiss die ersten Basler Jahre dazu den Grund gelegt."

Dazu ist zu bemerken, dass die Behauptung Ziegler's, man dürfe den ursprünglichen Nietzsche nicht als geistig abnorm bezeichnen, nicht zu streng zu nehmen ist. Ziegler beurtheilt jenen in der Hauptsache ähnlich wie ich, aber, was ich Entartung nenne, das sind für Ziegler blos Charaktereigenthümlichkeiten, weil er, wie die meisten Laien, die Grenzen des Pathologischen zu eng zieht. Ferner, es ist mir nicht recht klar geworden, bei welcher Gelegenheit Ziegler den „Choc" gefühlt hat. Ich habe mich umsonst bemüht, den beschriebenen Sprung im fünften Buche der „fröhlichen Wissenschaft" zu finden. In dem fünften, 1886 hinzugefügten Buche finde ich eigentlich nichts Anstössiges: es besteht vielleicht im Wesentlichen aus älteren Niederschriften. Auch sind die Kennzeichen, die Ziegler angiebt, nicht recht zuverlässig. Er spricht zum Beispiel von schwerfälligen Perioden und Schachtelungen. Die findet man in den älteren Schriften auch und, um sie gerecht zu beurtheilen, müsste man wissen, wie der fragliche Aphorismus entstanden ist. Wie aus den Manuscripten zu ersehen ist, hat Nietzsche oft zu früher geschriebenen Sätzen etwas hinzugeschrieben; die alte Niederschrift ist sauber und das Neue ist in flüchtiger Schrift, zuweilen mit Bleistift, hinzugefügt, manchmal geradezu „hingehauen". Auf diese Weise mag manche Unebenheit entstanden sein, man wird aber ihre Entstehung nicht immer nachweisen können. Ziegler spricht ferner von abstossenden Bildern, Wortbildungen. Die finde ich aber (wenigstens in grösserer Zahl) erst im Zarathustra. Vereinzelte Dinge dieser Art kommen auch in den früheren Schriften schon vor. Der Ton der Polemik endlich ist von jeher nicht schön gewesen und in der fraglichen Zeit auf keinen Fall schlimmer als an manchen Stellen der Jugendschriften.

Nichtsdestoweniger hat Ziegler, glaube ich, das Richtige getroffen: der Zarathustra trägt deutlich die Spuren der Gehirnkrankheit und kurz vor ihm muss diese zum ersten Male sich bemerkbar gemacht haben. Ja noch genauer stimmt es, denn (in den Werken wenigstens) ist das erste wirklich Verdächtige der Schluss des vierten Buches der fröhlichen Wissenschaft. Mit den Worten: incipit tragoedia, beginnt Nietzsche's eigene Tragödie.

Woran denkt man, wenn man nach den ersten Spuren der Paralyse auf dem geistigen Gebiete sucht? In der Regel doch an ein verändertes Fühlen, physiologisch gesprochen an den Wegfall gewisser Hemmungen. Allerdings tritt, wie ich schon in der Einleitung gesagt habe, die Paralyse nicht immer in gleicher Weise auf, bei dem einen Kranken bemerkt man zunächst diese Symptome, bei dem anderen jene. Wenn aus dem späteren Verlaufe der individuelle Charakter der Krankheit zu erkennen ist, so kann man annehmen, dass dieser auch im ersten Anfange vorhanden gewesen sei. Wir werden später sehen, dass bei Nietzsche die Paralyse die intellectuellen Functionen im engeren Sinne des Wortes auffallend lange wenig störte, dass es sich durch lange Zeit hauptsächlich um gefälschte Gefühle handelte. Dies muss in der Meinung bestärken, die ersten Zeichen seien Gefühlsänderungen gewesen. Fragt man, welche Gefühle besonders zu prüfen seien, so ist, abgesehen von kleinen Taktlosigkeiten, zuerst auf das krankhafte Wohlgefühl, die Euphorie der Paralytischen hinzuweisen. Auf jeden Fall ist dieses leichter nachzuweisen, als die Abstumpfung der feinsten Gefühle. Es ist hier ähnlich wie bei der beginnenden Alkoholvergiftung; die Heiterkeit, das Wohlgefühl des Trinkenden macht sich zuerst bemerklich. Wir werden also bei Nietzsche nach einem Ausbruche von Euphorie suchen. Und da werden wir zum Januar 1882 geführt. In dem „Nachberichte“ zur fröhlichen Wissenschaft heisst es: „Nietzsche begann die Arbeit an der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘, unmittelbar nachdem der Druck der Morgenröthe beendet war, in Sils-Maria, wo er im Juli und August 1881 Aufzeichnungen machte, aus denen das Werk herausgewachsen ist. Nachdem die Vorarbeiten von October bis December in Genua fortgeführt waren, begann die endgültige Niederschrift daselbst im ‚schönsten aller Januare‘ (1882) und wurde noch vor Ende Januar beendet, weshalb Nietzsche das ganze Buch das ‚Geschenk dieses einen Monats‘ nennt.« Das vierte Buch trägt den Titel Sanctus Januarius und als Motto folgende Verse:

„Der Du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Dass sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:

Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muss: —
Also preist sie Deine Wunder,
Schönster Januarius!"

(Nebenbei gesagt, was ist der Flammenspeer? heisst die Januarsonne so, oder hat der geköpfte heilige Januarius etwas mit einem Speere zu thun?) Ferner hat Nietzsche im Plane zur fröhlichen Wissenschaft das vierte Buch mit dem Untertitel: „Aus der glückseligen Einsamkeit des Denkers" bezeichnet. Es ist schauerlich, wie der Feind, der den Menschen anfasst, um ihn umzubringen, zuerst Glückseligkeit bewirkt. Den Schluss des vierten Buches bilden zwei Aphorismen, die den unvorbereiteten Leser auf das Höchste verblüffen müssen. Vorher hat Nietzsche nach seiner gewöhnlichen Art über Mitleid, Werth des Lebens, Sokrates gesprochen: Mit einem Male ertönen zwei Kanonenschüsse, in Nr. 341 trägt er die Lehre von der ewigen Wiederkehr vor und Nr. 342 enthält ganz und gar unmotivirt die Anfangsworte des Zarathustra-Buches. Dadurch, dass er die Worte incipit tragoedia hinzufügt, will Nietzsche offenbar sagen: Nun kommt erst das Rechte. Wiederkehr und Zarathustra sind beide Einfälle aus dem Jahre 1881. Im „Nachberichte" zu dem Zarathustra-Buche heisst es: „Die Uranfänge und Vorstufen der Zarathustra-Ideen reichen in den Anfang der siebziger Jahre zurück. . . Nietzsche selbst setzt die Grundconception des Werkes in den August 1881 und in's Engadin, wo ihm auf einem Marsche durch die Wälder am See von Silvaplana . . . ‚der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens', der Gedanke der ewigen Wiederkunft aufleuchtete. Er hat ihn am selben Tage aufgezeichnet mit der Unterschrift: ‚Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen' (diese Aufzeichnung ist erhalten). Von da an wuchsen diese Ideen in ihm weiter: seine Notizbücher und Niederschriften aus den Jahren 1881 und 1882 tragen vielfältige Spuren davon, und die inzwischen entstehende ‚Fröhliche Wissenschaft' enthält ‚hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem'; sie bringt selbst (im A. 341) den Wiederkunftsgedanken und lässt (im A. 342) . . ., die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen'". Lou Andreas-Salomé erzählt, dass ihr Nietzsche 1882 von dem Wiederkehr-Gedanken, der ihn 1881 überfallen habe, berichtete und dass er mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens davon sprach, wie von etwas, vor dem ihm unsagbar graute.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass schon vor dem Ausbruche der Januarius-Euphorie einzelne kleinere Explosionen stattgefunden haben, die man vorübergehenden rauschartigen Zuständen vergleichen mag. Um einen solchen Zustand wird es sich im August 1881

gehandelt haben. Nietzsche kannte früher, wie aus der zweiten „unzeitgemässen Betrachtung" hervorgeht, die Lehre der Pythagoräer von der ewigen Wiederkehr aller Dinge und er hat damals über sie gespottet. Wenn ihm 1881 derselbe Gedanke wie ein Blitz aufgeht und er sich davon wie von einer ungeheuren Wahrheit erschüttert fühlt, so müssen wir an eine Gehirnkrankheit denken. Die ganze Lehre von der ewigen Wiederkehr ist das Schwachsinnigste, was Nietzsche vorgebracht hat, sie war wirklich sein Abgrund, seine letzte Tiefe; wenn ein solcher Einfall, der zu des Pythagoras Zeiten nicht übel war, einen Mann, der Kant gelesen hat, aus den Fugen bringt, dann ist etwas nicht richtig. Es handelt sich hier um einen Vorgang, der sich von nun an bei Nietzsche öfter findet. Er verfällt in einer rauschartigen Erregung auf einen Gedanken und erblickt in diesem, weil er hinterher nicht recht weiss, wie er dazu gekommen ist, eine Inspiration, etwas Geheimnissvolles, gegen das man sich nicht auflehnen darf. Dem Wiederkehr-Gedanken stand er kritiklos gegenüber. Selbst ein schlichter Mensch muss doch einsehen, dass, wenn einmal die Welt ein grosses, sich drehendes Rad ist, alles, auch jeder Gedanke, so wieder kommt, wie es früher gewesen ist, dass also der strengste Fatalismus damit gegeben ist. Trotzdem glaubt Nietzsche an eine sittliche Wirkung seines Gedankens: „Er wird Dich verwandeln. Die Frage bei allem, was Du thun willst: ist es so, dass ich es unzählige Male thun will? ist das grösste Schwergewicht." „Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben! Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!" (XII, p. 65)[1]. Wunderlich! höchst wunderlich! Eben so toll ist die Begründung: die Zeit sei unendlich, die Zahl der Variationen aber endlich. Wenn die Damen, die hinter Nietzsche herlaufen, so mit dem Begriffe der Unendlichkeit umspringen, so hält man es ihnen eben zu Gute, aber ein Mann wie Nietzsche hätte doch in seinen gesunden Tagen nicht so reden können. Er war so befangen von seiner Idee, dass er glaubte, durch naturwissenschaftliche Studien werde er einen Beweis dafür finden!

Wahrscheinlich ist auf die Januarius-Euphorie wieder eine ruhigere Zeit gefolgt. Am 1. April fuhr Nietzsche mit einem Segelschiffe nach Messina, besuchte dann Rom, reiste im Sommer viel, war längere Zeit in Deutschland. In diese Zeit fallen die Bekanntschaft mit Lou Andreas-Salomé und vielfacher Aerger. Im November kam Nietzsche nach

[1]) Man beachte die gesperrten Worte. Je mehr die Gehirnkrankheit sich entwickelt, um so mehr nimmt das sonderbare Unterstreichen überhand. In allen Citaten aus Nietzsche's Schriften bedeuten die gesperrt gesetzten Wörter von Nietzsche selbst unterstrichene Wörter.

Genua zurück. Seine Arbeiten während des Jahres 1882 (vergleiche Nachbericht zum XII. Bande) bestanden in Aufzeichnungen für den Zarathustra, für die späteren Werke, im Aufschreiben von Sentenzen und Sprüchen. Genaueres über seinen geistigen Zustand wissen wir nicht.

Auf jeden Fall aber setzte im Januar 1883 ein neuer Zustand der Erregung ein. Nietzsche verlebte Januar und Februar in Rapallo. Der Nachbericht zum Zarathustra giebt die Angaben Nietzsche's über diese Zeit wieder. Er sei früh und nachmittags weit gegangen. „Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, er überfiel mich.“ Der Nachbericht führt fort: „Nietzsche hat es mehrfach bezeugt, dass er zu keinem der drei ersten Theile des Zarathustra mehr als zehn Tage gebraucht habe: er meint damit die Tage, wo die in ihm reif gewordenen Gedanken sich zum Ganzen ballten, und Tags über auf starken Märschen in dem Zustande einer unvergleichlichen Inspiration und einer ungeheuren entzückungsvollen Spannung das Werk als Ganzes entstand und Abends dann in der ersten zusammenhängenden Form niedergeschrieben wurde. Vor diesen zehn Tagen liegt jedesmal die Zeit der längeren oder kürzeren Vorbereitung, dicht dahinter die Ausarbeitung der endgültigen Reinschrift: auch diese mit gewaltiger Vehemenz entstehend und begleitet von einer fast unerträglichen ‚Expansion des Gefühls‘. Dies ‚Zehn-Tage-Werk‘ fällt für den ersten Theil auf Ende Januar 1883: Anfang Februar ist die erste Conception und Niederschrift, Mitte Februar die druckreife Reinschrift vollendet . . . der zweite Theil selber entstand, wiederum in 10 Tagen, in Sils-Maria in der Zeit zwischen dem 17. Juni und dem 6. Juli 1883: die erste Niederschrift war vor dem 6. Juli und das druckfertige Manuscript vor Mitte Juli vollendet. Auch diesmal [beim dritten Theile] war das ‚Zehn-Tage-Werk‘ Ende Januar [1884] vollbracht, die Reinschrift vor Mitte Februar abgeschlossen. Der vierte Theil wurde in Mentone im November 1884 begonnen und nach einer längeren Unterbrechung von Ende Januar bis gegen Mitte Februar 1885 zu Ende geführt.“

Dieser Bericht ist sehr merkwürdig. Die Geschichte von den zehn Tagen wird ja mit Vorsicht aufzunehmen sein, aber soviel ist wohl sicher, dass die Theile des Zarathustra in unglaublich kurzer Zeit geschrieben worden sind. Zu den Zeitangaben, die auf rasende Geschwindigkeit schliessen lassen, kommen die Angaben über das Inspiration-Gefühl. Nietzsche hat einmal gesagt, es sei ihm gewesen, als würde jeder einzelne Satz ihm zugerufen[1]). Es ist also nicht zu viel gesagt,

[1]) In einem Briefe an Brandes vom 10. April 1888. Es heisst da, der Zarathustra sei 1883—1885 entstanden, jeder Theil in ungefähr zehn Tagen. Vollkommener Zustand eines „Inspirirten“. Alles unterwegs auf starken Märschen concipirt: absolute Gewissheit, als ob jeder Satz einem zugerufen wäre. Gleichzeitig mit der Schrift grössste körperliche Elaticität und Fülle.

wenn man auch hier von einem rauschähnlichen Zustande spricht. Die Freunde Nietzsche's werden sagen, das ist eben der furor poeticus; wenn man bedenkt, dass schon verdächtige Symptome vorausgegangen sind und dass im Zarathustra selbst manches direct auf die Gehirnkrankheit deutet, ja im vierten Theile auch für grobe Augen die progressive Paralyse offenbar wird, so wird man die Annahme für wahrscheinlicher halten, der Zarathustra sei in Zuständen paralytischer Erregung geschrieben [1]).

Jedoch mit der Aussage, dass der Zarathustra das Werk eines Gehirnkranken sei, ist die Prüfung nicht überflüssig geworden. Weder ist damit behauptet, dass das Buch werthlos wäre, noch, dass alles Abnorme in ihm auf die Paralyse zu beziehen wäre. Die Bekenntnisse Rousseau's sind zweifellos das Werk eines Geisteskranken und doch eines der werthvollsten Bücher. Ja, es könnte Einer die Meinung aufstellen, unter Umständen würden durch eine Gehirnkrankheit die Geisteskräfte gesteigert. Es sei denkbar, dass das krankhafte Feuer Leistungen hervorbringe, die ohnedem unmöglich wären, und ein solcher Fall liege in Nietzsche's Zarathustra vor. Ueber Zunahme der geistigen Fähigkeiten im Beginne der progressiven Paralyse hat einmal V. Parant [2]) geschrieben. Er hat vier Fälle mitgetheilt, in denen die vorher geistig nicht hervorragenden Patienten plötzlich sich geistig lebhaft, dabei besonnen und urtheilskräftig zeigten, bis dann nach Monaten oder erst nach Jahren eigentlich krankhafte Aufregung und Schwachsinn folgten. Aehnliche Mittheilungen habe ich in der Literatur nicht gefunden, die Lehrbücher erwähnen nichts davon, ich selbst habe nie etwas ähnliches beobachtet und die ausgezeichneten Fachgenossen, die ich um die Sache befragt habe, wollten nichts davon wissen. Immerhin wäre eine Steigerung der Leistungen durch die Paralyse nicht ganz undenkbar. Man wird sagen, es handle sich bei ihr doch von vornherein um das Absterben nervöser Theile, es könne also immer nur ein Minus, nie ein Plus erwartet werden. Aber bei der Tabes ist der Vorgang der gleiche und doch tritt, wenn eine Empfindungsfaser abstirbt, nicht gleich Un-

---

1) Eine Art von Signal für die Erregung ist die Neigung zum Dichten. In dem „Nachbericht“ zum VIII. Bande heisst es: „Die Hauptzeiten seines Dichtens fallen in das Jahr 1882 und den Herbst 1884. Es ist erlaubt anzunehmen, dass die Sonnennähe [!] des Zarathustra auch andere poetische Keime geweckt habe. . . Die dichterische Stimmung hält den Sommer 1882 über an und bricht dann in der Pause zwischen dem dritten und vierten Theile des Zarathustra im Herbst 1884 wieder hervor.“ Poesie und Paralyse gehen hier Hand in Hand.

2) De la suractivité intellectuelle sans délire ni démence dans la période prodromique de la paralysie progressive, par V. Parant. Annales médico-psychologiques 7. S. VI. 1. p. 34. 1887. Vgl. Schmidt's Jahrbücher, CCXVI, p. 277.

empfindlichkeit, sondern durch lange Zeit Schmerz ein. Ich gebe zu, dass diese Argumentation ihre Bedenken hat. Aber sicherlich kann man eine indirecte Steigerung der Leistungen bei der Paralyse für möglich erklären. Wäre diese wirklich eine diffuse Erkrankung der Gehirnrinde, wie Manche meinen, so wäre freilich nur ein Sinken des geistigen Niveaus möglich, aber in Wirklichkeit ist die Paralyse eine durchaus localisirte Erkrankung, die sich ihre Stellen aussucht. Nimmt man an, es seien im Anfange durch Erkrankung bestimmter Fasern nur die Hemmungen ausgeschaltet, deren Wegfall Fehlen des Ermüdungsgefühles und Euphorie ergiebt, so ist zunächst eine gesteigerte Leistung der arbeitenden Theile zu erwarten. Manche werden auch daran denken, dass durch die von den kranken Stellen ausgehende Reizung der Blutzufluss im Ganzen gesteigert werde und dass die Hyperämie die Mehrarbeit begünstige. Man muss wieder an den Alkohol denken. Es ist ja richtig, dass er von Anfang an lähmt, aber trotzdem können unter seinem Einflusse vermehrte Leistungen zu Stande kommen. Auch hier kommt es auf das Fehlen der Ermüdung und die Euphorie an, und die Leistungen können nicht nur vermehrt sein, sondern auch ein glänzenderes Aussehen haben. Die Richtigkeit wird wohl abnehmen, aber die Fixigkeit wächst, die gute Stimmung macht witzig, verwegen, sodass unerwartete Auffassungen und Wendungen erreicht werden. Wenn es nicht so wäre, so würden hervorragende Künstler sich nicht durch alkoholhaltige Getränke bei der Arbeit angeregt haben. Ich weise auf manche Aeusserungen Goethe's hin, der zwar den Nachtheil der alkoholischen Anregung sehr gut kannte, doch aber zuweilen von ihr Gebrauch machte. Handelt es sich um Wahrheit, so kann der Alkohol nur schaden, handelt es sich um poetische Gefühle und um den Schmuck der Rede, wo es auf ein Bischen Unklarheit nicht ankommt, so kann auch der Teufel helfen. Was der Alkohol fertig bringt, dazu ist die Paralyse auch im Stande, und so mögen die in ihrem Beginne gelieferten Geisteserzeugnisse gewisse Vorzüge, oder richtiger Scheinvorzüge, haben. In der That glaube ich, dass Nietzsche den Zarathustra ohne den krankhaften Gehirnreiz nicht hätte machen können. Bei seinen anderweiten Gedichten sehen wir, wie der poetische Schwung rasch nachlässt, es geht durch eine Anzahl von Versen gut, dann wird die Leistung minderwerthig. Im Zarathustra aber spürt man fast nichts von Ermüdung, mit gewaltiger Energie fliesst die dichterische Rede dahin und der Leser ermüdet eher als der Schreiber. Auch die qualitativen Vorzüge kommen in Betracht: Das Träumerische, Wogende, Geheimnissvolle, das das Publicum am meisten anlockt und betäubt, stammt selbst aus der Betäubung. Jedoch, ehe wir uns weiter Sorgen machen um die Vorzüge und Schwächen des Zarathustra, müssen wir uns daran erinnern, dass während seiner Abfassung es sich bei Nietzsche nicht nur um den Beginn der progressiven

Paralyse handelte, sondern auch um noch andere Einflüsse. Wir haben hier, ausser der von Anfang an vorhandenen Instabilität, die Steigerung der Nervosität durch die schwere Migräne, den eigenthümlichen und noch wenig erforschten Einfluss des Wanderlebens und der Einsamkeit, die Erbitterung durch persönliche Verdriesslichkeiten und durch die Gleichgiltigkeit des Publicum, besonders aber den Chloralismus Nietzsche's in Betracht zu ziehen. Frau Dr. Förster („Zukunft" vom 6. Januar 1900) sagt: Nietzsche habe nie Morphium oder Opium, wohl aber Chloralhydrat genommen. „Im Winter 1882—83 hat er in Folge von sehr unangenehmen Erlebnissen dieses Schlafmittel zum ersten Mal regelmässig in grösseren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, dass er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, dass er unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die er hinterher als vollkommen falsch verabscheut habe; das Chloral habe, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigenthümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm menschenfreundliche Gefühle wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob dies Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlichen Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe. Uebrigens vermied er dies Mittel, wenn er nur konnte, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung ausserordentlich angenehm gewesen sein muss, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitreichen Zeiten aber, besonders aber nach unangenehmen Erlebnissen, griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommnisse: ‚Es hat mich sehr peinlich berührt! Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf Menschenhass und Reue, und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung'." Natürlich möchte man gern genauer wissen, wie lange, wie oft, wie viel Chloralhydrat Nietzsche genommen hat. Frau Dr. Förster konnte mir nichts Weiteres sagen. Herrn Dr. Gutjahr hat Nietzsche's Mutter nur erzählt, Nietzsche habe sich das Mittel pfundweise gekauft und „sehr viel" genommen. Die Wirkungen des chronischen Chloral-Gebrauches sind individuell so

verschieden[1]), dass sehr schwer zu sagen ist, inwieweit in Nietzsche's Falle das Mittel den Geisteszustand beeinflusst habe. Dass tiefe und langdauernde Wirkungen des Chlorals bei Nietzsche anzunehmen seien, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil dann auch körperliche Störungen kaum gefehlt haben würden (besonders Haut-, Herz-Symptome). Indessen mag ausser den von Nietzsche beschriebenen merkwürdigen Hassgefühlen manche Eigenthümlichkeit auf das Chloral zu beziehen sein. Ich denke dabei z. B. an die Träume, die im Zarathustra eine Rolle spielen, an die vielen Wendungen, die sich auf Flug-Gefühle beziehen. Auch Schroffheiten im persönlichen Verkehre mögen zum Theil dem Mittel zuzurechnen sein. In den fraglichen Jahren brach Nietzsche mit manchen Freunden ohne zureichenden Grund, wurde gegen andere maass-

---

[1]) Lewin, L., Die Nebenwirkungen der Arzneimittel. 3. Auflage. Berlin 1899. p. 137: Der gewohnheitsmässige Gebrauch des Chloralhydrats.

„Die Geisteskräfte werden geschwächt, so dass das Benehmen mancher dieser Individuen kindisch und dumm wird. Ihr Gedächtniss leidet und in vorgeschrittenen Stadien werden sie körperlich und geistig leistungsunfähig. Vielfach drängt sich eine hochgradige Nervosität in den Vordergrund. Der Kranke befindet sich in fortwährender Hast und Unruhe, die ihn keine Minute auf derselben Stelle lässt. Zu einer ausgebildeten Geisteskrankheit ist bei solchen Menschen nur ein kleiner Schritt. So sah man bei manchem Chloralisten Tobsuchtzustände, Delirien und Hallucinationen. Aber auch melancholische Erkrankungsformen kommen vor, die sich mit Prostration, Kräfteverfall, kachektischem Aussehen, Nahrungsverweigerung und Selbstmordideen vergesellschaften. Die Stimmung solcher Menschen wird immer trüber und sie werden menschenscheu. Die Selbstmordideen treiben zum Versuch. Ein solcher kommt vielleicht häufiger vor, als er der Ursache nach erkannt war. Er ist direct dem Chloralhydrat als Schuld zuzuschreiben, das die verkehrte Geistesrichtung schafft. Ein Chloralist suchte sich durch eine übermässige Chloraldosis zu tödten. Er wurde von den acuten Symptomen wieder hergestellt, wurde aber dann schwachsinnig. Von motorischen Störungen kommen vor: Zittern der Hände und des Kopfes, ataktisches Gehen und epileptoide Krämpfe mit oder ohne geistige Zerrüttung."

Lewin's Mittheilungen sind wohl hauptsächlich aus den literarischen Mittheilungen herausgezogen, in denen über nachweisbare Schädigungen durch Chloralhydrat berichtet wird. Die Fälle, in denen nichts zu beobachten ist, werden aber nicht beschrieben.

Am zuverlässigsten dürfte der Bericht sein, der über eine Sammelforschung der Londoner Aerzte erstattet worden ist (Transactions of the clinical Society of London, XIII, p. 117, 1880). Von mehr als 1000 Fragebogen waren siebenzig beantwortet worden. Von siebenzig Aerzten hatten neunundzwanzig keinen Schaden trotz langen Chloralgebrauchs beobachtet (z. B. Curgenoen: 1 g jeden Abend, sieben bis acht Jahre lang; Chaldecott: 1,2 g jeden Abend, sieben bis acht Jahre lang; Theodor Williams: 1,5—2 g jeden Abend, einundzwanzig Monate lang; Clifford Allbutt: ca. 1,5 g jeden Abend, drei Jahre lang; Buzzard: 2 g täglich, acht Jahre lang). Die anderen einundvierzig Aerzte hatten in einzelnen Fällen Störungen beobachtet, darunter Perversität des moralischen Gefühls, epileptiforme Anfälle, grosse geistige Schwäche, Nervosität, Delirien, Ataxie, Taubheit des Gefühls, brennende Empfindungen, acute Manie, Schläfrigkeit, Schlaflosigkeit, Ruhelosigkeit und Geschwätzigkeit, allgemeinen Körper-Verfall.

los grob bei geringen Gelegenheiten. An Frau Baumgartner z. B. schreibt er am 28. Mai 1883, er wünsche keine weiteren Beziehungen, er wolle verschwinden. „Ich will es so schwer haben, wie nur irgend ein Mensch es hat; erst unter diesem Drucke gewinne ich das gute Gewissen dafür, etwas zu besitzen, das wenige Menschen haben und gehabt haben: Flügel — um im Gleichnisse zu reden." Das klingt höchst befremdlich. Rohde verletzte er 1887 wegen einer Aeusserung über H. Taine so stark, dass dieser die Correspondenz schroff abbrach[1]). Im Allgemeinen sind allerdings der vorliegenden brieflichen Aeusserungen sehr wenige, erst von 1886 an werden die (gedruckten) Briefe wieder häufiger. Ob die in den späteren Schriften herrschenden Hassgefühle (gegen Deutschland, gegen das Christenthum) mit dem Chloralhydrat etwas zu thun haben, ist nicht leicht zu entscheiden. Da die nach dem Chloralgebrauche bei Nietzsche auftretenden Erscheinungen sehr eigenthümlich sind, so liegt der Gedanke nahe, das Chloral möchte hier nur deshalb so gewirkt haben, weil es auf ein Gehirn mit beginnender Paralyse traf. Es ist wohl möglich, dass es sich so verhält, aber andererseits muss man sagen, dass die progressive Paralyse eigentlich selten gehässig macht, eher treibt sie zur Menschenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit.

Nun zurück zu Zarathustra! Dass die Krankheit an der Art der Entstehung betheiligt war, habe ich auseinanderzusetzen versucht. Aber betrachtet man das Werk ohne Rücksicht darauf, so ist, glaube ich, alles in allem genommen, das Pathologische in ihm nicht so stark, dass es inhaltlich überwöge. Allerdings gilt das nur von den ersten Theilen. Der philosophische Gedankeninhalt des Buches scheint mir nicht sehr beträchtlich zu sein. Schält man die Gedanken aus dem glitzernden Kleide heraus, in dem sie bei Nietzsche stecken, so sehen sie oft recht gewöhnlich aus, es sind Leute, denen man schon da und dort begegnet ist. Gustav Naumann hat einen „Zarathustra-Commentar" in vier Theilen (Leipzig. H. Haessel. Vierter Theil 1901) geschrieben und hat dabei die Reden Zarathustra's in die gewöhnliche Sprache übersetzt: Man erschrickt oft, wie nüchtern und verbraucht ein guter Theil davon ist. Naumann ist ein grosser Verehrer Nietzsche's und deshalb citire ich folgende etwas wunderlich klingende, aber ziemlich zutreffende Beurtheilung. Auf p. 214 heisst es: „Nur das ästhetische Princip, der persönliche Geschmack, das Denken in Bildern zeigt bei Zarathustra eine gewisse Folgerichtigkeit und Einheit; aus allem Logischen dagegen, dem unpersönlichen Denken in Begriffen, wird man den erwarteten Gleichklang oft vergebens herauszuhorchen suchen." Ueber die in den späteren Abschnitten des Buches verkündete Wiederkehr aller Dinge

---

1) Näheres bei O. Crusius, Erwin Rohde. Tübingen und Leipzig 1902, p. 155.

habe ich schon gesprochen. In den ersten Abschnitten spielt der „Uebermensch“ die Hauptrolle. Schon viele Kritiker haben dargethan, wie dürftig dieses Gebilde ist: Ein aus der populären Darwin-Literatur aufgegriffener Gedanke wird bald so, bald so gewendet, der Sinn des Wortes wechselt und schliesslich platzt die Seifenblase, denn Nietzsche selbst will später nichts davon wissen und erklärt kalt: Der Mensch ist ein Ende. Ich verkenne dabei natürlich nicht, dass die Frage nach der Veredelung des Menschen und nach dem Werthe der verschiedenen Typen des Menschen, wie sie Nietzsche später erörtert, ihr gutes Recht hat, aber die Uebermenschenlehre des Zarathustra ist ein Phantasie-Spiel, das man ruhig bei Seite lassen kann. Abgesehen von der Wiederkunft und vom Uebermenschen treffen wir vermischte Bemerkungen und Sprüche, ähnliche und zum Theile dieselben wie in den Aphorismen-Büchern. Darunter sind feine und gute Bemerkungen, neben einseitigen, falschen, übertriebenen: alles wie sonst. Kurz, in den Lehrgedanken des Zarathustra steckt die Eigenart des Buches nicht. Auch wir, die wir nach dem Pathologischen suchen, können in der Hauptsache von jenen absehen. Bleibt also das Poetische, die Einkleidung, d. h. einmal Worte, Wendungen, Bilder, zum andern die dem Zarathustra zugeschriebenen Thaten und Erlebnisse. Wie ich schon sagte, ist das erste Werk der progressiven Paralyse die Aufhebung von Hemmungen. Man hat zuerst an Verminderung dessen zu denken, was Zartgefühl, Tact, Geschmack genannt wird, weiterhin an Verminderung der Vorsicht, der Bescheidenheit, der Scham. Bei Diesem fällt manches schon auf, was bei Jenem unbedenklich ist. Bei Nietzsche bestanden von vornherein eine Neigung zum Crassen, Brutalen im Ausdrucke, zu gewissen Geschmacklosigkeiten, ein gesteigertes Selbstgefühl. Wir werden daher nur das sehr Anstössige als Beleg des Pathologischen brauchen können. Ich beginne mit dem sprachlichen Ausdrucke. Vielleicht am deutlichsten ist die krankhafte Geschmacklosigkeit bei gewissen Bildern. Auf p. 155 heisst es: „Oh, ihr erst [ihr Dunklen] trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!“ Nietzsche vergleicht also das Licht mit einer Kuh: ekelhaft und sinnlos. Nicht ganz so widerwärtig ist der „Weinstock mit schwellenden Eutern“ (p. 325). „Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen: da verwandeltet ihr [die Feinde] meine Nahen und Nächsten in Eiterbeulen“ (p. 162). Also Freunde oder Verwandte werden mit Abscessen verglichen. „Am Meere will sie [die Sonne] saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken: „da hebt sich die Begierde des Meeres mit tausend Brüsten“ (p. 181): verständlich, aber schrecklich widerlich. In anderen Fällen kann man nicht vom Geschmacke reden, weil gar kein Sinn zu entdecken ist. Zum Beispiele heisst es (p. 72): „Wahnsinnige sind sie mir Alle und kletternde Affen und Ueberheisse“. Auf p. 213: „Wie Manches heisst jetzt schon ärgste Bosheit, was doch

nur zwölf Schuhe breit und drei Monate lang ist!“ Auf p. 80: „Immer Einmal Eins — das giebt auf die Dauer Zwei“. Ferner hat jetzt die unangenehme Manier der Anhäufung annähernd gleichbedeutender Wörter beträchtlich zugenommen, sodass zuweilen vier bis fünf Hauptwörter oder Eigenschaftwörter zusammenstehen. Das Gleiche gilt von der Vorliebe für steigernde Ausdrücke. Besonders unangenehm ist die Neigung zu Doppelausdrücken, wobei zu einem Worte durch Gegensatz oder Gleichklang ein Gespons herangezogen wird. Geschähe das ein Mal oder das andere Mal, so störte es nicht, bei Nietzsche-Zarathustra aber geschieht es so oft, dass man an gewisse Berliner Witzblätter erinnert wird. Zum Beispiele „Freudenschaften und Leidenschaften“ (p. 49), „Trauer-Spiele und Trauer-Ernste“ (p. 57), „übernächtig und überwach“ (p. 61), „Nächstenliebe, Fernstenliebe“ (p. 88), „Einfalt und Vielfalt“ (p. 184), „Muthwille und Wohlwille“, „Neidbolde und Leidbolde“ (p. 256), „bessern und bösern“ (p. 262), „Leisetreter, Leisebeter“ (p. 265), „weitsichtige, weitsüchtige Augen“ (p. 272), „Narren-Zierrath, Narren-Schmierrath“ (p. 281), „hau-schau-wen“ (p. 305), „Ehebrechen, Ehebiegen“ (p. 307), „Thunichtgut und Thunichtböse“ (p. 331). Das wären einige Bemerkungen über die Ausdrucksweise, wobei ich natürlich nur Einzelnes herausgreifen kann. Auch wenn man ganze Parabeln oder Erzählungen ins Auge fasst, erschrickt man manchmal über die Geschmacklosigkeit. Mir sind alle diese erkünstelten Geschichten und geschwollenen Reden äusserst unsympathisch, aber vielleicht liegt das an mir und ich möchte nicht ungerecht sein. Gescheiten Leuten scheint ja Vieles davon zu gefallen, aber wessen Geschmack zum Beispiele die Geschichte vom Feuerhunde vertragen kann, den würde ich nicht zu ihnen rechnen. Am deutlichsten ist das Pathologische in der Steigerung des Selbstbewusstseins. Zwar hat die Bescheidenheit Nietzsche auch früher nicht gedrückt, aber so wie im Zarathustra tritt das Gefühl der Souveränetät früher doch nicht zu Tage. Man könnte einwenden, Zarathustra sei eine dichterische Figur, aber die Verkleidung ist doch äusserst durchsichtig und offenbar identificirt sich Nietzsche während des Schreibens fortwährend mit seinem Zarathustra.

Die bisherigen Bemerkungen bezogen sich auf die Wirkungen der progressiven Paralyse. Nun komme ich noch mit ein paar Worten auf den Chloralismus zurück. Die krankhaften Hassgefühle, von denen Nietzsche in seinen Briefen spricht, scheinen mir einen grossen Theil des Grabliedes (p. 160 ff.) dictirt zu haben. „Aber diess Wort will ich zu meinen Feinden reden: was ist alles Menschenmorden gegen Das, was ihr mir thatet“, so geht es an und nun beginnt ein Toben gegen Feinde, von denen man gar nichts weiss, eine Wuth gegen Alle und Jeden, die sicher krankhaft ist.[1]) Aus den Chloralträumen sind viel-

[1]) Vergleiche dazu im vierten Theile: „Diesen Menschen von heute will ich nicht Licht sein . . . Blitz meiner Weisheit! stich ihnen die Augen aus!“ (p. 421).

leicht auch die Traumberichte entstanden. Einer hat den Erklärern viel Noth gemacht: „Da ging ich zum Thore: Alpa! rief ich, wer trägt seine Asche zu Berge? Alpa! Alpa! Wer trägt seine Asche zu Berge?" (p. 199). Dieses sinnlose Zeug ist natürlich nicht zu erklären. Frau Dr. Förster versicherte, ihr Bruder habe den mitgetheilten Traum wirklich geträumt, und das glaube ich auch. Aber was gehen uns Nietzsche's Träume an? Sinnlose Worte im Traume sprechen, das kann Jeder. Wahrscheinlich ist es so, dass Nietzsche Respect vor seinen eigenen Träumen hatte, weil sie im Rausche entstanden waren, und dass er an ein in ihnen verschlossenes Geheimniss glaubte. Dass die vielen Reden vom Fliegen und Schweben auf Traumgefühle zurückzuführen sind, habe ich schon erwähnt. Merkwürdig ist noch die Bemerkung auf p. 314: Der erwachte Zarathustra ist sehr erregt und gebärdet sich wie ein Toller, „als ob noch Einer auf dem Lager läge". Von Schwerkranken hört man zuweilen, es liege noch Einer im Bette.

Alles, was ich gesagt habe, bezieht sich nur auf die ersten drei Theile. Der vierte Theil steht auf einer tieferen Stufe und in ihm ist die Gehirnkrankheit viel deutlicher als dort. Die Zerstörung der Hemmungen ist fortgeschritten, das Zartgefühl ist mehr geschädigt: zum ersten Male bemerken wir Gemeinheit und Lüsternheit. Dabei ist von einer Herabsetzung der geistigen Fähigkeiten im Ganzen keine Rede, wir sehen vielmehr, wie in Nietzsche die Gedankenarbeit trotz der Krankheit sich weiter entwickelt, wie die Gedanken, die die späteren Bücher beherrschen, jetzt in den Vordergrund treten, der Kampf gegen Schwäche und Mitleid, die Werthschätzung der gesunden Kraft, die Feindschaft gegen das Christenthum. Aber die Uebel, die in den ersten Theilen zu bemerken waren, sind noch gewachsen: wir treffen Geschmacklosigkeiten und Sinnlosigkeiten in beträchtlicher Zahl, deutlichen Grössenwahn. Beispiele von Geschmacklosigkeit: „gelber weisser guter eisfrischer Waben-Goldhonig"[1]) (p. 344); Lied und Honig werden in's Ohr geträufelt (p. 409); ein alter brauner Tropfen goldenen Glücks (p. 402); ein rosenseliger brauner Gold-Wein-Geruch (p. 466). Beispiele von Sinnlosigkeit: „stegreife Gesundheit" (p. 414); „bei abgehellter Luft" [statt bei beginnender Dunkelkeit] (p. 433); „Wie? ward die Welt nicht eben vollkommen? Rund und reif? Oh des goldenen runden Reifs — wohin fliegt er wohl? Laufe ich ihm nach! Husch!" [Man glaubt einen Maniakalischen zu hören] (p. 403); „wer mit Adlers-Krallen den Abgrund *fasst*" (p. 420); „nach denen sollen sie nicht mit Schafsklauen

[1]) Der Eis-Honig kommt wiederholt vor. Abgesehen davon, dass in Zarathustra's Höhle und auf den Bergen kein Eis ist, kühlt kein Verständiger den Honig auf Eis. Ich habe es experimenti causa gethan; es geschah, was zu erwarten war: der Honig verlor sein Aroma und schmeckte wie Syrup.

greifen“ (ibid.); „der den Eseln Flügel giebt, der Löwinnen melkt, gelobt sei dieser gute unbändige Geist“ [das heisst der Wind] (p. 429). Recht geschmacklos ist das unaufhörliche Wiederholen starker Wörter, zum Beispiel: oh Ekel! Ekel! Ekel! (p. 419 et a. l.) Wörter, wie Abgrund, Tiefe, Ekel werden so oft gebraucht, dass man allmählich einen abgrundtiefen Ekel davor bekommt. Recht geschmacklos und unsinnig ist Vieles bei den Erzählungen von den „höheren Menschen“ (das heisst dégénérés supérieurs), zum Beispiele die Schilderung des hässlichsten Menschen, die Verhöhnung R. Wagners als alten Zauberers und Anderes. Pathologisch ist die Neigung zu oft wiederkehrenden Ausrufen, zum Beispiele zu dem unerträglichen „Wie?“, zu dem „Wohlan, wohlauf“. Pathologisch sind die vielen Reden vom Lachen, Tanzen, Fliegen. Ein gutes Beispiel vom Grössenwahn steht auf p. 373: „Oh Zarathustra, ich suche einen Aechten, Rechten, Einfachen, Eindeutigen, einen Menschen aller Redlichkeit, ein Gefäss der Weisheit, einen Heiligen der Erkenntniss, einen grossen Menschen! Weisst Du es denn nicht, oh Zarathustra? Ich suche Zarathustra.“ Andere Beispiele findet man leicht. Das alles aber ist nicht so bedenklich wie das, was noch kommt. Die Lüsternheit ist deutlich in dem nachher zu besprechenden Wüstenliede: sie zeigt sich auch p. 439: „Fast dünkt mich's, gleicht ihr Solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahn“ (Erfahrungen in Nizza?). Die Gemeinheit tritt in der Verhöhnung der Evangelien zu Tage. Man kann nicht sagen, dass die Krankheit Lüsternheit und Gemeinheit schaffe: Sie sind anlageweise in uns Allen, und wenn die Krankheit Scheu und Scham zerstört, so kommen sie zum Vorscheine. Es ist nicht anzunehmen, dass Nietzsche lüsterner und gemeiner als Andere gewesen wäre, sondern diese Symptome zeigen nur, dass bei ihm die Gehirnkrankheit gerade moralische Hemmungen aufhob. Gewissermaassen ist es ein Trost, dass der hässlichste Zug im Bilde Nietzsche's, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit Schuld gegeben werden kann. Gewiss kann man ein Gegner des Christenthums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Koth bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist. Die Art der Lästerung im Zarathustra ist eigentlich noch widerwärtiger als das wüste Schimpfen im „Antichrist“. Man sehe die ekelhaften Verse auf p. 358, die Beschimpfung des „Bergpredigers“ und der evangelischen Sprüche auf p. 390 ff., das über alle Beschreibung widerliche Eselfest auf p. 452 ff., das der Abscheulichkeit Gipfel ist. Für die Schwerhörigen endlich, die im Zarathustra die Töne der progressiven Paralyse nicht hören, ist das Wüstenlied da. Alle Lieder des vierten Zarathustra sind sehr pathologisch, auch die, die als Klage des Zauberers und als Lied der Schwermuth Zarathustra's entarteten Freunden

in den Mund gelegt werden, ursprünglich jedoch ernsthaft Nietzsche's innere Zustände aussprechen sollten,[1]) aber vollkommen blödsinnig sind nur die Verse „Unter Töchtern der Wüste“. Sie erinnern an den absichtlich hergestellten „höheren Blödsinn“, der angetrunkene Studenten zu erfreuen pflegt, und sie sind wahrscheinlich in einem Zustande, der der Betrunkenheit gleichwerthig ist, verfasst worden. Ich muss bitten, die Verse an ihrem Orte nachzulesen, denn ich kann den langen „Wortsalat“ nicht abschreiben. Unverkennbar ist die Schlüpfrigkeit, die das Ganze durchzieht. Man muss sich fragen, wie konnte Nietzsche dieses erbärmliche Gefasel in sein Buch aufnehmen, da er doch nicht dauernd in dem Zustande war, in dem er es verfasst hat? Wie konnte er es später stehen lassen, ja an ihm herumfeilen (vergleiche den Nachbericht zum Zarathustra)? Ich weiss nur die Erklärung zu geben, dass Nietzsche das in einem vorübergehenden Zustande paralytischer Erregung Niedergeschriebene mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete und meinte, es sei nur scheinbar sinnlos, in Wirklichkeit stecke eine geheimnissvolle Offenbarung darin. Dieselbe Ehrfurcht empfand er ja für den ganzen Zarathustra.[2]) Erstaunlich ist übrigens die Harmlosigkeit des Commentator, er commentirt das Wüstenlied so ernsthaft wie das Uebrige und sagt nur gelegentlich: „sämmtliche Ideenschwankungen knarren hier so laut wie möglich“.

Laien könnten auf folgende Frage verfallen: Wenn Nietzsche so krank war, als er den Zarathustra schrieb, wie ist es möglich, dass im täglichen Leben niemand etwas davon merkte? Erstens wissen wir nicht, ob jemand etwas gemerkt hat, zum anderen aber ist auch die Annahme, dass Nietzsche thatsächlich in diesen Jahren nie Anstoss erregt habe, nicht befremdend. Die Gehirnkranken verrathen ihren inneren Zustand, ihre Noth und das inwendige Toben beim Schreiben viel leichter als im täglichen Leben. Das ist eine bekannte Sache. Bei dem verschlossenen Nietzsche, der im Leben unter der Maske ging, war das Schreiben erst recht das den Dampf auslassende Ventil.

„Nietzsche schrieb ‚Jenseits von Gut und Böse‘ während des Sommers 1885 in Sils-Maria und während des folgenden Winters in Nizza: Ende März 1886 war das Werk beendigt“ (Nachbericht). Er begann also (allerdings nach langen Vorarbeiten) die Niederschrift rasch nach Beendigung des Zarathustra und schrieb wieder mit grosser Vehemenz das 279 Seiten enthaltende Buch. Fasse ich meine während wiederholten Lesens erhaltenen Eindrücke zusammen, so glaube ich, dass

---

[1]) An ihnen kann man sehen, in welchen schauderhaften Verstimmungen Nietzsche sich zuweilen befand.

[2]) Schon am 28. Juni 1883 schreibt er: „Ich weiss ganz gut, dass Niemand lebt, der so etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist“.

die Erregung hier etwas geringer sei als im vierten Theile des Zarathustra. Man kann annehmen, dass die Prosa zu grösserer Ruhe genöthigt habe, aber es ist auch wahrscheinlich, dass die Beruhigung zur Prosa trieb, dass das Nachlassen der Erregung Nietzsche an der Beendigung des Zarathustra hinderte. Die Meinung, Nietzsche habe keinen Schluss zum Zarathustra deshalb gefunden, weil er mit der Wiederkunftlehre noch nicht im Reinen war, scheint mir thöricht zu sein: Nietzsche wäre der Letzte gewesen, sich durch solche Gelehrten-Bedenken abhalten zu lassen; hätte der furor poetico-paralyticus angedauert, so wäre schon irgend etwas fertig geworden. Freilich, wenn man auch etwas mehr Haltung im „Jenseits" finden kann, so treten doch nun die Verwüstungen, die das Gehirnleiden angerichtet hat, viel mehr hervor als bei der an sich mehr oder weniger zusammenhanglosen dichterischen Darstellung. War es hier möglich, das Verschwommene. Sprunghafte, Erregte als Wirkungen des Dichtergeistes anzusehen, so fehlt für die wissenschaftlich sein sollenden Erörterungen des „Jenseits" eine solche Entschuldigung. Zunächst finden wir auch im Jenseits die sprachlichen Störungen des Zarathustra wieder: er hat „sein Auge gehärtet und gespitzt" (p. 189); „mit einem asiatischen und überasiatischen Auge" [pfui Teufel!] (p. 80); „Erkenntniss und Verkenntniss" (p. 15); „kurz und schlimm" (p. 64); „Vorliebe und Vorhass" (p. 65); und so weiter. Im Allgemeinen aber sind grob-geschmacklose und unsinnige Wendungen seltener geworden. Das Fliegen im Traume wird noch einmal erwähnt: Ein Mensch, der im Traume oft und geschickt geflogen sei, der müsse auch am Tage ein besonderes Glück suchen (p. 124). Eine recht eigenthümliche Stelle lässt an Wuthanfälle denken: „Es kommt heute bisweilen vor, dass ein milder, mässiger, zurückhaltender Mensch plötzlich rasend wird, die Teller zerschlägt, den Tisch umwirft, schreit, tobt, alle Welt beleidigt — und endlich bei Seite geht. beschämt, wüthend über sich" (p. 264). Eigene Erfahrungen?

Wendet man sich von dem mehr Formellen zu dem eigentlichen Gedankeninhalte des Buches, so steht man hier (und bei den folgenden Büchern) vor einer merkwürdigen Erscheinung. Trotz und während der Gehirnkrankheit wächst Nietzsche's Geist und trägt Früchte. Die progressive Paralyse ist eine so häufige Krankheit, dass man glauben sollte, wir kennten sie von Grunde aus. Es ist aber nicht so; trotz täglicher Berührung mit Paralytischen kann man immer wieder Neues erleben, weil geradezu individuelle Unterschiede vorkommen. Die Aerzte in den Anstalten bekommen die Kranken erst, wenn sie schon in nicht geringem Grade verblödet sind; das mag wohl der Grund davon sein, dass in den Lehrbüchern das Bild der Paralyse gewöhnlich etwas grobe Züge trägt Diejenigen Aerzte, die nicht nur die Anstaltkranken sehen, sondern beobachten können, wie im Laufe der Jahre der später Paralytische ganz

leise ein anderer Mensch wird, wie bald diese, bald jene Fähigkeit leidet oder sich auffallend gut erhält, bekommen eine andere Vorstellung von der Paralyse, aber auch sie erfahren nicht alles. Man darf nicht vergessen, dass bei Ausnahme-Menschen auch die Krankheit ungewöhnliche Züge trägt oder tragen kann, und dass die Erfahrungen der Aerzte an Durchschnitt-Menschen gewonnen sind. Ich weiss nicht, ob Andere einen so merkwürdigen Verlauf der Paralyse, wie sie ihn bei Nietzsche nahm, beobachtet haben. Ich wenigstens kenne keinen solchen Fall und auch in den Lebensgeschichten der berühmten Leute, die an Paralyse gestorben sind (R. Schumann, Lenau und Andere), ist nichts ähnliches zu finden. Diese Betrachtungen drängen sich mir dem „Jenseits" gegenüber auf, sie müssten aber auch bei den anderen Schriften nach 1882 angestellt werden: einerseits die zweifellosen Zeichen der zerstörenden Gehirnkrankheit und andererseits eine nach Quantität und Qualität erstaunliche Geistesthätigkeit. Bei dem „Jenseits" ist es recht leicht, die Schwächen und Schäden des Buches zu erkennen, aber ich meine, dass Die, die nur sie sehen und es schlechthin verurtheilen, ebenso Unrecht haben, wie Die, die Nietzsche als den Kaiser der Philosophie auf den Thron setzen möchten. Im vergangenen Jahre ist ein Buch[1]) erschienen, in dem dem „Jenseits" übel mitgespielt wird, eine Kritik, die sozusagen keinen guten Faden an ihm lässt. Der Verfasser, ein Herbartianer, dessen psychiatrische Kenntnisse aus veralteten Büchern stammen, hat im Einzelnen nicht Unrecht, aber er übersieht doch ganz, dass wirklich brauchbare Gedankenreihen im „Jenseits" stecken. Was er von Nietzsche's Originalitätsucht und Selbstüberhebung, von seiner Unfähigkeit, bestimmte Begriffe festzuhalten, von der Eilfertigkeit seines Denkens, die durch Hasten, Häufen, Ueberspringen zur Gedankenflucht werde, von dem Mangel an Zusammenhang, von der bis zur Perversität gehenden Liebhaberei an Bizarrem, vermöge deren Nietzsche alles entstellt, verdreht, verhöhnt, beschmutzt, von Nietzsche's Angst, Verzweiflung und damit wechselnder krankhafter Lustigkeit sagt; das alles ist in der Hauptsache richtig, aber es ist einseitig. Man sollte das zwischen dem Unkraute stehende Getreide nicht übersehen. Meiner Auffassung nach will der Nietzsche der späteren Zeit dasselbe wie der junge Nietzsche: die Veredelung des Menschen. Aber er hat eingesehen, dass es mit Musik und Theaterspielen nicht geht, er glaubt sich davon überzeugt zu haben, dass die moralischen und religiösen Lehren, die am Meisten in Ansehen stehen, nicht zur Verbesserung, sondern zur Verkümmerung des Menschen beigetragen haben. Er ist ferner zu der Einsicht gelangt, dass nur die naturwissenschaftliche Auffassung des Menschen auf den

1) Nietzsche, eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung von Wilhelm Schacht. Bern 1901. 8° 161 pp.

rechten Weg helfen kann, dass man die Sache ansehen muss, wie der Gärtner seine Blumen ansieht. Und sein Schluss ist der: Dem Menschen kann nur geholfen werden, wenn man ihn gesünder und stärker macht, denn dann wird er auch in geistiger Beziehung vortrefflich werden. „Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten“ (XII p. 410), das ist eigentlich der Grundgedanke des späteren Nietzsche, und es ist ein guter fruchtbarer Gedanke. Wäre es Nietzsche möglich gewesen, besonnen und unterstützt von biologischen Kenntnissen, seine Ideen auszugestalten, so wäre sicher etwas recht Gutes entstanden. Aber an Besonnenheit und Kenntnissen fehlte es ihm von vornherein, die Gehirnkrankheit kam dazu, vermehrte seine Unruhe, steigerte seine gute Meinung von sich zum Grössenwahne, nahm ihm Vorsicht und Scham, und so ist das Ganze eine Karrikatur geworden. Eine Kritik des „Jenseits“ im Einzelnen würde ein besonderes Buch erfordern und wäre überdem eine verdriessliche Arbeit, denn, wie die Dinge einmal liegen, bekommt man nichts Festes in die Hand; der Fisch, den wir fassen, wird binnen kurzem zur Schlange, anders ausgedrückt: die Gedanken werden immer umgeschüttelt, und während man ein Kaleidoskop-Bild bespricht, ist schon ein anderes da. Ich will daher nur noch auf Einzelnes hinweisen. Man könnte ein ganzes Bändchen füllen, wenn man alle die Stellen ausschriebe, an denen Nietzsche über Krankheit und Gesundheit handelt. Immer nimmt er neue Anläufe, er sucht sich zu unterrichten (er hat z. B. Féré's Schriften gelesen) und sein kritischer Sinn führt ihn oft zu auffallend richtigen Urtheilen. So erkennt er die centrale Stellung der Lehre von der Entartung (er nennt sie Décadence) und kommt dahin, dass er gut nennt, was der Art förderlich ist, verwerflich, was die Entartung fördert. Jeder, der sich in Nietzsche's Schriften umsieht, muss erkennen, wie er ernstlich nach einer ärztlichen Auffassung der menschlichen Dinge ringt trotz seines Ausganges von der Philologie und wie er eben damit mehr Verständniss beweist als sehr viele Vertreter der „Geisteswissenschaften“. Mit sicherem Blicke sah er, dass die Gesundheit die Grundlage für Schönheit und für jede Tüchtigkeit ist. Er erkannte den Werth der Jugend als der Glanzzeit für Mensch und Volk, in der das eigentlich Werthvolle entsteht. Diese und andere richtige Gedanken beherrschen Nietzsche schon von 1880 etwa an. Leider verzerrte er sie selbst. Seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Gesundheit und Stärke machte ihn ganz und gar einseitig. Wildheit und Uebermuth schienen ihm an sich erstrebenswerth zu sein. Schliesslich wollte er alles an dem Maassstabe des aufsteigenden und des absteigenden Lebens messen und jenem allein Werth beilegen, als ob bei Mensch und Volk die Vorzüge des späteren Lebens gar nichts werth wären, als ob nach der überschäumenden Jugend sofort die Dementia senilis käme. Sein Rationalismus stellte jederzeit der biologischen Auf-

fassung ein Bein: Wie der Zarathustra, statt gesunde Kinder zu erzeugen, unfruchtbare Reden über den Uebermenschen hält, so glaubte Nietzsche immer wieder, dass alles auf Erziehung und Rederei ankomme, statt auf Zucht und Handeln.

Ein anderes Beispiel von Nietzsche's Scharfsinn ist seine Einsicht in die aristokratische Art der Natur und seine Bekämpfung der Gleichmacherei. Aber schon in den relativ gesunden Tagen liess ihn sein Hochmuth über das Ziel hinaus schiessen. Statt jeder Leistung den ihr zukommenden Werth zuzuerkennen und die Vollkommenheit in der Ausfüllung aller Stufen zu sehen, sollten nur gewisse Spitzen etwas gelten. Im „Jenseits“ ist der Hochmuth zur Grossmannssucht geworden und: vornehm, nur vornehm, ist die Parole.

Aus der Alleinbewerthung der Stärke und der Jugend einerseits, aus dem in Wirklichkeit ganz und gar nicht vornehmen Hochmuthe andererseits, ist die „Herrenmoral“ erwachsen. So, wie Nietzsche von ihr und von dem Sklavenaufstande redet, handelt es sich natürlich um eine Schrulle, aber dem Ueberspannten und Verkehrten ist doch auch hier viel Wahres beigemischt. Die Gegensätze zwischen den Idealen des Christen, des Buddhisten, des Philosophen hier und denen des Kriegers, des Aristokraten dort sind wirklich da, und die Figur des Ritters, der sich ernstlich für einen vollkommenen Christen hält und doch den Anderen ohne Bedenken um der Ehre willen todtschlägt, wenn der ihm etwa einen Klaps gegeben hat, ist thatsächlich eine der wunderlichsten Erscheinungen. Die Auffassung der jetzt lebenden Menschen ist zweifellos ein Knäuel, in dem Nietzsche's Herren- und Sklaven-Moral durch einander gewirrt sind. Es ist immerhin ein Verdienst Nietzsche's, auf diese Dinge und andere verwandter Art nachdrücklich hingewiesen zu haben, und es ist nur zu bedauern, dass sein Geisteszustand ihm nicht gestattete, den überaus schwierigen Gegenstand zu bewältigen. Ob ihm sein Unternehmen ohne die Gehirnkrankheit gelungen wäre, das muss dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall sind die Probleme, um die es sich hier handelt, harte Nüsse, an denen auch Gesunde sich die Zähne ausbeissen können.

Auch in Nietzsche's Psychologie stecken hoffnungsvolle Keime. Seine Lehre, dass das Ich „ein Gesellschaftsbau vieler Seelen“ sei, ist zwar im Grunde nicht neu, und ich weiss nicht, ob er von selbst auf sie gekommen ist, aber sie ist wahr. Wäre es ihm gelungen, über die Triebe und Instincte, von denen er so oft spricht, ins Klare zu kommen und statt abgerissener Bemerkungen eine zusammenhängende Begründung zu geben, so wäre er ein grosser Förderer der Psychologie geworden. Offenbar schwebte ihm eine der Gall'schen verwandte Auffassung vor und vielleicht ahnte er, dass eine solche allein die Moralprobleme, die ihn

beschäftigten, lösen kann. Freilich läuft eine solche Lehre auf Duldsamkeit hinaus, auf relative Anerkennung der verschiedenen Typen des Menschen, und das wieder wäre der von Grund aus unduldsamen Natur Nietzsche's zuwider gewesen. Genug davon. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass die Grundgedanken des späteren Nietzsche werthvoll sind trotz der Krankheit. Sucht man das Gute im Einzelnen, einzelne feine und geistreiche Bemerkungen, so findet man auch im „Jenseits“ eine solche Fülle davon, dass man staunt. Ich weise z. B. auf No. 194 hin, und leicht könnte man viele Nummern nennen.

Als Beispiel der krankhaften Art citire ich No. 197: „Man missversteht das Raubthier und den Raubmenschen (zum Beispiele Cesare Borgia) gründlich, man missversteht die ‚Natur‘, so lange man noch nach einer ‚Krankhaftigkeit‘ im Grunde dieser gesündesten aller tropischen Unthiere und Gewächse sucht, oder gar nach einer ihnen eingeborenen ‚Hölle‘ —: wie es bisher fast alle Moralisten gethan haben. Es scheint, dass es bei den Moralisten einen Hass gegen den Urwald und gegen die Tropen giebt? Und dass der ‚tropische Mensch‘ um jeden Preis discreditirt werden muss, sei es als Krankheit und Entartung des Menschen, sei es als eigene Hölle und Selbst-Marterung? Warum doch? Zu Gunsten der ‚gemässigten Zonen‘? Zu Gunsten der gemässigten Menschen? Der ‚Moralischen‘? Der Mittelmässigen? — Dies zum Kapitel ‚Moral als Furchtsamkeit‘. —“ Man erkennt hier sehr gut verschiedene Züge, die den späteren Nietzsche kennzeichnen. Zunächst die Sucht, alles auf die Spitze zu treiben und die Anderen durch möglichst schroffen Widerspruch zu ärgern. Um die Kraft zu ehren, verherrlicht er hier (und an andern Orten) einen gemeinen Meuchelmörder, den C. Borgia, und dabei klingen die Phantasieen von den Gewaltmenschen an, die so stark sind, dass sie kein Mitgefühl kennen, die über alles lachen und Greuelthaten ausführen wie Knabenstreiche. Die Schwärmerei für Grausamkeit ist offenbar pervers, aber auch etwas kindisch. Man denkt an einen Handelslehrling, der sich an einem Hintertreppenroman für Dolch und Blut in der Mitternachtstunde begeistert. Dass Nietzsche hier die Verbrecher für besonders gesund erklärt, ist auch etwas paralytisch, denn früher hat er das Richtige gewusst. Was er mit der ‚Hölle‘ will, ist ganz unerfindlich, denn dass hartgesottene Bösewichter, wie das Wort schon andeutet, nicht an Gewissensbissen leiden, das haben doch „bisher fast alle Moralisten“ gewusst. Man beachte nun die springenden Associationen: Verbrecher — Raubthier — (etwa: Tiger) — Tropen — tropische Gewächse — Urwald — tropischer Mensch — gemässigte Zonen — gemässigte Menschen — Mittelmässige — Furchtsame. Dabei kommt es Nietzsche nicht zum Bewusstsein, wie unsinnig das Wort „tropischer Mensch“ ist. Die innere Hast treibt vorwärts und treibt schliesslich zu den nervös zuckenden Fragen, mit denen abgebrochen wird.

Auf das ‚Jenseits' folgt als seine „Ergänzung und Verdeutlichung" die Abhandlung: „Zur Genealogie der Moral, eine Streitschrift." Sie wurde, wie Nietzsche an Brandes schreibt, in Sils-Maria „zwischen dem 10. und 30. Juni 1887 beschlossen, durchgeführt und druckfertig an die Leipziger Druckerei geschickt". Der Druck begann Anfang August. Der „Nachbericht" sagt noch: „Anfälle seines Leidens hinderten Nietzsche, die Abschrift des Manuscripts der dritten Abtheilung vor Ende August abzuschliessen." Die Abhandlung füllt fast 200 Druckseiten, also wieder das starke Tempo! Zwar muss man Nietzsche's Worte nicht wörtlich nehmen, denn wahrscheinlich ist das ganze erste Halbjahr 1887 den Vorarbeiten gewidmet worden, trotzdem ist die endgültige Abfassung ein gutes Stück Arbeit. Bei näherer Betrachtung sieht man mit Erstaunen, wie an Stelle des wüsten Aphorismen-Wesens eine ziemlich zusammenhängende Darstellung getreten ist. Schon die Vorrede fällt durch ihren relativ ruhigen Charakter auf (wenn auch der erste Absatz befremdet, der gar nicht recht zum Uebrigen passt). Nietzsche sucht hier zu zeigen, wie seine Gedanken über die moralischen Vorurtheile sich bei ihm allmählich entwickelt haben, er verweist auf Stellen seiner älteren Schriften, er erwähnt (verdreht wohl auch) seine Beziehungen zu Rée, erklärt ganz richtig, dass die Bestreitung der Lehre Schopenhauer's vom Werthe des Mitleides die Hauptsache bei seinem Denken gewesen sei und dass er mit der Zeit dazu gekommen sei, an die Stelle des Guten das Starke zu setzen, dass er dann den Wunsch gehabt habe, das Historische der Sache zu erkennen, und dass er freilich dabei eigentlich Unterstützung nöthig gehabt hätte. Alles geht, abgesehen von ein paar Seitensprüngen, im gemessenen Tone des Gelehrten. Allerdings am Ende (achter Absatz) ist Nietzsche denn doch des trockenen Tones satt. Wer seine Schriften noch nicht verstehe, der solle sich nur ordentlich Mühe geben. „Was zum Beispiel meinen Zarathustra anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgendwann einmal tief verwundet und irgendwann einmal tief entzückt hat: erst dann nämlich darf er des Vorrechts geniessen, an dem halkyonischen [dieses Wort liebt Nietzsche besonders, wenn er sich spreizt] Element, aus dem jenes Werk geboren ist, an seiner sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewissheit ehrfürchtig Antheil zu haben." Wir sehen also aus der Vorrede: Der paralytische Grössenwahn besteht zwar, aber es ist grössere Besonnenheit eingekehrt; wir können also hier (mit weit mehr Recht noch als bei dem „Jenseits") von einer Remission der Krankheit sprechen. Bei Zarathustra lag ein rauschähnlicher Zustand (das ist das halkyonische Element) zu Grunde, hier redet ein relativ kühler Denker. Auch im Buche selbst herrscht ein anderer Ton als früher. Wie in der Vorrede finden wir eine zusammenhängende, ziemlich ruhige Darstellung. Grob

geschmacklose oder unsinnige Wendungen fehlen ganz. Auch der Gedankeninhalt ist nicht so, dass man aus ihm auf Gehirnkrankheit schliessen könnte, vielmehr glaubt man, die Schwächen und Vorzüge des ursprünglichen Nietzsche zu erkennen. Die Auffassung im Ganzen ist einseitig, die Hauptergebnisse sind falsch, historisch falsch und auch psychologisch falsch, aber alles ist durchweg geistvoll und im Einzelnen ist vieles richtig. Auch die Stellen, bei denen man den Kopf am meisten schüttelt, sind noch als Schrullen oder Uebertreibungen aus Ueberhitzung beim Schreiben zu deuten. Das Decretiren in vorhistorischen Dingen findet man auch bei anderen Schriftstellern, und der Mangel an historischer Genauigkeit war Nietzsche wohl immer eigen. Auch vom Mangel an Verständniss für Familie und Kind gilt das. Verblüffend ist die Stelle über die Judenrache: die Kreuzigung Jesu war „die geheime schwarze Kunst einer wahrhaft grossen Politik der Rache, einer weitsichtigen, unterirdischen, langsam greifenden und vorausrechnenden Rache.“ Im Grunde hat Nietzsche wohl nur sagen wollen, wenn ein jüdischer Prophet sein Volk an den Abendländern hätte rächen wollen, so hätte er nichts Klügeres thun können, als —. Absurd ist die Behauptung, das jetzige Misstrauen gegen die Deutschen [das heisst seit 1870] gehe auf das Wüthen der blonden germanischen Bestie im Alterthume zurück, sei ein Nachschlag des unauslöschlichen Entsetzens darüber. Aber immer, wenn Nietzsche gegen die Deutschen spricht, gleitet er aus. Der affectirte Deutschenhass ist wohl auch an der bombastischen Verherrlichung Napoleons schuld, wobei Nietzsche ganz vergisst, dass sein Urbild der Gesundheit epileptisch war. Auf p. 327 wird Subject und Substanz verwechselt, aber auch auf so etwas muss man bei Nietzsche immer gefasst sein. Das Allerverkehrteste ist die Lehre vom schlechten Gewissen, aber auch sie mag noch als Schrulle gelten. Wunderlich ist eine Bemerkung auf p. 307, wo Nietzsche dem Buckle „jene versalzte überlaute gemeine Beredsamkeit, mit der bisher alle Vulkane geredet haben,“ zuschreibt; man denkt dabei an die Stelle über den eigenen Fanatismus (vergl. p. 25).

Was ich gesagt habe, gilt nicht vom Schlusse des zweiten Theiles. Nietzsche sagt später einmal, er hänge nun allen Dingen einen lustigen Schwanz an; das zeigt sich hier schon, das heisst, wenn es zu Ende geht, überlässt er sich der krankhaften Erregung. Er sagt (p. 395): „Aber irgend wann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muss er uns doch kommen, der erlösende Mensch der grossen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke missverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei [wäre!] —: während sie nur seine Versenkung, Vergrabung, Vertiefung in die Wirklichkeit ist,

damit er einst aus ihr, wenn er wieder an's Licht kommt, die Erlösung dieser Wirklichkeit heimbringe, ihre Erlösung von dem Fluche, den das bisherige Ideal auf sie gelegt hat. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, was aus ihm wachsen musste, vom grossen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der grossen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgiebt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muss einst kommen. . .

— Aber was rede ich da? Genug! Genug! An dieser Stelle geziemt mir nur Eins! zu schweigen: ich vergriffe mich sonst an dem, was einem Jüngeren allein freisteht, einem ‚Zukünftigeren', einem Stärkeren, als ich bin, — was allein Zarathustra freisteht, Zarathustra dem Gottlosen. . .". Das ist die Paralyse, denn der Erlöser ist natürlich Nietzsche, wenn auch ein Rest von Besonnenheit das Mäntelchen des Zukünftigen beigegeben hat.

Auch am Schlusse des dritten Theiles der „Genealogie" macht sich die krankhafte Erregung geltend. Nicht das ist krankhaft, dass das Ganze, die Bestreitung des „asketischen Ideals," eigentlich eine reductio sui ad absurdum ist: „Sieht man vom asketischen Ideale ab: so hatte der Mensch, das Thier Mensch bisher keinen Sinn." Der Gedankengang ist im Grunde richtig, Nietzsche musste hier zu absurden Ergebnissen kommen[1]). Nein, mehr in einer gewissen Zerfahrenheit, in einer feuilletonistischen Zersplitterung, in unangebrachten und groben literarischen Ausfällen zeigt sich das Aufhören des trockenen Tones. Ich muss jedoch bitten, selbst nachzulesen und dabei auf die in den letzten Abschnitten eintretende Veränderung der Sprache zu achten: Wollte ich grössere Stücke abschreiben, so würde es zu lang, kleine Ausschnitte aber geben ein falsches Bild. —

Sieht man einmal von den Schriften ab und fragt nach anderweiten Zeugnissen aus den Jahren 1884 bis 1887, so ist bis jetzt die

---

[1]) Die Sache ist eigentlich so: Das asketische Ideal ist nach Nietzsche der Trost der Leidenden, den Gesunden ist es schädlich. Wenn Nietzsche von den Gesunden oder Wohlgerathenen spricht, so sagt er „wir". Nun beschreibt er die Kranken und beschreibt thatsächlich sich selbst. Am Schlusse aber glaubt er zu erkennen, dass Alle Leidende sind, dass die „Gesunden" (natürlich ausser ihm) bis jetzt gar nicht existiren.

Im Grunde also bekämpft Nietzsche, indem er über die Leidenden mit ihrem asketischen Ideal herzieht, sich selbst: er ist (in seiner Sprache) das sich selbst zerfleischende Thier.

Einmal meint er, das asketische Ideal habe „selber Etwas im Leibe, was allen guten Manieren todfeind, — Mangel an Maass, Widerwillen gegen Maass, es ist selbst ein non plus ultra." De te fabula narratur!

Ausbeute sehr gering. Jedoch will ich einige Stellen aus den bis jetzt veröffentlichten Briefen zusammenstellen.

Im Herbste 1885 schreibt Nietzsche an Herrn v. Seydlitz: „Wenn ein Philosoph krank ist, so ist es beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie. Inzwischen dürfte ich geltend machen, dass ich ‚reissend schnell' gesund und immer gesunder werde, seit ich meine Philosophie habe und nicht mehr ‚falschen Götzen' diene."

Am 17. August 1886 schreibt er: „Hast Du bemerkt, dass ich die ‚kleinsten aller möglichen' Ohren habe? Vielleicht auch die schlimmsten. . ." Ende Sommer 1886 (an Deussen): „Ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten."

An die Schwester schreibt er am 28. Mai 1887: „Auch mir wird Jahr für Jahr schwerer, und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungsarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was nothwendig war — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist ans Licht gekommen: man merkt gegenseitig, dass man sich eigentlich verrechnet hat. Der Eine schwenkt hierhin ab, der Andere dorthin. Jeder findet seine kleine Herde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt." Dazu gehört folgende Stelle: „Sonderbar aber scheint es mir, dass in den letzten Jahren mein Misstrauen dergestalt überhand genommen hat, dass es wie eine Krankheit ist. Auch wird mir Jahr für Jahr schwerer — meine Differenz mit allen Menschen (früheren Vertrauens) . . ." Die Schwester war 1886 mit ihrem Manne nach Südamerika gegangen. Sie sagt, Nietzsche's Briefe seien gewesen „oft herzzerreissend, erfüllt von den bittersten Klagen, ja Vorwürfen gegen seine Freunde, gegen meinen Mann . . . vor Allem gegen mich selbst, dass wir ihn Alle, Alle verlassen hätten." Zu den Klagen über Vereinsamung ist zu bemerken, dass Nietzsche einen Theil seiner Bekannten einfach verabschiedet (vergleiche den Brief an Frau Baumgartner, S. 64), andere vor den Kopf gestossen hatte. Ein Vertrauensmann sagte, er sei bei Meinungsverschiedenheiten maasslos grob und ausfallend gewesen: Das vertragen natürlich nicht Alle. Er selbst sagt: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt." Er wandelte sich fortwährend, seine Freunde hätten sich zu gleicher Zeit und im gleichen Sinne wandeln müssen: eine offenbar unerfüllbare Forderung. Ueberdem versteht es sich von selbst, dass Jemand, der die Einsamkeit aufsucht, ohne Verbindungen anzuknüpfen von Ort zu Ort zieht, von Jahr zu Jahr sich den Uebrigen mehr entfremdet. Nietzsche's Stimmung scheint während der gemeinten Jahre sehr wechselnd gewesen zu sein. Die krankhafte Glückseligkeit, die Euphorie ist offenbar nur

vorübergehend vorhanden gewesen. Häufiger scheint krankhafte Zornmüthigkeit mit Traurigkeit abgewechselt zu haben, ein Wechsel, den man bei Paralyse ziemlich oft beobachtet. Auf andauernde Erregung deutet die weite Oeffnung der Lidspalte: ein Gewährsmann berichtet, man habe bei Nietzsche über der Regenbogenhaut einen Streifen der weissen Augenhaut gesehen. Auch habe er die Augen rasch hin- und herbewegt, gerollt, was manche Leute erschreckte. Gedruckte Berichte über seinen Zustand liegen nur wenige vor. Fräulein v. Salis-Marschlins ist wiederholt mit Nietzsche zusammen gewesen; sie berichtet von Krankheit gar nichts, sie hat aber auch im Sommer 1888 nichts von Krankheit bemerkt (nur erwähnt sie, dass er die Vorrede zur „Genealogie“ vergessen hatte, und einmal sagt sie, er ging mit leicht nach links gesenktem Kopfe, wie es seine Art war). Offenbar war die Dame mehr zur Begeisterung als zur Beobachtung geneigt. Im „Tag“ vom 7. August 1901 steht ein Aufsatz von Franz Servaes, worin dieser Schriftsteller berichtet, er habe den Wirth Nietzsche's in Sils-Maria, Herrn Duhrisch, ausgefragt. Nietzsche sei immer freundlich, zufrieden und anspruchslos gewesen und habe nicht geklagt bei Anfällen seines Leidens, die sich zwei- bis dreimal in der Saison wiederholten und bei denen er mehrere Tage zu Bett gelegen habe. „Das waren nicht so gewöhnliche Kopfschmerzen, wissen Sie, das war ganz was Besonderes. Und wenn er dann wieder aufstand, war er ganz elend.“ Nietzsche sei gegen Blendung sehr empfindlich gewesen und habe dunkle Tapeten verlangt. Er habe wenig und unregelmässig gegessen, sich manchmal erbrochen. „So etwas von Arbeiten ist ja noch gar nicht dagewesen.“ Auch im letzten Sommer habe er, Duhrisch, nichts Auffallendes bemerkt. Nur der Doctor habe es kommen sehen. Dass jedoch schon im Jahre 1887 kein ärztlicher Blick dazu gehörte, um die Krankheit Nietzsche's zu sehen, das zeigt ein Bericht Deussen's. Dieser besuchte mit seiner jungen Frau den Freund im Herbste 1887. „Aber welche Veränderungen waren in dieser Zeit [in vierzehn Jahren] mit ihm vorgegangen. Das war nicht mehr die stolze Haltung, der elastische Gang, die fliessende Rede von ehedem. Nur mühsam und etwas nach der Seite hängend, schien er sich zu schleppen, und seine Rede wurde öfter schwerfällig und stockend.“ Es ist allerdings möglich, dass damals der Zustand besonders schlecht war. Die Paralytischen erfahren nicht selten schlagflussähnliche Anfälle, nach denen für einige Zeit eine Körperhälfte schwach ist, wohl auch die Sprache stockt. Wir wissen zwar nichts bestimmtes, aber es könnte sein, dass Nietzsche in den Jahren vor seinem grossen Anfalle kleine paralytische Anfälle gehabt hätte. Deussen schildert die sehr einfachen Verhältnisse Nietzsche's in Sils. In der um einen Franken täglich gemietheten Stube hätten auf einer Seite die Bücher gestanden, dann folgten ein bäurischer Tisch mit

Kaffeetasse, Eierschalen, Manuscripten und Toilette-Gegenständen in buntem Durcheinander, ein schlichtes Bett, und so weiter. „Alles deutete auf eine nachlässige Bedienung und auf einen geduldigen, sich in alles ergebenden Herrn.“ Es ist doch fraglich, ob die Bedienung schuld war. ob nicht der kranke Nietzsche unempfindlich gegen Unordnung geworden war. Deussen erwähnt Nietzsche's auffallende Weichheit, seine übertriebene, früher nie beobachtete Rücksichtnahme (bezieht sich vielleicht auf die Gegenwart der Frau), auch seine Befürchtungen, er werde bald durch Gehirnkrankheit zu Grunde gehen. Nietzsche scheint solche Befürchtungen öfter geäussert zu haben. Als in Genua von dem Sohne der Wirthin, der im Irrenhause war, gesprochen wurde, sagte Nietzsche nachdenklich: anch'io. —

Nun folgt das letzte Jahr: 1888. Der erste grosse Erregungzustand hatte den Zarathustra geliefert. Der zweite, im Winter 1887—1888 beginnende ist auch durch eine wunderbare Productivität gekennzeichnet. Die Schwester sagt mit Recht (‚Zukunft‘ vom 6. Januar 1900): „Wer die geistigen Arbeiten des letzten Jahres vor seiner Erkrankung ansieht, der hält es für unmöglich, dass ein Mensch das Alles in so kurzer Zeit geschrieben haben kann, nämlich in acht Monaten sechs Schriften: den Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, den ersten Theil des Willens zur Macht, Götzendämmerung, die Dionysos-Dithyramben und schliesslich die autobiographischen Skizzen aus seinem Leben, Ecce homo genannt. Die diesen Schriften zu Grunde liegenden Gedanken sind zum grössten Theil nicht in diesem Frühling und Sommer des Jahres 1888 concipirt, aber jedenfalls ganz neu bearbeitet und alle Niederschriften, selbst die Druckmanuscripte, sind von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, was allein für seine Augen eine ungeheure Arbeitleistung bedeutet.“ Ausser den von der Schwester aufgezählten Schriften sind noch zu nennen: Vorreden zu älteren Werken, ein Theil der jetzt im XV. Bande veröffentlichten Niederschriften und recht viele Briefe.

„Nietzsche entwarf den ‚Fall Wagner‘ im Mai 1888 in Turin und vollendete in Sils-Maria bis Ende Juni das Druckmanuscript, dem er bis Anfang August noch die zwei ‚Nachschriften‘ und den ‚Epilog‘ anhängte“ (Nachbericht). Der „Fall Wagner“ ist wieder ein ganz erstaunliches Stück. Wir erfahren aus den Briefen (siehe später), dass im Frühjahre 1888 eine ähnliche Periode der Euphorie eintrat wie im Januar 1882. Aber abgesehen von der guten Laune, die die Schrift geradezu witzig macht, weist in ihr eigentlich nichts auf die Gehirnkrankheit hin. Alles ist furchtbar einseitig, daher ungerecht, aber sehr geistreich und, soweit ich es beurtheilen kann, richtig. Man kann Wagner's Schattenseiten gar nicht beissender schildern, als es in dieser Streitschrift geschieht. Vielleicht lässt sich ein moralisches Bedenken

erheben. Man kann sagen, ein Mensch mit gesundem Zartgefühle hätte es nicht über das Herz gebracht, seinen alten Freund, das Ideal seiner Jugend so zu zerreissen. Indessen, wenn Nietzsche einmal von der Schädlichkeit Wagner's überzeugt war, mussten dann nicht die persönlichen Bedenken zurücktreten? Das schon, aber er hätte ihn nicht lachend niederstechen sollen. Jedoch kommt hier wieder die krankhafte Euphorie in Betracht.

Ich möchte noch auf einiges hinweisen, das sich zwar mehr auf den ursprünglichen als auf den paralytischen Nietzsche bezieht, aber doch hier noch besprochen werden kann. Nietzsche sagt im Vorworte zum „Fall Wagner“: „Was mich am tiefsten beschäftigt hat, das ist in der That das Problem der décadence . . . Wohlan! Ich bin so gut wie Wagner das Kind dieser Zeit, will sagen ein décadent, nur dass ich das begriff, nur dass ich mich dagegen wehrte.“ Das ist der ganze Nietzsche. Mit einer bei einem alten Philologen bewundernswerthen Schärfe erfasst er die Sache (wenn auch décadence ein wenig zu empfehlendes Wort ist) und erkennt sich als Entarteten. Aber als ein durch und durch sokratischer Mensch glaubt er, dass die richtige Erkenntniss ihn frei machen könne, dass sein Denken die Entartung aufheben und zur „grossen Gesundheit“ führen müsse.[1]) Nun schildert er die Entartung vortrefflich: er konnte das, weil er sie in sich fand, aber das durch innere Erfahrung Erworbene sieht er nur an der Erscheinung des Anderen, nicht an sich selbst. Man kann Nietzsche's Art gar nicht besser beschreiben, als wenn man das, was er über Wagner sagt, abschreibt und dann die Namen wechselt. Man höre. „Ein typischer décadent, der sich nothwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbniss als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiss. Und man wehrt sich nicht. Seine Verführungskraft steigt in's Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Missverständniss über ihn heisst ‚Evangelium‘ — er hat durchaus nicht bloss die Armen des Geistes zu sich überredet!“ „Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagner's Kunst [Nietzsche's Schriftstellerei] ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne [in seine Bücher] bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Convulsivische seines Affects, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärferen Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Principien verkleidete . . .: Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar,

[1]) Gelegentlich freilich springt Nietzsche auch über diesen Irrthum weg. „Es ist ein Selbstbetrug der Philosophen und Moralisten, damit schon aus der décadence herauszutreten, dass sie gegen dieselbe Krieg machen. Das Heraustreten steht ausserhalb ihrer Kraft: was sie als Mittel, als Rettung wählen, ist selbst nur wieder ein Ausdruck der décadence“ (Götzendämmerung, p. 74).

das keinen Zweifel lässt. Wagner [Nietzsche] est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, Nichts jedenfalls besser studirt als der Proteus-Charakter der Degenerescenz, der sich hier als Kunst und Künstler [Dichter und Philosoph] verpuppt. Unsre Aerzte und Physiologen haben in Wagner [Nietzsche] ihren interessantesten Fall, zum Mindesten einen sehr vollständigen. Gerade, weil nichts moderner ist als diese Gesammterkrankung, diese Spätheit und Ueberreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner [Nietzsche] der moderne Künstler [Philosoph] par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst [Philosophie] ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt am nöthigsten hat, — die drei grossen Stimulantia der Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische)." „Womit kennzeichnet sich jede litterarische décadence? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen, — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichniss für jeden Stil der décadence: jedes Mal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens, Freiheit des Individuums."

Dass der „Fall Wagner" drei Nachschriften hat, ist von vornherein etwas bedenklich. In der That sind auch diesmal die Schwänze pathologischer als der eigentliche Text. Der erste Nachtrag scheint ein älteres Stück zu sein, aber im zweiten steht die bekannte Stelle: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, dass die Deutschen kein Wort davon verstehen." Deutlich zeugt von der paralytischen Erregung auch folgender Satz: [Die Genealogie der Moral] „hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür."

„Die ‚Götzendämmerung' entstand in wenig Tagen vor dem 3. September 1888 in Sils-Maria" (Nachbericht). Einige Stücke wurden während des Druckes (September und October) eingefügt. Die „Götzendämmerung" hat circa 115 Seiten. Das Vorwort zur „Götzendämmerung" beginnt so: „Inmitten einer düstern und über die Maassen verantwortlichen Sache seine Heiterkeit aufrecht erhalten, ist nichts Kleines von Kunststück: und doch, was wäre nöthiger als Heiterkeit? Kein Ding geräth, an dem nicht der Uebermuth seinen Theil hat." Man weiss nun schon, was die späte Heiterkeit bedeutet. Gezeichnet ist die Vorrede: „Turin, am 30. September 1888, am Tage, da das erste Buch der Umwerthung aller Werthe zu Ende kam." Natürlich ist die rasch entstandene Schrift in der Hauptsache eine Zusammenfügung älterer Stücke: Epigramme in Prosa, Bemerkungen über Sokrates, über theoretische Philosophie (recht schwach, wie immer), über Moral u. s. w.

Es ist nicht möglich, alle Stellen herauszuziehen, die eine paralytische Färbung haben. Ich gebe nur Einzelnes. Der Abschnitt „Wie die ‚wahre Welt' endlich zur Fabel wurde" besteht aus sechs Absätzen, deren erste fünf sehr geistreich gefasst sind. Der sechste lautet: „Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb übrig? Die scheinbare vielleicht? ... Aber nein! mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft! (Mittag; Augenblick des kürzesten Schattens; Ende des längsten Irrthums; Höhepunkt der Menschheit; JNCJPJT ZARATHUSTRA.)" „Aber wer weiss zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? — Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter den Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit', mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt, — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt ... Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt: meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste", „ich der letzte Jünger des Philosophen Dionysos, -- ich der Lehrer der ewigen Wiederkunft" ... Alle drei Stellen sind Abschnitt-Schlüsse, Schwänze. Im Ganzen fällt an der Sammlung von kurzen Feuilletons der burschikose Ton auf, dessen sich der ursprüngliche Nietzsche geschämt haben würde: Kant, der verwachsenste Begriffs-Krüppel, den es je gegeben hat, Schiller, der Moral-Trompeter von Säckingen, und dergleichen mehr. Vieles ist recht geistreich, aber doch im Sinne des Zeitungschreibers. Auch das knabenhafte Absprechen über alle möglichen Fragen, z. B. die Arbeiterfrage, das ganz ungenügende Gerede über Verbrecher [1]), das häufige Erwähnen der Sexualität, alles das deutet auf den Defect hin, den die Gehirnkrankheit bewirkt hat. Natürlich auch das Erscheinen des Buches selbst: nur der Drang, um jeden Preis zu veröffentlichen, erklärt diese unorganische Bildung [2]).

---

1) Eins ist dabei interessant. Nietzsche meint, der Verbrecher werde zu dem, was er ist, erst dadurch, dass die Gesellschaft ihn ausstösst, und er deutet dabei an, dass er sich selbst wie ein Verbrecher vorkomme, weil er abseits stehe. „Jede Abseitigkeit, jedes lange, allzulange Unterhalb, jede ungewöhnliche, undurchsichtige Daseinsform bringt jenem Typus nahe, den der Verbrecher vollendet."

2) Th. Billroth schrieb an Hanslick: „Ich hätte die „Götzendämmerung" von Nietzsche wohl nicht zu Ende gelesen, wenn sie mich nicht im Zusammenhang einer gewissen Richtung unserer modernen Literatur und Kunst interessirt hätte. Mir erscheint dies Buch als das Product eines Geisteskranken. Es ist ein gar billiges Vergnügen, alles zu verschimpfiren ... Was er kritisirt und wie er kritisirt, ist hundertmal besser und feiner gesagt worden."

Auch die Schrift „Nietzsche contra Wagner“ verdankt diesem Drange ihre Existenz. Sie wurde im December 1888 zusammengestellt, ist also die letzte Arbeit Nietzsche's. In ihr sind Abschnitte aus älteren Schriften enthalten, die Beziehung zu Wagner haben; Kürzungen, Aenderungen in stilistischer Hinsicht und kleine Zusätze sind bei der Redaction eingetreten.

Der im September 1888 abgefasste „Antichrist“ war als erstes Buch des Hauptwerkes gedacht, das „der Wille zur Macht“ heissen sollte. In dem Hauptwerke sollten zusammenhängend die Ergebnisse, zu denen Nietzsche sein Denken in den letzten Jahren geführt hatte, dargestellt werden. Das Material zum Werke stammt aus der Zeit der Remission; was im Jahre 1888 hinzugekommen ist, ist Zuthat. So erklärt es sich, dass der „Antichrist“ trotz alles Krankhaften nichts weniger als ein Product der Krankheit ist. Es war Nietzsche gelungen, ein Schema zu finden, das Ordnung in seine Gedanken brachte: Gut ist das aufsteigende, schlecht ist das absteigende Leben, und weil das Leben Wille zur Macht ist, so ist alles gut, was das Gefühl der Macht vermehrt, die Sphäre des Ich's vergrössert, schlecht alles, was aus der Schwäche stammt. Das klingt in seiner Einfachheit sehr verführerisch und gerade für Nietzsche's Eigenart musste ein solches Prokrustes-Bett willkommen sein. Aber etwas Pathologisches im engeren Sinne ist nicht dabei. Vielmehr rückt manches, das recht pathologisch anmuthet, in Hinsicht auf das Schema in ein günstigeres Licht. Wenn Nietzsche z. B. fragt: Warum Wahrheit? Warum nicht lieber Unwahrheit?, so erklärt sich das dadurch, dass auch der Werth der Meinungen nur an der Steigerung der Macht gemessen werden kann, dass eine kraftsteigernde Unwahrheit mehr Werth hat als eine niederdrückende Wahrheit. Freilich zieht Nietzsche nicht die Folgerung, dass diese Lehre und der von ihm verspottete „Beweis der Kraft“ dasselbe sind, dass jeder feste Glaube mehr nütze ist als sein eigener wüster Skepticismus und seine „Wirklichkeitstrompeterei.“ Als Symptome der auf Lebensschwäche beruhenden Entartung erschienen Nietzsche die Religion, die Philosophie und die Moral. Alle drei sollten als Formen des „Nihilismus“ nach einander bekämpft werden und der „Antichrist“ ist eben der erste Theil dieser Bekämpfung. Jedoch wird die Religion hier nicht als Symptom, sondern als Ursache der Entartung betrachtet. Nur diese Auffassung erklärt die Erbitterung Nietzsche's, sie weist aber zugleich auf einen geistigen Defect hin. Noch in der „Götzendämmerung“ hatte Nietzsche gesagt, der Mensch werde nicht durch die falschen Gedanken krank, sondern er nehme falsche Gedanken auf, weil er krank sei. Das Schwanken zwischen einer physiologischen und einer rationalistischen Anschauung, das sich hier besonders schroff bemerklich macht, aber auch sonst vorkommt und geradezu zu den Kennzeichen des späteren Nietzsche gehört, zeigt.

dass er nicht im Stande war, seine Gedankenrichtungen zu zügeln. Bald liess er sich in der einen Richtung ziehen, bald in der anderen. Im Mai 1888 schreibt er an Brandes sehr erfreut, es sei ihm jetzt fast alle Tage für etwa zwei Stunden möglich, seine „Gesammtconception“ zu übersehen (siehe später). Für gewöhnlich also konnte er es nicht und das ist wohl die Ursache davon, dass er sich in den zu ungefähr derselben Zeit geschriebenen Schriften oft widerspricht. Diese vielen Widersprüche sind die Verzweiflung Aller, die es versucht haben, Nietzsche's Gedanken im Zusammenhange zu vertheidigen oder zu widerlegen. Ich glaube, dass die progressive Paralyse hier in Frage komme. Obgleich sonst bei Nietzsche während der Entwickelung der Gehirnkrankheit keine Abnahme der intellectuellen Fähigkeiten im engeren Sinne sich zeigt, die geistige Thätigkeit mehr indirect, das heisst durch den Wegfall von Gefühlen oder durch falsche Gefühle, geschädigt wird, so tritt doch im Mangel an zusammenfassender Kraft, an Uebersicht ein intellectuelles Minus zu Tage. Freilich ist nicht zu verkennen, dass Nietzsche's ursprüngliche Geistesart dem Uebel Vorschub leistete, insofern als die Einseitigkeit und die Neigung zum sprunghaften Denken, die ihm immer eigen waren, im Grunde auch einen Mangel an Zügelkraft voraussetzen. Jedoch häufen sich die Widersprüche in den späteren Schriften so, das Unvermögen, die Consequenzen der Sätze zu übersehen, wird so deutlich, dass man ohne die Annahme besonderer paralytischer Veränderungen kaum auskommen wird. Diese Bemerkungen hätte ich schon früher machen können, ich mache sie aber hier, weil die Sache beim „Antichrist“ am allerdeutlichsten ausgesprochen ist. Unter dem Einflusse der Gehirnkrankheit ist allmählich eine Karrikatur des ursprünglichen Nietzsche entstanden. Der „Antichrist“ ist einer „unzeitgemässen Betrachtung“ viel ähnlicher, als es eine der Aphorismus-Schriften ist. Auch hier Ein grosser Zielgedanke, auch hier ein durchgehender leidenschaftlicher Schwung, und doch welche Gegensätze! Dort wie hier glaubt man einen rauschartigen Zustand wahrzunehmen, aber dort hört man einen durch Wein erregten Jüngling, hier einen zeternden Schnapstrinker. Wenn Gottfried Keller den Aufsatz gegen Strauss wegen des „gar zu monotonen Schimpfstiles“ nicht zu Ende lesen konnte, was würde er erst über den „Antichrist“ gesagt haben? Wie beim Angetrunkenen es schwer zu sagen ist, inwieweit die geistigen Leistungen durch den Affect beeinträchtigt werden, inwieweit sie direct geschädigt sind, so ist auch dem leidenschaftlich erregten Verfasser des „Antichrist“ gegenüber das Urtheil schwer. Auf der einen Seite zeigt Nietzsche auch hier soviel Geist, so scharfe Kritik und so grosse geistige Behendigkeit, dass es unsinnig wäre, von paralytischem Schwachsinne zu reden, auf der anderen Seite erschrecken wir über die grenzenlose Einseitigkeit der Auffassung, über fast kindische Vermuthungen, über historische Irrthümer,

über die Kurzsichtigkeit, die das „allzuscharf macht schartig“ ganz vergessen liess. Wir wissen, dass sich Menschen, die sich, wie man sagt, in die Wuth hineingeredet haben, ganz ähnlich benehmen und oft viel thörichter erscheinen, als sie sind, und die paralytische Zornmüthigkeit wirkt natürlich ebenso. Will man in dieser (allerdings rein „akademischen“) Frage zu einem gewissen Aufschlusse gelangen, so muss man zuerst beachten, dass im „Antichrist“ die älteren und die neuen Bestandtheile sich ziemlich leicht unterscheiden lassen. Zu den älteren Stücken gehört besonders die historische Darlegung, d. h. die Schilderung des Judenthums, die Auffassung der Person Jesu und der evangelischen Schriften einerseits, die Bemerkungen über Buddhismus und die indische Literatur andererseits. In alledem findet man viel feine und relativ wahre Bemerkungen. Besonders ist das Bild des Erlösers, so willkürlich es auch entworfen ist, eine bemerkenswerthe Leistung. Obgleich Nietzsche offenbar das Motiv den Schriften Tolstoi's entnommen hat (widerstehet nicht dem Bösen), so zeugt das Ganze doch von vielem Nachdenken. Hier spricht der ursprüngliche Nietzsche. dagegen ist offenbar die wüste Schimpferei gegen den Apostel Paulus Arbeit von 1888. Man sieht ordentlich, wie die Wuth mit Nietzsche durchgegangen ist, als er die Pharisäer-Theologie des Apostels besprechen musste. Ein Mensch, der nicht gehirnkrank ist, kann in Paulus nicht einen bewussten Betrüger sehen, kann nicht behaupten, sein einziges Motiv sei die Rache gewesen, u. s. f., von den unanständigen Schimpfworten ganz abgesehen. Der Leser wird an den meisten Stellen sagen können, das ist von 1888, das ist älter, aber freilich an allen nicht, denn besonnen sind ja die älteren Schriften auch nicht, wie z. B. die „Genealogie“ voll von Gift und Galle gegen das Christenthum ist. Ich kann auf das Einzelne nicht eingehen, nur Eine Stelle will ich als Beispiel abschreiben, damit man die Art des „Antichrist“ erkenne: „Ich sehe eine Möglichkeit vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz: — es scheint mir, dass sie in allen Schaudern raffinirter Schönheit erglänzt. dass eine Kunst in ihr am Werke ist, so göttlich, so teufelsmässig-göttlich, dass man Jahrtausende umsonst nach einer zweiten solchen Möglichkeit durchsucht; ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, dass alle Gottheiten des Olymps einen Anlass zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst . . . Versteht man mich? . . . Wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange —: damit war das Christenthum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instincten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance . . .“ (p. 311). Es wird also ein Stil-Feuerwerk abgebrannt, um einige Absurditäten auszudrücken. Erstens wäre Cesare

Borgia als Papst wahrscheinlich auch nicht schlimmer gewesen als sein Hallunken-Vater. Sodann wurde er bald beseitigt, nachdem Alexander VI. im Jahre 1503 aus Versehen sein eigenes Gift getrunken hatte, und 1507 starb er. Luther aber kam (durchaus nicht als verunglückter Priester) erst acht Jahre nach Cesare's Sturz nach Rom. Will man verstehen, wie die Stelle bei Nietzsche entstanden ist, so muss man Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien" lesen. Dort heisst es auf p. 115: „wenn irgend Einer, so hätte er [C. Borgia] den Kirchenstaat säcularisirt", und auf p. 128: „Jene grösste Gefahr aber, die Säcularisation, vollends diejenige von innen heraus, durch die Päpste und ihre Nepoten selber, war für Jahrhunderte beseitigt durch die deutsche Reformation." Offenbar hat sich Nietzsche dieser Bemerkungen unklar erinnert und in seiner Wuth hat er die verunglückte Verbrecher-Dithyrambe daraus gemacht.[1]) Die Erwähnung Luther's giebt Gelegenheit zu einem grossen Schimpfen auf die Deutschen und dann folgt der Schluss. Dieser ist, wie bei den anderen Schriften, das Aergste: Nietzsche tobt hier geradezu. Die Schrift schliesst mit den Worten: „Diese ewige Anklage gegen das Christenthum will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände giebt, — ich habe Buchstaben, um auch Blinde sehend zu machen . . . Ich heisse das Christenthum den Einen grossen Fluch, die Eine grosse innerlichste Verdorbenheit, den Einen grossen Instinct der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist, — ich heisse es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit . . ." Nachdem der Leser sich einigermaassen erholt hat, fragt er, warum nahm Nietzsche's krankhaftes Denken gerade diese Wendung, wie entstand die sinnlose Wuth? Die Krankheit schafft eigentlich nichts Neues. Wenn es heisst, dass Nietzsche unter der Wirkung der progressiven Paralyse den „Antichrist" schrieb, so mag man dabei an die Wirkung eines Spiegels denken, der vergrössert und verzerrt. Die Krankheit bewirkte die Wuth, weil Nietzsche eine wüthige Natur war. Möglich wäre es, nach dem früher Gesagten, dass auch der Chloralismus eine Rolle gespielt hätte, aber dieser hätte dann, ebenso wie die Paralyse, nur die Temperatur des Hasses gesteigert, nicht den Hass erzeugt. Wie entstand der Hass? Auch zu Voltaire's Zeiten hasste man die Kirche, auch im achtzehnten Jahrhundert verfuhr man oft wie ein Rabulist, der dem Gegner gemeine Motive unterschiebt und nicht widerlegen, sondern herunterreissen will. Es fehlte damals den Leuten an historischem Sinne und Nietzsche fehlte es auch daran. Besonders aber war damals der Kampf gegen die Kirche noch eine Gefahr. Jetzt ist die Sache unge-

[1]) Die Modephrase von den „starken Menschen der Renaissance" kehrt bei Nietzsche oft wieder, man bekommt aber nicht den Eindruck, als ob sie auf eigenen Nachforschungen beruhte. Es scheint, dass Nietzsche, ausser Burckhardt, nur den Machiavell gelesen habe.

fährlich und deshalb versteht man eigentlich einen Hass gegen das Christenthum en bloc nicht recht. Dass Nietzsche, als ihn seine theoretischen Ansichten zu einem Gegner der christlichen Denkweise machten, sich nicht mit dem Versuche der Widerlegung begnügte, sondern ein Feind der Christen wurde, ja die Leute hasste, die nach seiner Meinung vor ein paar tausend Jahren vermöge ihrer Krankhaftigkeit falsche Ansichten vertreten hatten, das ist eben nur unter der Voraussetzung einer „wüthigen Natur" zu verstehen. Die Christen-Wuth ist alt, sie bestand schon in Basel, sie kam dann in den Ausfällen gegen den Parsifal zum Vorscheine, sie bewirkte, dass er in Genua kein Madonnenbild im Zimmer duldete. Um seinem Hasse eine gewisse Unterlage zu geben, musste er sich den Priester construiren, der nicht ein Verführter, sondern ein absichtlicher Verführer sei. Gesehen hat er natürlich solche Ungeheuer nicht, er brauchte sie aber, weil der einmal vorhandene Hass sich nicht am Unpersönlichen begnügte. Der Mensch kann eben nicht aus seiner Haut hinaus. Nietzsche wollte ein lachender Löwe sein und war doch ein rachsüchtiger décadent, er wollte ein Arzt sein und war ein verunglückter Priester, er war das, was er bekämpfte. „Mit seinen untersten Instincten" fühlte er das vielleicht.

Neuerdings ist als XV. Band der Werke eine Sammlung von Niederschriften veröffentlicht worden, aus denen Nietzsche die noch fehlenden Theile des Hauptwerkes herzustellen gedachte. Das Meiste scheint aus 1887, aus der Zeit der relativen Remission, zu stammen, manches ist vielleicht noch älter. Der Ton entspricht etwa dem in der „Genealogie"; wesentlich Neues wird nicht gegeben und zu besonderen Bemerkungen ist für uns kein Anlass. Der Band enthält 515 Textseiten, man sieht also wieder, wie stark der Schreibetrieb in Nietzsche war.

Noch sind die „Dionysos-Dithyramben" von 1888 zu erwähnen. Sie sind im Tone des Zarathustra gehalten, aber es mischen sich auch neue Töne ein und eigenthümliche Ahnungen tauchen auf. Der kranke Dichter erreicht hier kurz vor dem Zusammenbruche seine Höhe: einzelne Strophen sind von geradezu wunderbarer Schönheit. Krankhafter Stolz, Euphorie und Wehmuth sind die Grundgefühle. Das erste Lied handelt „von der Armuth des Reichsten" (natürlich Nietzsche's):

„Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe
— ein regenloses Land . . ."

Wenn Nietzsche auch selbst die Ursache seiner Verlassenheit war, so quälte ihn doch offenbar das Gefühl sehr. An die Bemerkung, dass Nietzsche im Geheimen wusste, seine Feinde seien innerliche Feinde, erinnert das zweite Lied: „zwischen Raubvögeln".

„Oh Zarathustra! . . .
Selbstkenner! . . .
Selbsthenker! . . .“

Des kommenden Endes Ahnung enthält das dritte Lied: „die Sonne sinkt“.

„Heiterkeit, güldene komme!
Du des Todes
heimlichster, süssester Vorgenuss!“

Das heisst, in das Medicinische übersetzt, die Euphorie ist der Anfang der tödtlichen Gehirnkrankheit: eine sehr merkwürdige Erkenntniss des kranken Mannes.

Dem letzten Jahre gehören manche Vorreden an, die Nietzsche zu älteren Schriften geschrieben hat. Sie tragen alle denselben krankhaften Charakter wie die schon besprochenen Prosaschriften der letzten Zeit. Etwas Neues ergiebt sich nicht.

Endlich hat Nietzsche im Jahre 1888 autobiographische Aufzeichnungen gemacht, die er Ecce homo betitelte. Wir kennen bisher nur Bruchstücke davon. Die Schwester hat die Eingangsworte mitgetheilt, die die euphorische Stimmung sehr gut wiedergeben (Zukunft vom 6. Januar 1900). „An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe, die Lieder Zarathustra's, die Götzendämmerung, mein Versuch mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mein Leben.“ Die ersten Capitel sollen „einen rührenden, verklärten Charakter“ tragen, „aber später kommt ein gereizter und seltsamer Ton hinein, der sich zuletzt bis zum Krankhaften steigert.“ Wenn die Schwester das sagt, muss es sehr schlimm sein. Ein Herr, der Stücke davon kennt, konnte sich gar nicht beruhigen, das Ecce sei sehr seltsam und von einem alles übersteigenden Cynismus; schon die Capitelüberschriften verblüfften ihn: warum ich so weise bin, warum ich so gute Bücher schreibe, warum ich ein Verhängniss bin, und so fort. In der Biographie werden viele Stücke aus dem Ecce homo mitgetheilt; sie betreffen natürlich die frühere Zeit, stammen daher aus dem ersten Theile und sind relativ ruhig. Sie haben alle einen gemeinsamen Charakter, denn die eigenthümliche Grandezza und der Grössenwahn der Paralytischen sind da, aber der Stil ist ausgezeichnet und die Darstellung ist durchweg geist-

voll. Später soll das ganze Ecce homo für einen engeren Kreis gedruckt werden. Ich glaube aber nicht, dass wir viel neues daraus erfahren würden, denn Cynismen und dergleichen sind auch in den Briefen vorhanden.

Ausser den Werken können die vielen Briefe aus dem Jahre 1888 Zeugnisse der Krankheit sein. Aber noch ist ein selbständiges Zeichen da: die Handschrift. Jeder sachverständige Arzt weiss, dass man oft aus der Handschrift allein die progressive Paralyse erkennen kann, und es fehlen in der That auch bei Nietzsche die charakteristischen Veränderungen nicht. Die Biographie und die Werke enthalten eine ganze Anzahl von Facsimile-Blättern. Wir sehen die zierliche Handschrift des ursprünglichen Nietzsche, ganz anders ist die Handschrift des Zarathustra-Liedes (Oh Mensch! Gieb Acht!): die Buchstaben sind gröber, auseinander gerückt, die Striche sind dicker und die einzelnen Buchstaben sind verbreitert (besonders die e). Viel stärker aber ist der Verfall bei dem Blatte des VIII. Bandes (Ruhm und Ewigkeit): alle erwähnten Veränderungen sind gesteigert und deutliches Zittern ist hinzugetreten. Man betrachte besonders das e in „Dingen", in „ein Zeichen", man sehe das Ausgleiten der Hand in „meine". Dazu ist folgende Briefstelle zu vergleichen: „Das Manuscript [Fall Wagner] ist bereits in der Druckerei. Es war schon einmal dort, wurde mir wegen Unleserlichkeit zurückgeschickt. Ich hatte die Abschrift in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, dass die lateinischen Buchstaben ebenso als griechische verstanden wurden — eine kleine Druckprobe bewies mir das. Die neue Abschrift ist viel deutlicher, Dank einer besonderen Art von Federn ‚Sönneckens Rundschriftfedern', welche der hiesige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl" (Brief aus Sils vom 24. Juli 1888). In den facsimilirten Stellen fehlen die Verstösse, die wir sonst bei Paralytischen häufig finden: Auslassen von Buchstaben, Hinzufügen anderer, und dergleichen. Das stimmt damit überein, dass bei Nietzsche Intelligenz-Defecte im engeren Sinne vor dem grossen Anfalle nicht nachzuweisen sind. Aber jene Stellen sind Reinschriften und ausserdem ausgesucht. Es könnten in den Notizbüchern weitere Störungen gefunden werden. Die Niederschriften der letzten Zeit sind oft kaum leserlich. Die Schwester spricht in der Vorrede zum XV. Bande von den „unbeschreiblichen Schwierigkeiten der Textentzifferung". Ohne die Vertrautheit des Herrn Köselitz (Peter Gast) mit Nietzsche's Schreibweise hätten die Gelehrten des Nietzsche-Archives verzagen müssen. Ich habe einige der späten Manuscripte gesehen: man erkennt, wie die Notizen, die zum Theile mit Bleistift geschrieben sind, in höchster Eile zu Papier gebracht worden sind (Nietzsche stand zuweilen mitten in der Nacht auf und schrieb), flüchtig, oft nur Andeutungen gleichend. Handelt es sich um ältere Manuscripte, so stechen

die runenhaften Nachträge stark von der alten Schrift ab. Ob die gewöhnlichen Paralytiker-Fehler vorkommen, vermag ich nicht zu sagen; ich habe sie nicht gefunden, aber meine Prüfung war flüchtig und nur eine eingehende Untersuchung würde ein Urtheil erlauben.

Im Folgenden habe ich verschiedene briefliche Aeusserungen Nietzsche's aus seiner letzten Zeit chronologisch zusammengestellt. Nach dem, was ich bisher gesagt habe, wird der Leser ohne Mühe die Bedeutung des Einzelnen erkennen.

„Denn ich bin, fast ohne Willen dazu, aber gemäss einer unerbittlichen Nothwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes ‚Bisher' ad acta zu legen. Fast Alles, was ich jetzt thue, ist ein Strich — darunter — ziehen. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich, die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehen muss, brauche ich zu allererst ‚eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung'" (an Dr. C. Fuchs, vom 14. December 1887).

Nähe alter Freunde, seltsam. „Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radicalen Vereinsamung mir bewusst werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der anderen von mir ablöse, ablösen muss. Im Grunde macht jetzt Alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt gethan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit, mich von meiner Vergangenheit zu isoliren, die Nabelschnur zwischen ihr und mir zu lösen". „Die Vehemenz der inneren Schwingungen war ungeheuer." (An Deussen, vom 3. Januar 1888.)

Er habe über sein Jenseits „nicht ein intelligentes Wort zu hören bekommen, geschweige ein intelligentes Gefühl." (An Brandes, vom 8. Januar 1888.)

„Aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiss einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin dann beinahe die Beute der düstersten Entschliessungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebniss um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schliesslich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von aussen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier anwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur

Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich . . Aber ich will in dieser Tonart nicht fortfahren. Die Gegenrechnung ist, dass Dein Bruder ein tapferes Thier ist, dass er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muss jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines ausserordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens gut aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, dass der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele." (An die Schwester, vom 10. Februar 1888.)

„Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, dass ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnissvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht." Feindseligkeit der Deutschen gegen ihn. „Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe." (An von Seydlitz, vom 12. Februar 1888.)

„Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen Deutschen' die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein capitales Ereigniss in der Krisis der Werthurtheile zu sein. Aber das könnte ein Irrthum sein, und ausserdem noch eine Dummheit — ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen." (An Brandes, vom 19. Februar 1888.)

„Schwierigkeiten mit der Gesundheit" . . . „An meinen Augen, anbei gesagt, habe ich einen Dynamometer meines Gesammtbefindens: sie sind, nachdem es in der Hauptsache wieder vorwärts, aufwärts geht, dauerhafter geworden, als ich sie je geglaubt habe, — sie haben die Prophezeiungen der allerbesten deutschen Augenärzte zu Schanden gemacht. Wenn die Herren Gräfe et hoc genus omne Recht behalten hätten, so wäre ich schon lange blind. So bin ich — schlimm genug — bei No. 3 der Brille angelangt, aber ich sehe noch." (An denselben, vom 27. März 1888.)

„in Lugano, wo ich zusammen mit der Familie des Feldmarschall Moltke[1]) lebte." (An denselben, vom 10. April 1888.)

„Anbei folgt eine kleine vita, die erste, die ich geschrieben habe . . .

Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Lützen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs.

---

1) Es war nur der Bruder Moltke's!

Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Nièzky); es scheint, dass der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher ‚Mütter'. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole; noch diesen Winter einzeichnete [1]) mich die Fremdenliste Nizza's comme Polonais. Man sagt mir, dass mein Kopf auf Bildern Matejko's vorkomme. Meine Grossmutter gehörte zu dem Willm-Goethe'schen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Herder's in der Stellung des Generalsuperintendenten Weimars. Ich hatte das Glück, Schüler der ehrwürdigen Schulpforta zu sein, aus der so viele (Klopstock, Fichte, Schlegel, Ranke und so weiter), die in der deutschen Litteratur in Betracht kommen, hervorgegangen sind. Wir hatten Lehrer, die jeder Universität Ehre gemacht hätten (oder haben —). Ich studirte in Bonn, später in Leipzig; der alte Ritschl, damals der erste Philolog Deutschlands, zeichnete mich fast von Anfang an aus. Ich war mit 22 Jahren Mitarbeiter des ‚Litterarischen Centralblattes' (Zarncke). Die Gründung des philologischen Vereins in Leipzig, der jetzt noch besteht, geht auf mich zurück. Im Winter 1868 — 69 trug mir die Universität Basel eine Professur an; ich war noch nicht einmal Doktor. Die Universität Leipzig hat mir die Doktorwürde hinderdrein gegeben, auf eine sehr ehrenvolle Weise, ohne jedwede Prüfung, selbst ohne eine Dissertation. Von Ostern 1869 — 1879 war ich in Basel; ich hatte nöthig mein deutsches Heimatsrecht aufzugeben, da ich als Offizier [2]) (reitender Artillerist) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich nicht desto weniger auf zwei Waffen; Säbel und Kanonen — und vielleicht noch auf eine dritte . . . . Es ging Alles sehr gut in Basel, trotz meiner Jugend; es kam vor, bei Doktorpromotionen namentlich, dass der Examinand älter war als der Examinator. Eine grosse Gunst wurde mir dadurch zu Theil, dass zwischen Jakob Burckhardt und mir eine herzliche Annäherung zu Stande kam, etwas Ungewöhnliches bei diesem sehr einsiedlerischen und abseits lebenden Denker. Eine noch grössere Gunst, dass ich vom Anfang meiner Baseler Existenz an in eine unbeschreiblich nahe Intimität mit Richard und Cosima Wagner gerieth, die damals auf ihrem Landgute Triebschen bei Luzern wie aut einer Insel und wie abgelöst von allen früheren Beziehungen lebten. Wir haben einige Jahre alles Grosse und Kleine gemeinsam gehabt, es gab ein Vertrauen ohne Grenzen. (Sie finden in den gesammelten Schriften Wagners, Band 7, ein ‚Sendschreiben' desselben an mich abgedruckt, bei Gelegenheit der ‚Geburt der Tragödie'.) Von jenen Beziehungen aus habe ich einen grossen Kreis interessanter

---

[1]) Das kann Nietzsche kaum geschrieben haben. Die Stelle machte mich misstrauisch, aber Frau Dr. Förster versichert, die „Vita" sei authentisch.

[2]) Nietzsche ist nie Offizier geworden.

Menschen (und ‚Menschinnen') kennen gelernt, im Grunde fast Alles, was zwischen Paris und Petersburg wächst. Gegen 1876 verschlimmerte sich meine Gesundheit. Ich brachte damals einen Winter in Sorrent zu, mit meiner alten Freundin, der Baronin Meysenbug (‚Memoiren einer Idealistin') und dem sympathischen Dr. Rée. Es wurde nicht besser. Ein äusserst schmerzhaftes und zähes Kopfleiden stellte sich heraus, das alle meine Kräfte erschöpfte. Es steigerte sich in langen Jahren bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit, so dass das Jahr damals für mich 200 Schmerzestage hatte. Das Uebel muss ganz und gar lokale Ursachen gehabt haben, und fehlt jedwede neuropathologische Grundlage. Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt; selbst kein Fieber, keine Ohnmacht. Mein Puls war damals so langsam wie der des ersten Napoleons (= 60). Mein Specialität war, den extremen Schmerz cru, vert mit vollkommener Klarheit zwei bis drei Tage hintereinander auszuhalten,[1]) unter fortdauerndem Schleim-Erbrechen. Man hat das Gerücht verbreitet, als ob ich im Irrenhaus gewesen sei (und gar darin gestorben sei). Nichts ist irrthümlicher. Mein Geist wurde sogar in dieser fürchterlichen Zeit erst reif: Zeugniss die ‚Morgenröthe', die ich in einem Winter von unglaublichem Elend in Genua, abseits von Aerzten, Freunden und Verwandten, geschrieben habe. Das Buch ist eine Art von ‚Dynamometer' für mich: ich habe es mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit verfasst. Von 1882 an ging es, sehr langsam freilich, wieder aufwärts: Die Krisis schien überwunden (— mein Vater ist sehr jung gestorben, exakt in dem Lebensjahr, in dem ich selbst dem Tode am nächsten war). Ich habe auch heute noch eine extreme Vorsicht nöthig; ein paar Bedingungen klimatischer und meteorologischer Art sind unerlässlich. Es ist nicht Wahl, sondern Zwang, dass ich die Sommer im Oberengadin, die Winter an der Riviera zubringe . . . . Zuletzt hatte mir die Krankheit den allergrössten Nutzen gebracht: sie hat mich herausgelöst, sie hat mir den Muth zu mir selbst zurückgegeben . . . . Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Thier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz ein wenig exasperirt. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran! . . . " (An Brandes vom 10. April 1888.)

„Diese Wochen in Turin . . . sind mir besser gerathen als irgend welche Wochen seit Jahren, vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesammt-Conception von Oben nach Unten sehen zu können: Wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie im Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte . . . Ich bin so erleichtert, so

[1]) Man muss es.

erstärkt, so guter Laune — ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse an. Woran hängt das Alles? Sind es nicht die guten Nordwinde[1]) . . .“ (An Brandes, vom 4. Mai 1888.)

„Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Cynismus, härter noch als der Winter rings herum, sein Wasser an seinem eigenen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme zerschundene Creatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar —“ (An von Seydlitz, vom 13. Mai 1888.)

„Ich möchte Turin nicht verlassen, ohne Ihnen nochmals auszudrücken, wie vielen Antheil Sie an meinen [sic] ersten wohlgerathenen Frühling haben. Die Geschichte meiner Frühlinge, seit fünfzehn Jahren zum mindesten, war nämlich eine Schauergeschichte, eine Fatalität von Décadence und Schwäche. Die Orte machten darin keinen Unterschied; es war, als ob kein Recept, keine Diät, kein Klima den wesentlich depressiven Charakter dieser Zeit verändern könnten. Aber siehe da! Turin! Und die ersten guten Nachrichten, Ihre Nachrichten, verehrter Herr, aus denen mir bewiesen ward, dass ich lebe . . . Ich pflege nämlich mitunter zu vergessen, dass ich lebe.“ (An Brandes, vom 23. Mai 1888.)

„Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, dass es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existirt, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte.“ (An Professor K. Knortz, vom 21. Juni 1888.)

Postkarte. „Seien Sie unbesorgt, werther Freund! Ich rede in dieser Schrift von einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute giebt. — Sie selber werden der Erste sein, mir dies zuzugestehen — und Sie werden es eines Tages über alle Maassen komisch finden, dass Sie sich mir, in diesem Falle ‚zur Vermittelung‘ angeboten haben. Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte Ihr Nietzsche.“ (An C. Fuchs, vom 27. Juli 1888.)

„Lies die Schrift [gegen Wagner] einmal auch vom Standpuncte des Geschmacks und Stils; so schreibt heute kein Mensch in Deutschland“ . . . Es steht Vieles hinterdrein [nach der Hauptschrift] nicht mehr frei, was bis jetzt frei stand: das Reich der Toleranz ist durch Werth-Entscheidungen ersten Ranges zu einer blossen Feigheit und Charakterschwäche heruntergesetzt. Christ sein

---

[1]) Soll heissen: Die guten Nachrichten von des Brandes Eintreten für Nietzsche in Kopenhagen.

— um nur Eine Consequenz zu nennen — wird von da an unanständig .. Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiss, ist Vieles bei mir schon in Fluss und Gang." (An Deussen, vom 14. September 1888.)

„Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, dass einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun." (An Fräulein von Meysenbug. Die Dame giebt das Datum nicht an, der Brief muss aber in diese Zeit gehören, denn sie sagte Nietzsche ab, als der „Fall Wagner" erschienen war, und erhielt darauf Briefe, die „keinen Zweifel übrig liessen, wie es mit ihm stand.")

„Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heisst ‚Ecce homo' und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen Alles, was christlich und christlich-infect ist, bei denen Einem Sehn und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christenthums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christenthums auch nur die Existenz vermuthet hat. Das Ganze ist ein Vorspiel der ‚Umwerthung aller Werthe', des Werks, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, dass wir in zwei Jahren die ganze Erde in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniss. — . . . Ihr Nietzsche, jetzt Unthier." (An Brandes, vom 20. November 1888.)

„Inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was Alles fertig wurde: Alles ist fertig . . . Es grüsst Sie auf das herzlichste das Unthier." (An C. Fuchs, vom 11. December 1888.)

„Die [—] Taktlosigkeit Fritzsch's, mich in seinem eigenen Blatte zu verhöhnen, hat den grossen Nutzen, dass sie mir einen Anlass bot, Fritzsch zu schreiben: ‚wieviel wollen Sie für meine ganze Litteratur? [— —] Antwort: circa 11000 Mark. — Gesetzt, dass ich auf diese Weise im letzten Augenblicke Alleinbesitzer meiner Werke werde [— —], so war die [—] Fritzsch's ein Glücksfall ersten Rangs. — . . . Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen." (An C. Fuchs, vom 27. December 1888.)

Deussen sagt, er habe in den letzten Briefen Nietzsche's eine „beängstigende Steigerung seines Selbstgefühles" gefunden. „Er sprach von seinem Zarathustra als von einer Bibel der Menschheit; das Buch

solle gleichzeitig in sieben Sprachen und in einer Million von Exemplaren über die ganze Erde verbreitet werden."

Die Schwester sagt, Nietzsche sei in der letzten Zeit „schon vielfach in den Entschlüssen unbeständig und verworren" gewesen. Er habe im October erklärt, obgleich die Götzendämmerung schon gedruckt war, vor Ostern 1889 solle keine neue Schrift erscheinen. Am 6. November habe er geschrieben, das „Ecce homo" solle sogleich gedruckt und zu vielen Tausenden in mehreren Sprachen veröffentlicht werden. Ausser dem Aerger mit Fritzsch habe Nietzsche noch eine tiefe Kränkung erfahren: in anonymen Briefen sei ihm gesagt worden, Dr. Förster schreibe gegen ihn. In einem undatirten Briefe vom Ende des Jahres 1888 habe Nietzsche sich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen Dr. Förster gewandt und habe geschrieben: „Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, dass ich den Verstand verliere . . ." —

Ich hoffe, dass meine Darstellung wenn nicht alle Leser, doch alle medicinischen Leser überzeugt haben werde. Vergleichen wir die progressive Paralyse einer Fluth, so treten einzelne Wellen zuerst in der Mitte des Jahres 1881 auf, eine starke Welle folgt im Januar 1882 und von nun an wird nie wieder das alte Niveau erreicht. In den Jahren 1883 und 1884 steigt die Fluth gewaltig an, und während der Abfassung des vierten Zarathustra-Theiles erreicht sie ihre erste grosse Höhe. Dann folgt ein langsames Abfluthen; noch während des „Jenseits" gehen die Wogen hoch, aber das Absinken wird allmählich stärker und im Jahre 1887 wird ein Stand erreicht, zwar beträchtlich höher als das Normale, aber doch im Verhältnisse zu 1884 und 1888 ziemlich niedrig. Endlich beginnt die neue Steigung mit dem Jahre 1888, während des ganzen Jahres wachsen die Wellen, an seinem Schlusse ist die zweite grosse Höhe erreicht und schliesslich zerreissen alle Dämme. Die „Million" ist sozusagen das Symbol des gewöhnlichen Wahnes bei progressiver Paralyse: auch sie ist am Ende bei Nietzsche da. Ungewöhnlich sind der langsame Verlauf einerseits, das lange Ausbleiben einer eigentlichen Geistesschwäche andererseits. Nietzsche's Paralyse zeigt sich vor 1888 hauptsächlich als Rausch: Wegfall von Hemmungen, Fehlen des Ermüdungsgefühles, Euphorie im Wechsel mit trauriger oder zorniger Verstimmung, Abstumpfung moralischer und ästhetischer Empfindungen. Auch im ärztlichen Sinne ist „der Fall Nietzsche" eigenartig und interessant.

---

## 3. Das Ende. Schlussbemerkungen.

Es ist nicht genau bekannt, wann der grosse paralytische Anfall eingetreten ist: an einem Tage zwischen dem 28. December 1888 und dem 3. Januar 1889. In dem von Dr. Baumann in Turin unterzeichneten ärztlichen Fragebogen, der mit Nietzsche am 10. Januar nach Basel gelangte, heisst es: „Erste Krankheitspuren datiren vielleicht schon seit längerer Zeit, mit Bestimmtheit erst seit dem 3. Januar 1889.“ Dieser Arzt hat übrigens Nietzsche nur einmal gesehen. Die Schwester sagt Folgendes (Zukunft vom 6. Januar 1900): „An welchem Tag nun äusserlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden, jedenfalls war es in den letzten Tagen des Monats December 1888. Plötzlich ist er bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niedergestürzt, ohne dass er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirth findet ihn und führt ihn mit grosser Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung; er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Werth des Geldes (bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr) und beschrieb einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischte: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun Alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese Blätter wenden sich gegen R. Wagner, Schopenhauer, Bismarck, seine nächsten Freunde: Professor Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle Briefe mit ‚Dionysos‘ oder ‚der Gekreuzigte‘ . . . In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung . . . sind diese Blätter zum grössten Theil vernichtet worden.“ Ein solcher Brief ist von Brandes veröffentlicht worden. „Unfrankirt. Ohne genauere Adresse, ohne Datum, mit sehr grossen Buchstaben auf ein nach Kinderart mit Bleistift liniirtes Stück Papier geschrieben. Poststempel: Turin, 4. Januar 1889.

Dem Freunde Georg!

Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren . . .

Der Gekreuzigte.“

Ganz unsinnig sind übrigens die Worte nicht. Sie sollen wohl heissen, dass die einmal durch Brandes auf Nietzsche gelenkte Aufmerksamkeit des Publikum sich nicht wieder von ihm wenden werde. Ziegler meint, der Brief deute vielleicht auf eine „Umkippung Nietzsche's in's Christliche" hin. Ich glaube das nicht. In Nietzsche's Sprache war zuletzt Dionysos das Symbol des aufsteigenden Lebens, der Gekreuzigte das des absteigenden Lebens. Er wollte gern Dionysos sein, sein Krankheit-Gefühl aber sagte ihm, dass er zum absteigenden Leben gehöre und so unterzeichnet er sich „der Gekreuzigte."

Auch Herr Professor Overbeck in Basel hatte am 28. December und 31. December undatirte Briefe erhalten, „worauf ich (wie er in einem Briefe schreibt) nur noch am 7. Januar 1889 einen unzweideutig wahnsinnigen, mit Dionysos unterschriebenen Zettel erhielt. Schon die letzten Briefe hatten mich äusserst besorgt gemacht. Doch was hatten schon andere für Besorgnisse erregt! Am 6. Januar war mir schon ein anderer, am 5. von Turin abgegangener Brief vom Adressaten, Herrn Professor Jacob Burckhardt mitgetheilt worden, der schon Alles entschied. Noch am Abend des 7. machte ich mich nach Turin auf, von wo ich mit Nietzsche am Morgen des 10. hier wieder eintraf, um ihn dem Irrenhause zuzuführen."

Die Sache verlief folgendermaassen: Der tapfere Freund entschloss sich, obwohl er noch nie mit einem Geisteskranken zu thun gehabt hatte, den kranken Nietzsche aus dem fremden Lande zu holen. Er besprach sich mit Professor Wille und reiste ab. In Turin fand er einen jüdischen Mann, der sich als Irrenpfleger anbot (aber keiner war) und der ihm durch sein Eingreifen das etwas kühne Unternehmen durchführen half. Nietzsche lag im Bette und weigerte sich, aufzustehen. Der jüdische Mann redete ihm vor, es seien grosse Empfänge und Festlichkeiten für ihn bereitet, und Nietzsche stand auf, zog sich an und ging mit zum Bahnhofe. Hier wollte er alle Leute umarmen, aber der Begleiter erklärte, das schicke sich nicht für einen so grossen Herrn: und Nietzsche wurde ruhig. Mit Hilfe gewaltiger Mengen von Schlafmitteln wurde der Kranke während der Reise ruhig erhalten und glücklich trafen die drei Männer in Basel ein.

In der Baseler Irrenanstalt blieb Nietzsche vom 10. bis zum 17. Januar. Er liess sich beim Eintritte ohne Widerstand auf die Abtheilung führen, bedauerte, dass so schlechtes Wetter sei, und sagte: „ich will euch, ihr guten Leute, morgen das herrlichste Wetter machen." Er ass mit grossem Appetit, ging gern in's Bad und zeigte sich in jeder Beziehung willig. Die Untersuchung ergab, dass die rechte Pupille grösser als die linke war, dass beide Pupillen sehr träge auf Beleuchtung reagirten, dass „Strabismus convergens" bestand, dass die rechte Nasenlippen-Falte weniger ausgeprägt war als die linke, dass die Sehnenreflexe sehr lebhaft waren.

Nietzsche gab an, er sei seit acht Tagen krank, er habe auch einige Anfälle gehabt und habe sich dabei sehr wohl gefühlt, sodass er am liebsten alle Leute auf der Strasse umarmt und geküsst hätte. Bei der Unterredung zeigte er kein Gefühl von Krankheit, war schwer zu fixiren, sprach viel, wurde dabei leicht verworren. Nachher ass er wieder mit ausgezeichnetem Appetit und war für alles dankbar. Nachmittags wurde er erregt, sang laut und johlend, sprach wirres Zeug, wobei Erinnerungen und Einfälle ohne Zusammenhang einander folgten. In der Nacht schlief er nicht, sprach ohne Unterlass, stand mehrmals auf, um sich die Zähne zu putzen. In den folgenden Nächten wurde durch Chloral und Sulfonal Schlaf für mehrere Stunden erreicht. Am Tage war der Kranke meist erregt und benommen, sprach sehr viel, warf seinen Hut auf die Erde, zog Rock und Weste aus, warf sich nieder, sang und schrie. Manchmal machte er sich Vorwürfe, er habe Andere in's Unglück gebracht, dann wieder erklärte er, er fühle sich so unendlich wohl, dass er „es höchstens in Musik ausdrücken könnte". Am 14. Januar kam die Mutter. Ihr Besuch erfreute Nietzsche sichtlich, er ging auf sie zu, umarmte sie herzlich und rief: „oh meine liebe gute Mama, es freut mich sehr, Dich zu sehen". Er unterhielt sich längere Zeit mit ihr über Familienangelegenheiten, bis er plötzlich ausrief: „Siehe in mir den Tyrannen von Turin", und von da an verworren sprach, sodass der Besuch beendigt werden musste.

Am 18. Januar trat Nietzsche in die Jenaische Irrenanstalt ein und er blieb da bis zum 24. März 1890. Die rechte Pupille war weit, die linke eng und unregelmässig verzogen; links waren alle Reactionen erhalten, rechts nur die Convergenz-Reaction; der rechte Mundwinkel stand tiefer; kein Zittern der Zunge, Zittern der Hände nur bei Erregung; keine deutliche Sprachstörung; Sehnenreflexe gesteigert. Es fiel auf, dass der Patient beim Gehen die linke Schulter krampfhaft in die Höhe zog. Zur Abtheilung ging er unter vielen höflichen Verbeugungen und sein Zimmer betrat er mit majestätischem Schritte und zur Decke blickend. Er dankte für „den grossartigen Empfang". Wo er war, wusste er nicht, er glaubte bald in Naumburg, bald in Turin zu sein. Doch gab er über seine Personalien richtige Auskunft. Er gesticulirte und sprach fortwährend in affectirtem Tone und mit hochtrabenden Worten, bald Deutsch, bald Französisch, bald gebrochen Italienisch. Gelegentlich erwähnte er seine grossen Compositionen und sang Proben daraus, erzählte von seinen „Legationsräthen und Dienern". Nietzsche's Appetit war auch in Jena sehr stark. Der Grad der Aufregung wechselte. Manchmal kamen schlimme Zeiten und in ihnen zeigten sich alle die peinlichen Symptome, die bei erregten Paralytischen zu beobachten sind. Manchmal klagte Nietzsche über rechtseitige Kopfschmerzen und meinte, er sei deshalb zu lebhaft gewesen. „Ich werde

rechts in der Stirn krank gemacht." War er ruhiger, so zeigte er sich höflich und freundlich. Die Aerzte erkannte er richtig und einmal bat er lächelnd: „Geben Sie mir etwas Gesundheit." Ueber die eigene Person war er oft im Unklaren, hielt sich zuweilen für den Herzog von Cumberland oder den Kaiser, „zuletzt bin ich Friedrich Wilhelm der IV. gewesen." Im März kam einmal Kuchen von Naumburg, da freute er sich und sagte: „Wirklich von Naumburg?" Für Gedanken und Stellen aus seinen eigenen Werken zeigte er kein Verständniss. Früh pflegte er von nächtlichen Ereignissen zu erzählen, die zuweilen eigenthümlicher Art waren. Manchmal traten Hämorrhoidalbeschwerden auf. Das Körpergewicht nahm während der unruhigen Zeiten ab (trotz des starken Essens), sank bis zur Mitte des Jahres, stieg dann wieder und blieb bis zum Austritte auf 134 Pfund stehen. Vom 20. März bis zum 17. August wurde eine Kur mit Ung. ciner. angewandt, wie es in manchen Kliniken bei progressiver Paralyse geschieht. Allmählich trat deutliche Besserung ein. Nietzsche wurde ruhiger, wenn auch kürzere heftige Erregungen noch vorkamen, er zeigte wieder Interessen, ging regelmässig spazieren. Im September verlangte er nach Zeitungen und neuerer Literatur, las auch und behielt einen Theil des Gelesenen. Seine Reden bekamen mehr Zusammenhang, obwohl er meist ein falsches Datum angab und über den Ort selten orientirt war. Er wurde im Frühjahre 1890 gegen Revers entlassen.

Als im Frühjahre 1890 ein Freund den Kranken besuchte, zeigte dieser während des Spazierengehens für die frühere Zeit, auch für das Jahr vor dem grossen Anfalle ein recht gutes Gedächtniss; wenigstens das Meiste schien ihm erinnerlich zu sein. Dagegen war das letzte Jahr fast ganz ausgelöscht. Zum Beispiele hatte der Kranke keine Ahnung mehr von den sehr vielen Besuchen, die ihm in den letzten Monaten der Herr Langbehn gemacht hatte.

Die Mutter pflegte nun den kranken Sohn in Naumburg. Genauere Nachrichten über die folgenden Jahre fehlen. Es scheint, dass schlimme und lange dauernde Erregungen nicht mehr vorgekommen sind, dass aber der geistige Verfall unaufhaltsam fortschritt. Deussen hat einiges über seine Besuche in Naumburg erzählt: „Die Mutter, ‚die kleine Thörin', wie er sie liebkosend zu nennen pflegte, welche ihn damals noch täglich spazieren führte, war mit ihm zum Bahnhof gekommen, mich und meine Frau abzuholen. Auf dem Heimwege nahm ich vertraulich seinen Arm und er liess es sich gefallen, aber er erkannte mich nicht. Ich brachte das Gespräch auf Schopenhauer und er wusste nur in einem Tone, als spräche er die wichtigste Wahrheit aus, zu sagen: ‚Arthur Schopenhauer ist in Danzig geboren.' Ich erzählte von Spanien, welches ich im Jahre vorher mit meiner Frau bereist hatte. ‚Spanien!' rief er und wurde lebhaft, ‚da war ja auch der Deussen!' — ‚Aber ich bin ja der

Deussen,‘ erwiderte ich. Da sah er mich starr an und konnte es nicht fassen.“ „Einem trommelnden Knaben blickte er lange nach und die hin und herfahrende Lokomotive fesselte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Hause sass er meistens auf einer sonnigen, weinlaubumrankten Veranda in stilles Brüten versunken, mitunter führte er Selbstgespräche, oft über Personen und Verhältnisse von Schulpforta, in wirrem Durcheinander.“ Zuletzt hat Deussen im Jahre 1894 Nietzsche an seinem Geburtstage besucht. Die Mutter führte ihn herein, er reagirte auf Gückwünsche nicht, beachtete nur die Blumen einen Augenblick lang.

Herr Dr. Gutjahr erzählte mir, Nietzsche's körperliches Befinden sei in Naumburg recht gut gewesen. Er habe noch immer einen stattlichen Eindruck gemacht und die Fremden auf der Strasse blickten sich nach ihm um. Geistig sei er freilich immer stumpfer geworden und immer ärmer an sprachlichen Aeusserungen.

Später traten wieder paralytische Anfälle auf, die allmählich auch die körperliche Beweglichkeit beschränkten und Nietzsche schliesslich an den Sessel fesselten.

Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1897 zog die Schwester mit dem Kranken nach Weimar, wo sie ein hoch und frei gelegenes Haus mit schöner Aussicht bewohnten. Frau Dr. Förster sagt, es habe hie und da Zeiten auffälliger Besserung gegeben, aber allemal sei der Besserung wieder ein Schlaganfall gefolgt. Es wird sich wohl um eine gewisse Erregung als Vorläufer des paralytischen Anfalles gehandelt haben. Zuweilen soll der Kranke noch ein paar Worte gesprochen, sich über Musik gefreut haben. Meist sass er still vor sich hinblickend in seinem Stuhle.

Am 25. August 1900 trat der Tod ein. Die Section ist leider nicht gemacht worden. —

Werfen wir noch einen Blick auf den Verlauf der Gehirnkrankheit. Ihre Dauer beträgt 19 Jahre, vom ersten Blitze des Zarathustra-Gedankens im August 1881 bis zum Tode im August 1900. Rechnet man die Zeit der Incubation dazu, oder, bei anderer Auffassung der Migräne-Anfälle, die Zeit der nur körperlichen Störungen, so haben wir von 1866—1900 34 Jahre, von 1870—1900 30 Jahre. Wenn sich jemand aus den Lehrbüchern der Psychiatrie, besonders aus älteren Lehrbüchern, über progressive Paralyse unterrichten will, so erfährt er, dass diese Krankheit in der Regel drei bis vier Jahre dauere, und er wird danach eine Krankheit von 19 Jahren für sehr befremdlich halten, ja er wird schon über die lange Zeit zwischen dem grossen Anfalle und dem Tode (11 $^1/_2$ Jahre) erstaunen. Indessen, wenn auch in Nietzsche's Falle der Verlauf langsamer war, als in vielen anderen, ähnliche Fälle sind nicht allzuselten. Man beginnt jetzt einzusehen, dass die paar Jahre der Lehrbücher nicht ausreichen. Es mag sein, dass früher rasch verlaufende

Fälle häufiger, sehr chronische seltener als jetzt waren, aber die Hauptsache ist wohl die, dass die vor dem Eintritte in die Irrenanstalt verlaufene Krankheitzeit unterschätzt worden ist. In der Anstalt verläuft oft sozusagen nur der fünfte Akt, die vier anderen sind draussen gespielt worden, aber es hat an Zuschauern gefehlt, denn die Angehörigen merken recht oft die Krankheit erst dann, wenn sie schon lange da ist. Warum die Krankheit einmal kurz und das andere Mal lang ist, das ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Vermuthungweise kann man in Nietzsche's Falle annehmen, dass seine von Hause aus kräftige Körperbeschaffenheit, die Abwesenheit des Alkoholismus und die überaus sorgfältige Pflege sein Leben verlängert haben.

Wenn wir uns den Verlauf der Krankheit Nietzsche's durch eine Curve dargestellt denken, so folgt auf die reichlich sieben Jahre dauernde, in den früher besprochenen Wellen ansteigende Zeit der Entwickelung ein ganz steiles Aufsteigen, das dem grossen Anfalle in Turin entspricht, und auf der ganz rasch erreichten Höhe bleibt nun die Curve, nur dass noch kleine ruckartige Anstiege bis zum Tode folgen. Während der langen Jahre bis Weihnachten 1888 trotzt Nietzsche's Geist dem bösen Feinde insofern, als trotz der Störungen des Gefühlslebens, trotz des Nachlasses an geistiger Zügelkraft und der beginnenden Gedächtnissschwäche der Geist hell und kräftig bleibt, scharfe Urtheile möglich sind, das sprachlich-dichterische Vermögen nicht vermindert, die Arbeitkraft überraschend gross ist. Mit dem schon einmal gebrauchten Bilde kann man von einem Hause sprechen, dessen Grundmauern leise und langsam zerstört werden, bis mit einem Male das noch stattlich aussehende Haus zusammenbricht. Eine so rasche Verblödung wie die Nietzsche's ist für den Arzt eigentlich höchst merkwürdig. Man kann nicht an eine Blutung denken, die nur die dem geistigen Leben dienenden Theile der Gehirnrinde zerstört, die zum Bewegen und Empfinden nöthigen Theile aber verschont hätte, vielmehr muss derselbe systematische Prozess, der während der Entwickelung da war, eine acute Steigerung erfahren haben, die man mit einem Aufflammen vergleichen mag, ohne dass deshalb alles klar wäre. Wenn man an einen Brand denkt, der die vorher schon langsam erhitzten Zellen und Fasern rasch verzehrte, versteht man, dass diesen Vorgang lebhafte Reizerscheinungen: Aufregung, Toben, Schreien, Wahnvorstellungen, einzelne Sinnestäuschungen, begleiteten. Das grosse Feuer brannte etwa acht Monate lang, dann blieben ausgebrannte Mauerreste übrig: Nietzsche war ruhig, aber ganz blödsinnig. Ein Rest von Gefühlen, etwa nach der Art eines kleinen Kindes, blieb, aber auch er verkleinerte sich mit der Zeit noch. Dazu kamen später körperliche Störungen im engeren Sinne des Wortes. Die lange Dauer der Blödsinn-Zeit ist zwar nicht ohne Beispiel, aber immerhin ungewöhnlich. —

Es könnte jemand fragen, inwieweit Nietzsche für seine Schriften verantwortlich gemacht werden dürfe. Gesetzt, wir lebten in einem Lande, in dem die Gesetze solche Schriften verböten, und im Strafprozesse wäre die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit erhoben worden, so würde der Sachverständige etwa Folgendes zu antworten haben. Die vor 1882 verfassten Schriften müssen dem Verfasser zugerechnet werden, er kann nur mildernde Umstände beanspruchen durch den Hinweis auf seine von vornherein vorhandene Instabilität und seine durch die schwere Migräne gesteigerte Nervosität. Anders ist es mit dem nach 1882 Geschriebenen. Es ist nachgewiesen, dass der Verfasser an einer Gehirnkrankheit litt, die erfahrungsgemäss das geistige Leben schon sehr zeitig beeinträchtigt, die auch dann, wenn geistige Defecte im engeren Sinne nicht nachzuweisen sind, durch die Zerstörung von Hemmungen das Gefühlsleben verändert. Das legale Verhalten beruht hauptsächlich darauf, dass Gefühle (Furcht, Ehrfurcht, Pietät, Zartgefühl und so weiter) dem Menschen als Warner zur Seite stehen; ein Mensch, der durch eine Gehirnkrankheit seiner natürlichen Führer beraubt worden ist, dem sozusagen hinterrücks die den Hochmuth, den Uebermuth und allerhand Gelüste hemmenden Zügel durchschnitten worden sind, kann nicht mehr als ein Mensch des freien Willens, das heisst der normalen Motivation betrachtet werden. Der Sachverständige hat für Unzurechnungsfähigkeit einzutreten. Wird ihm entgegengehalten, er könne ja nicht feststellen, ob der Grad der Störung immer so gewesen sei, dass man von einer Aufhebung des freien Willens sprechen könnte, ob nicht im Anfange oder zeitweise die Motivation wenigstens in der Hauptsache normal gewesen sei, so wird er sagen: ja, die Natur macht freilich keine Sprünge, sie führt aus dem Zustande, bei dem wir Zurechnungsfähigkeit annehmen, zu dem, bei dem wir sie leugnen, durch viele Zwischenzustände, es giebt thatsächlich Stufen der Zurechnungsfähigkeit, aber das kann an meinem Gutachten nichts ändern. Der Richter sagt Entweder — Oder, und verlangt eine bestimmte Aussage. Wäre der Sachverständige ein Herzenskündiger, der in jedem Falle entscheiden könnte, wie die Motivation verlaufen ist, der sagen könnte, hier waren krankhafte Gefühle im Spiele, hier waren sie es nicht, dann brauchte er sich nicht auf ein summarisches Gutachten zu beschränken. In Wirklichkeit aber vermag niemand das Geflecht im Innern des Kranken zu entwirren, wir bleiben, sobald die einzelnen Fäden verfolgt werden sollen, im Zweifel stecken und schliessen damit, dass es heisst, in dubio pro reo. Im Falle Nietzsche aber kommt noch folgende Erwägung hinzu. Es handelt sich hier um anstössige Stellen in Druckschriften, nicht um Thaten im engeren Sinne des Wortes. Jeder Mensch lässt sich zu Reden leichter hinreissen als etwa zu Schlägen, zu Eingriffen in fremdes Eigenthum und so weiter. Der Schriftsteller gar hat keinen

persönlichen Gegner vor sich, er schreibt in der Stille für ein ihm unsichtbares Publikum, er führt ein Phantasieleben und wird beim Schreiben leicht eine Beute seiner Erregung. Unter diesen Verhältnissen versagen die Hemmungen eher als im täglichen praktischen Leben, wobei an die Thatsache zu erinnern ist, dass sich Geisteskranke bei Niederschriften viel leichter gehen lassen, ihre sonst geheim gehaltenen Gedanken leichter verrathen, als im Gespräche. Es bleibt also dabei, dass vor dem Richterstuhle die Schriftstellen, durch die Nietzsche nach 1881 Anstoss erregt hat, ihm nicht zugerechnet werden können.

Ein Anderer mag fragen, in wie fern durch die Gehirnkrankheit die Schriften Nietzsche's an Werth verloren haben. Man kann da unterscheiden den dichterischen, allgemeiner sprachlichen Werth und den wissenschaftlichen Werth, aber hier wie da hat sich das Urtheil nur an das Schriftstück selbst zu halten. Ein Geisteskranker kann etwas Schönes oder etwas Wahres so gut wie ein Anderer schreiben. Ob seine Gedichte, sein Stil, seine Erörterungen zu billigen seien oder nicht, das ist nach denselben Grundsätzen zu entscheiden, die sonst gelten und die Gehirnkrankheit — kommt dabei nicht in Betracht.

Dies gilt ohne Einschränkung von der Form, ein gewisses Misstrauen jedoch gegenüber dem Sachlichen ist gerechtfertigt. Findet man Schwerverständliches oder Unverständliches, so wird der erste Gedanke der sein, giebt dafür nicht die Gehirnkrankheit die Erklärung? Und um das zu beurtheilen, muss man wissen, wie die Gehirnkrankheit wirkt, welche Störungen sie in anderen Fällen verursacht, ob die fraglichen Anstösse etwa denen gleichen, die bei gleich Kranken auch sonst beobachtet werden. Wollte Jemand sich um solche Erwägungen nicht kümmern, so käme er in Gefahr, nutzlose Arbeit zu machen, seine Zeit zu verlieren. Wenn er es sich in den Kopf setzt, es müsse eine sinnvolle Erklärung geben, so kann er sich die Zähne ausbeissen. Besonders wird von vornherein die Vermuthung bestehen, es werde um den Zusammenhang schlecht bestellt sein, denn begreiflicherweise ist ein Kranker eher im Stande, einen guten Einfall zu haben, als seine Gedanken zusammen zu halten und in ein System zu bringen. So liegt die Sache in der That bei Nietzsche. Man muss im Einzelnen das, was er sagt, unbefangen aufnehmen, es kann wahr sein trotz der Gehirnkrankheit, es könnte unwahr sein ohne solche. Man muss aber davor warnen, dem Ganzen gegenüber so zu verfahren, wie bei einem gesunden Philosophen, und den Versuch zu machen, Nietzsche's Widersprüche und Uebertreibungen durch Erklärer-Künste auszugleichen, künstlich einen Zusammenhang in das zu bringen, was seiner Natur nach Stückwerk ist. An sich könnte ja solche Arbeit nicht gerade schaden, aber es giebt so viele Gelegenheiten, nützliche Arbeit zu thun, dass die Kraft nicht verschwendet werden sollte.

Vielleicht werden Vielen diese Bemerkungen überflüssig vorkommen. Aber es scheint mir doch nöthig zu sein, den Satz, dass der Nachweis der Gehirnkrankheit allein keine Widerlegung ist, nicht ohne Bemerkungen aufzustellen. Er ist richtig, aber er kann Schaden anrichten. Wie steht es in Wirklichkeit? Die Leute lesen Nietzsche's Schriften, aber sie prüfen nicht alles und behalten das Beste, sondern sie halten sich an Einzelnes, das ihnen zusagt und vertrauen darauf, die Begründung werde schon im Ganzen enthalten sein. Sie werden in ihrem Zutrauen bestärkt von einer Anzahl schriftstellernder Herren und Damen, die den grossen Philosophen en bloc verherrlichen und dem Publikum versichern, die einzelnen Perlen hingen durch eine unsichtbare Schnur zusammen. Wer ist denn zu eigener Prüfung befähigt? Unter hundert Lesern höchstens Einer. Jenen Neunundneunzig muss man sagen: Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, dass das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid misstrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

# Sexualleben und Nervenleiden.

Die

## nervösen Störungen sexuellen Ursprungs.

Nebst einem Anhang über

## Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie.

Von

**Dr. Leopold Loewenfeld,**

Specialarzt für Nervenkrankheiten in München.

**Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.**

*Preis: M. 5.—.*

Inhaltsübersicht:

# Handatlas

der

# Hirn- und Rückenmarksnerven

## in ihren sensiblen und motorischen Gebieten.

**Zum Gebrauch für praktische Aerzte und Studirende.**

Von

Prof. Dr. **C. Hasse,**

**Geh. Med.-Rath und Direktor der Kgl. Anatomie zu Breslau.**

*Zweite vermehrte Auflage. Vierzig Farbentafeln.*

**Preis geb. M. 12.60.**

---

Ein ganz ausgezeichnetes Werk, das jedem Arzte zur raschen Orientirung über das Verbreitungsgebiet peripherer Nerven hochwillkommen sein dürfte. Durch die Anwendung von Farbendrucken (es sind sämmtliche Tafeln kolorirt) ist die Uebersichtlichkeit der Abbildungen eine ganz vorzügliche.

Das Werk zerfällt in zwei Abschnitte: Sensible und motorische Territorien. Im ersten, 20 Tafeln umfassenden Theile findet man Abbildungen der psychosensiblen Gehirnterritorien, der sensiblen Hautterritorien des ganzen Körpers, der Verbreitungsbezirke sensibler Nerven in den Schleimhäuten, den serösen Häuten, Knochen und Gelenken. Der Bezirk je eines Nerven ist immer durch je eine Farbe kenntlich gemacht, so dass ein Blick auf die Tafel über die Zugehörigkeit eines Territoriums zu einem bestimmten Nerven informirt. Da jetzt gerade der Knochen- und Gelenksensibilität erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wird, kann man die exakte Durchführung der diese Verhältnisse darstellenden Bilder nur freudig begrüssen.

Auch der zweite Teil giebt eine rasche und vollständige Uebersicht von den Innervationsverhältnissen der gesammten Körpermuskulatur. Vier Abbildungen bringen die psychomotorischen Gehirnterritorien zur Darstellung.

Der Handatlas verdient die weiteste Verbreitung.

Die Ausstattung des Werkes ist mustergiltig.

*Hermann Schlesinger (Wien)*
*in Centralblatt f. d. Grenzgebiete d. Medizin u. Chirurgie.*

Der Verfasser, dessen Name für die Genauigkeit der Darstellung volle Gewähr bietet, giebt sehr übersichtliche und deutliche Bilder, welche die Ausbreitung der einzelnen sensiblen Nerven an der Hautoberfläche und den inneren Theilen, sowie die Vertheilung der motorischen Nerven in die einzelnen Muskeln zur Anschauung bringen. Auch die Eintrittsstelle der Nerven in die Haut, resp. in die Muskeln ist durch besondere Zeichen kenntlich gemacht. Besonders dankenswerth sind die Tafeln, welche die sensible Innervation der Gelenkflächen verzeichnen. Mehrere Tafeln sind auch der Vertheilung der motorischen und sensorischen Centren an der Gehirnoberfläche gewidmet.

Ref. zweifelt übrigens nicht, dass der Hasse'sche Atlas in seiner schönen zweckmässigen Ausstattung sich bald bei den Nervenärzten und in den Kliniken einbürgern und sich oft als werthvolles Hilfsmittel bei der Krankenuntersuchung erweisen wird.

*Professor Strümpell in der „Zeitschrift für Nervenheilkunde“.*

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.







GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN FÜR GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XVIII.

# ÜBER DIE SOGENANNTE „MORAL INSANITY“

VON

**DR. P. NÄCKE,**

MED.-RAT UND OBERARZT AN DER KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG EHREN- UND KORRESPOND. MITGLIED EINER REIHE VON PSYCHIATRISCHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFTEN.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREIN MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND Dr. med. H. KURELLA
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

ACHTZEHNTES HEFT:

# ÜBER DIE SOGENANNTE „MORAL INSANITY“

VON

DR. P. NÄCKE,
MEDIZINALRATH UND OBERARZT A. D. KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

# ÜBER DIE SOGENANNTE

# „MORAL INSANITY“

VON

**DR. P. NÄCKE,**

MED.-RAT UND OBERARZT AN DER KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG, EHREN- UND KORRESPOND. MITGLIED EINER REIHE VON PSYCHIATRISCHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFTEN.

---

WIESBADEN.

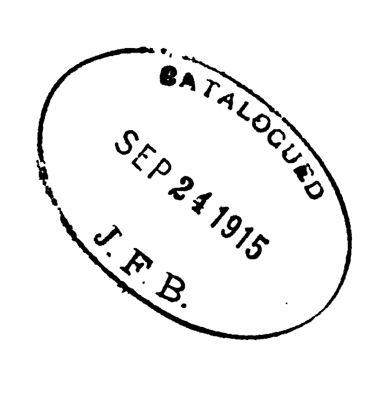
VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz.

# Inhaltsverzeichniss.






# Über die sog. „moral insanity"


von

Medizinalrath Dr. P. Näcke,
Oberarzt an der Kgl. Sächs. Irrenanstalt zu Hubertusburg.


---

Verhältnissmässig selten begegnet man jetzt in deutschen Schriften dem Namen „moral insanity", für einen Zustand von angeborenem, ausgeprägten ethischen Defekt bei normaler oder nur wenig veränderter Intelligenz, mit starker Neigung zu unmoralischen Handlungen, in gewissen Fällen, jedoch auch ohne solche. Bei uns Deutchen ist es so gut wie ausgemacht, dass es ein solches Leiden als selbstständige Krankheit nicht giebt, oder vielleicht nur in so unendlich seltenen Fällen, dass man sie praktisch ignorieren kann. Anders freilich in ausserdeutschen Ländern. In England, wo er zuerst durch Pritchard 1835 aufkam, blüht der Name: moral insanity, nach wie vor und kaum weniger in den romanischen Ländern, zumal Italien, von andern ganz abgesehen.

Trotzdem nun allen die gewichtigen Gründe gegen die Beibehaltung des Namens bekannt sein dürften, haben sie doch bis jetzt nicht vermocht, dort durchzuschlagen und die unserer Ansicht nach ganz überflüssige Bezeichnung zu beseitigen. Wie ist das nur möglich, wird man fragen, nachdem so schweres Geschütz ins Feld geführt wird? Der Gründe dafür giebt es verschiedene. Zunächst ist es die süsse Macht der Gewohnheit und die daraus entstandene Affektlage, die dem energisch widerstrebt. Wenn ein Name bereits fast ³/₄ Jahrhundert im Gebrauch ist, so erscheint er geheiligt. In England, wo er zuerst aufkam, haftet er dann noch aus einem gewissen Patriotismus um so fester.

Wichtiger ist aber der alte, bequeme Schlendrian, die eingewurzelte Sitte, eine Krankheit nicht nach dem eigentlichen Wesen zu benennen, sondern nach einem prägnanten Symptom, dem Satze folgend: a potiori fit denominatio. Unsere ganze psychiatrische Nomenklatur ist

ja mehr oder weniger so entstanden. Es ist eben viel leichter und bedarf eines geringeren Nachdenkens, ein besonderes Symptom heraus zu heben und das Leiden darnach zu bezeichnen, als die ganze Krankheit von Anfang bis Ende, mit Aetiologie, Diagnose etc. zu übersehen und dafür einen Namen zu geben. Letztere Methode, die klinische Betrachtungsweise, welche besonders durch die Heidelberger Schule zum Prinzipe erhoben und neulich erst durch Nissl (11)[1]) lichtvoll wieder dargestellt wurde[2]), erscheint mir vor der Hand als der einzige mögliche Weg, um dermaleinst die pathologisch-anatomische Basis als Eintheilungsprinzip bei Psychosen zu proklamieren.

Der Hauptgrund liegt aber vielleicht noch in einem anderen Umstand. Von der alten psychologischen Dreitheilung ausgehend, glaubte man an die mögliche und alleinige Erkrankung eines jeden der 3 Hauptgebiete des menschlichen Geistes, des Denkens, Fühlens und Wollens. Folglich konnte auch einmal die Sphäre des Fühlens und die daraus sich ableitende Moral allein erkranken, ohne die anderen Gebiete irgendwie zu beeinträchtigen. Ja, man ging sogar so weit, einen eigenen „moralischen Sinn", „moral sense" aufzustellen, dessen krankhaftes Affizirtsein eben ein falsches Funktioniren desselben bedingen müsse. So entstand der Name: moral insanity, analog der „intellectual insanity" gebildet. Dies wenigstens war nach H. Ellis (13) für die Namengebung seitens Pritchard wahrscheinlich entscheidend, während man doch eher den Namen: moral imbecillity etc. erwarten sollte, der jetzt thatsächlich von den Engländern bevorzugt wird, und zuerst bereits von einem Zeitgenossen Pritchards: Laycock gebraucht ward, nachdem

---

1) Die Zahlen in Parenthese beziehen sich auf die angehängte Bibliographie.

2) Energisch muss ich aber Nissl widersprechen, wenn er die Versuche, psychotische Symptome psychologisch begründen zu wollen, als verfehlt bezeichnet oder ihre Berechtigung als äusserst beschränkt hinstellt, da die Psychologie des Geisteskranken eine ganz andere sei, als die des Geistesgesunden. Wie ihm mit Recht vorgehalten wurde, weist allein schon die günstige Therapie der Hysterie in so manchen Fällen, welche sich auf eine genaue psychologische Analyse stützten, auf das Falsche der Nissl'schen Ansicht hin. Wir sehen ja ferner, dass Irre, welche gesund wurden, gelegentlich von ihren Erlebnissen während ihrer Krankheit berichten und genau die Gedankengänge wiederholen, welche der Beobachter a priori als sehr wahrscheinlich bezeichnet hatte. Endlich ist durchaus mit Glück durch Störring (12) der Versuch gemacht worden, aus den pathologischen Erscheinungen Gewinn für die normale Psychologie zu erlangen. Die Psychologie des kranken Geistes ist ihren Grundzügen nach dieselbe wie die des gesunden. Die Ausgangspunkte der Associationen etc. sind nur oft andere und schwer zu findende und dem glatten Ablauf stellen sich manche Hindernisse entgegen. So ist auch in der Pathologie des Körpers überhaupt die Physiologie im Grossen und Ganzen gewahrt, so dass die Krankheit so manchen Baustein für die normale Physiologie bieten konnte. Krankheit ist eben nur Leben unter veränderten Bedingungen.

wohl vor ihm schon ein Deutscher, Grohmann[1]), von moralischem Stumpfsinn und Idiotie gesprochen hatte. Interessant ist der Umstand, dass Pritchard mit der Bezeichnung „moral insanity" verschiedene Krankheitsbilder belegte, vor Allem eine dauernde Veränderung des Charakters. Diese „moral insanity" entsprach ungefähr der „manie sans délire" von Pinel (vor Pritchard!) und der „monomanie affective oder instinctive" Esquirols'.

Die neuere Psychologie lehrt nun aber, dass die 3 hauptsächlichen Geistesfunktionen bloss eine relative Selbstständigkeit führen, und sich in verschiedenem Maasse mit einander verweben. Nur nach dem Vorwiegen der einen oder anderen Richtung kann von einem Denken, Fühlen und Wollen die Rede sein. Richtiger gesagt: es handelt sich im Grunde nur um einen und denselben Prozess, aber in verschiedenen Phasen der Erscheinung und Entwickelung. Schon daraus müsste a priori hervorgehen, dass schwerlich eines dieser Geistesgebiete allein für sich erkranken kann, wie denn die näheren Analysen fast ausnahmslos bezeugen.

Wenn Letzteres nun trotzdem so oft nicht anerkannt wird, so liegt dies bei der moral insanity vor Allem daran, dass wir z. Z. noch viel zu wenig genaue Krankengeschichten darüber besitzen. Von den so zahlreich veröffentlichten Fällen sind hierbezüglich nur ganz wenige zu gebrauchen, am wenigsten die von italienischer Seite. Wir kommen darauf noch zu sprechen. Ich muss also mit Anderen Tiling (14) entschieden widersprechen, wenn er behauptet, wir hätten bereits genug guter Krankengeschichten.

Nachdem früher schon das Thema der mor. ins. vielfach ausführlich und durchaus nicht immer sine ira et studio behandelt worden war, hat die neueste Zeit wenig darüber hervorgebracht.

In Deutschland hat Verfasser (Näcke 1, 2, 3, 4) wiederholt sich mit der Sache beschäftigt, Berze (16) geistvoll die psychologische Begründung der moralischen Defektzustände zu erweisen gesucht, Müller (15) nebst einer möglichst vollständigen Geschichte der mor. ins. einen ausgezeichneten Ueberblick über den jetzigen Stand der Frage gegeben, Sioli (17) und besonders Buchholz (18) vortreffliche Referate über den Schwachsinn im Allgemeinen und den moralischen im Speziellen geliefert, und zuletzt Tiling (14) zur Erklärung des Letzteren die alte und gänzlich verfehlte Lehre von den Temperamenten herangezogen. Einzelne gute geschichtliche Notizen finden sich auch bei H. Ellis (13) und Simarro (20). Kürzlich hat Penta (102) eine zusammenhängende Reihe genauer und klarer Referate über die neuesten Arbeiten

[1]) Grohmann war, nebenbei gesagt, einer der ersten Begründer der Kriminalanthropologie (H. Ellis 13).

auf diesem Gebiete veröffentlicht. Schliesslich hat Alvarez Raimondes (19) ein ganzes Buch über m. ins. geschrieben. Doch scheint dasselbe nach der kurzen Notiz Lombroso's nichts Neues zu enthalten und ganz und gar in Lombroso's Fahrwasser zu schwimmen, weshalb es L. jedenfalls ein „lavore diligente“, und sogar „geniale“ nennt. Dies Werk selbst ist mir im Originale leider nicht zugänglich gewesen. Die Dissertation von Schulze (21) endlich weist geistreiche Gedanken und feine Beobachtungen auf. Zerstreut aber finden sich unendlich viele Notizen über die Krankheit. Die angehängte Bibliographie kann selbstverständlich auf Vollständigkeit hier keinen Anspruch machen, berücksichtigt dabei jedoch eine Reihe schwer zugänglicher Quellen und erscheint genügend, um einen Überblick der Meinungen bez. der Frage der m. ins. zu gewinnen.

Im Folgenden wollen wir nun das ganze Gebiet der m. ins. nach dem heutigen Stande der Dinge in Kürze betrachten. Nach einigen psychologischen Darlegungen über Intellekt und Moral, die ja im Vordergrunde der ganzen Lehre stehen, soll die Symptomatik und Pathogenese nebst Prognose, Therapie behandelt werden, wobei aus gewissen Gründen die Aetiologie zuletzt kommt. Gleich hier aber will ich ausdrücklich betonen, dass wir z. Z. nichts Anderes thun können, als kritisch alles Gegebene zu beleuchten, zu versuchen, die divergirenden Ansichten zu klären und auf die Hauptprobleme hinzuweisen, die noch ungelöst sind und es voraussichtlich noch lange bleiben werden.

Bevor wir jedoch weiter gehen, soll noch ein wichtiger und eigentlich selbstverständlicher Punkt hier berührt werden, weil hierin gerade so oft gefehlt wird. Man hat sich beklagt, dass heute leider in der Medizin und in anderen Wissenschaften so viel geschrieben wird, d. h. Unnützes, Unreifes, und dieser Vorwurf ist sicher nicht unbegründet. Das kommt daher, dass 2 wichtige Erfordernisse nicht immer oder nur ungenügend eingehalten werden. Nur diejenigen Autoren nämlich sollten zu Worte kommen, welche 1. in den betr. Spezialfragen eigene, womöglich umfangreiche Erfahrungen haben, und 2. die darüber existirende Litteratur der neueren Zeit beherrschen. Die grösste Autorität beansprucht jedoch der Schriftsteller, welcher ausser obigen Erfordernissen und scharfer Kritik den Gegenstand selbst litterarisch bearbeitet hat, wodurch er ja gezwungen ward über alle einzelnen Punkte nachzudenken und seine Erfahrung und die Litteratur geistig zu verarbeiten. Aber schon allein eigene, grosse Erfahrung hat Werth, wenn dieselbe womöglich statistisch niedergelegt ist, und nicht, wie es leider so oft geschieht, nur aus dem Gedächtniss wiedergegeben wird, wodurch so leicht Gedächtnissfehler und Erinnerungstäuschungen sich einschleichen. Litterarische Kenntnisse allein wiederum können nur die Probleme scharf

aufstellen und sichten lassen, aber nichts Neues schaffen. Gegen diese selbstverständlichen Forderungen wird aber täglich gesündigt, zumal auf Kongressen. Dies trifft auch bei der moral insanity zu, wie z. B. die Verhandlungen in Dresden (22) zeigen, welche auch nicht einen neuen Gedanken entwickelten oder alte durch genaue Angaben zu erhärten oder zu widerlegen suchten.

## Psycho-sociologische Vorbemerkungen.

Die Gefahr, sich in psychologische Details zu verlieren, ist besonders gross bei der mor. ins., wo man sich zunächst über gewisse grundlegende Allgemeinsätze verständigen muss, auf denen man dann weiter aufbaut. Noch grösser wird sie aber dadurch, dass nur sehr wenige Psychiater wirklich zugleich Fach-Psychologen sind; die meisten sind hier nur Dilettanten und sollten dies nie vergessen. Dieser Gefahr ist sichtlich auch Tiling (14) erlegen, dessen oft weitschweifige psychologische Ausführungen von Fachmännern gewiss an manchen Stellen angegriffen werden könnten. Geschieht dies ja z. B. sogar auch bei der schönen, allgemein-psychologischen Einleitung zu Wernicke's (43) Lehrburch der Psychiatrie. Was werden die Psychologen erst zu so manchen Ausführungen von Möbius sagen?

In psychologicis bin ich freilich auch nur Laie, obgleich ich mich damit einigermassen beschäftigt habe. Ich bitte daher, die folgenden, allgemeinen Sätze als solche eines Nicht-Psychologen hinnehmen zu wollen, trotzdem ich versuchen werde, soviel als möglich mich mit den Fach-Psychologen in Einklang zu bringen. Ich werde aber andererseits nicht davor zurückschrecken, auch meine eigenen Ansichten gelegentlich auszusprechen; denn Jeder hat das gute Recht, sich in schwierigen Dingen seine eigene Psychologie zu zimmern, um sich die Sache einigermassen klar zu legen. Dabei darf er das Hypothetische nur nicht vergessen und nie seine persönliche Meinung für die allgemeine oder gar für die allein richtige halten. Zum Troste mag es uns gereichen, dass die Psychologen von Fach selbst bez. vieler Punkte, und nicht blos bez. der Urprobleme, sich in den Haaren liegen, was aber nicht hindert, dass ihr Urtheil im Allgemeinen kompetenter ist als das unsere. Ich werde mich gern der Sprache der physiologischen Psychologie bedienen, aber auch hier das Bildliche und Hypothetische derselben nie vergessen.

Was ist der Intellekt und das formale Denken? Dies unsere erste Hauptfrage. Das Volk identificirt bekanntlich gern Verstand mit Bewusstsein. „Er ist bei Verstand“ oder „bei Bewusstsein“, sagt es promiscue. Und doch ist beides nicht gleich. Freilich: ohne Bewusstsein, kein Verstand, aber schon blosse bewusste Empfindung setzt

Bewusstsein voraus und ist doch noch kein Verstand. Verstand verlangt also ein besonders entwickeltes Bewusstsein.

Zunächst ist daran festzuhalten, dass „Intellekt“ einen Komplex geistiger Funktionen umfasst, von den niedersten Graden bis zu den höchsten, wie schon die Tierwelt beweist, wobei leider weder der Komplex der Funktionen, noch Letztere selbst scharf umgrenzt sind und zudem die einfach erscheinenden Funktionen schon zusammengesetzte Vorgänge darstellen. Der Intellekt ist, teleologisch gesprochen, neben den Instinkten dazu da, das Nützliche — im subjektiven oder objektiven Sinne — zu suchen und auszuführen. „All überall,“ sagt Brahn (117) sehr richtig, „ist aus der Bestimmung des Intellektes, ein Erhaltungs- und Schutzorgan des Körpers zu sein, die parallele Entwickelung des Gehirns zu erklären.“

Festzuhalten ist ferner, dass das Gehirn bei der Geburt zunächst eine Tabula rasa ist, aber eine solche, die alle Fähigkeiten zur Aufnahme und weiteren Verarbeitung von äusseren und inneren Eindrücken besitzt, also mit der nöthigen Plasticität ausgerüstet ist und insofern doch nicht ganz eine Tabula rasa darstellt. Eingeborene Ideen, Vorstellungen sind aber strikte abzuweisen und das Locke'sche: nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, hat wohl auch heute noch als absolut sicher zu gelten. Eine Ausnahme hiervon bilden scheinbar nur die Instinkte, die man nicht so unrecht auch als „ererbte Gedächtnisse“ definirte, welche aber doch nur anatomisch-physiologisch präformirt, schwerlich schon von Anfang an mit einer Art von besonderem Gedanken-Inhalte[1]) begabt sind. Richtiger wird man sie wohl als mehr oder minder anatomisch präformirte Associationsbahnen hinstellen, die bei bestimmten Reizen nur in ganz bestimmter Weise reagiren, ohne aber davon vorher eine Idee gehabt zu haben, sei es auch nur unbewusst. Die Instinkte sind bekanntlich unbewusst und treten mit dem Fortschreiten der Phylo- und Ontogenese der lebenden Wesen gegenüber den bewussten Handlungen mehr und mehr in den Hintergrund. Aber auch die bewussten Handlungen werden, besonders beim Menschen, durch oftmalige Wiederholungen, automatisch, d. h. zu sekundären Instinkten und sogar vererbbar (aber nur im Sinne einer anatomisch-physiologischen Vererbung), was die weise Sparsamkeit der Oekonomie im Organismus anzeigt.

Gedanken sind also nicht angeboren, sondern erworben. Die tausendfältigen äusseren und inneren Eindrücke bilden sich irgendwo und irgendwie zu konkreten, später zu abstrakten Begriffen. Das wäre

[1]) Trotzdem spricht der berühmte Physiker Mach in „Analyse der Empfindungen etc.“ von gewissen „dunkleren, unkontrollirbaren, instinktiven Gedankenreihen“, welche vererbt werden und angeboren sind. (Siehe Notiz in „Die Umschau“, 1902, Nr. 15.)

freilich nun nutzlos, wenn die Seelenthätigkeit dieselben nicht nach Zeit und Ort fixiren und mit einander bei Gelegenheit in verschiedener Art und Weise verbinden könnte. Von den Möglichkeiten hierbei erscheint mir die Hypothese der englischen Associationslehre immer noch als die beste, wenigstens schematisch den näheren Prozess bei der Bildung von Begriffen und schliesslich Urtheilen sich vorzustellen, mögen hierbei auch noch andere Vorgänge mitspielen, wie z. B. Riehl (Hitzig 99) will. Man darf nämlich das Leitungsprincip nicht überschätzen, wovor noch neuerdings v. Kries (115) mit Recht warnt, und sollte nie vergessen, dass die sog. „Associationsfasern" in der Hirnrinde nur möglicher Weise wirklich Associationen vermitteln, aber durchaus noch nicht sicher. Wird ja in neuerer Zeit sogar daran gezweifelt, ob wirklich in den Ganglienzellen die höheren geistigen Prozesse sich abwickeln! Also noch nicht einmal der eigentliche Ort des geistigen Geschehens im Gehirne steht über allem Zweifel erhaben, wenn es sich auch hierbezüglich wohl nur um die Hirnrinde handeln kann. Brahn (117) glaubt selbst, dass die sog. „Fibrillen-Theorie" psychologische Vorzüge besitzt, „da sie nirgends feste Haltepunkte hat, in denen wir uns Vorstellungen u. s. w. lokalisiert denken können."

Die Bildung abstrakter Begriffe ist eine sehr hohe Leistung, die den Thieren sehr wahrscheinlich ganz (Wundt 30), und den Naturvölkern zum grössten Theile abgeht (Schultze 36). Aber bereits mit konkreten Begriffen lassen sich einfache Schlüsse ziehen, wie die Thiere beweisen. Will man diese letzte Thätigkeit „Verstand" nennen, dagegen die, welche vorwiegend mit komplizirten Verhältnissen, besonders aber mit abstrakten Begriffen arbeitet: Vernunft, so wäre dagegen kaum Gewichtiges einzuwenden. Es sind bisher aber beide Ausdrücke: Verstand und Vernunft sehr vage und subjektive. Ja, nach Schuppe (103) lässt sich der Begriff: Verstand, überhaupt nicht definiren. „Allein es ist doch einleuchtend," fügt er bei, „dass er dasjenige ist, worin in erster Linie das Denken selbst besteht." Immer stellt die Urtheilsbildung, wenn sie vornehmlich auf abstrakten Begriffen beruht, die höchste Blüthe des menschlichen Geistes dar.

Wir müssen weiter annehmen, dass jeder äussere oder innere Reiz im Gehirn — wahrscheinlich in den Ganglienzellen — einen „Eindruck" hinterlässt, d. h. gewisse materielle Veränderungen setzt, durch welche wir dann eine „Empfindung" erhalten[1]). Diese Veränderungen müssen ferner

[1]) Ich folge hier der alten Lehre der sog. „Introjektionshypothese". Dieser entgegen behauptet die sog. „immanente Philosophie" (Schuppe, Avenarius, Ziehen etc.), „dass zwar die Empfindungen, Vorstellungen u. s. w. ihrer Beschaffenheit nach von den einzelnen Bezirken der Hirnrinde im Sinne der Lokalisationslehre abhängig sind, aber doch keineswegs räumlich wirklich ihren Sitz in der Hirnrinde haben." (Ziehen 119). Das sind Spitzfindigkeiten, die wir ruhig den Herren Philosophen überlassen wollen, uns freilich schwerlich zusagen werden.

ganz oder theilweise als „Gedächtnissmaterial“ stabilisirt sein — ob für immer? — um einzeln oder zu mehreren, associativ oder sonst irgendwie, den ursprünglichen „Eindruck“ zum Anklingen bringen zu können. Freilich erscheint uns der Vorgang der Gedächtnissbildung schier unbegreiflich, da wegen des steten und regen Stoffwechsels solche mehr oder minder bleibende molekuläre Veränderungen im Protoplasma sich nicht vorstellen lassen. Und doch müssen wir dies annehmen, uns eine Erklärung dafür aber versagen.

Ziemlich nebensächlich erscheint uns dann die Frage, ob für jedes Erinnerungsbild nur eine Zelle reservirt ist (Wundt), oder ob jede Zelle viele solcher Bilder aufnehmen kann? (Hitzig 99). Das Gedächtniss, sagt Salillas (28), verbindet sich also mit Intellekt und Emotion und zwar in jedem Moleküle, und spielt deshalb eine so grosse Rolle bei der Konstituirung unserer Persönlichkeit.

Selbstverständlich verlangt ein gutes Funktioniren des „Intellekts“ ein normales Verhalten der Aufnahme- und Endapparate einerseits, sowie andererseits der Leitungsbahnen zwischen den letzteren, d. h. aller Teile, durch deren Vermittlung einfache und komplizirte Schlüsse zustande kommen. Nötig ist ferner die sogenannte „Aufmerksamkeit“, welche wohl keine eigenthümliche Funktion des Gehirns darstellt, sondern nur einen Willensvorgang, eine Art von Reflex, indem der eintretende Reiz alle überflüssigen „Associationen“ versenkt und nur die für den betreffenden Reiz passenden Wege offen lässt, wodurch derselbe allein an sein richtiges Ziel kommen, bemerkt und bearbeitet werden kann. Wo die Aufmerksamkeit nicht „eingestellt“ ist, geht der Reiz in seiner adäquaten Wirkung wirklich oder nur scheinbar verloren, indem er auf immer oder nur auf beliebige Zeit hin in das sog. „Unbewusste“ verdrängt wird.

Zur höchsten Entfaltung der geistigen Arbeit ist aber endlich auch „Phantasie“ nöthig, nach Wundt (30), die anschauliche Form der Gedankenentwicklung, ein Denken in sinnlichen Einzelvorstellungen und als solche Quelle alles logischen und begrifflichen Denkens. Dies gilt aber wohl mehr für die künstlerische Thätigkeit. Bei dem Gelehrten dagegen klingt das Sinnliche viel weniger an und hier kommt es vor allem darauf an, schnell mit den Associationen wechseln zu können und dabei die oft weit von einander abliegenden zu verbinden, wodurch dann plötzlich ein ganz neuer und oft sehr furchtbarer Horizont auftaucht.

Somit hätten wir die Hauptkomponenten des sog. „Intellekts“ fixirt, nämlich: Wahrnehmung, Association, Gedächtniss und Schlussvermögen. Es können aber noch weitere Komponenten mit einbezogen werden, so dass jedenfalls der Begriff: Intellekt, durchaus kein eindeutiger ist.

Wir haben vorher aber nur den mehr formalen Vorgang ins Auge gefasst. Der Eindruck, die Empfindung auf einen Reiz hin ist aber nicht das Einzige, was in unserem Bewusstsein entsteht. Jeder derartige Vorgang, der die Aufmerksamkeit voranssetzt, noch mehr aber vielleicht jede der sich daran anknüpfenden Associationen ist nämlich, allgemein gesprochen, von einem Lust- oder Unlustgefühl verschiedener Stärke gefolgt, Manchmal klingt ein solches nur wenig an, sodass es sogar ganz zu fehlen scheint. Andere Male hingegen ist es Jedem klar. Der Nüancen giebt es davon sehr verschiedene. Als nur solche fasse ich auch die 2 anderen Haupt-Gefühlspaare auf, die Wundt neben dem Lust- und Unlustgefühl noch anführt. Diese „Gefühlsbetonung“ begleitet jeden geistigen Akt, auch den intellektuellsten. Dies muss man speziell unterstreichen, um die Einheit aller psychischen Prozesse zu verstehen. Es geht daraus ferner hervor, dass Empfindung und Gefühl ontogenetisch älter sind als der Intellekt. Das Gleiche bezieht sich aber auch auf die Phylogenese. Mit jedem Eindrucke, oder vielmehr mit jedem davon abhängigem Gefühl, mit jeder Vorstellung verläuft aber parallel als rein unbewusster Vorgang ein solcher der Bewegung in verschiedenen Muskeln, besonders im Auge resp. Händen und in den Sprachmuskeln, ein Vorgang, der sich graphisch wiedergeben lässt. Daher konnte Kluge (116) sagen: „Ich denke thatsächlich mit meinem Leibe.“ Nicht weniger wird auch das Gefässsystem davon berührt u. s. f.

Mit dem Eindruck des Angenehmen oder Unangenehmen ist aber gleichzeitig ein Streben verbunden, dies zu ergreifen oder abzuwenden; damit ist die Wurzel des sog. „Willens“ gegeben und hier ist ja auch dem Laien die grosse Rolle des Gefühls bekannt genug. Zugleich ist aber auch gesagt, dass der „Wille“ nichts Apartes ist, sondern mit jedem Denk- und Gefühlsakte eo ipso besteht, wenngleich es nicht immer in die Augen springt. Letzteres erklärt sich dadurch, dass mit dem Fortschreiten der Menschheit der Wille scheinbar unabhängig existirt, da allmählich so viel Hemmungsvorstellungen sich einfinden, dass der von selbst auftauchende primitive Wille in vielen, sogar in den meisten Fällen unterdrückt wird, aber potentiell trotzdem noch da ist. Das Naturkind ist und bleibt dagegen zum guten Teile „Reflexmensch“.

Wie aber ist das Gefühl, der Affekt oder gar die Moral zu erklären? Hier bewegen wir uns in einem Zirkel der verschiedensten Definitionen und Meinungen, die eben nur beweisen, dass wir thatsächich von diesen Dingen herzlich wenig wissen. Wir behelfen uns hierbei mit groben Gleichnissen, welche bekanntlich alle hinken.

Zunächst wird man mir wohl darin Recht geben, wenn ich das Gefühl, das einfache oder zusammengesetzte, das niedere oder höhere, aus einer Empfindung ableite. Beide Ausdrücke werden freilich häufig promiscue gebraucht. Trifft meine Haut ein kalter Wasserstrahl, so

habe ich die „Empfindung“ oder das „Gefühl“ von Kälte. Besser aber wird es sein, das Wort „Gefühl“ als die durch das Gedächtniss reproduzirte Empfindung zu erklären, wodurch zugleich ausgesagt ist, dass es damit nicht ganz identisch sein kann, schon allein deshalb nicht, weil beide in der Stärke durchaus nicht immer parallel verlaufen. Von der ursprünglichen Empfindung ist nämlich nicht alles erhalten geblieben und Neues ist durch Associationen etc. hinzugekommen, so dass das Gebilde grösser geworden ist und theilweise anders geartet. Jeder Reiz, ebenso jeder Gedanke—der auch nur ein gewöhnlicher Reiz ist, aber ein endogener, intracerebraler[1]), den anderen exogenen, meist extracerebralen, gegenüber — erzeugt zunächst, bewusst oder nicht, eine einfache Empfindung, die einen „Eindruck“ hinterlässt, welcher dann als „Gefühl“ reproduzirt werden kann. Hierbei lehrt die Selbstbeobachtung, dass die Gefühle bei konkreten Dingen schwächer, als bei abstrakten sind; dies aber nur allgemein gesprochen. Immerhin ist „Gefühl“ etwas Vages und Subjektives. Es steht jedenfalls zwischen Instinkt und klar Bewusstem (Möbius 27).

Man spricht weiter von niederen und höheren Affekten, d. h. Komplexen einfacher Gefühle, die mehr oder weniger akut auftreten und das Individuum intensiv treffen. An ihnen betheiligen sich (Wundt) Vorstellungsbewegungen, sowie Reaktionen der Bewegungsorgane und so bilden die Affekte Mittelglieder zwischen den einzelnen Gefühlen und dem Willensvorgange. Einen geringen Grad von Affekt kann man mit Wundt „Stimmung“ nennen, einen hohen Grad dagegen „Leidenschaft“. Die niederen Affekte sind die des „primären Ichs“ und betreffen alles, was direkt der Fortpflanzung oder Selbsterhaltung förderlich oder hinderlich ist. Sie sind also besonders bei Kindern und Naturvölkern stark ausgeprägt. Sie stehen den Gefühlen offenbar noch sehr nahe und dürften damit in praxi sogar nicht selten zusammenfallen. Die höheren Affekte dagegen entstammen zwar auch dem primären Ich, sind aber veredelt worden, zugleich viel komplizirter und finden sich vorwiegend bei Erwachsenen und Civilisirten. Ihnen stehen gleichsam als Zügel eine Reihe von allmählich erworbenen Hemmungsvorstellungen und daraus entsprungenen Hemmungsgefühlen zur Seite, wodurch seltener ein akutes Auftreten der Affekte ermöglicht wird und damit gleichzeitig eine stabilere Stimmungslage und ein grösseres Walten der Einsicht. So werden die Affekte und die ihnen zu Grunde liegenden höheren Gefühle in die richtigen Bahnen geleitet und damit gewisse leitende Maximen geschaffen. Trotzdem wird aber auch der Gebildete etc. in

[1]) Unter „intracerebral“ sind hier natürlich nur die Stätten der geistigen Funktionen zu verstehen. Reize an den übrigen Gehirnteilen und nicht beim Denken etc. direkt beteiligten Geweben des Gehirns sind dann auch nur exogene.

seinen Gefühlen und Affekten steten Schwankungen ausgesetzt sein, die aber nie so gross sein dürften, als bei Ungebildeten oder gar bei dem Naturmenschen.

Die Grundsätze nun, nach denen man im Leben handelt, bilden den Grundstock der Moral. Im engeren Sinne bezeichnet Moral allerdings nur die „gute Moral“ und so ist denn auch die Ethik die wissenschaftliche Darstellung bloss dieser und ihre Entwicklung aus der Urquelle. Die Moral im engeren Sinne, d. h. die gute, stellt also die Summe der für ein erspriessliches Handeln erprobten und durch Tradition, Erziehung etc. anerkannten Grundsätze und der ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen und Affekte dar, indem sie dieselben quasi codifizirt, aus den übrigen konkurrirenden Empfindungen und Affekten heraushebt und isolirt. Sie ist, kurz gesagt, die Summe der altruistischen Gefühle und der ihnen entsprechenden Vorstellungen. Sie ist als solche das Produkt eines komplizirten associativen Vorgangs (Cramer 48).

Als erste Ursache und letztes Ziel der Moral müssen wir aber das Suchen alles dessen hinstellen, was zunächst dem Individuum, dann aber der Allgemeinheit nützlich ist, mag dies offen oder verkappt geschehen und das Nützliche objektiv oder nur subjektiv sein. Der obige Satz begründet die Moral aber nur scheinbar auf Vernunft. Der letzte Grund ist wieder das Gefühl, da dies erst die Vernunft leitet. So hat denn auch Stern (104) recht, wenn er strikte sagt, dass die Sittlichkeit nicht auf Vernunft, sondern auf das Gefühlsleben verlegt werden muss. Die Sittlichkeit ist nach ihm Abwehr der schädlichen Eingriffe in die Verstandes-, Gefühls- und Willenssphäre und kann nicht durch Egoismus erklärt werden, obgleich Stern gleich vorher sagt, dass Egoismus zunächst Wurzel aller menschlichen Handlungen sei. Ich sollte aber meinen, dass Egoismus sehr wohl die Sittlichkeit, die Moral erklärt. Das Moralische ist eben nützlich, also zunächst egoistisch gedacht. Selbst der Altruismus ist nur eine Modifikation desselben, glaube ich, wie schon der merkwürdige Name: Ego-Altruismus zeigt. Ja selbst die Gerechtigkeit, die Stern für die wichtigste ethische Tugend erklärt, möchte ich in letzter Instanz auf Egoismus zurückführen. Andererseits hat im Interesse des Einzelnen und des Ganzen die Vernunft das blosse Gefühlsleben zu regeln und damit die Moral in die richtigen Bahnen zu leiten, die aber doch immer schiesslich dem Einzelnen und der Gemeinschaft zu gute kommt.

Wenn der Theologe das Religiöse bei der Moral in den Vordergrund stellt, so ist das schliesslich nur eine Umschreibung des obigen Satzes, da das Meiste des dem einzelnen oder kollektiven Individuum Nützliche eben zugleich auch religiös sanktionirt ist; mit beiden — mit Moral und Religion — berührt sich fast überall auch ursprünglich die Sitte. Was zwar nicht religiös-dogmatisch, aber doch nützlich

ist, könnte man vom höheren Standpunkte aus aber trotzdem als moralisch bezeichnen. Die Moral nämlich ist wohl sicher nichts Abgeschlossenes, sondern sich weiter Entwickelndes, wie alles Organische und Psychische. Es giebt also eine „Entwickelungsethik“ und die Moral hat folglich auch eine Embryologie aufzuweisen. Nachdem die Moral mit der Vorherrschaft der eigensten Individualität, des primären Ichs beginnt, sind wir jetzt auf der Stufe der „Nächstenliebe“ angelangt. Der Zukunft wird aber sicher die „Gattungsmoral“ vorbehalten bleiben, die dann natürlich z. T. ganz andere Normen aufstellen wird, was schon mit vollem Rechte Männer wie Spencer, Häckel, Huxley, Jordan, Büchner, vor Allem aber Nietzsche und Carneri ahnen lassen (Tille 23). Es muss dann z. T. eine Umwertung der jetzt gültigen moralischen Werte stattfinden, abgesehen davon, dass es weder ein Recht noch Unrecht an sich giebt und diese Unterscheidung eben nur für unsere Welt gilt (Sutherland in Schultze 36). Deshalb sagt denn auch sehr richtig Wachenfeld (105), dass nicht die Natur, nur der Mensch die Sitte bestimmt und zwar nur die Gemeinschaft; daher sei die Bethätigung des Naturtriebs an sich weder sittlich noch unsittlich und was sittlich ist, habe nur relative Bedeutung. Von diesem höheren Standpunkte aus muss eventuell z. B. die fakultative Sterilität (Neo-Malthusianismus) aus wirthschaftlich-ethischen Gründen für sittlich erklärt werden und nicht nur aus gewissen medicinischen Gründen. Aus derselben Ursache gilt es nicht aus Hyperhumanität immer wieder neue Paläste für alle Arten von Kranken, Unglücklichen etc. zu bauen, so dass schliesslich, wie man witzig sagte, die eine Hälfte der Menschheit da ist, um die andere kranke Hälfte zu pflegen, sondern allen nicht nutzbringenden Mitgliedern der Gesellschaft nur das Minimum von Komfort etc. zu gewähren, um die verdienenden Klassen nicht zu sehr zu belasten und in ihrer Weiterentwicklung zu hemmen. Weiteres darüber lese man in dem hochinteressanten Buche von Tille (23).

Diese allmählich durch Denken und Handeln befestigten Gefühle und Vorstellungen — die moralischen Grundsätze und Affektvorstellungen (Tiling 14) — treten mehr oder minder in das „Unterbewusstsein“ zurück, wo sie das sogenannte Gewissen bilden, das rein automatisch handeln kann oder in gewissen Fällen zum vollen Bewusstsein gelangt, bei „Gewissenskämpfen“.

Die Moral selbst demnach ist so wenig wie die Vorstellungen oder das Gewissen angeboren. Nur die Fähigkeit, durch Erziehung und Umgebung in uns moralische Begriffe auszubilden, ist angeboren und vererbbar. Wenn man sieht, dass schon kleine Kinder oft das Rechte und Unrechte instinktmässig herausfühlen, so könnte man allerdings geneigt sein, an angeborene sittliche Gefühle zu glauben. Mac Donald (66) sagt geradezu: „children are born with the sense of

oughtness, out of which the moral nature outgrows“. Trotzdem scheue ich mich, dies anzunehmen. Ich halte vielmehr die gegentheilige Meinung für richtig und glaube also, dass nur Keime anatomischer Art da sind, welche bei weiterer Entwickelung fast instinktiv — jedenfalls aber mehr scheinbar als wirklich — das Richtige treffen lassen, wenn auch nicht unfehlbar.

Berze (16) meint, dass moralisches Gefühl dem moralischen Urtheile folge. Darnach würde also das moralische Urtheil einer intellektuellen Arbeit wohl nicht entrathen können. Das moralische Urtheil kann ein höheres oder niederes sein. Jenes bei normalem, dies bei geringem Intellekt, wie beim Idioten und anfangs beim Kinde. Oefter dürfte aber das moralische Gefühl auch ohne vorangehendes Urtheil, direkt auf dem Wege der Suggestion etc. erfolgen. Ja Mac Donald (66) meint sogar: „Moral action in early period of life, and even in early manhood and womanhood is a matter of imitation and suggestion rather than of intellect“.

Kurella (95) dagegen führt alle sittlichen Gefühle auf Affekte zurück, welch letztere „an ererbte Anlagen zu Reflex- und anatomischen Bewegungen, vor Allem zu reflektorischer Gefässthätigkeit“ geknüpft seien. Konsequenter Weise sieht er daher in der Erforschung der „individuellen Affektdisposition“ das fundamentale Problem der Kriminalpsychologie. Es ist dies aber, füge ich bei, zugleich dasjenige jeglichen menschlichen Handelns, gleichviel, ob gut oder bös.

Sehr oft wird Moral mit Sittlichkeit verwechselt. Letztere stellt zunächst nur die Quintessenz der örtlich und zeitlich geltenden Sitten dar, obgleich diese, wie wir schon sahen, mit der Moral zusammenhängen. Für die Sittlichkeit bilden den Maassstab die geltenden Sitten, für die Moral die geschriebenen oder mündlich überlieferten Moralgesetze. Letztere sind bei den civilisirten Völkern in ihren Grundlagen ziemlich feststehende, wie die verschiedenen Strafgesetzbücher genugsam beweisen. Sieht man jedoch näher zu, so gewahrt man recht beträchtliche Unterschiede in der Befolgung der Moralgesetze, noch mehr aber in der privaten, unbeeinflussten Meinung. Es giebt Vieles, was nicht direkt als unmoralisch gilt und es doch im höchsten Grade ist, wie z. B. die „Usancen“, das Protektionswesen, die „trusts“, die Syndikate (sehr oft wenigstens) das „truck-system“, die amerikanische „smartness“ und die tausendfältigen Formen von verkapptem Wucher. Auch werden selbst fundamentale Gebote unter Umständen missachtet, z. B. der Mord im Duell, im Kriege, im Lynchgesetze; der Diebstahl in gewissen Nuancen, die nicht für Diebstahl gehalten werden etc. Am grössten zeigen sich jedoch die Abweichungen in der sexuellen Moral. Mit Recht meint v. Krafft-Ebing (108), dass sich darüber streiten

liesse, ob die Menschheit sittlicher geworden ist; sicher sei sie schamhafter geworden und die öffentliche Moral habe zugenommen.

Bekannt ist ferner, dass es in der Politik und in gewissen Zeitkrisen kaum noch eine Moral giebt, am wenigsten aber im Fanatismus, und dann selbst die Fundamentalsätze mit Füssen getreten werden. Die Collektivmoral steht aber stets tiefer, als die individuelle, das hat jetzt eben in klassischer Weise England wieder bewiesen. Wir können also eine höhere und eine niedere Moral unterscheiden. Das wirkliche moralische Niveau einer jeden Zeit und eines jeden Volkes ist im Grunde stets ein anderes und von der officiell vertretenen Moral oft weit entfernt. Das sehen wir z. B. recht deutlich in der Zeit der Renaissance. Möbius (27) behauptet sogar, dass die Mehrzahl der Menschen moralisch ziemlich indifferent sei, und ihr Verhalten hauptsächlich von den Umständen abhänge, was der Wahrheit wohl nahe kommen dürfte. Fast noch resignirter drückt sich Lenz (41) aus: „Ein ethisch rechtliches Verständniss der Strafe ist ... den wenigsten völlig gesunden und unbescholtenen Menschen eigen.“ Wie wenig tief innerlich die Moral bei den Meisten eigentlich begründet ist, bezeugt wohl auch Salillas (28), wenn er meint, dass der Collectivgeist die Moral und das Recht erzeuge, die sociale Autorität derart eine grosse Macht gewinne und die Masse das passive Element der Meinung darstelle. Bedeutsam scheint mir für den Stand der Moral auch das Traumleben zu sein (Näcke 9). Eine genaue Beobachtung lehrt nämlich, dass hier im Allgemeinen das ethische Niveau tiefer liegt als im Wachleben, weil die allmählich und mühsam erworbenen Hemmungs-Vorstellungen hier zum grössten Teile ausgeschaltet sind und das primäre Ich nackter vortreten kann. Der Traum ist also oft auch charakterologisch verwertbar. Namentlich pflegt die sexuelle Moral sehr gelockert zu sein und gerade hier kann das Traumleben ein Beweis mit dafür sein, dass der Mann eigentlich polygam angelegt und die Polygamie folglich die ursprüngliche Form des sexuellen Verkehrs gewesen ist.

Man glaube ferner ja nicht, dass die Bösewichter etc. ohne Moral seien. Sie haben eben ihre eigene, die freilich vor Allem deshalb als fehlerhaft zu bezeichnen ist, weil sie ihnen selbst schadet, also nur subjektiv, nicht aber objektiv nützlich ist. Tolstoi zeigt uns prächtig diese Privatmoral der Verbrecher und Huren in seiner „Auferstehung“, ebenso Flynt (Conrad 42).

Wegen der bezüglichen kleineren oder grösseren Unterschiede in der Meinung und Handhabung ethischer Vorschriften könnte man daher recht gut, bis zu einem gewissen Grade, von einer Moral der Kinder und Erwachsenen, der Frauen und Männer, der Ungebildeten und Gebildeten, ja selbst von einer solchen einzelner Stände reden (Näcke 5).

Möbius (27) nennt die Weiber sogar zwar nicht unmoralisch, aber doch moralisch einseitig oder defekt, was wohl in dieser Allgemeinheit Widerspruch erwecken dürfte. Aber auch bei einem und demselben Individuum schwanken die Moralbegriffe oft genug nach dem körperlichen und geistigen Zustand. Bei vollem Magen wird Vieles in der Moral ganz anders aussehen als bei leerem u. s. f. Gerade dies Schwanken, oft bis in die Grundfesten hinein, zeigt genugsam, wie die Moral in letzter Instanz doch von unseren Empfindungen, Gefühlen und Affekten abhängt.

Auf alle Fälle ist die bethätigte Moral von der „Privatmoral“ scharf zu trennen und beide dürften sich gewiss nur selten decken, auch nicht bei den Theologen. Die „officielle“ Moral der Kanzeln und Schulen schlingt zwar um Alle ein ideales, aber leider oft nur ein sehr loses und fiktives Band!

Unser ganzes Wesen, unser Ich, unser Charakter beruht, ich betone es nochmals, zuletzt auf den Gefühlen und Affekten und das allein bestimmt die wahre, innere Moral. Warum aber in dieser Gefühlswelt so grosse Unterschiede bestehen, dass Jahrhunderte lang die Lehre von den „Temperamenten“ Anhänger finden konnte, das wissen wir nicht und werden es auch schwerlich ergründen, da wir damit in die innersten Geheimnisse der organischen Natur hinabsteigen müssten. Hier in diesem rein individuellen Faktor, in der ganz specifischen Reizwirkung, liegt der springende Punkt für das gesammte normale und abnorme Handeln, folglich auch das Urproblem der sog. moral insanity. Hier allein ist der Schlüssel zur „formule d'algèbre moral“ zu finden.

Das, was wir Charakter, einerlei, ob bös oder gut, nennen, ist eigentlich nur die Summe aller in den Vordergrund tretenden Triebe, Gefühle, Affekte mit den davon getragenen Vorstellungen. Daher ändert sich der eigentliche Charakter im Ganzen nur wenig — sogar in den Psychosen schimmert meist noch mehr oder weniger der ursprüngliche Charakter durch! — mag sich der Vorstellungskreis noch so erweitern. Besserung des Charakters ist nur dann möglich, wenn latente Keime dafür gegeben sind, die sich entwickeln lassen. So könnte wohl auch einmal eine wahrhafte (religiöse) „Erweckung“ stattfinden, die dann aber nicht auf ein „Wunder“, sondern auf sehr natürliche Ursachen zurückzuführen ist. Wundt (30) bezeichnet mit Recht den Charakter als die einzige direkte Ursache, den Willensakt, die Motive nur als die mittelbare. Was der Mensch ist, das ist er gewöhnlich von Geburt an. Nur vorhandene gute Keime lassen sich entwickeln und mässig schlechte durch sie, durch Gegengefühle, Gegenvorstellungen eventuell niederhalten. Die Erziehung kann also Vieles leisten, aber nicht Alles, ebenso

Imitation und Suggestion und endlich das ganze „Milieu". Hauptsache ist und bleibt immer die natürliche Grundlage [1]).

Die Definition von „Charakter", wie sie Koch (29) giebt: „Die durch Selbstbestimmung bewirkte Gestaltung des menschlichen Seelenlebens auf dem Gebiete des sittlichen Handelns", scheint mir daher falsch, mindestens sehr einseitig zu sein. Richtiger schon ist es, wenn Wundt (30) sagt, dass der Charakter theils als das Erzeugniss der Lebensschicksale, theils als ein ursprüngliches Eigenthum der Persönlichkeit anzusehen sei. Nur möchte ich hinzufügen, dass ich stets, im normalen wie im pathologischen Zustande, das individuelle Moment für viel wichtiger halte, als das Milieu. Wernicke (43) sieht als Basis des Charakters und der Sittlichkeit die normale Ueberwerthigkeit gewisser Vorstellungen an, was freilich nicht auf den Grund geht. Recht hat endlich Möbius (27), wenn er behauptet, dass zur Beurtheilung des Menschen der Charakter wichtiger sei als der Intellekt.

Dieser dunkle, wirkliche Hintergrund des Charakters, die affektive und angeborene Seite, tritt uns sehr deutlich in dem sog. Temperament entgegen, das vorwiegend eine specielle Reaktionsweise des Trägers, besonders bezüglich der Rhytmik und des Grades der Auslösung darstellt. Aber alle Eintheilungen der Temperamente sind so vage und subjektiv, dass man am liebsten diesen Ausdruck nicht gebrauchen, auf keinen Fall aber ihn zum Ausgangspunkt weiterer Erwägungen machen sollte. So ist es z. B. einfach lächerlich, wenn Hansen (Ammon 31) das melancholische Temperament der Rundköpfe dem sanguinischen der Langköpfe entgegensetzt, was Ammon auch gutheisst. Morselli (32) sagt sehr richtig, dass das „Temperament" stets auf ungewissen Daten beruht; das Schiefe der ganzen Temperamentenlehre weist namentlich Stern (33) schlagend nach. Das Ungereimte des Temperaments als Eintheilungsgrund sieht man besonders bei del Greco (34) und bei Marty (35), welch letzterer sogar sich bemüht, für jedes Temperament sichere Merkmale zu geben.

Da nun die Moral ein hochwerthiger Komplex altruistischer Gefühle und Vorstellungen ist, so fragt es sich, was als Kern derselben verstanden werden soll, und hier eben gehen die Meinungen sehr auseinander. Morselli (32) stellt als unumgänglich nothwendig die Gefühle des Mitleids, der Gerechtigkeit und der sozialen Solidarität hin, deren Praxis im Leben den Index für den „moralischen und ethischen Sinn" be-

1) Charakter im obigen Sinne ist uns also mehr oder weniger angeboren. Ob dagegen der „politische" Charakter, die „politische" Gesinnung, wie Reibmayr (118) es will, in der Regel angeboren, vererbt ist, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Reibmayr vindicirt der Inzucht-Bevölkerung einen „stets angeborenen konservativen Charakter".

zeichnen. Sie entspringen nach ihm wieder aus dem Gefühle der Sympathie und der Güte (benevolenza). Leider sagt er uns nicht, wie dieser „Index“ zu messen sei! Schultze (36) wiederum sieht als Grundlage aller Sittlichkeit: Liebe und Arbeit an. Er leugnet mit Recht einen „moralischen Instinkt“ als solchen. Nach Darwin (37) bilden die sozialen Instinkte mit Inbegriff der Sympathie den Ursprung des moralischen Sinns. Möbius (27) wieder stellt als Cardinaltugenden die Gerechtigkeit und Menschenliebe hin. Otto Gross (106) erklärt das Mitleid als die Wurzel der Ethik. Für Ribbing (Rothleder 107) ist die sexuelle Frage der Anfang und das Ende jeder Moral und letzteres behauptet auch v. Krafft-Ebing (108). Sicher spielt der Geschlechtstrieb eine sehr hervorragende Rolle. Ob er aber wirklich die Wurzel der Ethik ist, möchte ich noch offen lassen. Aber auch wenn er es wäre, würde er unter Egoismus sich subsummiren lassen, glaube ich, da Sexuelles eben auch nur Angenehmes ist. Dass endlich Stern (104) die Gerechtigkeit als wichtigste ethische Tugend hinstellt, sahen wir schon.

Wir sehen jedenfalls, wie unklar der Begriff und der Umfang der Moral ist. Ueberall dagegen wird einstimmig die ungeheure Rolle unseres Trieblebens, der Gefühle und Affekte für unser gesammtes Gebahren hervorgehoben. Ja, sogar die als mathematisch geltende Logik muss sich ihnen scheinbar unterordnen, wie wir dies täglich in dem Partei- und Gelehrten-, speziell Theologengezänke sehen. Sehr richtig lautet daher ein Epigramm Grillparzer's:

„Das sind wunderliche Denkgesetze
Und leer an wahrer Beweiseskraft,
Wo Logik giebt die Folgesätze
Und den Obersatz die Leidenschaft.“

Der Dichter giebt also den wahren Grund dieser merkwürdigen Thatsache an. Es erscheint nämlich die Beweisführung irgend einer Sache nach dem Zustande der „Stimmung“ beim Leser oder Hörer bald genügend, bald ungenügend, oft sogar da, wo es sich nicht um komplizirtere Dinge handelt. Das ist auch Einer der Gründe, warum dem Einen der Name: moral insanity überflüssig erscheint, dem Andern aber nicht, weil ihm die Gegengründe eben bei seiner Affektlage ungenügend erscheinen. Ohne gemütliche Betonung wäre auch die Erziehung, die Fleiss, Eifer, Ausdauer etc. voraussetzt, in der Schule undenkbar (Buchholz 18), wie jedes Lernen überhaupt, das ein gemütliches Interesse verlangt (Möbius 27). Wir sahen ferner schon früher, dass der „Wille“ gleichfalls mehr mit dem Gefühle als mit dem Intellekte zusammenhängt. Die Intelligenz endlich wird von den Gefühlen und Affekten auch in der Weise beeinflusst, dass jener dadurch eine bestimmte Richtung gegeben wird. Auch die Ausbildung der verschiedenen „Anlagen“ lässt sich ohne starke Gefühle nicht denken.

Später werden wir noch Verschiedenes bezüglich der Moral und des Intellektes nachholen, besonders aber ihre gegenseitige Wechselwirkung beleuchten und noch anderweite psychologische Fragen berühren. Jetzt aber gehen wir sofort in medias res über.

## Allgemeine Symptomatik.

Die moralische Leistung besteht nicht nur in Handlungen, sondern auch in Unterlassungen (Berze 16); die unmoralische Leistung zeigt sich folglich in bösem Handeln oder in Unterlassung von guten Thaten. Damit sind uns zunächst zwei natürliche Hauptgruppen der mor. ins. gegeben, die wir jetzt in grossen Zügen darstellen wollen, welche freilich mehr Galton'schen Sammelbildern entsprechen, aber entschieden didaktischen Werth besitzen. Beiden gemeinsam ist also der ethische Defekt, der sich im Handeln oder Unterlassen zeigt, bei verschiedenem Verhalten des Intellekts.

Typus I, der aktive, gemeingefährliche. Ein Knabe zeigt sich schon ab ovo abnorm, ist mehr oder minder erblich belastet und wächst sehr häufig in einem ungünstigen Milieu auf, wozu auch uneheliche Geburt zählt. Das Kind selbst wird leicht geboren, bisweilen aber auch schwer oder war bei der Geburt längere Zeit asphyktisch. Schon der Säugling kann das Kommende ahnen lassen. Er ist vielleicht ein unausstehlicher Schreihals, sehr ungebärdig, jähzornig und will mit seinen kleinen Mitteln durchaus seinen Willen durchsetzen, was ihm leider nur zu oft gelingt. Er weist pathologische Lust- und Unlustgefühle auf, auch Angst, gestörten Schlaf, wechselnde Stimmungslagen, onanistische Bewegungen u. s. f., wie Römer (26) das vom minderwerthigen Säugling so klassisch beschreibt. Sogar nervöse Störungen können sehr früh auftreten, wie: Augenverdrehen, Nystagmus, Krämpfe etc.; die Ernährung lässt gern zu wünschen übrig. Es zeigen sich vielleicht später Unregelmässigkeiten bez. des Eintritts des Zahnens, Gehens, der Sprache.

Immer herrischer tritt der Junge auf. Er zeigt wenig Anhänglichkeit an Mutter und Geschwister, auch wenig Aufmerksamkeit. Leicht gerät er in Wuth und versucht die Sachen zu zerstören oder die Umgebung zu kratzen, wenn seinem Willen nicht gleich parirt wird. Immer mehr wird er Tyrann der Familie und ist sich dessen wohl bewusst. Sehr bald wird er Lügner, Heuchler, zeigt sich grausam gegen Tier und Mensch, schadenfroh, neidisch. Eins der charakteristischsten Zeichen ist und bleibt aber die unausrottbare Lüge, die bekanntlich bei Kindern den verschiedensten Grund haben kann, in obigen Fällen aber ohne alles Motiv sein soll, (Manheimer 44) was sicher kaum der Fall ist. Freilich stellt sie sich oft in der Form der pathologischen Lüge dar,

welche nach Henneberg (45) in der Hauptsache eine krankhaft gesteigerte Autosuggestibilität darstellt, wobei der Betreffende schliesslich von der Wahrheit des Erzählten selbst überzeugt ist. Eigentlich motivlos ist aber auch hier das Lügen nicht. Daneben kann gewöhnliche Lügenhaftigkeit fortbestehen. Wegen der leichten Suggestibilität glauben die Betreffenden anderseits Alles leicht, wechseln ebenso leicht ihre Meinungen und erliegen nur zu schnell später allen Verführungen.

Man übergibt den Knaben der Schule, in der Hoffnung, dass ihn die strenge Zucht dort leichter auf den rechten Pfad bringen wird, als zu Hause. Meist vergebliche Hoffnung! Der Knabe lernt vielleicht ganz gut, ist aber faul, zerstreut, leicht ablenkbar, hat den Kopf voller „Raupen“, zumal seine Phantasie oft stark wuchert, ist zu allen schlechten Streichen zu gewinnen, oder gibt sie selber an. Es handelt sich hier aber seltener um harmlose Dinge, sondern die Bosheit, der Hass und die Niedertracht machen sich schon jetzt geltend. Schlechte Romane werden gelesen, die Schule geschwänzt, auch schlechte Gesellschaft aufgesucht, das Geld verprasst, eventuell Sachen versetzt oder gestohlen, um zu Geld zu kommen. Dabei besteht grosse Eitelkeit, Frechheit, Spottsucht, Splitterrichterei, pathologische Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit. Instinktiv ziehen sich die besseren Elemente unter seinen Mitschülern zurück, die Schlechten werden umgekehrt wie von einem Magneten angezogen. Bitten, Verweise, empfindliche Strafen nützen nichts. Der Knabe wird entlassen und eine oder mehrere Schulen müssen sich mit dem Nichtsnutze abgeben, der einen Heerd sittlicher Verderbtheit bildet. Der Junge ist „hell“, namentlich für alles Verbotene. Kleine oder grosse Diebereien, Betrügereien kommen vor; Misshandlungen, Zerstörungen von Gegenständen sind gang und gäbe. Der früh erwachte Geschlechtstrieb genügt sich nicht mehr mit Auto-Onanie, sondern der Knabe verführt auch Andere dazu und schleppt sie bald mit zu Dirnen, nachdem er sich in der pornographischen Literatur gebührend umgesehen hat.

Nach der Konfirmation soll er einen Beruf ergreifen, aber welchen? Gewöhnlich hat er zu keinem eine ausgesprochene Neigung. Er ist faul, liebt die Freiheit und sucht darnach zu handeln, wo er auch sein mag. Am liebsten führt er ein Parasitenleben in jeglicher Gestalt und sei es später als Louis. Bei seiner inneren Unruhe, seinem ewigen Quecksilber-Zustande hält er in der Lehre etc. nicht lange aus. Er fasst wohl im Allgemeinen richtig auf, lernt aber Alles nur halb, da er keine Ausdauer, kein Interesse besitzt, wohl aber dafür eine oft schrankenlose Phantasie, die ihm immer neue Zukunftspläne vorgaukelt und ihn zu einem Abenteurer-, ja sogar Banditenleben bringen kann. Mehr und mehr entfalten sich seine lieblichen Charaktereigenschaften, die sich übrigens nicht selten schon klar in den Schriftstücken zeigen. Der Lehrling muss schliesslich den Meister oft wechseln, wenn er es

nicht von selbst thut. Schon in der Lehre war er wiederholt nahe daran, mit dem Strafgesetze Bekanntschaft zu machen. Wird er Soldat, so zeigt er sich bald unbrauchbar, zuchtlos, wird ein Mal über das andere bestraft, bis man endlich seine Abnormität erkennt und ihn entlässt oder — der häufigere Fall leider! — ihn im Militärgefängnisse schmachten lässt, wo er leicht psychisch erkrankt.

Zu Hause wieder angelangt, wird er immer mehr der Quälgeist seiner Familie und eine Last der Gesellschaft. Ein Glück ist es für ihn, wenn er, der schon früher ganz leichte periodische Stimmungsanomalieen aufwies, vielleicht auch einige paranoide oder Zwangsideen etc., plötzlich geisteskrank wird, meist in Form einer akuten Psychose.

Er wird der Irrenanstalt übergeben. Oder kam er in ein Gefängniss, so kann hier noch schneller als draussen der Irrsinn oder die pathologische Reizbarkeit in dem gefürchteten „Zuchthausknall“ sich zeigen[1]. Kehrt der junge Mann in die Aussenwelt zurück, so geht das alte Spiel von neuem los, bis ein weiterer Anfall von Geisteskrankheit ihn einer Anstalt oder ein Delikt dem Gefängnisse wieder zuführt. Immer nackter zeigt sich der Egoismus. Bei Wohlhabenden soll sich derselbe nach Sioli (17) schneller und krasser zeigen als sonst, wohl nur deshalb, weil bei gleichem ethischen Defekt die Lebensbedingungen dort viel komplizirter sind, also viel mehr Gelegenheit zu einem perversen Handeln gegeben ist. Daher werden Fälle von mor. ins. bei den besseren Ständen eher erkannt und sie kommen deshalb sehr oft in der Privatpraxis und in Privatirrenanstalten etc. vor. Der Jüngling weiss sehr genau, was Recht, was Unrecht ist, aber für seine Herrennatur ist das Gesetz nicht geschrieben. Alle Gesetze und Nothwendigkeiten sind für ihn nur Polizeireglements (Rémond 110). Die Gefühlstöne für „gut“ und „böse“ sind nur anempfunden, nicht mitempfunden; er fühlt und kann nicht fühlen, dass er Unrecht thut (Schulze 21), obgleich er die Meinung der Welt darüber genau kennt. „Hier liegt der fundamentale Unterschied zwischen ihm und dem geisteskranken Verbrecher,“ sagt Schultze. Ich möchte aber doch glauben, dass die wahren Gefühlstöne vielleicht nur selten wirklich ganz fehlen oder pervers sind. Meist handelt es sich wohl nur um sehr starke Abschwächung aller oder einzelner. Er fühlt daher gewiss oft sein Unrecht, aber der Trieb zum Bösen war eben zu mächtig. Er thut was ihm beliebt, er fühlt sich als Uebermensch, dem Alles erlaubt ist. Das schliesst jedoch nicht aus, dass er einmal eine gute Regung zeigt, die aber nicht anhält, ebensowenig wie etwaige Reue und gute Vorsätze. Denn das Verkehrte seiner Handlungen sieht er im Innern sehr oft selbst ein. Alle Ermahnungen, aller

[1]) „Zuchthausknall“ ist aber nicht nur Explosion einer erhöhten Reizbarkeit, sondern oft genug ein richtiger Anfall akuter Verwirrtheit.

geistlicher Zuspruch etc. erweisen sich vergeblich. So pendelt er lange zwischen Gefängniss und Irrenanstalt hin und her. Dort wird er wenigstens für längere Zeit unschädlich gemacht und wird leicht zu einem raffinirten Kunden und Gewohnheitsverbrecher, der sich freut, Andere im Gefängnisse noch vollends zu verderben.

Oder er bekommt das Leben draussen oder im Gefängnisse etc. satt und beendet es gewaltsam, was für ihn und Alle eine glückliche Erlösung bedeutet. Wo die Eltern das Kommende voraussahen und noch genug Geld haben, schicken sie den Nichtsnutz vielleicht nach Amerika — früher ein sehr beliebtes Mittel — in der Hoffnung, dass ihn dort das harte Leben bessern werde. Gewöhnlich wird das nicht erreicht und der Bursche wandert auch dort von einer Irrenanstalt in die andere, von einem Gefängniss ins andere. Geht er nicht nach Amerika, so verläuft sein Leben in der Heimath meist so, wie oben geschildert, nur dass oft durch Geld oder persönlichen Einfluss längere Zeit hindurch Unthaten aller Art, wie Betrügereien, Diebstähle, Raufhändel u. s. f. sich einigermassen vertuschen lassen.

Ist es ein Mädchen, so zeigt die Kleine gleichfalls von klein auf Absonderlichkeiten. Sie ist eigenwillig, jähzornig, tyrannisch, ohne Liebe für die Mutter etc., will nicht mit der Puppe spielen oder zerstört sie in einem Wuthanfall, zankt sich mit ihren Gespielinnen, schlägt sie auch, wenn sie nicht vorzieht, allein zu sein. Sie lügt wie gedruckt, zeigt sich sehr egoistisch, ist grausam, neckisch, ungezogen, naschhaft. Sehr bald regt sich auch hier der Geschlechstrieb. Die Kleine beginnt früh zu onaniren, verführt auch Andere dazu, verschlingt unzüchtige Bücher und wird sich später vielleicht dem ersten Besten ergeben. In der Schule kann sie gut lernen, bleibt aber stets oberflächlich, faul, widersetzlich, verführt die Anderen zu allerlei Schlechtigkeiten und wandert nur zu oft, nothgedrungen, von einer Schule zur anderen.

Die Konfirmation bringt natürlich keinen Wandel. Der Katechismus wird mechanisch auswendig gelernt, im Leben aber — draussen gelassen. Das Ich verlangt seine souveräne Bethätigung und will das Leben nach jeder Richtung hin geniessen. Auch hier können später Anfälle von meist akutem Irrsinn auftreten und das Mädchen der Irrenanstalt zuführen, einmal oder wiederholt. Selten dagegen öffnet sich das Gefängniss, da ja die Frau überhaupt viel seltener delinquirt, als der Mann. Dafür wird das Mädchen aber eher eine Dirne, selbst wenn sie aus guter Familie stammt, aus Neigung, Gewinn-, Putz-, Vergnügungssucht oder nur um ihre Familie zu ärgern. Ist sie in eine Stellung oder in eine Lehre getreten, so hält sie nirgends lange aus. Sie begreift wohl schnell, es haftet aber nur wenig und sie wird als unbrauchbar deshalb überall zurückgewiesen, oder weil sie Betrügereien, Diebereien

u. s. f. ins Werk setzt. Alles ist ihr aber gleich und Reue kennt sie nicht, oder nur oberflächlich. Wir sehen also hier einen strengen Parallelismus zwischen Mann und Frau, gewisse sexuelle Eigenthümlichkeiten natürlich ausgenommen. Dies gilt auch von dem folgenden Bilde.

Der II. Typus der moral insanity ist der mehr passive, harmlose, der trotzdem mit dem I. Typus viele Berührungspunkte aufweist. Das Kind — ob Knabe oder Mädchen — ist hier mehr indolent, wenig aktiv, daher auch zu dummen Streichen etc. nur wenig aufgelegt. Es wird mehr negativ schaden durch Unterlassungssünden. Die Intelligenz kann auch hier gut sein, wenngleich bei näherem Zusehen, wie bei Typus I, allerlei Disharmonieen ihrer Komponenten sich gewöhnlich zeigen.

Wenn das Kind und später der Erwachsene wenig direkt schadet, so geschieht es nicht etwa aus moralischem Gefühle. Dieses bleibt ihm ebenso fremd wie dem I. Typus. Alle sittliche Maximen sind auch hier nur todter Ballast; sie gehen zum einen Ohr hinein, zum andern heraus. Der Egoismus zeigt sich überall und schon sehr früh; er ist das einzige Leitmotiv der Lebensführung, aber tritt doch nicht so hervor, wie bei Typus I. Die unangenehmen Eigenschaften des I. Typus: Lüge, Grausamkeit, Neid, Schadenfreude, Intrigue etc. kommen hier nur wenig zur Geltung, weil sie schon einen gewissen Aufwand von Leidenschaft und Handeln verlangen, der hier möglichst vermieden wird, da vor Allem das Bedürfniss nach Ruhe und Behaglichkeit sich geltend macht. Sind sie aber stärker ausgeprägt, so kann trotzdem der Egoismus sie in den Hintergrund treten lassen, natürlich nur des eigenen Nutzens halber, nicht aus Moralität. Nicht selten werden dagegen kleine, puerile Streiche in Scene gesetzt, die erst wenig auffallen, später die Umgebung aber doch stutzig machen. Das Phantasieleben ist meist verkümmert. Dafür besteht mehr Ausdauer bei der Arbeit, doch ist die Wurzel hievon nicht etwa grösseres Interesse, sondern die Erwägung, dass es für das spätere Leben doch besser ist, etwas zu lernen. Ist diese Einsicht stärker ausgeprägt und mit starkem Egoismus gepaart, dann kann es geradezu später zu einem rücksichtslosen Streberthum kommen. Man wird es so verstehen, dass ein solches Kind gut oder schlecht seine Schule, Lehre etc. absolvirt, in Stellung tritt und darin ganz Tüchtiges leisten, sogar Carrière machen kann.

Freilich kommen auch Fälle vor, wo es der Betreffende aus Phlegma etc. zu nichts bringt und nur seiner Familie oder der Gemeinde später zur Last fällt. Mag er aber auch durch Stellung etc. nach aussen hin glänzend dastehen, so bleibt den Eingeweihten doch nicht verborgen, dass der Betreffende gemüthsarm ist. Seine Familie seufzt unter seiner Gemüthskälte und Gefühls-Rohheit, die sich wie Mehltau auf alles legt. Hie und da kann wohl auch einmal im Thun oder Denken

ein rascheres Tempo einsetzen und dann tritt die angeborene Canaille noch mehr zu Tage, als vorher. Bei Frauen ergeben sich ähnliche Bilder. Eine solche kann äusserlich ihre Pflichten erfüllen, scheinbar auch eine gute Hausfrau und Mutter etc. werden, innerlich bleibt sie doch ein gefühlloses Wesen, das Alle in ihrer Umgebung unglücklich macht, durch das Fehlen aller warmen Menschheits- und Familien-Gefühle, was gerade bei einer Frau doppelt unangenehm auffällt.

Dieser Typus II ist immerhin, dank seiner geringen innewohnenden Energie zum Bösen, adaptionsfähig. Eine Symbiose mit ihm ist relativ leicht, nicht aber so mit Typus I, der meist antisocial ist und bleibt und deshalb von den Autoren allein oder vorwiegend das Bild für die mor. ins. abgibt, freilich fälschlicherweise.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass es nicht nur manche Uebergänge zwischen beiden Typen giebt, sondern dass auch jeder eine grosse Reihe von Varianten aufweist, wie schon angedeutet ward, indem bald die oder jene Gruppe von Eigenschaften stärker hervortritt, bald mehr das eigentliche pathologische Substrat zum Vorschein kommt und wieder dies Alles in manigfachster Kombination. So entsteht schliesslich ein wahrhaft kaleidoskopisches Bild, von dem das eben entworfene Paradigma nur ein Ideal, ein allgemeines Schema darstellt, welches möglichst alle vorkommenden Züge enthält, die aber so nur selten alle vereinigt erscheinen. Ja, es gibt sogar nicht zwei ganz gleiche Fälle! Allen Fällen gemeinsam ist dagegen: 1. anscheinend normales oder nur wenig verändertes Verhalten der Intelligenz; 2. in den Vordergrund tretender Gemüthsdefekt der verschiedensten Art in Thun und Denken und 3. Fehlen einer eigentlichen, gröberen Psychose. Einige weitere Farbenstriche an unserem schematischen Bilde werden wir im nächsten Abschnitte bringen und bitten nur den Leser gewisse Wiederholungen, hier und später, die sich nicht gut umgehen liessen, entschuldigen zu wollen.

## Specielle Symptomatik und Verlaufsweisen.

An unserem ersten Schema sahen wir bereits, dass gewisse Zeichen eine künftige mor. insan. ahnen lassen oder sagen wir vorsichtiger: einen Entartungszustand, schon sich im Säuglingsalter kundgeben können. Auch beim zweiten kann es der Fall sein. Es treten dann nicht nur die gewöhnlichen Unarten normaler Kinder in erhöhtem Maasse auf, sondern es zeigen sich schon jetzt mancherlei krankhafte Züge, wie pathologisches Lust-, Unlustgefühl, Jähzorn, Wuthanfall bis zur Suffokation, spontaner, periodischer Stimmungswechsel, vielleicht auch sonst noch nervöse Symptome: Eclampsie, Tics etc. Alle diese, wie auch bald darauf auftretende andere böse Eigenschaften verschärfen und vertiefen sich in späteren Jahren, beson-

ders nach Zutreten von Kinderkrankheiten, eintretender Pubertät u. s. f. Bis zu einem gewissen Grade aber adaptiren sie sich doch dem Milieu an und transformiren sich sogar scheinbar. Der Jähzorn tritt dann weniger brutal auf, die blosse Zerstörungswuth, Grausamkeit, Schadenfreude etc. wirkt mehr im Geheimen und oft mit grossem Raffinement, so dass der Thäter nicht gleich entdeckt wird, oder, wenn dies doch geschieht, sich stets zu exkulpiren weiss und zwar oft recht geschickt. Er wird nämlich mit den Jahren ein Meister der Dialektik und berauscht sich selbst so in seinen angeblichen Beweisführungen, dass er zuletzt oft selbst an die Wahrheit des Erzählten glaubt. Ein Lügner von klein auf, zunächst aus Noth, wird er es bald aus Sport und kann zuletzt ohne Lug und Trug nicht mehr bestehen, auch wenn es ihm keinen Vortheil einträgt, ja sogar direkt schadet. Dazu verleitet ihn auch seine meist vorhandene, üppige Phantasie, die in Tagesträumen aller Art sich Luft macht, aber auch im Schmieden oft toller Zukunftspläne. Auch die Grausamkeit weiss sich zu ducken. Als Knabe misshandelte der Betreffende oft in scheusslichster Weise die Thiere und freute sich an ihren Qualen. Später lässt er diesen Zug besonders seiner Familie und seinen Kameraden fühlen, weniger jedoch in physischer, als in psychischer Weise und das oft in niederträchtigster Art, mit süsslächelndem Munde gar, namentlich, wenn sich Rachsucht einmischt. Hier sind alle Mittel gut, die persönliche Genugthuung gewähren oder Freude am psychischen Schmerze Anderer. Selten wird direkte oder indirekte Gewalt gebraucht, meist Trug, List, Verleumdung, Heuchelei u. s. f.

Der Jüngling sieht sich selbst als Idol an, dem Alles zu dienen hat und hegt und pflegt insofern Grössenideen in nuce, was sich auch in seiner masslosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung zeigt. Natürlich findet er sich bald isolirt, von allen guten Elementen gemieden, gehasst. Er sieht ausserdem Andere vorgezogen und nun packt ihn der gelbe Neid und der grimme Hass. Seine Canaille tritt noch mehr hervor. Er will und muss herrschen und scheut daher bisweilen nicht vor dem Aeussersten. Er ist vielleicht ein feiner Intriguant, Verleumder, der den Ruf des Nächsten vergiftet, oder ihm Fallen aller Art stellt, bloss um zu seinem Ziele zu gelangen. Dann fasst ihn Schadenfreude, die aber nicht lange anhält, da er sich immer mehr vereinsamt sieht. Nun hasst er die ganze Welt, die ihn, den Uebermenschen, wie er meint, nicht anerkennen will und hält sich jetzt für doppelt berechtigt, nur nach seinen Moralbegriffen zu handeln.

Wenn wir aufmerksam die Entwickelung eines solchen Elenden betrachten, so bildet sie im Allgemeinen keine gerade ansteigende Linie, sondern vielmehr eine vielfach gebrochene. Zu gewissen Zeiten nämlich treten rasche Verschlimmerungen des ganzen Gebahrens ein, zu anderen da-

gegen ein längerer Stillstand, ja sogar Remissionen. Als verschärfendes Moment ist namentlich, wie schon erwähnt ward, die Pubertät zu fürchten, ja hier können sich sogar die ersten Spuren einer (sekundären) mor. ins. zeigen. Wir sahen schon, dass das Geschlechtsleben meist frühzeitig eintritt und sehr bald abnorme Formen annimmt. Früh schon onanierte das Kind, ja der Säugling, zunächst aus unbewusstem Drange. Bald aber tritt die Erkenntniss hinzu und das Kind sucht jede Art sexueller Befriedigung auf. Da häufig das Nervensystem sehr erschöpfbar ist, so fällt die geschlechtliche Befriedigung immer geringer aus. Immer neue Anreize müssen daher gesucht werden und einer derselben ist die Freude, Andere zu verführen. Diese Freude ist also, zum Theil wenigstens, gewiss sexuell bedingt. Immer schamloser, frecher wird der Jüngling. Er renommirt mit Tripper und Schanker, ist in Bordells zu Hause und wird zur Abwechslung endlich auch Päderast.

Dass er bei Zeiten dem Alkohol ergeben ist, den er oft schlecht verträgt, ist nur natürlich. Früh schon sucht er sich die geeigneten Kumpane aus oder geräth leicht in schlechte Gesellschaft, die ihn ethisch immer mehr herunterbringt. Dass er seinen ehrlichen Namen schändet, seine arme Familie zur Verzweiflung bringt, sich selbst sogar mannigfach schadet, ist ihm gleichgültig, wenn er nur augenblicklichen Genuss einheimst. Ja, gerade der Verdruss Anderer reizt ihn noch mehr. Er lebt nur für sich und für den Moment. Er handelt aber oft auch rein impulsiv, d. h. ohne bewusste Motive, wie in dunklem Drange. Jedes plötzliche Auftauchen eines äusseren oder inneren Reizes kann sofort reflektorisch, ohne weitere Ueberlegung, eine That auslösen und es benöthigt — scheinbar nur! — nicht einmal eines solchen Reizes, was dann das Impulsive im engeren Sinne darstellt. Diese Impulse und die ihnen so nahe stehenden reflektorischen Handlungen in obigem Sinne können nun sehr häufig sein oder nur selten, während das sonstige Handeln zwar stets den Stempel des Egoistischen an sich trägt, aber doch nicht sinnlos zu erscheinen braucht. Wohl aber zeigt sich das impulsive und reflektorische Handeln so und die alten Psychiater pflegten solche Fälle daher nicht übel als mania sine delirio zu bezeichnen. Das fühlen auch instinktiv die Kranken selbst, da sie sich die grösste Mühe geben, gerade dies ihr sinnloses Treiben zu motiviren, oft mit grosser, freilich meist nur recht oberflächlicher Dialektik. Dass sie sich durch derartige Handlungen — auch solche durch reine Affekte kommen vor, die den impulsiven und reflektorischen so nahe stehen — oft sehr schaden, ist der beste Beweis für das Krankhafte der Impulse u. s. f.

Daneben treten bisweilen auch Zwangsideen und Zwangstriebe auf, erst nur leise anklingend, dann aber deutlicher werdend, quälend und periodisch. Sie schaden aber meist nicht. Anders aber, wenn es sich um gefährliche Zwangstriebe handelt, die auch nur gewisse Impulse

sind, aber solche von einer ganz bestimmten Richtung. Auch ihnen liegen sicher übermächtige, innere Reize zu Grunde, vielleicht bisweilen Zwangsvorstellungen. Aus meist unbekannten Ursachen können sich alle diese pathologischen Erscheinungen zu Zeiten häufen oder vermindern.

Wenn der Betreffende es nicht zu arg treibt, dann kann er noch draussen existiren. Hat er Geld oder Protektion, so lässt sich Vieles vertuschen, während der Arme sehr bald ins Gefängniss wandert. In seinem „Herrenbewusstsein“, in seiner souveränen Verachtung der „Herden-Moral“ giebt es keinen begründeten Unterschied zwischen Mein und Dein: Diebstähle, Fälschungen, Betrügereien aller Art, klein und gross, werden nur zu leicht ausgeführt und die krankhaften Impulse nehmen daran oft Theil.

Mitten hinein kann nun, wie wir sahen, eine Psychose, als syndrome im Sinne Magnan's, auftreten, meist in Form der akuten Verwirrtheit, Katatonie etc.; dieselbe führt den Erkrankten dann ins Irrenhaus. Dies „syndrome“ heilt meist schnell, recidivirt aber dafür gern. Häufiger noch lassen sich periodisch leichte Verstimmungen und Exaltationen im Fühlen, Denken und Handeln nachweisen, die freilich oft nur dem Kundigen als solche erscheinen. So kann der Unglückliche oft lange Zeit die Freiheit mit der Irrenanstalt event. dem Gefängniss vertauschen, meist ohne wirklichen Beruf sein, eine Last für Alle und schliesslich für sich selbst, weshalb nicht selten Selbstmord geschieht. Mit dem Alter können freilich alle krankhaften Symptome abnehmen, die Triebe schwächer und so eine relative Harmlosigkeit und eine gewisse Adaptirung an die Gesellschaft möglich werden.

Die so vielfach gebrochene Entwickelungslinie, die wir soeben betrachteten, welche im Allgemeinen aber stets eine ansteigende ist, kann bez. der Höhe sehr verschieden sein, ja überhaupt von Anfang an nicht oder kaum ansteigen, also mehr horizontal verlaufen. Oder aber es treten nur einzelne Symptome mehr hervor, die unter Umständen nicht viel schaden. Wir haben dann Personen vor uns, die noch leidlich adaptabel sind, ja sich sogar bis zu einem gewissen Grade nützlich machen können, wenn sie in die richtigen Bahnen geleitet werden. In früheren Zeiten war eine solche Adaptirung freilich leichter als jetzt, und es konnte gar die Aureole des Heldenthums das Haupt des Betreffenden umschweben. In der Zeit der Conquistadoren alten und neuen Datums gaben oft genug solche moralisch defekte und aktive Personen Helden aller Art ab, z. B. Pizarro. Nur eine genaue Kenntniss ihrer ganzen Persönlichkeit lässt sie uns jetzt in anderem Lichte erscheinen als damals, doch muss man dabei stets die Zeit und die damalige Kultur mit in Anschlag bringen. Aus neuester Zeit könnte man vielleicht auch Cecil Rhodes, Chamberlain, Kitchener und so manche der amerikanischen

Milliardäre hierherzählen. Eine sehr merkwürdige Variante bildet jedenfalls Napoleon, der aber vielleicht mehr ein sekundärer moral insane war, da er epileptisch gewesen sein soll. Seine Bewunderer freilich wollen von einer mor. ins. nichts wissen.

Dass im Verlaufe einer moral ins. auch allerlei nervöse Erscheinungen — von den sekundären Fällen natürlich abgesehen! — wie Krämpfe, Lähmungen, Tics, Nervosität etc. sich einstellen können, sei im Vorbeigehen gesagt, ebenso, dass vielleicht die Meisten — nicht aber Alle — schon äusserlich oft viele Entartungszeichen an sich tragen, zu denen auch gewöhnlich die noch wichtigeren psychischen Stigmata sich zugesellen.

Aber all das Erwähnte findet sich ev. auch beim II. Typus, dem torpiden, doch viel seltener und meist in rudimentärer Weise. Gewöhnlich erscheint der ethische Defekt hier mehr als übertriebener Egoismus. Das Leben im Ganzen verläuft viel stabiler, normaler. Der Betreffende kann ein tüchtiger Beamter, Künstler, Kaufmann u. s. f. werden und hoch emporsteigen. In der Familie ist und bleibt er aber ein Tyrann und wahre Freunde wird er nicht finden. Sogenannte „kalte Egoisten", die gar nicht so selten sind, und denen Jeder wohl im Leben begegnet ist, gehören hierher. Namentlich die Russen — Gogol, Tolstoi, Turgenjew etc. — doch auch die Franzosen, z. B. Zola, beschreiben sie meisterhaft. In diesen Fällen ist der krasse Egoismus, das brutale Streberthum scheinbar fast das einzige Zeichen einer Abnormität. Doch wird man auch hier gar nicht so selten andere nervöse Begleiterscheinungen, leichte periodische Gemüthsschwankungen, rudimentäre Zwangsideen, Impulse etc. finden und nicht überrascht sein, dass vielleicht eines schönen Tages eine rasch vorübergehende Psychose auftritt. Gerade andere Symptome sind oft entscheidend in der Frage, ob der Egoismus noch in der physiologischen Breite liegt oder bereits als krankhaft zu bezeichnen ist.

Auch hier giebt es verschiedene Varianten, wenn jedenfalls auch nicht so viele und so deutliche wie bei Typus I. Da zeigt sich z. B. früh ein läppisches Wesen. Geringe Aufmerksamkeit, Faulheit, Boshaftigkeit, Grausamkeit können fehlen oder nur in Anfängen bestehen. Ebenso wird die Lüge wenig gebraucht und auch das sexuelle Moment ist gering vertreten. Bei der allgemeinen Indolenz und Interesselosigkeit wird der Beruf vielleicht öfters gewechselt und der Jüngling schliesslich als unbrauchbar nach Hause geschickt, wo er mit Nichtsthun oder kindischen Arbeiten seine Zeit hinbringt, jedoch dabei stets mehr oder minder harmlos bleibt. Der Ehrbegriff fehlt völlig. Nichts rührt den Jungen; alle Bitten der Angehörigen sind vergebens. Er weiss sehr gut, was Recht und Unrecht ist, richtet sich aber nicht darnach, weil er dazu zu indolent ist und es ihm so besser gefällt. Sein Unrecht-

thun besteht mehr im Unterlassen des Guten. Ein solcher Mensch ist für die Gesellschaft schliesslich ebenso unnütz, wie Typus I, er ist aber meist unschädlich. Er ist im Allgemeinen asocial, nicht antisocial. Nur selten wird er mit dem Strafgesetz in Konflikt gerathen, eher benöthigt er einmal der Irrenanstalt.

Das wäre also eine nutzlose Variante des Typus II, während wir vorher eine sogar nützliche, social bisweilen hochstehende kennen lernten, die scheinbar auch viel häufiger ist. Zwischen beiden Hauptvariationen giebt es nun wieder mancherlei Zwischenstufen. Als eine recht interessante und relativ häufige möchte ich hier noch den „Verschwendertypus" hervorheben, wobei ich aber gleich bemerke, dass nicht alle Verschwender hierher gehören. Bei den obigen Verschwendern ist der Intellekt gewöhnlich nicht hervorragend oder zeigt gern auffällige Ungleichheiten; der Träger ist ein abnormer Charakter von Jugend auf, der nie etwas Ordentliches gelernt und vom Ernst des Lebens nie eine Vorstellung gewinnt. Meist — es giebt aber auch Ausnahmen, wie ich z. B. Einen unter den Augen habe — hat er wenig Anhänglichkeit für die Eltern und Andere, denkt nur an sein Vergnügen, verprasst sein Geld oder macht unnütze Geschenke etc., wird aber wohl nur ganz ausnahmsweise Dieb oder Betrüger. Er ist also auch schliesslich mehr Parasit.

Ob aber Typus II in Typus I später einmal, plötzlich oder allmählich, übergehen kann, erscheint mir sehr fraglich. Wenigstens kenne ich keinen solchen Fall, auch nicht aus der Literatur. Immerhin wäre es denkbar, dass ein Angehöriger von Typus II wegen eines Delikts ins Gefängniss kommt und hier durch schlechte Gesellschaft allmählich ein so verlottertes Subjekt wird, dass er äusserlich dem Typus I ähnlich wird. Als eine Uebergangsform könnte man vielleicht jene Fälle bezeichnen, wo nur Grausamkeit für sich besteht, was nach Féré (74) oft bei jungen Leuten, noch mehr aber bei Entarteten, besonders Frauen, anzutreffen ist.

Bei Typus II kann man kaum, wie bei Typus I, von einer Entwickelung des Krankheitsbildes reden, wenigstens gewöhnlich nicht. Die Linie bleibt meist gleich hoch und bietet nur geringe Schwankungen dar.

Bei der Prognose werden die Endphasen der mor. ins. noch weiter berührt werden.

## Nomenklatur und Pathogenese.

Es fragt sich nun, ob wir eine Berechtigung haben, für das geschilderte Krankheitsbild den Namen: moral insanity, überhaupt beizubehalten. Untersuchen wir alle hier aufgezählten Fälle genauer,

so lassen sie sich, ungezwungen, bis etwa auf eine minimale Gruppe, in 3 Abtheilungen mit bekannten Namen unterbringen: 1. In die der Imbecillität, 2. die der periodischen oder cyklischen Stimmungsanomalien und 3. die der psychischen Degeneration (im Magnan'schen Sinne). Früher habe ich (Näcke 2) die Eintheilung etwas anders vorgenommen, nämlich 1. Imbecille, 2. originär Verrückte, die „Paranoiden“ und 3. die minimale Klasse der echten mor. ins. Diesmal habe ich die „Paranoiden“ den psychisch Degenerirten eingereiht, während ich dafür die Klasse der periodischen Formen speziell heraushebe. Müller (15) wiederum theilt alle Fälle in zwei Gruppen ein: in Imbecillität und degeneratives Irrsein. Koch (57) zählt die moralischen Defektzustände zur angeborenen, psychopathischen Degeneration und unterscheidet, ähnlich wie wir, dann eine aktive und passive Form. Brunet (58), der den Namen „idiotie morale“ beibehält, spricht von drei Graden: idiotie, imbécillité und débilité morale. Kräpelin (64) nimmt zwei Formen angeborenen Schwachsinns an, eine davon die mor. insanity.

Die Mehrzahl der Fälle fällt wahrscheinlich unter die Rubrik der Imbecillität, wobei selbstverständlich dann der moralische Defekt im Vordergrund stehen muss. Die erbliche Belastung ist hier weniger häufig, als in den zwei anderen Gruppen. Nicht selten ist der Intellekt, d. h. das formale Denken, scheinbar intakt, so dass der Träger als durchaus gescheit gilt, zumal er so oft, bei oberflächlicher Betrachtung, einen hohen Grad von Raffinirtheit im Reden, Handeln und Unterlassen bekundet und mit höchster Virtuosität sich herauszureden weiss. Sieht man jedoch näher zu, so findet man auch bei genügender Entwickelung des Formalen wohl fast stets unharmonisches Verhalten der einzelnen Intellekt-Componenten. Bald erscheint die Wahrnehmung ungenau, flüchtig, oder die Reproduktion ist mangelhaft, oder die Association und Schlussbildung. Freilich finden wir dies oft genug auch bei Normalen. Selbst beim Harmonischsten verschieben sich die Grade der einzelnen Componenten nach dem körperlichen und seelischen Zustande, namentlich nach Affekten (Finzi 46). Auch ist auf den ganzen Verlauf der Gedankenarbeit zu achten, die beim Psychopathen häufig nicht stetig, wie normal, sondern mehr ruckweise vor sich geht.

Ob es wirklich Fälle von echter mor. ins. mit ganz intaktem Intellekte in obigem Sinne giebt, ist immer noch fraglich, wenn auch gleichwohl einmal möglich. Nach wie vor kenne ich als solchen nur den Fall Bleuler's (93) — der vielleicht selbst nicht einmal ein echter ist — da die neuerdings von Tiling (14) veröffentlichten Fälle Degenerirte betreffen und Entartete selbstverständlich sehr wohl guten Intellekt aufweisen können. Man dürfte trotzdem sogar auch hier bei anscheinend guter Verstandesthätigkeit darin gewisse Risse erblicken, dass das Han-

deln oft selbst dem Individuum schädlich ist, dass der Beruf so oft gewechselt wird, wenig Ausdauer sich zeigt u. s. f. So sagt z. B. Garnier (75) in einem Falle, wo einer binnen sechs Jahren zehnmal seinen Posten wechselte und sieben verschiedene Berufsarten begann: „ne serait-ce donc pas là une preuve suffisante de manque total de pondération, d'absence absolue de fixité dans les idées et dans les actes?“ Näher aber, glaube ich, liegt hier freilich die Erklärung der „überwerthigen“ Gefühle und Affekte. Bei den von den Italienern meist als mor. ins. gebrachten Fällen ist der Intellekt gewöhnlich schon ziemlich deutlich gestört und daher der Name: mor. ins. von vornherein falsch. Der aufmerksame Beobachter wird aber auch bei nur sehr geringer Schädigung des Verstandes gewöhnlich noch weitere krankhafte Symptome finden: nervöse Störungen aller Art, Stimmungsanomalien, möglicherweise auch einmal paranoide Ideen, Hallucinationen u. s. f. Doch kann dies vielleicht einmal ganz oder theilweise fehlen und leichte Intellektstörung dann neben dem moralischen Defektzustande, welcher aber immer die Hauptsache bildet, allein bestehen.

Wernicke (43) nimmt zwar Fälle von moral insanity mit intaktem Intellekte an, aber nur solche, die akut entstanden sind, während er dies, vorausgesetzt, dass ich ihn recht verstanden habe, für die chronischen moralischen Defektzustände, besonders aber für den angeborenen sog. moralischen Schwachsinn leugnet. Möbius (27) erklärt direkt, dass bei moralischem Defekt durchaus nicht immer Schwachsinn da sei, ohne jedoch Beweise dafür zu erbringen. Sommer (72) dagegen leugnet dies scheinbar; er sagt ausdrücklich: „Wir haben ... den allerdings seltenen Fall im Auge, dass die moralischen Defekte und der Mangel an Urtheil über die schädlichen Folgen der Handlungen für das Individuum ganz isolirte Lücken bei einem sonst geistig gut entwickelten Menschen sind.“ Er nimmt also wenigstens als konstant einen Mangel an Urtheil über die schädlichen Folgen der Handlungen für das Individuum an. Auch dieses Fehlen ist, glaube ich, meist nur ein scheinbares, da die Betreffenden sehr wohl die Folgen ihrer Thaten ermessen können, aber die Triebe eben stärker waren als ihr Urtheil.

Strikte geleugnet wird eine intellektuelle Intaktheit durch Koch (61, weniger deutlich in 57). Hack Tuke (20) nimmt dagegen solche an, ebenso Deiters (78). Sioli (17) meint, Vieles spräche dafür, dass der Intellekt hier nicht intakt sein könne, doch sah er Fälle, wo die Intelligenzschwäche im gewöhnlichen Sinne für unsere derzeitigen Untersuchungsmethoden nicht zu bemerken war. Aber auch seine mitgetheilten Beispiele zähle ich zur Klasse der Entarteten. Clouston (77) sah Fälle ohne Intelligenzdefekt, doch schränkt er diese Behauptung gleich nachher sehr ein. Penta (47) findet zwar bei der sog. mor. ins. im Gefängnisse bisweilen fast normalen, ja sogar vorzüglichen

Intellekt, aber dann diesen doch stets desequilibrirt, ungleichmässig, unproduktiv, also nicht normal. Auch bemerkt er weiter, dass scheinbare gute Intelligenz oft nur vorgetäuscht werde. Nach H. Ellis (13) ist leichter Schwachsinn „gewöhnlich, wenn nicht immer, vorhanden“. Schulze (21) konstatirt bei mor. ins. stets eine „spezifische Art“ von Schwachsinn, eine gewisse Urtheilsanomalie, gestörte associative Verknüpfung der Erinnerungsbilder. Diese Art von Schwachsinn findet sich aber, meine ich, auch sonst ohne mor. ins vor. Nach Kräpelin (64) ist der Verstand innerhalb der Grenzen des praktischen Lebens leidlich entwickelt. Er nimmt also offenbar keinen ganz normalen Intellekt an, was er noch weiter ausführt. Buchholz (18) macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die betreffenden Personen oft viel wissen, aber nichts können, also unproduktiv sind und sehr oft von unrichtigen Prämissen ausgehen. Fälle, wo nur ethischer Deffekt besteht, ohne jede nervöse oder psychische Störung, hat Fürstner (Buchholz 18) nicht gesehen und Sioli (ibidem) stimmt dem bei, wohl aber bisweilen Cramer (Penta 102). Leider sagt Fürstner hier nichts direkt über den Intellekt, der aber wohl im Obigen mit inbegriffen ist. Eulenburg (109) sah nie den intellektuellen Schwachsinn ganz fehlend und hält deshalb die mor. ins· für angeborenen Schwachsinn, meist auf degenerativer Grundlage.

Dies nur einige Stimmen. Solche auffällige Differenzen erklären sich am einfachsten wohl dadurch, dass eben alle möglichen Fälle zur mor. ins. gerechnet wurden und in der That kann bei unseren Gruppen 2 und 3 die Intelligenz scheinbar oder auch wirklich einmal eine gute, ja vorzügliche sein.

Die 2., wesentlich kaum geringere Gruppe wie die der Imbecillen, die sich übrigens oft genug mit jener vermischt — welche auch Thullié (84) und Petit (83) im Auge haben, z. T. auch Rémond (110) — ist die der Entarteten, im Sinne Magnan's, die der „dégénérés supérieurs“; natürlich ist aber nicht jeder Entartete ein moralisch Schwachsinniger. Wir haben dort meist mehr oder minder schwere hereditäre Belastung, insbesondere durch den Alkoholismus des Vaters etc.; ferner von Jugend auf Abnormitäten, wie sie früher geschildert wurden, vor Allem aber ein sehr labiles Gefühlsleben mit meist ganz plötzlichen, leichten Stimmungsschwankungen, die sogar einen periodischen oder cyklischen Anstrich haben können. Hie und da treten wohl auch einmal plötzlich Zwangsideen, Zwangstriebe, Sinnestäuschungen, paranoide Ideen, an Verfolgungs- oder Grössenwahn erinnernd, auf. Es sind dies die „abnormen Charaktere“ Koch's (29). Bezeichnend sind insbesondere die so leicht auftretenden, kurzen, gern wiederkehrenden Psychosen, die zu den „syndromes“ zählen. Der Intellekt ist oft ein recht guter, vielleicht sogar ausgezeichneter, wie z. B. in den Fällen Tiling's, die ich hierher zähle. Doch dürften auch hier intellektuelle Störungen leichterer

oder gröberer Art das Häufigere sein. Diese Gruppe hebt sich deutlich von der 1. ab, da die verschiedenen krankhaften Symptome mehr oder weniger klar in den Vordergrund treten und die Imbecilliität ganz fehlen kann. Erwähnen will ich schliesslich noch, dass unsere Bezeichnung: „die Entartungsgruppe“ für diese Abtheilung mir richtiger zu sein scheint, als die des „degenerativen Irrseins“ (Müller 15), da die akuten Psychosen, paranoiden Ideen, Hallucinationen etc. bisweilen ganz fehlen können, obgleich dafür hier natürlich der günstigste Boden ist. Schulze (21) hält die mor. ins. für einen allgemeinen psychischen Entartungszustand auf erblicher Basis und nach ihm liegt „in der Unfähigkeit, durch plastische Ueberlegung ... die automatisch-egoistischen Willensinstinkte altruistisch zu modificiren, das eigentliche Kriterium der mor. insanity.“

Eine 3. kleine Gruppe endlich betrifft die ziemlich reinen Fälle von leichtem periodischem Schwanken des Gefühlslebens, wie sie namentlich Kleudgen (96) uns kennen lehrte. Hier kann der Intellekt normal sein, es können paranoide Ideen, Zwangstriebe, Zwangsideen u. s. f. ganz fehlen oder nur angedeutet sein. Eigentliche Psychosen pfropfen sich hier wohl nur ausnahmsweise auf. Erbliche Belastung liegt gewöhnlich vor. Die Gruppe könnte man vielleicht dem manisch-depressiven Irrsein anreihen, doch nur in der leichtesten Ausprägung und mit Vorwiegen des ethischen Defekts. Sie wird nicht so leicht erkannt, weil der periodischcyklische Verlauf eben nur ein ganz leichter ist, obgleich viel deutlicher als in den zwei anderen Gruppen, weshalb sie eine specielle Hervorhebung verdient.

In praxi lassen sich also alle Fälle zwanglos in eine der obigen 3 Kategorieen einreihen. So z. B. die Fälle von Pelanda und Cainer (67), Sioli (17) u. s. f., sodass der Name: moral insanity dadurch vollkommen überflüssig erscheint. Es fragt sich nun: giebt es aber auch Fälle reiner mor. ins., die bei völliger Intaktheit der geistigen Funktionen nur moralischen Defekt erkennen lassen und also nicht in eine der obigen Gruppen rangiren? A posteriori lässt sich eine solche Möglichkeit vielleicht nicht bestreiten — selbst der Fall Bleuler's scheint mir mehr zu den Entarteten zu gehören — obgleich sie unendlich selten eintreten dürfte. A priori freilich wäre sie schwer begreiflich. Intellekt und Moral nämlich haben enge Beziehungen zu einander. Schon nach Darwin (37) haben die Menschen ihren jetzigen Höhepunkt der Moral z. T. durch Fortschritt ihrer Vernunftskräfte erreicht. Der berühmte Lubbock (39) sagt direkt: „Sittlichkeit schliesst Verantwortlichkeit in sich und ist folglich ohne Einsicht nicht denkbar. .!“ Tracy (40) meint, dass Erfahrung und Belehrung unsere Unterscheidung der moralischen Eigenschaften und Handlungen erwecke. Möbius (27) hat sicher Recht mit der Aussage, dass erst ein hohe,

gute geistige Entwickelung die Einsicht gebe, wie durch Förderung des allgemeinen Wohles auch das eigene Wohl gefördert wird und nach ihm ist Gerechtigkeit: durch individuelle Vernunft geleitetes Mitgefühl. Wie der Intellekt die Moral heben kann, lässt sich im Allgemeinen leicht ersehen und man muss sich nur wundern, dass sie es nicht noch mehr thut. Buchholz (18) hat namentlich sehr schön ausgeführt, wie aus leichten geistigen Schwächezuständen ethische Defekte entstehen können und Berze (16) sagt ausdrücklich, dass gelegentlich auch bewusste Gedankenarbeit eine Rolle bei den moralischen Leistungen spiele. Nach Koch (57) findet man, je grösser die ethische Schädigung ist, desto gewisser dabei wenigstens einige primär bedingte Schädigung des Verstandeslebens. Nach Stern (104) spielt der Verstand in der Ethik eine doppelte Rolle, eine direkte und eine noch grössere indirekte, indem er in letzterem Falle auf den Willensentschluss wirkt.

Haben wir früher als das Hauptproblem der moral insanity, ja überhaupt jeglichen menschlichen Thuns und Treibens: die Darlegung der „individuellen Affektdisposition“ hingestellt, so berühren wir durch das oben Angeführte, das 2. Problem, nämlich die Dissociation zwischen Intellekt und Moral in den Fällen sog. mor. ins. zu erklären, was schliesslich aber gleichfalls für alles normale Schaffen gilt, da selten ein strenger Parallelismus zwischen den beiden Faktoren besteht. Durch die neuesten Untersuchungen Munk's (71) ward gezeigt, dass der sog. Intellekt nicht, wie heute so viele Kliniker und auch Psychiater glauben, lokalisirt ist, gar noch im Stirnhirn, sondern durch Betheiligung der ganzen Hirnrinde zustande kommt, wobei wir nicht einmal sicher angeben können, ob der eine Theil mehr als der andere dabei mitwirkt. Schon die End-Ausbreitung der Sinnesorgane auf fast der gesamten Hirnrinde mit ihren reichen Associationsbahnen, kurzen und langen, spricht mehr oder minder dafür. Sollen wir uns nun die sog. „Moral“ lokalisirt denken oder nicht? und wo? Da sie, wie wir schon sahen, ein hochwertiges Associationsprodukt ist und aus besonderen Gefühlen entstand, so werden wir gleichfalls das Zustandekommen der „Moral“ nur aus dem Zusammenwirken der ganzen Hirnrinde erklären können. So versteht sich dann am einfachsten die nahe Beziehung von Intellekt und Moral ganz von selbst, die namentlich Spencer betont. Ebensowenig lässt sich aber auch eine häufig auftretende Lockerung zwischen beiden, ja bisweilen sogar ein reiner Gegensatz, wie in manchen sog. Fällen von mor. ins., namentlich bei den echten, leugnen. Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu erklären?

Ist nun schon der Ort des Aufbaues für die moralischen Werthe schwer sicher anzugeben, so ist es das Wie der Dissociation naturgemäss noch mehr. Das Räthsel der „individuellen Affektdisposition“ erscheint

uns leider z. Z. unlösbar. Hier handelt es sich um eine Grundfrage der Ethik, welche die Religion freilich sehr einfach beantwortet, nicht so aber die Naturwissenschaft. Haben wir hier erst einmal den wahren Schlüssel gefunden, so würde auch die oben berührte Dissociation zwischen Intellekt und Moral sich wohl unschwer ableiten lassen, wie auch das Wesen der „Impulse“ und Triebe. Vorläufig können wir nur folgende Thatsachen feststellen, die selbstverständlich keine Erklärung des näheren Zusammenhangs in sich schliessen. Jede gemüthliche Betonung einer und derselben Vorstellung kann normal, hypo-hypernormal oder pervers sein. Pervers heisst aber hier die Betonung, die der normalen oder hypo-hypernormalen in der Richtung entgegengesetzt ist. Sind die Vorstellungen, von äusseren oder inneren Reizen direkt oder indirekt ausgehend, bewusste oder unbewusste, gemüthlich gar nicht betont, so kann sich offenbar keine Moral bilden. Es entsteht völlige Gleichgiltigkeit gegen Alles, ein wahrer moralischer Tod. Dies ist z. B. bei den tiefsten Idioten der Fall. Oder aber: die Vorstellungen sind nur wenig, aber in normaler Richtung betont; es wird dann die Moralbildung schwach ausfallen. So z. B. bei gewissen Blödsinnigen, die wenigstens einige rudimentäre altruistische Gefühle äussern können. Es entstehen so auch schwankende Charaktere, zwischen Gut und Bös sich bewegend und leicht beeinflussbar. Sind die Vorstellungen weiter übermässig, aber gleichfalls in normaler Richtung betont, so haben wir leidenschaftliche Naturen vor uns, die zwar moralisch, sogar hochwerthig sein können, aber trotzdem durch ihre Leidenschaftlichkeit leicht einmal zu Falle kommen. Ist endlich die Betonung eine perverse, so müssen noch unverständlichere Handlungen sich ergeben als bei blosser hypo- oder hypernormalen Betonung, die dem Normalen wenigstens näher stehen. Gerade bei mor. ins., spielt diese perverse Gefühlsbetonung sicher eine Rolle, wenn auch nicht in dem Masse, wie sie Tiling (14) anzunehmen scheint, am wenigsten bei unserem Typus II. Sieht man nämlich näher zu, so scheint die hypo- und hypernormale Gefühlsbetonung bei den moralisch Schwachsinnigen doch noch häufiger, als die perverse stattzufinden, ja auch die normale Betonung kommt vor. Es wird wohl keinen Fall geben, der bei allen Vorstellungen nur eine Art der Gefühlsbetonung aufweist. Gewöhnlich sind die verschiedenen Betonungen miteinander verbunden, so dass z. B. die eine Vorstellung pervers, die andere hypo- oder hypernormal, die 3. normal betont wird, und dies wahrscheinlich nicht einmal immer zu allen Zeiten. Bedenkt man ferner, wie sehr die Grade jeder einzelnen Betonung verschieden sind und sogar, wie es scheint, wechseln können, so ergiebt sich ein wahres Potpourri von möglichen Kombinationen und damit von verschiedenen Zustandsbildern. Aehnliches sehen wir ja schon, wenngleich in geringerer Ausprägung, beim Normalsten. Denn die verschiedenen

Charaktere involviren verschiedene Kombinationen von Gefühlsbstonungen ausser den perversen, wobei aber die hypo- und hypernormalen zurücktreten müssen, d. h. gegenüber der Betonung, wie sie normal sein soll. Es ist nämlich klar, dass schon für gewöhnlich die verschiedenen Vorstellungen unter-, mittel- oder überwerthig betont sein müssen, je nach ihrem Werthe für das Individuum oder die Gattung. Sache der Erziehung ist es ja, die für das Leben richtige Gefühlsbetonung wichtiger Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen anzuerziehen, wie dies ganz richtig auch O. Gross (106) sagt. Trotzdem lässt sich dies nur bis zu einem gewissen Grade erreichen, da die natürliche Betonung, welche eben den Charakter ausmacht, sich zwar teilweis durch Anerziehung von Gegenvorstellungen niederhalten, wohl aber kaum je wirklich tilgen lässt.

Auf keinen Fall kann aber, wie ich mich jetzt immer mehr überzeuge, der Intellekt allein die groben Unterschiede zwischen ihm und der Moral erklären. Dazu genügt auch nicht die Meynert'sche Hypothese. Man weiss, dass Meynert den Sitz des primären Ichs in die Basalganglien des Hirns verlegt und die Hirnrinde, den Sitz des „sekundären Ichs" hemmend auf jene Gegend wirken lässt. Es sind damit jene Fälle ganz unvereinbar, wo bei Idioten mit schlechter Entwickelung oder gar theilweiser Zerstörung der Hirnrinde doch das primäre Ich durchaus nicht immer vortritt. Die Idioten sind sogar meist äusserst gutmütig; manche zeigen selbst gewisse altruistische Gefühle. Diesen im ganzen „Asocialen" gegenüber begegnen wir indessen bei Imbecillen eine oft nur wenig veränderte Rinde und doch ist bei ihnen das Triebleben so sehr entwickelt, dass der Name „Antisociale" für sehr viele unter ihnen passt[1]).

Dass der psychologische Mechanismus der moralischen Defektzustände ein sehr verschiedener sein kann, hat Berze (16) brillant nachgewiesen. Freilich sieht auch Berze den letzten Grund des unmoralischen Handelns in der „Reizbarkeit", also in den Trieben, die er aber auch nicht näher erklären kann. Für sehr wichtig halte ich die Ansicht Störring's (12), dass bei ethischen Defekten stets eine Herabsetzung in der Intensität der gesammten, reproducirten Gefühlszustände vorliegt, worauf gewisse intellektuelle Störungen beruhen. Die Entwickelung der moralischen Gefühle ist nach Störring wesentlich abhängig von der Intensität der reproducirten Gefühlszustände. Wernicke (43) findet als Grundlage der mor. ins. die „Nivellirung der Vorstellungen" und die meisten Fälle kennzeichnet eine „eigene innere Unruhe und gereizte

---

1) Freilich sind bei Imbezillen und Idioten gerade die Basalganglien noch wenig genau untersucht worden, so viel ich sehe, namentlich bez. ihrer Verhältnisse zur Hirnrinde. Doch lässt sich wohl annehmen, dass die meisten pathologischen Veränderungen gerade in letzterer stattfanden, wenn auch nicht ausschliesslich.

Stimmungslage.“ Dass die „Nivellirung der Vorstellungen“ durch die gereizte Stimmung erfolgt, sagt er freilich nicht, was doch offenbar der wahre Grund ist. Wir werden später sehen, dass Penta (52) die mor. ins. für ein Kunstprodukt des Gefängnisses erklärt[1]), oder durch eine vorangehende Krankheit, besonders die jugendliche Demenz bewirkt. Viele Verbrecher sind nach ihm (47, 52) nur „Primitive“ d. h. durch ihr Milieu im moralischen Fühlen Zurückgebliebene. Aehnlich erklärt Piepers (65), dass der „état criminel est inné, cependant cette tendence n'est ni pathologique ni effet de dégénérescence, c'est simplement un arrêt partiel de développement de l'évolution altruiste.“ Er ist wohl der gleichen Meinung wie Penta, dass nämlich die besseren Keime zwar da sind, aber durch das Milieu am weiteren Gedeihen verhindert wurden; nur dass er dies bei allen Verbrechern voraussetzt, Penta dagegen bloss bei vielen. Agostini (70) sieht als Grund der „véritable imbécillité morale“, eine „altération permanente du sens moral“ an, die durch gänzliches Fehlen der „centres psycho-éthiques“ bedingt ist. Tritt dazu noch die „impulsivité“, die den Hauptcharakter des Wilden darstellt, so haben wir nach ihm den „criminel-né“ vor uns. Und diese „imbécillité morale“ erzeugt den „type sauvage“. Verf. ist also mit kühnen Behauptungen schnell zur Hand! Das also sind nur einige Aeusserungen, um zu zeigen, wie verschieden die Erklärungsversuche lauten.

Der vage und komplexe Begriff: Temperament lässt sich scheinbar auch auf unsere zwei Haupttypen anwenden, indem wir den Typus I, den antisocialen, die mor. ins. der Autoren *κατ' ἐξοχήν*, als sanguinisch-cholerisch, den Typus II dagegen als mehr apathisch-melancholisch hinstellen könnten. Tiling und van Deventer bezeichnen den moralisch Schwachsinnigen als sanguinisch Minderwerthigen. Wir haben hier aber mehr als ein blosses Temperament. Hier giebt es, wie wir schon sahen, zum Theil anomale Gefühlsweisen und -Aeusserungen, worauf das Hauptgewicht zu legen ist. Am allerwenigsten erklärt uns das Wort die Pathogenese. Ich halte daher die Wiedereinführung des Wortes: Temperament, seitens v. Deventer's, Tiling's, del Greco's etc. hier und bei den Psychosen überhaupt für verwerflich. Wir sind froh, endlich dieses Wort aus unserem psychiatrisch-psychologischen Wortschatze streichen zu können. Besser ist schon unsere Anwendung der Namen: „aktive und passive Formen der mor. ins.“, die an sich nichts weiter präjudiciren, freilich auch nur sehr subjektiv sind.

Aus unseren Darlegungen geht daher bez. des letzten Grundes der mor. ins. ein „ignoramus“ hervor. Begnügen wir uns also vorläufig mit

---

[1]) „. . . è solo un artificio . . . mentre non era congenita la delinquenza, ma solo il difetto psichico . . .,“ sagt er wörtlich.

der Festlegung der zwei Hauptprobleme der hierbezüglichen Forschung. Bei dieser Sachlage kann natürlich von einer pathologisch-anatomischen Begründung der mor. ins. nicht die Rede sein. Nur soviel lässt sich sagen, dass wir bei unseren Fällen im Allgemeinen die Hirnveränderungen unserer drei Kategorien finden werden. Von der 4. Gruppe endlich, der echten mor. ins., lässt sich überhaupt hierbezüglich nichts aussagen, da wir noch keine Sektionsbefunde darüber besitzen, ja wahrscheinlich noch nicht einmal einen absolut einwandsfreien Fall überhaupt. Aber alle pathologischen Ergebnisse der übrigen Fälle sind für unsere Hauptprobleme belanglos.

Zuzugeben ist also zum Schlusse, dass es eine, wahrscheinlich anatomisch begründete und klinisch demonstrable echte mor. ins. geben kann, d. h. alleiniger Defekt der Moralität bei intaktem Intellekt. Diese klinischen Fälle sind z. Z. aber so verschwindend selten, wenn sie überhaupt vorkommen, dass sie praktisch aus der Betrachtung ausgeschieden werden können und alle sog. Fälle von mor. ins. in die drei obigen Gruppen gebracht werden müssen, womit jeder Grund fehlt, den Namen mor. ins. weiter zu behalten und so unsere traurige psychiatrische Nomenklatur noch weiter zu verwirren. Höchstens könnte noch nach Müller's (15) Vorschlag ein Zusatz wie „mit dem Charakter sittlicher Entartung“ Verwendung finden, was mir aber auch ziemlich überflüssig erscheint.

Wir sind also entschieden für die Streichung des Namens: mor. ins. Damit sind auch bei uns die Meisten einverstanden, z. B. Meynert, Binswanger (90), Mendel (91), Baer (92), Siemerling (59), Cramer (48), Benedikt (38), Sioli (17), Müller (15), Aschaffenburg (63), Ziehen (60), Eulenburg (109), scheinbar auch Buchholz (18). Dagegen sind für Beibehaltung des Namens: Kräpelin (64), Longard (89), scheinbar auch Wernicke (43), Koch (61), Manheimer (44), Svetlin (62), Schultze (21), Bleuler (93), v. Krafft-Ebing u. s. f., sowie die meisten Italiener, Franzosen, Engländer und Amerikaner. Auch Tiling (14) möchte den Namen beibehalten, dagegen hält er den von „moralischem Schwachsinn und Idiotie“ für so lange falsch, als nicht bewiesen sei, dass die mor. ins. zur Idiotie und zum Schwachsinn gehöre. Die englisch-amerikanische Rechtsprechung (Kornfeld 98) erkennt einen „moralischen Irrsinn“ an, dagegen der § 51 des deutschen St.G.B's und das Reichsgericht nicht (Aschaffenburg in Hoche 63). Am meisten haben sich nach Wernicke (43) die Juristen gegen Anerkennung der mor. ins. gesträubt und das aus guten Gründen, füge ich bei.

Analogie der mor. ins. mit dem Verhalten bei Kindern und Wilden, sowie die moral insanity bei Verbrechern.

Man weiss, dass viele Italiener, Lombroso an der Spitze, nicht nur den „geborenen“ Verbrecher, wie wir alsbald sehen werden, mit dem moral insane geradezu identifiziren, also nicht blos analogisiren, sondern dasselbe auch bezüglich der Kinder und Wilden thun, oder wenigstens die Keime der mor. ins. bei ihnen sehen. Dies ist nun gänzlich verfehlt. Sicher finden wir die Keime zu allem Bösen bereits beim Kinde — „wir sind allzumal Sünder“, heisst es in der Bibel, oder modern ausgedrückt: wir sind mehr oder minder Alle latente Verbrecher! — doch ist dies nur bei relativ Wenigen so ausgeprägt, dass man an eine mor. ins. erinnert werden könnte. Durchaus nicht alle Kinder sind wahre Lügner oder grausam — Letzteres erscheint meist nur so, weil sie den Schmerz, den sie bereiten, nicht begreifen — oder ungehorsam u. s. f. Es sind dies nur eine kleine Anzahl, und von diesen legen die Meisten diese hässlichen Eigenschaften bald ab. Siehe hierüber z. B. Scholz (24), Rassier (25), Tracy (40), Mac Donald (66), Sallilas (20) etc. Eher schon sind Kinder „kleine Majestäten“, wie Jemand sagte, doch auch nur für eine relativ kurze Zeit.

Wir haben also, soweit es sich nur um mässige Grade dieser Qualität, und nur auf kurze Zeit sich erstreckend, handelt, einen physiologischen Prozess vor uns, der in dem gegebenen Alter nicht weiter auffällt und später verschwindet, während der echte moral insane pathologisch so geartet ist. Wir haben also eine blosse entfernte Aehnlichkeit mit mor. ins. vor uns, nichts mehr! Nicht einmal mit den sekundären Fällen von mor. ins. liesse sich das Verhalten so mancher Kinder vergleichen, selbst wenn dort das Bild nur vorübergehend auftritt, da wir dann stets pathologische Gehirnveränderungen voraussetzen müssen. Wir haben so wenig Anhaltepunkte zur Annahme auch nur einer Aehnlichkeit mit mor. ins., dass Lubbock (39) sogar meint: „Kinder haben ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und können doch nicht stets genau und instinktiv angeben, welche Handlungen recht und unrecht sind“. In der That ist das Gerechtigkeitsgefühl bei denselben meist frappant und bildet für die Erziehung eine sehr wichtige Handhabe. Das normale Kind zeigt also einen gewissen moralischen „Instinkt“, wenn ich dies Wort einmal gebrauchen darf, obgleich das Triebleben noch sehr überwiegt, eben weil die Hemmungsvorstellungen und -Gefühle noch unentwickelt sind. Aber der günstige Boden wenigstens ist gegeben. Nie ist überhaupt zu vergessen, wie Tracy (40) sehr richtig bemerkt, dass man die Handlungen der Kinder — und ich füge hinzu, gleichfalls die der Wilden — ganz anders aufzufassen hat, keineswegs vom Standpunkte der Erwachsenen. Das Verkehrteste freilich bleibt

es, wenn Lombroso und Anhang ohne Weiteres die menschliche Psychologie sogar auf Thiere übertragen wollen, wogegen schon Wundt (30) energisch protestirt.

Aehnlich verhält es sich mit den sog. Wilden. Siehe hierherbezüglich: Lubbock (30), Steinmetz (69), Brunet (58), Salillas (20). Zunächst wissen wir von ihrer Psyche noch viel zu wenig Sicheres, um eine genaue Psychologie derselben zu geben, was besonders Steinmetz (69) schlagend darthut. Es giebt eben zu viele Ausnahmen von dem gewöhnlich davon entworfenen Bilde und dies sollte uns zur grössten Vorsicht in der Beurtheilung gewisser Thatsachen mahnen. Aber selbst wenn gewisse Züge bei Allen sehr an die mor. ins. erinnerten, wäre es doch, wie bei den Kindern, nur ein physiologischer Zustand der Menschheit, kein pathologischer, und das ist das entscheidende Moment. Vergessen wir hierbei nicht, dass „normal“, wie Salillas (20) sehr schön sagt, „das bezeichnet, was in einer bestimmten Entwickelungsperiode sein muss, das Anomale ist das, was (dann) nicht sein soll.“ „Die Norm des Verhaltens stellt den Durchschnitt dar, was darüber hinausgeht, ist abnorm“ sagt Luzzato (68), wobei freilich die Grenze stets subjektiv bleibt.

Man weiss, dass es nirgends so viel moral insanes giebt, als in den Gefängnissen, der Hauptsache nach unter den Gewohnheitsverbrechern und Gewaltthätigen. Im Gegensatze dazu behauptet allerdings Tiling (14), dass sie vor wirklichen Verbrechen zurückscheuen, weil ihnen die Ausdauer fehle. „Für die Verbrecherwelt eignen sie sich fast ebenso wenig, wie für die anständige Gesellschaft.“ Damit steht er in seiner Meinung wohl isolirt da. Cramer (102) meint, dass die Verbrechen, bei denen das Minimum der Strafe relativ gross ist, bei der sog. mor. ins. selten sind. Er meint damit aber speciell Fälle, wo ein pathologisches Substrat nicht sicher nachweisbar ist.

Diese Verbrecher also werden von Lombroso und seiner Schule bekanntlich meist als „geborene“ Verbrecher „rei nati“ bezeichnet, was ich mit vielen Anderen seit Jahren bekämpfe (Näcke 1, 2, 3, 4, 6, 8)[1]), während bei uns besonders Kurella, Sommer, Bleuler, um nur einige Namen zu nennen, ganz oder theilweise dafür eintreten, immerhin die verschwindende Minderheit. Alle diese Gewohnheitsverbrecher etc. gehören zum grossen Theile einer unserer drei Kategorien der sog. mor. ins. an, während eine echte mor. ins. in unserem Sinne bisher noch nicht be. kannt ward. Nach Thullié (84) bilden die dégénérés supérieurs, welche déséquilibrés und instinctifs vicieux sind, das Heer der jugendlichen Ver-

---

1) In Parenthese will ich hier bemerken, dass ich in der Hauptsache in der Kriminalanthropologie nur eine wichtige Nebendisciplin der forensen Psychiatrie sehe, obgleich sie in der Methodik der Anthropologie gleicht. Siehe Näcke (5).

brecher. Die Uebrigen unter den Recidivisten u. s. f. — wohl sicher die Mehrzahl — dürften nur verführte, verlotterte Menschen sein, besonders solche, die auf der Hochschule des Verbrechens, im Gefängnisse, allmählich moralisch immer tiefer sanken und so äusserlich das Bild der mor. ins. darboten. Aber auch bei jenen Anderen, trotzdem hier das endogene Moment entschieden überwiegt, besteht durchaus keine Nothwendigkeit, Verbrecher zu werden; dies geschieht immer erst durch das Milieu. Man kann sie meinetwegen mit Bleuler als „psychologische“ Verbrecher bezeichnen[1]) — dem sich auch Berze (82) anschliesst — als Solche nämlich, die dazu am meisten disponirt sind, aber die absolute Nothwendigkeit des verbrecherischen Lebens ist damit noch nicht ausgesprochen. Daher ist das ominöse Wort: „geborene Verbrecher“ falsch und am besten ganz zu streichen. Höchstens könnte man dasselbe für die unendlich seltenen Fälle von echter mor. ins. in meinem Sinne reserviren.

Havelock Ellis (13) behauptet, dass der moral insane und der „instinctive or congenital criminal“ identisch sei, doch sagt er anderwärts, dass sie „are tending to show a real relationship (not identity)“. Interessant ist es zu hören, wie ein anderer Anhänger Lombroso's, der sich jetzt glücklicherweise von den meisten Uebertreibungen seines Meisters fern hält, Penta, über die Sache denkt. Seine Ansicht ist um so gewichtiger, als wohl nur sehr Wenige Verbrecher so lange, so zahlreich und so intensiv beobachtet haben, wie gerade er. „Durch Erfahrung behaupte ich, meint er (Penta 79), dass der sogenannte delinquente nato zum grossen Theile ein Produkt des Gefängnisses ist“; anderwärts (52) begründet er dies noch weiter und bezeichnet das sog. „angeborene Verbrecherthum“ als „nur ein Kunstprodukt, eine Illusion“. Ganz neuerdings (47) spricht er von „delinquenti nati“ und „folli morali“ einer- und von „delinquenti primitivi“ anderseits. Nur bei Jenen könne man von Atavismus des Verbrechens reden, weil nur eine Krankheit die psychomotorische Entwickelung verhinderte, während bei den „Primitiven“, welche ganz uncivilisirten und isolirten Gegenden entstammten, die Entwickelung nur durch das Milieu aufgehalten worden sei. In seiner Psychiatrie endlich (80) sagt er, es sei durch Heilungsfälle erwiesen, dass es kein „angeborenes“ Verbrecherthum gäbe. Die „follia morale“ gehöre zu den „degenerazioni psychiche“ und zwar zu den schwersten angeborenen oder erworbenen. „Angeboren ist nur der moralische Defekt, nicht der Drang zum Verbrechen.“ Die meisten delinquenti nati der Lombroso'schen Schule seien nur „delinquenti abituali e professionali“. Del Greco (34) als strammer Lombrosianer vertheidigt wiederum den delinquente nato, ebenso Pelanda und Cainer

[1]) So bezeichnet Bleuler andererseits auch die moralisch Irrsinnigen.

(67), Mannheimer (44), Rémond (110) u. A. Steinmetz (69) bezeichnet es als sehr wenig wahrscheinlich, dass der wahre criminel-né dem normalen Wilden gleiche (ressemble). Salillas (20) scheint zwar den Namen: morale insane und delinquente nato beibehalten zu wollen, erklärt aber beide für „Regressive“ im pathologischen Sinne, womit er also den eigentlichen Atavismus wohl leugnet. Piepers (65) spricht von einem criminel-né, erklärt ihn aber nicht für ein Produkt der Pathologie oder der Degeneration, also auch nicht des Atavismus, sondern für eine Entwickelungshemmung [1]). Kende (81) spricht gleichfalls vom „geborenen“ Verbrecher, während Siemerling (59) ganz energisch den Verbrechertypus abweist, wie auch seine Identifikation mit dem moralisch Schwachsinnigen, welch Letzteren er auch nicht anerkennt. Berkhan (85) findet in der Lehre Lombroso's von der mor. ins., vom geborenen Verbrecher, Verbrechertypus u. s. f. nur ein Korn der Wahrheit. Garnier (54) endlich sagt: „s'il existait un criminel-né, en sens étroit du mot, ce serait à coup sûr, un malade“.

Diese Proben mögen genügen. Auf alle Fälle sieht man, wie die Auffassungen in dieser Sache noch vielfach schwanken, obgleich, bei uns wenigstens, für die Meisten die Lehre vom „geborenen Verbrecher“ und seine Identifikation mit dem moral insane, den sie übrigens gewöhnlich auch nicht anerkennen wollen, abgethan ist. Noch mehr ist man natürlich gegen eine Identifikation dieser Zustände mit der Epilepsie, wie Lombroso es will. Man weiss ja, was Alles L. in dem Begriff: Epilepsie hineinschachtelt, ein Unternehmen, das natürlich ganz verfehlt ist. Zum Schlusse möchte ich der Kuriosität halber noch erwähnen, dass Modica und Andenino (73) im Urine von einem Mörder und dazu nur bei 3 (!) Analysen eine bemerkenswerthe Armuth an Erdphosphaten fanden, wie auch bei 10 von 11 „pazzi morali“ und Verbrechern, desgleichen bei des Stirnhirns beraubten Thieren, im Gegensatze zu normalen Menschen. Man sieht, Verf. wollen offenbar, ohne es aber direkt auszusprechen, eine gewisse Identität, mindestens eine Analogie zwischen diesen drei Gruppen konstatirt wissen.

## Diagnose.

Aus dem, was wir früher über unsere drei Hauptkategorien sagten, unter welche wohl sicher alle Fälle sog. mor. ins. zu subsummiren sind, geht der Gang der Untersuchung und die sich daraus ergebende Diagnose deutlich genug hervor. Zunächst muss, wie wir sahen, ein unmoralisches Benehmen durchaus in den Vordergrund treten, in aktiver

---

[1]) „. . . c'est simplement un arrêt partiel de développement de l'évoluti altruiste etc.“ sagt er.

oder passiver Form, um überhaupt die Frage einer mor. ins. zuzulassen.

Leider führten wir früher aus, dass die Begriffe: Moral, Unmoral sehr vage sind. Aber selbst wenn die Definition eine feste wäre, würden uns doch objektive Messungsmethoden fehlen (Näcke 5), um den Grad der Moral etc. festzustellen. Dies ist begreiflich, da uns schon solche für die Gefühle und Affekte abgehen, wenn wir von gewissen, messbaren Reaktionen auf Körperorgane absehen, die ja nur einen Theil derselben ausmachen. Zunächst steht wohl fest, dass Moral mit Dogmen nichts direkt zu schaffen hat. Ferner müssen wir streng zwischen Privatmoral und Thaten unterscheiden, was sich Beides nicht immer deckt, obgleich wir uns praktischer Weise vor allem an die Handlungen halten müssen. Das Hersagen der Gebote besagt wenig; schon mehr das Erklären derselben. Immerhin kann dies nur äusserlich erworbenes Gut sein, was nicht in Fleisch und Blut überging, und dies zu erkennen ist eben die Hauptsache; freilich nicht leicht, wenn man keine Thaten vor Augen hat, die den angelernten Moralsätzen direkt widersprechen. Eine scheinbar moralische That braucht weiter noch durchaus nicht moralisch bedingt zu sein und andrerseits kann bei Unmoralität doch noch ein gewisser Grund von Moral bestehen — absolut bös ist wohl ebensowenig Jemand, wie absolut gut! — der aber durch Vorherrschen böser Triebe theilweise verdeckt wird. Auch hat man billigerweise eine höhere von einer niederen Moral zu unterscheiden, die Jeder haben muss, und deshalb ist bei der Untersuchung verschieden vorzugehen. Ich habe seinerzeit (Näcke 5) vorgeschlagen, um ein gewisses Urtheil über die innere Moral, die private, zu gewinnen, den Lebenslauf vom Untersuchten sich erzählen zu lassen und hierbei besonders bei den Motiven der ausgeführten oder unterlassenen Handlungen näher zu verweilen. Freilich ist dies ein sehr grobes Verfahren, doch haben wir dafür z. Z. wohl nichts Besseres. Man weiss ja, wie vorsichtig man bei Beurtheilung der sog. „Motive“ sein muss. Selbst wenn der Befragte nicht lügt, können Erinnerungstäuschungen vorliegen, vor Allem aber ist daran festzuhalten, wie Tiling richtig bemerkt, dass nur ein kleiner Theil der Motive überhaupt dem Handelnden zum Bewusstsein kommt und oft gerade nicht das ausschlaggebende, was jede genaue Selbstbeobachtung nur bestätigen wird. Ed. v. Hartmann sucht gar die Herkunft der Motive nur im Unbewussten. Aehnliches meint wohl auch Wundt (30), wenn er, wie wir schon sahen, in den Motiven nur die mittelbare Ursache der Willensakte sieht, dagegen im Charakter die einzig direkte, welcher ja, füge ich bei, vorwiegend im Unbewussten wurzelt.

Ist nun ein unmoralisches Verhalten konstatirt, so gilt es, die Ursache davon aufzudecken und vor Allem zu fragen, ob ein krankhafter Prozess dem zu Grunde liegt oder nicht. Man muss also hierbei stets

die ganze Persönlichkeit ins Auge fassen, nicht weniger aber auch das Milieu. Die unmoralische That an sich besagt nämlich noch nichts für Krankheit. Hier hat zunächst eine genaue Anamnese bis in die früheste Kindheit zurück einzusetzen, um zu sehen, ob die Unmoralität schon von Anfang an bestand oder erst später eintrat. Weiter in letzterem Falle, ob dies pathologisch oder nur durch das Milieu bedingt war, wie vielleicht bei den meisten Gewohnheitsverbrechern, welche dies nur durch Verführung, Verlotterung wurden, obgleich ohne Weiteres auch hier ein gewisses angeborenes, endogenes, pathologisches Moment vorliegen muss, das aber dem Milieu gegenüber stark zurücktritt. Einen solchen Zusammenhang aufzudecken, ist natürlich nicht immer leicht und gelingt bisweilen überhaupt nicht, weshalb es zweifellos bequemer ist, solche Fälle dann schlankweg als moral insanes hinzustellen. Cramer (48) geht sogar so weit, zu sagen, dass es praktisch keine Möglichkeit gäbe, einen Verbrecher, einen schlechten Menschen an sich, von dem moralischen Idioten zu trennen. Dies ist gewiss nur dort der Fall, wo eine Anamnese unmöglich zu erhalten ist. Und auch dann bleibt uns für die Diagnose, allerdings eine spätere erst, der Erfolg der Strafe oder Behandlung übrig. Ist letztere bei richtiger Handhabung absolut nutzlos, so hat man einiges Recht, den ethischen Defekt als angeborenen anzusehen, obgleich auch nur mit Vorsicht, da auch bei blosser Verlotterung sehr oft, ja meist, alle Behandlung etc. sich als vergeblich erweist. In allen schwierigeren Fällen ist stets eine längere Beobachtung in der Irrenanstalt angezeigt, die so Manches aufdecken wird. Auch die Untersuchung auf Entartungszeichen wäre hier werthvoll.

Haben wir nach Möglichkeit diese grosse Klasse von mauvais sujets und Gewohnheitsverbrechern ausgeschieden, so thun wir ein Gleiches mit den „sekundären“ Fällen von mor. ins., d. h. solchen, die erst in den späteren Kinderjahren nach akuten Infektionskrankheiten, Traumen, Epilepsie u. s. f. oder gar später in der Pubertät, ja noch später entstanden, besonders durch Alkohol, allerlei körperliche und psychische Leiden etc. Diese Personen können, wie wir schon sahen, zeitweise oder dauernd die Züge der mor. ins. aufweisen. Besonders hervorzuheben sind hier die Fälle nach leichter, oft übersehener Dementia praecox oder einer anderen Form des jugendlichen Irrseins, ferner solche von leichter Epilepsie. Sommer (72) will besonders auf Letztere gefahndet wissen.

Es bleiben uns dann nur die eigentlichen endogenen Fälle von mor. ins. übrig, oder die, wo sich dieser Zustand in frühester Kindheit zeigte. Selbst diese letzten Fälle sind eigentlich sekundäre, daher streng genommen nicht hierhergehörig. Man kann sie aber trotzdem eventuell mit beizählen oder vielleicht besser als „pseudo-endogene“ bezeichnen.

Hier ist, wie bei den späteren sekundären Fällen, das pathologische Moment klar. Alle diese endogenen und pseudo-endogenen Fälle reihen sich nun in die früher besprochenen 3 Kategorien ein. Zur Unterscheidung derselben untersuchen wir zunächst den Intellekt. Die Definition des letzteren ist, wie wir sahen, noch eine ziemlich subjektive und seiner Komponenten werden verschiedene aufgezählt. Immerhin dürften: Wahrnehmungsvermögen, Gedächtniss, Association und Schlussvermögen im Allgemeinen zu seiner Charakteristik genügen. Alle diese Komponenten lassen sich nach bekannten Methoden prüfen und messen, obwohl auch dies Verfahren noch in den Kinderschuhen steckt. Das Schwierige hierbei ist, einen passenden Standard zu haben, den Durchschnitts-Intellekt zu kennen, der nur auf Grund einer grossen Menge unter gleichen Bedingungen und zu gleichen Tageszeiten oft untersuchter Personen gleicher Volksschichten und gleicher Bildung aufgestellt werden kann. Da die individuellen Abweichungen hier, wie auch auf anderen geistigen Gebieten, recht beträchtliche sind, so muss man eine ziemlich grosse physiologische Breite annehmen, bevor man eine Komponente als krankhaft geartet betrachtet. Unbedingt nöthig erscheint es, die Worte: beschränkt, wenig intelligent u. s. f. zu vermeiden und dafür womöglich objektive Zahlen und Kurven zu geben, was freilich nicht Jedermanns Sache ist. Ebenso ist das gegenseitige Verhalten der einzelnen Faktoren zu untersuchen — hier giebt es gleichfalls eine ziemlich grosse physiologische Breite! — und womöglich zahlenmässig darzustellen. Dann erst haben wir festen Grund und Boden unter uns. Auch ist endlich die Gedankenarbeit als ganzer Verlauf zu betrachten, ob sie stetig geschieht oder nicht. Würde man nicht so verfahren, wie angegeben ward, so erschiene mancher Imbecille hoch begabt (z. B. Claudius) und mancher Ungebildete dumm. Denn blosses Wissen, blosses Aufstapeln von Gedächtniskram darf nie als Intelligenz imponiren! Ferner kann eine glänzend entwickelte Seite der Intelligenz leicht über die schwach entwickelten hinwegtäuschen, wie z. B. bei Pseudo-Genies, und es ist den Psychiatern hinreichend bekannt, dass sogar unter den Schwachsinnigen und Idioten solche mit grossem Rechen- und Spieltalent sich finden. Aber auch die ganze Lebensführung ist natürlich mit in Anschlag zu bringen, da gewisse Züge auf Intelligenzschwäche deuten können, obgleich das bei sehr entwickelten Affekten wieder nur vorgetäuscht sein kann.

Sehr wichtig ist es weiter, den Stand des Untersuchten zu berücksichtigen. Bei dem Gebildeten wird man einen höheren Standard des Intellektes verlangen als bei dem einfachen Manne. In der That kann letzterer bei sehr mässig, ja sogar gering entwickeltem Verstande ein recht brauchbarer Handwerker, Arbeiter, kleiner Beamter etc. werden, während dasselbe Maass für einen höheren Beruf nicht ausreichen würde.

Freilich giebt es gleichfalls auf allen höheren Schulen nicht selten Schwachköpfe, deren Dummheit bisweilen hart an Schwachsinnigkeit grenzt und welche deshalb auch später nur kümmerlich fortkommen. Ich würde aber doch anstehen, dafür den Namen: „physiologischer Schwachsinn“ anzuwenden, da wir gewohnt sind mit: „Schwachsinn“ stets einen pathologischen Zustand zu bezeichnen, die „Dummheit“ aber noch innerhalb der physiologischen Norm fallen kann. Andererseits kann jedoch nicht nur der niedere Mann in seinem Beruf intelligent und tüchtig sein, im Uebrigen dagegen wenig Intelligenz zeigen, sondern auch oft der Gebildete. Die vielverspottete Zerstreutheit, Ungeschicklichkeit des typischen Gelehrten im praktischen Leben etc. dürfte nicht selten so aufzufassen sein. Und selbst der Begabteste wird wahrscheinlich für gewisse Arten von Thätigkeiten wenig Intelligenz zeigen, so dass man in der That mit Möbius (27) vielleicht richtiger von „Intelligenzen“ anstatt eines „Intellekts“ reden sollte. Ja, näher besehen, giebt es wohl keinen einzigen harmonisch abgestimmten Intellekt und Charakter, ausser im Kopfe von Dichtern und Optimisten. Auch hier haben wir den Tribut menschlicher Unvollkommenheit in verschiedenem Grade zu entrichten.

Noch Eins ist endlich bei Intelligenzprüfung zu bedenken. Wollenberg (v. Schrenck-Notzing 76) sagt nämlich sehr richtig, dass es vielfach schwer zu entscheiden sei, was bei einem Intelligenzdefekte auf Rechnung der endogenen Veranlagung, was auf Verwahrlosung zu setzen sei und das besonders bei mässig Schwachsinnigen der untersten Schichten, die vielfach in den Gefängnissen als undisciplinirte Gewohnheitsverbrecher sich finden.

Wer freilich nicht Zeit, Lust oder Können besitzt, um die einzelnen Intellekt-Komponenten auf oben angedeutete Art zu untersuchen, muss sich mit oberflächlicher Taxirung, eventuell mit Hilfe einiger bequemen „mental tests“ begnügen. Bei nöthiger Vorsicht wird er meist wohl das Richtige treffen, doch hie und da auch dem Irrtume verfallen, wie von Zeit zu Zeit die einander widersprechenden Gutachten selbst bedeutender Psychiater bezeugen. Besonders die Grenzfälle sind ja schwer zu bestimmen und doch gerade ausschlaggebend für die Bezeichnung: echte moral insanity (in unserem Sinne) und für die Behauptung, dass bei solcher wirklich der Intellekt normal sein kann. Starke Intelligenzstörungen bleiben schliesslich auch dem Laien nicht verborgen.

Eine nur untergeordnete Bedeutung beansprucht die Phantasie, die bei der mor. ins. in der That meist, aber durchaus nicht immer, gesteigert erscheint. Schon ihre Definition macht Schwierigkeiten und von einer exakten Untersuchungsmethode derselben ist zur Zeit wohl keine Rede.

Wir nehmen nun an, dass ein mehr oder minder deutlicher Schwachsinn sich wirklich ergeben hat. Wir untersuchen den Fall

weiterhin auf krankhafte nervöse oder psychische Symptome, namentlich auf periodische Stimmungsanomalien, paranoide oder Zwangsideen, Impulse, Hallucinationen etc. Fehlt alles dies oder ist es nur ganz schwach vertreten und in geringer Verbreitung, so werden wir ein Beispiel unserer ersten Kategorie, die des Schwachsinns mit vorwiegender Unmoralität, vor uns haben.

Tritt die Imbecillität aber zurück, oder fehlt sie scheinbar oder wirklich ganz, treten dagegen ziemlich deutlich periodische Stimmungsanomalien als Hauptcharakteristicum neben der Unmoralität hervor, so handelt es sich um einen Fall unserer zweiten kleinen Kategorie, der der leichten, periodisch-cyklischen Stimmungsanomalien. Bei dem Reste der Kranken endlich, der Hauptmasse wahrscheinlich, wenn man die vielen dazu gehörigen Schwachsinnigen mit einrechnet, tritt dies Moment wieder in den Hintergrund, undes zeigen sich mehr die somatisch-psychischen Erscheinungen der Entartung im Sinne Magnan's; damit ist unsere dritte Gruppe gegeben, die der dégénérés supérieurs. Hier sind sicherlich die körperlichen und funktionellen Stigmata am häufigsten, ausgeprägtesten und verbreitetsten — natürlich kann es auch seltene, oft nur scheinbare Ausnahmen hiervon geben — und so sind auch diese eventuell ein werthvoller Hinweis auf Degenerationszustände, da körperliche und geistige Entartung meist einander parallel verlaufen. Aber auch die zwei anderen Kategorien können solche Stigmata tragen. Insofern kann die Kriminalanthropologie, die sich ja besonders mit Entartungszeichen abgiebt, zur Diagnose mitwirken. Die funktionellen Stigmata erscheinen hierbei bedeutungsvoller als die somatischen.

Den Rest bilden endlich die, wenn überhaupt möglichen, so doch unendlich seltenen, daher praktisch kaum zu berücksichtigenden Fälle, wo alle beschriebenen Symptome ganz zu fehlen scheinen, oder kaum angedeutet sind, dabei auf der einen Seite der moralische Defekt mächtig vortritt, auf der anderen der Intellekt gut, ja vielleicht sehr gut sein kann oder doch so wenig verändert erscheint, dass wir den Träger desselben nicht zu unserer ersten Gruppe rechnen dürfen. Das wären dann die Fälle echter mor. ins. in unserem Sinne. Da hier der Defekt scheinbar allein die moralische Sphäre betrifft, so können wir recht wohl diese Fälle analog dem intellektuellen: moralischen Schwachsinn oder Blödsinn nennen. Auf keinen Fall dürfen wir aber von einem „moralischen Irrsinn“ reden, wie es dem Englischen nachgebildet wurde. Damit ist schon gesagt, dass, wie der intellektuelle Schwachsinn und Blödsinn durch fehlerhafte Anlage oder Krankheitsprozesse bedingt ist, also einen krankhaften Prozess darstellt, das Gleiche beim moralischen Schwachsinne anzunehmen ist.

Früher sahen wir schon, dass alle Fälle der mor. ins., auch wahrscheinlich die wenigen echten, wenn es solche giebt, nach einer anderen

Richtung hin, in die zwei Hauptgruppen, in die der mehr aktiven, bösartigen und der mehr passiven, meist mehr harmlosen, mit vielen Zwischenstufen und Kombinationen, zerfallen. Wir fanden ferner, dass der Grund hiervon in dem Vorwiegen oder Darniederliegen des Affekt- und Trieblebens, vor Allem in seiner anomalen Bethätigung, liegt. In beiden Fällen ist der Zugehörige ein krasser Egoist, der aber im zweiten Falle nur wenig sich oder anderen zu schaden braucht und so gewöhnlich nicht gemeingefährlich zu gelten hat. Im ersten Falle dagegen ist er der gewöhnliche Antisociale.

## Prognose.

Aus obigen kurz angedeuteten diagnostischen und differentialdiagnostischen Bemerkungen geht die Prognose der „primären Fälle“ eigentlich von selbst hervor. Fangen wir gleich mit den so überaus seltenen und noch recht zweifelhaften Fällen echter mor. ins. an, so ist klar, dass hier die Voraussage ebenso ungünstig lauten muss, wie bei intellektuellem Schwachsinn oder Blödsinn. Wo Agenesie, mangelhafte Entwickelung oder pathologische Veränderung des anatomischen Substrats vorliegt, ist gewöhnlich Hopfen und Malz verloren. Immerhin wäre es denkbar, dass man einmal einem „Pseudofalle“ gegenüber stände, wie es ja hie und da auch bei Idiotie geschieht. Es sind nämlich sicher Fälle beobachtet, wo anscheinend tief blödsinnige Kinder — meist dann wohl solche, wo der Zustand sich allmählich nach Krankheit etc. entwickelt hatte — später geistig wesentlich sich hoben oder gar heilten. Wir können dann nur annehmen, dass Keime der Entwickelung noch vorlagen, aber lange inaktiv blieben und so den Blödsinn vortäuschten, bis sie einmal, aus irgend welcher Ursache, sich plötzlich zu entwickeln begannen, sogar bis zu normaler Höhe. Aehnliches wäre also wohl auch bei scheinbar echter mor. ins. möglich. Hier gedenke ich beiläufig der nicht ganz so seltenen Fälle, wo Geisteskranke sekundär ganz verblödet und verwirrt erschienen, plötzlich aber sich geistig aufhellten und durchaus gutes Gedächtniss und erhaltenen Intellekt zeigten, also nur pseudoblödsinnig gewesen waren (Näcke 7). Auch die sekundären Fälle vorübergehender mor. ins. sind wohl nur so zu erklären, dass hier die pathologischen Veränderungen des Gehirns, welche diesen Zustand erzeugten, behebbarer Natur waren und so verschwinden konnten.

Bei allen drei Gruppen der mor. ins. aber kommt es bei der Prognose 1. auf das Grundleiden und 2. auf den Grad des Trieblebens an. Ad 1 ist zu erwähnen, dass der ab ovo bestehende, mehr oder minder deutliche Schwachsinn im Allgemeinen ebenso wenig zu tilgen ist, wie die periodischen Stimmungsanomalien der 2. und die geistige Entartung der 3. Kategorie. Es kommt also schliesslich Alles auf den

Grad des Trieblebens an. Ist dasselbe nur mässig entwickelt, so kann man hoffen, dass mit dem Alter, mit einer passenden Erziehung und Behandlung allmählich sich hier eine Abschwächung einstellt, die freilich den Grundzustand unberührt lässt, immerhin aber die Hoffnung erweckt, noch einen leidlich brauchbaren Menschen aus dem Kranken zu machen. Ich kenne mehrere solcher Fälle.

Ist aber das Triebleben sehr stark ausgeprägt, dann dürfte jene Hoffnung gewöhnlich ausgeschlossen, höchstens nur eine gewisse Besserung möglich sein und diese vielleicht blos eine Remission darstellen. Trotzdem glaube ich auch hier eine Heilung oder wenigstens dauernde Besserung a priori nicht strikte verneinen zu dürfen. Bemerkt sei noch, dass wenn schon die Ansichten über Moralität so subjektiv getheilt sind, dies bez. der Beurtheilung des Trieblebens noch mehr der Fall ist, so dass unter Umständen die Meinungen bezüglich einer erzielten Abnahme desselben verschieden lauten werden.

Bisher haben wir aber nur die aktiven gemeingefährlichen Formen der mor. ins. im Auge gehabt. Die obigen Darlegungen dürften im Allgemeinen jedoch auch für den mehr passiven Typus II Geltung haben, obgleich hier die Prognose vielleicht im Ganzen eine bessere ist.

Betrachten wir das grosse Heer der sog. „instinktiven“, „geborenen“ Verbrecher Lombroso's und der mauvais sujets draussen in der Freiheit, so hat Lombroso selbst zugegeben, dass Viele sich unter den Ersteren bessern können und so eine leidliche „Symbiose“ mit der Gesellschaft ermöglichen, was natürlich auch von den Anderen gilt. Das zeigt aber, dass sie wohl nie moral insanes in unserem engsten Sinne waren, sondern entweder einer unserer drei Kategorien angehörten oder aber — vielleicht sogar in der Mehrzahl — verführte, verlotterte Elemente darstellten, bei denen der exogene den endogenen Faktor überwog (Näcke 8) und welche daher eine noch bessere Prognose darbieten, als die übrigen. Freilich ist die Hoffnung, diese Art der „Recidivisten“ zu heilen, auch nur eine sehr geringe, wie jeder Jurist weiss, und der Name „Unverbesserliche“ schon besagt, der fast synonym mit „Gewohnheitsverbrecher“ gebraucht wird. Daran ist allerdings im Grunde vielleicht mehr das Gefängnisssystem schuld, als der Zustand der Verbrecher selbst. An und für sich müssen sie ja eher heilungsfähig sein, als jene anderen Verbrecher mit vorwiegendem endogenen Faktor.

Die verschiedene Prognose, je nach Lage der Fälle, wird auch von verschiedenen Autoren betont, z. B. von Berze (16). Müller (15) will sogar nie an der Heilungsmöglichkeit zweifeln. Wir bemerkten schon früher, dass für Penta (80) eben die Heilungsmöglichkeit des „angeborenen Verbrecherthums“ beweise, „che la delinquenza congenita non esiste e non può esistere“, während er anderwärts (47) die Gewohn-

heitsverbrecher für wenig erziehbar erklärt. Gewisse Fälle geheilter mor. ins. giebt auch Mannheimer (44) zu, obwohl er sagt, dass „certains cas de guérison .... semblent bien n'être que des remissions“. Dagegen hält Clouston (77) die meisten Fälle für unheilbar. Ziehen (60) stellt bei debilen Kindern mit ethischen Defekten die Prognose als eine sehr schlechte hin.

## Therapie.

Auch die Behandlung ergiebt sich schliesslich aus dem Vorangehenden. Liegt wirklich einmal ein wahrer Fall echter mor. ins. vor, so kann von einer Therapie kaum die Rede sein. Hier heisst es meistens ganz einfach, die Gesellschaft vor solchen Personen zu schützen, und zwar in besonderen Anstalten, zwischen Gefängniss und Irrenanstalt stehend, also in einem Krankenhause mit etwas strenger, doch nicht gefängnissartiger Zucht. Weniger zu empfehlen wären Spezialanstalten für irre Verbrecher, wie sie z. B. Penta (47) vorschlägt. Eventuell muss die Internirung zeitlebens erfolgen, doch wären zwischendurch vielleicht gelegentlich Beurlaubungsversuche angängig. Neben passender, vorwiegend körperlicher Beschäftigung im Freien wird man der Ernährung und der moralischen Erziehung seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Es könnten ja Fälle vorkommen, wo trotz äusserer Aehnlichkeit mit der wahren Form von mor. ins. doch noch gesunde, aber noch unentwickelte Keime bestehen. Hier dürfte dann eine rationelle Behandlung geradezu glänzende Erfolge aufweisen. Eher besteht noch die Möglichkeit bei den echten Fällen, dass allmählich das Triebleben schwächer wird und so doch noch eine leidliche „Symbiose“ zu Stande kommt.

Die grosse Masse der sog. „Unverbesserlichen“, die also mehr aus verlotterten Elementen besteht als aus Angehörigen unserer drei Kategorien, wird man ruhig im Gefängnisse belassen, doch ist anzustreben, dass Letzteres nach und nach mehr den Charakter eines Kranken- und Erziehungshauses erhalte. Die Behandlung wäre dann die gleiche wie im vorigen Falle. Treten einmal Psychosen auf, dann sind die Gefangenen, so lange das Triebleben in unangenehmer Weise sich geltend macht, am besten in einem Adnexe am Strafhause aufgehoben, wo irre Verbrecher behandelt werden, wie ich dies an anderer Stelle (Näcke 6) ausführlich darlegte. Nach Einbusse der bösen Eigenschaften können sie bei Fortbestehen des Irrsinns ruhig einer gewöhnlichen Irrenanstalt übergeben werden. Auf alle Fälle sind aber die verlotterten „Unverbesserlichen“ auf unbestimmte Zeit im Gefängnisse zu behalten. Hier wird, wie wir schon sahen, die Möglichkeit einer Heilung oder wenigstens Besserung noch a priori eher möglich sein, als bei anderen Formen der mor. ins. Cramer (Penta 102) möchte in den seltenen Fällen, wo

man einen pathologischen Hintergrund nicht sicher nachweisen kann, auch für Erwachsene die bedingungsweise Aufhebung der Strafe angewandt wissen.

Bei den gewöhnlichen Fällen unserer drei Kategorien, die natürlich auch im Gefängnisse vorkommen, namentlich unter den Gewohnheitsverbrechern, wird man zunächst die Grundkrankheit zu beheben suchen, was freilich höchstens einmal beim Pseudo-Schwachsinn gelingen dürfte. Die Art der Behandlung wird hier, soweit es sich nicht um Gefangene handelt, die am besten im Adnexe des Strafhauses unterzubringen sind, eine eigene Anstalt sein, ein Zwischending von Gefängniss und Irrenanstalt, mit derselben Behandlung wie früher angedeutet. Voraussetzung ist aber, dass der Gefängnissarzt psychiatrisch so weit vorgebildet ist, um die degenerirten, minderwerthigen Elemente unter den Gefangenen herauszufinden und dass er oder ein wirklicher Psychiater sie in dem Adnex etc. behandelt (Näcke 6). Tritt das Triebleben hier mehr zurück, so wäre auch ihre Behandlung in einer gewöhnlichen Irrenanstalt — wo auch die „syndromes“ der in Freiheit Lebenden eventuell kurirt werden könnten — nicht weiter zu beanstanden, soweit sie natürlich nicht etwa auch depravirt wären. Die koloniale Verpflegung käme für manche Fälle gewiss in Frage, vielleicht könnte sie sogar verallgemeinert werden.



Bisher betrachteten wir nur die „aktiven“, mehr oder weniger antisocialen Fälle und zwar die der unteren Volksschichten. Wie steht es nun, wenn sich solches in gebildeten Ständen ereignet? Dann wird zunächst oft Geld, Protektion etc. Manches längere Zeit hindurch verdecken können, während der Unbemittelte sehr bald ins Gefängniss wandert. Nach erfolglosem Versuche mit verschiedenen Berufsarten wird der Vater eines solchen Unglücklichen versuchen, ihn nach Amerika zu spediren — früher ein sehr beliebter Ausweg! — oder einer Anstalt oder Privatpflege übergeben. Gewisse Privatanstalten, wo Güte mit Strenge sich harmonisch paaren, wie z. B. das Rauhe Haus, sind hierfür gewiss geeignete Stätten, die viele schöne Resultate aufzuweisen haben. So kenne ich z. B. einen jungen Menschen aus anständiger Familie, intelligent und gut von Natur. Derselbe war als Schüler schon offenbar in zweifelhafte, vielleicht päderastische (?) Gesellschaft gerathen, bei mangelnder Aufsicht zu Hause. Er ward lüderlich, faul, schwänzte die Schule, log wie gedruckt, stahl etc., war gegen alle Ermahnungen unzugänglich und zeigte nie Reue. In der Noth schickte die Mutter, eine Wittwe, den Jungen in eine Privatanstalt für Taugenichtse, wo er sich soweit besserte, dass er zu Verwandten nach Auswärts gehen, einen Beruf dort ergreifen konnte und sich, soweit die Nachrichten reichen, gut zu machen scheint. In einem anderen Falle, ein Mädchen betreffend, scheint gleichfalls nach längerem Aufenthalte in einem ähnlichen Institute ein günstiger

Erfolg vorzuliegen. Privatanstalten sind sicher staatlichen Besserungsanstalten im Allgemeinen vorzuziehen, weil sie 1. wegen der geringeren Zahl von Zöglingen besser individualisiren können und 2. wohl auch weniger desperate Schüler aufnehmen. Die staatlichen Besserungsanstalten sind z. T. geradezu als wahre Brutstätten für künftige Verbrecher anzusehen, weshalb mit Recht von autoritativer Seite vorgeschlagen wird, solche Schüler lieber in Kolonien oder noch besser in Privatpflege zu geben.

Am werthvollsten nämlich erscheint die Privatpflege — leider zur Zeit nur für Wohlhabende erreichbar! — doch nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Die Familie muss auf dem Lande leben, nicht zu gross und alle Glieder derselben erwachsen sein. Vor Allem jedoch soll das Oberhaupt rechtlich, religiös, streng und wohlwollend zugleich sein und soviel Zeit übrig haben, dass es sich der speziellen Erziehung des Zöglings widmen kann. Dies geschieht am besten in der Familie eines Landgeistlichen, Försters, Gutsbesitzers u. s. f. Gerade das Landleben mit der gesunden Luft, kräftigen Kost und Aussenarbeit ist hier sehr am Platze. In einem solchen Falle sah ich durchschlagenden Erfolg, In einem andern ward ein leicht schwachsinniger Mensch, der seinen Eltern viel Kummer bereitete, nichts Ordentliches gelernt hatte und wohl zur sog. mor. ins. gezählt werden konnte, einer Privat-Irrenanstalt, dann aber einem Landgeistlichen übergeben, wo er sich sechs Jahre lang vorzüglich hielt, bis er dann plötzlich seinen raptus bekam, durchbrannte, einige Tage herumsoff und hurte, von der Polizei sistirt und der früheren Anstalt zurückgeführt ward, welche ihn sehr bald in eine Staatsanstalt überführen liess. Hier ward er nach einem Jahre entlassen als völlig harmlos, kam in Privatpflege, wo er sich gleichfalls, abgesehen von kleinen Trinkexcessen, gut hielt, jedoch schliesslich aus taedium vitae mit 30 g Chloral sich vergiftete.

Der Pflegevater wird namentlich das Triebleben streng ins Auge fassen müssen, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife und hier jeden Alkoholgenuss prinzipiell verbieten. Je gebildeter, intelligenter der Zögling ist, um so mehr kann die Intelligenz mit zur Kräftigung der Moral herangezogen werden. In Privatpflege soll der Junge kommen, sobald es zu Hause mit ihm absolut nicht mehr gehen will. Fremde Umgebung, fremde Autorität wirken als solche oft schon günstig ein.

Doch auch in der eigenen Familie lässt sich durch scharfe Beobachtung, Güte und Strenge zugleich, viel erreichen. Wo schon der Säugling pathologische Züge aufweist, oder das ganz junge Kind, muss der Hausarzt zugezogen werden. Später sind die Kameraden gut zu wählen, nicht am wenigsten auch auf die Dienstboten, ja sogar Erzieher zu achten, die leicht das Geschlechtsleben zu früh erwecken oder gar in perverse Richtung leiten können (Bloch 101). v. Krafft-Ebing (112)

verlangt, dass man den intimen Verkehr eines belasteten Knaben nur mit einem Geschlechte verbiete, ihn nicht in ein Pensionat bringe, sondern ihn mit anderen Knaben erziehen lasse, und giebt noch weitere Massregeln an, um ja einem vorzeitigen oder perversen Geschlechtstriebe zu begegnen. Die Kinderlektüre ist streng zu überwachen und das Ueberlassen der ganzen Bibel erscheint hierbezüglich bedenklich, wie auch Bloch hervorhebt. An die Möglichkeit der Onanie ist stets zu denken und letztere bei Zeiten zu bekämpfen. Ob hier die hypnotische Suggestion wirklich so nützlich ist, wie Bérillon (100) behauptet, ist wohl noch sehr fraglich, unwahrscheinlicher aber noch mehr der günstige Einfluss derselben bei „perversité morale". Hier wird wohl strenge Zucht und gutes Vorbild besser wirken. Besonders die gefährliche Zeit der Pubertät ist ängstlich zu überwachen und jeder Alkoholgenuss streng zu verbieten. Ist ja schon dem Normalen die Zeit der Geschlechtsreife oft verhängnissvoll und Hellpach (111) meint, es sei sicher, dass eine nicht geringe Zahl vorher ganz gesunder Menschen aus den Jahren der Geschlechtsreife nervös hervorgingen. So kann vielleicht noch Mancher vor späterem Gefängniss oder Irrenhaus bewahrt bleiben und zu einem leidlich brauchbaren Menschen heranwachsen. Während der Geschlechtsreife vergesse man auch nie die Phantasie zu zügeln, nicht am wenigsten durch Kontrolle der Lektüre. Nach Keude (81) werden später die Schwachsinnigen, die „geborenen Verbrecher", durch die Presse in ihrem Thun und Treiben sehr beeinflusst und ähnlich spricht sich Thullié (84) aus.

Bezügl. der Behandlng haben die Autoren im Allgemeinen die gleichen Ansichten wie ich. Namentlich wird vor dem Irrenhause gewarnt, wo solche Kranke nicht hingehören und wo sie sich am wenigsten bessern. Letzteres ist aber nur z. T. wahr, da ich Fälle kenne, wo auch in einer Irrenanstalt wesentliche Besserung eintrat. Mit Recht rühmt H. Ellis (13) die grossartigen Erfolge in Elmira für derartige Fälle, besonders durch angewandte Gymnastik, Massage u. s. f., mag uns dabei auch so manches in der Erziehungsmethode etwas „amerikanisch" vorkommen. Jedenfalls dürfte in den schliesslichen Erfolgen wohl kaum ein anderes Institut damit in Wettbewerb treten. Benedikt (38) meint, dass sich der sog. mor. ins. fürs Zuchthaus eigne, womit wohl nicht immer jeder einverstanden sein wird. Was aber schon in der Privatpraxis durch körperliche Behandlung und pädagogische Erziehung geleistet werden kann, beweist Valentin (86) an einem geheilten Falle. Auch Brunet (58) erhofft viel von einer langen und sachgemässen Erziehung. Vielleicht leistet hie und da auch einmal Suggestion oder solche in der Hypnose Gutes, wenn man auch die sanguinischen Hoffnungen Bérilleri's (100) der aber nur hypnotische Suggestion in gewissen Fällen angewendet wissen will — nicht zu theilen braucht. v. Schrenck-

Notzing (97) berichtet, wie durch Liébault in einem Falle ein normales sittliches Gefühl durch allmähliche suggestive Dressur abgeschwächt wurde. Man könnte also vielleicht auch das Gegentheil erzeugen. Koch (61, 29) verlangt für die sog. mor. ins. weder Irrenanstalten noch Zuchthäuser, sondern besondere Anstalten, wie die meisten auch, so z. B. Deiters (78), Thullié (84), Petit (83). Laquer (87) will mit Recht von den für schwachsinnige Kinder so nöthigen Hilfsschulen die Epileptiker und moralisch Schwachsinnigen fernhalten, weil diese nur einen verderblichen Einfluss auf die anderen haben. Sie sollen nach ihm in Zwangserziehungshäuser kommen. Barr (53) verwirft wieder letztere — wohl mit Recht! — und plädirt für Arbeitskolonien. Sante de Sanctis (88), der grosse Erfahrung bez. Erziehung von Schwachsinnigen besitzt, erklärt, dass die moralische Erziehbarkeit mit der intellektuellen nicht oft parallel laufe. Ziehen (60), gleichfalls eine hierbezügliche Autorität, will solche Kinder in „ärztliche Pädagogien" geben, Arme in Idiotenanstalten, keineswegs aber in Korrektionshäuser. Diese Auslese von Meinungen dürfte wohl genügen. Auf alle Fälle ist es selbstverständlich, dass eine Entlassung der Behandelten im Allgemeinen nicht eher stattzufinden hat, als bis das „redressement moral" gelungen ist. Immerhin dürften aber vorher schon hie und da Beurlaubsversuche angezeigt sein.

Was geschieht aber mit den passiven, harmlosen Fällen des Typus II? Diese können bei Wohlhabenheit ruhig im Elternhause verbleiben, wenn dasselbe die nöthigen Garantien für eine entsprechende Erziehung gewährt. Die Kindereien, Dummheiten werden nicht weiter stören. Schwieriger schon wird es sein, der eventuellen Verschwendungssucht zu steuern und einen passenden Berufszweig zu wählen. Geht es nicht, so muss gleichfalls die Unterbringung in eine Privatanstalt oder in Privatpflege eines Landgeistlichen u. s. f. in Frage kommen. Diese Fälle bieten für Heilung und Besserung im Allgemeinen günstigere Chancen dar, als die „aktiven" Fälle, wie schon früher mitgetheilt ward. Für die Irrenanstalt passen sie meist nicht.

Einer sehr wichtigen Frage wäre endlich noch zu gedenken, die aufzuwerfen gewöhnlich ganz vergessen wird. Wenn diese Desequilibrirten etc., die „moral insanes", heirathen, so lässt sich leicht voraussagen, was aller Wahrscheinlichkeit nach für Kinder solchen Ehen entspriessen werden, zumal bekanntlich Entartete aller Art sich gegenseitig gern anziehen. Da nun Eheverbote für diese Klassen kaum je sich werden durchbringen lassen und da sie zudem sehr illusorisch wirken würden, weil dann um so mehr ausserehelich gezeugt würde, was die traurigsten Folgen hätte, so bleibt nur ein Zweifaches zu thun übrig. Entweder man behält solche Elemente der schlimmsten Art in Gefängnissen oder in anderen Anstalten so lange zurück, bis die

Zeugungskraft wahrscheinlich erloschen ist. Dies wäre, wenn unterdes eine wesentliche Besserung oder gar Heilung einträte, grausam und nicht einmal sicher. Oder aber es liesse sich für bestimmte Fälle, zunächst theoretisch, die Kastration empfehlen, was ich s. Z. eingehend begründet habe (Näcke 10). Dieser radikale Vorschlag ist nicht etwa ohne Weiteres als utopistisch beiseite zu lassen, und ich zweifle nicht daran, dass er dereinst, zuerst wahrscheinlich in Nordamerika, zur Ausführung gelangen wird, da er, meine ich, viel mehr pro als contra aufweist. Wer freilich den durch Ehen von Entarteten aller Art entstandenen Nachwuchs für eine quantité négligeable hält und glaubt, dass die Welt sich von selbst dieser Bedauernswerthen allmählich ohne Schaden zu nehmen entledigt, der braucht keine Vorschläge nach obiger Richtung hin. Ohne zu den socialen Pessimisten zu gehören, meine ich aber doch, dass die Gefahr einer möglichen menschlichen Entartung mit immer grösserer Civilisation eher zu- als abnimmt. Daher soll der sociale Hygieiniker und Prophylaktiker an gewisse Vorkehrungsmittel bei Zeiten hier denken und sich nicht allzusehr auf die Vortrefflichkeit der „besten aller Welten“ verlassen. Ein eigenthümliches Licht hierauf wirft die Bemerkung Leppmann's (113), wonach sociale Ursachen allein nicht die Zunahme der Verbrechen erkläre, sondern die Zunahme der geisteskranken, besonders der geistig minderwertigen Elemente unter den Rechtsbrechern. Es befanden sich in Moabit z. B. 30 % erblich Belasteter, während draussen 1—5 % zu zählen sind. Er glaubt, dass es jetzt mehr Minderwertige unter den Gefangenen gäbe, als früher. Naiv finde ich zu glauben, wie Koster (114) es thut, dass „Hebung des moralischen Bewusstseins, welche dem Degenerirten die Fortpflanzung verbietet“, wirklich möglich ist.

## Aetiologie.

Die Fälle, die wir zunächst im Auge hatten und schematisch darstellten, sind nur die angeborenen, die eigentlichen Fälle von sog. mor. ins. Neben ihnen giebt es jedoch bekanntlich eine grosse Menge später erworbener, also sekundärer Fälle, die am besten auszuschalten sind. Bekannt ist ja, dass nach allen möglichen körperlichen Leiden, noch mehr aber nach psychischen, vorübergehend, bisweilen auch andauernd, Gefühls-Defekte aller Art sich ausbilden, die den primären Fällen von mor. ins. äusserlich sehr nahe stehen können. Die Aehnlichkeit wird noch täuschender, wenn der Intellekt dabei gar nicht oder kaum gelitten zu haben scheint. Dann ist die Differentialdiagnose oft nicht leicht und nur eine genaue Anamnese kann hier vor Irrthum bewahren. Bekannt ist namentlich, dass fast jeder Irre während seines Leidens ethisch mehr oder minder verkümmert, fast ausnahmslos wohl

bei chronischen Formen. Noch mehr ist dies der Fall bei Epilepsie, Hysterie, nach Kopfverletzungen und besonders im Verlauf von Alkoholismus und anderen chronischen Vergiftungen. Aber auch alle langdauernden Körperleiden, insbesondere die organischen Gehirnkrankheiten werden mehr oder minder von Gemüthsdefekten begleitet. Dies geschieht ja schon physiologischerweise im Alter, im Klimakterium, wenn auch meist nur leise angedeutet. Ganz einzig und deshalb psychologisch bedeutsam ist die Selbstbeobachtung von Baelz (50), der bei einem furchtbaren Erdbeben in Japan urplötzlich in seinem Innern alles höhere Gefühlsleben erloschen fand, alles Mitgefühl für andere, selbst das Interesse für seine bedrohte Familie und für sein eigenes Leben und dies bei völlig klarem Verstande. Er fühlte sich ganz als „Herrenmensch“. Dieser Zustand, der der mor. ins. sehr ähnelt, war aber ebenso schnell verschwunden, als er gekommen war.

Bei den primären Fällen von sog. moral insanity besteht meist mehr oder weniger erbliche Belastung, von väterlicher, mütterlicher Seite oder von Seiten beider Eltern, oder Grosseltern, eventuell auch in Nebenlinien und zwar als Geistes-Nervenkrankheit, Apoplexie, Alkoholismus, Selbstmord, Epilepsie, vielleicht auch Verbrechen, wozu man auch nach dem Vorschlage der Franzosen noch die Tuberkulose und die chronisch-rheumatischen Affektionen, besonders die Gicht zu rechnen hätte. Nach Manheimer (44) soll namentlich gern eine „hérédité hystérique et épileptique“ sich vorfinden. Es könnte vielleicht auch einmal Zeugung während des Rausches für die Kinder solche schlimme Folgen haben, doch ist der wissenschaftliche Nachweis eines derartigen Zusammenhanges, wenn überhaupt möglich, hier, wie auch sonst, unendlich selten zu führen, trotzdem ein solcher leichtsinnigerweise ohne Spur von Beweisführung von vielen Autoren für das Entstehen von Idiotie, Epilepsie etc. vorgebracht wird. Freilich kommen auch Fälle vor, wenn auch selten, wo jede erbliche Belastung fehlt, und dann hat man nach anderen Ursachen zu fahnden. Diese könnten schon in der Ernährungs- und Lebensweise der stillenden Mutter liegen, besonders wenn sie unter schweren, gemüthlichen Affekten die Schwangerschaft durchzumachen hatte. Auch an die vielen Gefahren des partus ist zu denken. Lange Wehendauer, Krampfwehen, enges Becken, Zange, Nabelschnurumschlingung, nachfolgender Kopf etc. können das kindliche Gehirn schwer gefährden, noch mehr natürlich, wenn erbliche Belastung zutritt. Gerade diese Punkte bez. der Schwangerschaft der Mutter und der Entbindung sind z. Z. bei den moral insanes noch wenig untersucht und sind doch sehr wichtig. Einen merkwürdigen Fall von Häufung vieler schädlichen Momente erzählt Barr (53). Ein ganz jugendlicher Verbrecher war schwer erblich belastet, schwer entbunden worden, hatte wiederholt Meningitis und alle möglichen Kinderkrankheiten durchgemacht. Er

war geistig und ethisch zurückgeblieben und wies körperliche und psychische Stigmata auf.

Auch unzweckmässige Ernährung und Hygienie im Kindesalter, ferner die verschiedenen, besonders infektiösen Kinderkrankheiten oder gar früher Alkoholgenuss sind zu fürchten. Nicht am wenigsten wirkt aber eine nachtheilige, verkehrte Erziehung. Letztere ist oft gerade häufig in Familien, wo Geistes-, Nervenkrankheiten, Epilepsie etc., besonders aber Alkoholismus zu Hause sind. Die Autorität der Eltern ist hier mangelhaft, das Beispiel schlecht und so ist krankhaften Keimen der günstigste Boden zum Wuchern gegeben. Wir wissen zudem, dass Psychopathen sich gern sexuell anziehen und bei einer solchen Heirath muss die Belastung natürlich eine stärkere und die Erziehung eine traurigere werden, als sonst. Am schlimmsten damit bestellt ist es freilich bei unehelichen Kindern, die man namentlich unter den Gewohnheitverbrechern und Huren so oft antrifft. Waren doch z. B. unter 18000 Gewohnheitsverbrechern nach Leppmann (113) 2000 unehelich geboren und 6000 hatten vor dem 6. Jahre Mutter oder Vater oder beide verloren! Dass aber, wenn die Erziehung in der Familie mangelhaft ist, diese durch eine strengere Zucht in der Schule oder Lehre rektifiziert würde, dürfte gewiss nur selten sich ereignen, wenn das Kind nicht schon frühzeitig ganz aus dem elterlichen Hause genommen wird.

Später kommt noch der verderbliche Einfluss des erwachenden Geschlechtstriebes hinzu. Die Pubertät als solche kann aber auch erst im weiteren Verlaufe — wohl aber nur auf präpariertem Boden — die Erscheinungen der mor. ins. zeitigen, wie dies besonders Marro (49) schildert, Fälle, die aber nicht mehr den primären zuzuzählen sind. Die schlimmen Pubertätserscheinungen können jedoch auch nur vorübergehend sein. Der Schaden, den die Zeit der Geschlechtsreife mit sich bringt, ist um so grösser, als ja gerade in dieser Zeit die höheren ethischen Vorstellungen sich entwickeln und befestigen, durch eine Störung also dieser Verlauf aufgehalten wird. Dies geschieht wahrscheinlich meist durch eine Form der Dementia praecox, die eventuell so leicht verlaufen kann, dass sie dann übersehen wird. (Scholtens 51). Penta (52) sah wiederholt solche leichte Fälle von Dementia praecox in Gefängnissen auftreten und ethische Defekte zurücklassen. Nach Garnier (54) zeigt der jugendliche Verbrecher [1]) in der Kindheit oft keine ausgeprägte Perversität, wohl aber später, woran wahrscheinlich ausser Verführung, Pubertät und Gefängnissleben hauptsächlich gleichfalls eine Dementia praecox verantwortlich zu machen ist, wie ich glaube. Rudin (55) erwähnt in ähnlicher Weise räthselhafte Fälle plötzlicher ethischer

[1]) Garnier bearbeitete das Material von Paris.

Depravation, welche sich in Vagabundiren, Betteln, ja Stehlen kundgiebt. Näheres Zusehen zeigt, dass die Betreffenden in der Freiheit eine leichte Katatonie durchgemacht hatten, die sich im Gefängnisse wiederholte oder auch hier zum ersten Male ausbrach. Dann war also die plötzliche Veränderung des Charakters Vorläufer oder schon Zeichen der beginnenden Erkrankung. Sehr merkwürdig ist ein Fall Tirelli's (56), ein junges Mädchen betreffend, wo ein angeborener moralischer Defekt vorlag, mit der Pubertät aber nicht nur noch mehr hervortrat, sondern auch ausgesprochener Intelligenzdefekt sich bemerkbar machte, der früher nur wenig vorhanden war. Alles das sind aber nur sekundäre Fälle von mor. ins.

Ausdrücklich will ich jedoch betonen, dass bisweilen alle die verschiedenen, oben angeführten Momente wirklich — nicht bloss scheinbar — fehlen. Wir sehen dann z. B. in einer vortrefflichen, nicht belasteten Familie mitten unter guten, streng erzogenen Kindern, bei demselben Milieu, plötzlich ein räudiges Schaf erstehen. Woher diese Anomalie? Hier kann weder die Abkunft, noch Geburt, Erziehung etc. schuld sein. Das sind gerade die ätiologisch reinsten und interessantesten Fälle, welche vor Allem die ungeheure Rolle der Individualität dem Milieu gegenüber deutlich beweisen, weil hier das letztere ziemlich klar und rein vor uns liegt. Man wird in solchen räthselhaften Fällen auf etwaige zurückliegende kranke oder böse Vorfahren zurückkommen können, die ihre schlechten Keime vererbten — eine sehr billige und luftige Hypothese. Oder aber gar die sog. „Keimfeindschaft der elterlichen Zeugungskeime“ heranziehen, eine ebenso kühne, als unbewiesene These. Also: ignoramus!

Die Genese der so überaus häufigen Pseudo-Fälle von mor. ins. durch Verführung, Verlotterung bei an sich gutem oder leidlichem Naturell, die also eigentlich sekundär, aber nicht wie diese pathologisch bedingt sind — obgleich auch hier eine gewisse Disposition zur Verführung etc. vorhanden sein muss — haben wir schon früher berührt. Endlich sei noch bemerkt, dass nach Svetlin (62) die mor. ins. bei Frauen seltener als bei Männern anzutreffen ist und häufiger erworben als angeboren und besonders zur Prostitution führt. Inwieweit diese Angaben den Thatsachen entsprechen, vermag ich nicht zu sagen.

## Forensische Bedeutung.

Zum Schlusse wollen wir auch diese kurz betrachten. Wir haben es hier fast allein mit dem aktiven, gemeingefährlichen Typus I zu thun, dem von den Autoren meist einzig als mor. ins. bezeichneten — Longard (89) z. B. behauptet, moral insanes seien stets antisocial — da der Passive kaum einmal mit dem Strafgesetz in Konflikt geräth. Schon

aus unserer Darstellung des 1. Typus ergab sich, dass allerlei Delikte in Frage kommen können, speciell Diebstähle, Betrügereien, sexuelle Vergehen etc., aber auch schwere Attentate gegen die Person. Wie steht es nun mit der Zurechnungsfähigkeit? Unsere drei Klassen der sog. mor. ins. gehören mindestens zum Gebiet des „borderland", sind also auf alle Fälle als vermindert zurechnungsfähig zu bezeichnen. Dabei hat die Expertise zu erweisen, ob nicht im konkreten Falle einmal wirkliche, deklarirte Psychose und damit Unzurechnungsfähigkeit vorliegt, wie z. B. bei einem psychischen syndrome eines Degenerirten, bei ausgesprochenerem Schwachsinn oder wirklichem cirkulärem Irresein. Bei nur angedeuteter Form solcher Leiden braucht man aber noch nicht ohne Weiteres Unzurechnungsfähigkeit auszusprechen. Wesentlich wird hierbei immer der Grad des Trieblebens entscheiden, der leider immer bloss sehr grob abgeschätzt werden kann. Ist er stark ausgeprägt und sehr häufig auftretend, so muss unbedingt die volle Unzurechnungsfähigkeit bejaht werden.

Unter den so zahlreichen „Unverbesserlichen" der Gefängnisse werden viele einer unserer drei Gruppen von mor. ins. angehören. Sie fallen also unter die oben aufgestellten Gesichtspunkte. Die übrigen Gewohnheitsverbrecher dagegen, wohl die Mehrzahl, welche mehr Produkte der Verwahrlosung sind, als ein Opfer des endogenen Faktors, wird man z. Z. als zurechnungsfähig erachten müssen. Was endlich die unendlich seltenen, aber vielleicht immerhin möglichen Fälle von echter mor. ins. anbetrifft, so wird man sie als hochgradige Entwickelungshemmung oder pathologisches Produkt hinstellen und demzufolge hier die völlige Unzurechnungsfähigkeit aussprechen. Dies im Gegensatze zur Meinung von H. Ellis (13) wenn er sagt: „The moral imbecile is not insane, and cannot properly come within the alienist's province. He is a criminal..."

Ich kann daher Aschaffenburg (Hoche 63) nicht beistimmen, wenn er in solchen Fällen, wo also eine anderweitige Psychose mit Sicherheit auszuschliessen ist, sagt, es bliebe de lege lata nichts anderes übrig, als diese Personen für zurechnungsfähig zu erklären. Ich glaube doch, dass man dem Richter klar machen kann, wie solche angeborene, hochgradige, ethische Defekte mindestens einem intellektuellen Defekt gleich zu achten sind, oder, wo ein solcher Defekt nur scheinbar besteht, das Triebleben aber der wahre Grund der Unmoralität ist, dann eben dieses Wuchern des primären Ichs sich pathologisch erweist.

Es finden sich daneben wohl aber stets noch weitere pathologische Züge, die demonstrirt werden können oder aus der Anamnese sich ergeben. Dies ist z. B. bei dem von mir bisher als relativ reinstes Beispiel von mor. ins. betrachteten Kranken Bleuler's der Fall. Sommer (72) meint, dass in denjenigen Fällen, wo weder eine bestimmt charakterisirbare

Grundkrankheit, noch ein „subjektives Pathos“ vorhanden ist, der unmoralische Zustand trotzdem dann als krankhaft zu bezeichnen ist, wenn 1. derselbe schon sehr früh auftrat und 2. Selbstschädlichkeit der unmoralischen Handlungen sich zeigt, womit dann die Unzurechnungsfähigkeit ausgesprochen ist. Dann habe man das Recht, von einem angeborenen moralischen Schwachsinn im engeren Sinne zu reden. Ob aber immer die „Selbstschädlichkeit“ ein so wichtiges Zeichen ist, möchte ich doch einigermassen bezweifeln.

Wichtig ist eine Bemerkung Siemerling's (59) und anderer, dass in den gesetzwidrigsten Handlungen und in den schwersten Verbrechen an sich noch kein Beweis von moralischem Irrsinn oder Schwachsinn liegt. Hier hat allein das Motiv der That, besser gesagt noch: die Gesammtpersönlichkeit zu entscheiden. Nach Sommer (72) ist es manchmal zweifelhaft, ob auf einen unmoralischen Zustand der Begriff der Krankheit anzuwenden ist oder nicht. Dies wird wohl nur selten eintreten und dann soll man eher für verminderte Zurechnungsfähigkeit, als für Unzurechnungsfähigkeit sich entscheiden.

Auf keinen Fall sollte aber das Unterscheidungsvermögen von Recht und Unrecht an sich den Ausschlag geben. Manche Juristen freilich denken hierüber anders. So sagt z. B. Lenz (41): „Es genügt uns zur Annahme der Zurechnungsfähigkeit vollkommen, wenn bei solchen moralisch Irrsinnigen das Strafbarkeitsbewusstsein nur in einem formellen Wissen von Recht und Unrecht besteht, dessen tiefere ethische Begründung eben unverständlich bleibt“. Und ähnlich spricht sich nach ihm auch Prof. Merkel aus. Darnach wären also die meisten Fälle der sogenannten mor. ins. — unserer drei Kategorien — zurechnungsfähig, da das formelle Wissen von Recht und Unrecht wohl Allen eignen dürfte. Der Jurist aber, der nicht am Buchstaben klebt, wird doch wohl sagen müssen, dass die Begriffe von Gut und Schlecht nicht blos angelernt, angeflogen, sondern wirklich in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen. Letzteres zu erweisen ist freilich schwerer als das blosse formelle Wissen hiervon und meist nicht die Sache des Richters, sondern des Psychiaters.

Von den sekundären Fällen von mor. ins. sehe ich hier ab, da deren Unzurechnungsfähigkeit resp. verminderte Zurechnungsfähigkeit aus dem primären Krankheitszustande sich ergeben wird.

Es ist endlich klar, dass in der schwierigen Frage der Zurechnung einer That immer viel Subjektives liegen muss, weshalb nur gewisse Orientirungslinien gezogen werden konnten. Die ganze leidige Angelegenheit wird aber in Wegfall kommen, wenn es dereinst, wie wir Alle hoffen — und darauf stets mit wachsender Energie hingewiesen zu haben bleibt ein unvergängliches Verdienst der positiven italienischen

Schule — sich nur um Schutz der Gesellschaft den Uebelthätern gegenüber handeln wird, und damit um Internirung des Rechtsbrechers auf unbestimmte Zeit, eventuell bis an seinen Tod, anderseits um rationelle Behandlung des Delinquenten. Wenn erst das Gefängniss zu einer Art von Krankenhaus und Erziehungsanstalt geworden ist, dann fällt von selbst die heikle und im Grunde vielleicht nur rein metaphysische, daher unlösbare Frage nach der Willensfreiheit; damit wird auch die Nebensache nicht mehr über der Hauptsache vergessen werden. Bis dahin fliesst aber noch viel Wasser in das Meer und wir werden uns unterdessen mit Flickwerk, mit Kompromissen begnügen müssen, die jedoch auch nicht zu verachten sind, so lange sie eine ansteigende Linie des Forschritts bezeichnen.

---

# Bibliographie.

1. **Näcke**: Die sog. „Moral insanity" und der praktische Arzt. Aerztl. Sachverständigen-Zeitung 1895, Nr. 13.
2. **Näcke**: Zur Lehre der sog. Moral insanity. Neurologisches Centralblatt 1896, Nr. 11.
3. **Näcke**: Weiteres zum Kapitel der Moral insanity. Ibidem 1896, Nr. 15.
4. **Näcke**: Kritisches zur Lehre der „Moral insanity". Psychiatr. Wochenschrift 1899, Nr. 13.
5. **Näcke**: Drei kriminal-anthropologische Themen: darunter: 2. Giebt es z. Z. praktische Mittel und Wege, um Intellekt, Affektsphäre und Moral zu messen? etc. Archiv für Kriminal-Anthropologie etc. 6. Bd., 3. u. 4. H. (1901).
6. **Näcke**: Die Unterbringung geisteskranker Verbrecher. 1902 Marhold, Halle.
7. **Näcke und Steinitz**: 7 Tage lang anhaltende, völlig und plötzlich nach Chloroform-Asphyxie eingetretene Aufhellung des Geistes bei einer sekundär verwirrten Geisteskranken. Irrenfreund Nr. 11 u. 12, 1901 (49. Bd.).
8. **Näcke**: Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe, mit Ausblicken auf die Kriminalanthropologie überhaupt. Wien und Leipzig, Braumüller 1894.
9. **Näcke**: Die forensische Bedeutung der Träume. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 5. Bd. 1900.
10. **Näcke**: Die Kastration bei gewissen Klassen von Degenerierten als ein wirksamer socialer Schutz. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 3. Bd., 1, u. 2. H. (1899).
11. **Nissl**: Hysterische Symptome bei einfachen Seelenstörungen. Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychose 1902, Jan.
12. **Störring**: Vorlesungen über Psychopathologie etc. Leipzig, Engelmann 1900.
13. **Havelock Ellis**: The Criminal. 3° edition, London 1901.
14. **Tiling**: Die Moral insanity beruht auf einem excessiv sanguinischen Temperament. Zeitschr. f. Psych. etc. Bd. 57 (1900).
15. **Müller**: Ueber moral insanity. Archiv für Psych. etc. Bd. 31, Heft 1 (1898).
16. **Berze**: Ueber moralische Defektzustände. Jahrbücher für Psych. u. Neurol. 1896.
17. **Sioli**: Ueber die Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 57.
18. **Buchholz**: Referat über Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. Bd. 57, p. 122 und ausführlich ibidem p. 340 (1900) unter dem Titel: Ueber die Aufgaben des ärztlichen Sachverständigen bei der Beurtheilung Imbeciller.

19. Alvarez Raimondes: Moral Insanity. Rio de Janeiro 1901. Nach Ref. Lombroso's im Archivio di psichiatria etc. 1901, p. 499.
20. In Anales del laboratorio de criminologia, I. 1899—1900. Madrid 1900.
21. Schulze: Ueber moral insanity, Berlin 1901. Dissert.
22. Zur Frage des moralischen Irreseins. Aerztliche Monatsschrift 1898, Nr. 12. Ref. über eine Sitzung des forensisch-psychiatr. Vereins zu Dresden. Ebenso in Allgem. Zeitschr. f. Psych. etc. 1898.
23. Tille: Von Darwin bis Nietzsche. Leipzig, Naumann 1895.
24. Scholz: Die Charakterfehler des Kindes. Leipzig, Mayer.
25. Rassier: De la valeur du témoignage des enfants en justice. Lyon, Storck.
26. Römer: Ueber psychopathische Minderwerthigkeiten des Säuglingsalters. Med. Corresp.-Bl. des Württembergischen ärztl. Lokalvereins 1891.
27. Möbius: Stachyologie. Leipzig, Barth 1901.
28. Salillas: La teoria basica (Bio-Sociologia). Madrid 1901, 2. Bd.
29. Koch: Abnorme Charaktere. Wiesbaden, Bergmann 1900.
30. Wundt: Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 3. Aufl., Hamburg und Leipzig 1897.
31. Ammon: Zur Anthropologie Norwegens. Centralbl. f. Anthropol. etc. 1900. Heft 3.
32. Morselli: Manuale di semejotica delle malattie mentali. Milano, Vol. I a II.
33. Stern: Ueber Psychologie der individuellen Differenzen. Leipzig, Barth 1900.
34. del Greco: Sui delinquenti pazzi. Rivista mensile di freniatria etc. 1900.
35. Marty: Tempérament et délinquance. Archives d'anthrop. criminelle 1900.
36. Schultze: Psychologie der Naturvölker. Leipzig, Veit 1900.
37. Darwin: Die Abstammung des Menschen. Leipzig, Reclam.
38. Benedikt: Juristische Briefe. Oesterreich. Gerichtszeitung 1900.
39. Lubbock: Die Entstehung der Civilisation etc. Deutsch von Passow. Jena 1875.
40. Tracy: Psychologie der Kindheit. Uebersetzt von Stimpfl. Leipzig 1899.
41. Lenz: Die geisteskranken Verbrecher im Strafverfahren und Strafvollzuge. Blätter für Gefängnisskunde 1900.
42. Conrad: Vagabundiren mit Vagabunden. Archiv für Kriminalanthropol. etc. 8. Bd., 3. H., 1902.
43. Wernicke: Grundriss der Psychiatrie. Leipzig, Thieme 1900.
44. Manheimer: Les troubles mentaux de l'enfance. Paris 1899.
45. Henneberg: Beitrag zur forensischen Psychiatrie. Beeinflussung einer grösseren Anzahl Gesunder durch einen geisteskranken Schwindler (Pseudologia phantastica). Charité-Annalen 26. Jahrg.
46. Finzi: Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten. Wiesbaden, Bergmann 1900.
47. Penta: Delinquenti e delitti primitivi. Rivista mensile di psich. for. etc. 1901, p. 221.
48. Cramer: Gerichtliche Psychiatrie. Jena, Fischer, 2. Aufl., 1900.
49. Marro: La pubertà etc. seconda edizione. 1900 Torino.
50. Baelz: Ueber Emotionslähmung. Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie etc. Bd. 58, H. 4, p. 717.
51. Scholtens: Over de combinatie van dementia paralytica met andere psychosen. Diss. Groningen 1900.
52. Penta: Alcuni appunti sulle pazzie dei carcerati. Rivista mensile di psich. for. etc. 1900.

53. Barr: Samuel Henderson, murderer: responsible or irresponsible? The Alienist and Neurologist 1900.
54. Garnier: La criminalité juvénile. Archives d'anthropologie criminelle etc. 1901, p. 576.
55. Rüdin: Ueber die klinischen Symptome der Gefängnisspsychosen. Allgem. Zeitschrift f. Psych. etc. 58. Bd.
56. Tirelli: Un caso di arresti moltiplici di sviluppo. Annali di freniatria etc. 1900, p. 149.
57. Koch: Die psychopathischen Minderwerthigkeiten. Ravensburg 1893.
58. Brunet: L'idiotie morale etc. et sa fréquence dans la descendence des aliénés. Revue de psych. 1900, p. 344.
59. Siemerling: Ueber die Entwickelung der Lehre von den geisteskranken Verbrechern. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 57.
60. Ziehen: Geisteskrankheiten des Kindesalters etc. Berlin, Reuther und Reinhard 1902.
61. Koch: Kurzgefasster Leitfaden der Psychiatrie. Ravensburg 1889.
62. Svetlin: Ueber moral insanity. Wiener med. Wochenschrift 1899.
63. Hoche: Handbuch der gerichtl. Psychiatrie etc. Berlin 1901.
64. Kräpelin: Psychiatrie. 6. Aufl., Leipzig 1899.
65. Piepers: La notion du crime au point de vue évolutioniste. 5° Congrès d'anthrop. criminelle international, tenu à Amsterdam en 1901.
66. Mac Donald: Experimental studies of children etc. Washington 1900.
67. Pelanda e Cainer: I pazzi criminali al manicomio di Verona nel decennio 1890—99. Torino 1902.
68. Luzzato: Intorno al concetto di normalità. Archivio di psich. etc. 1900, p. 251.
69. Steinmetz: L'éthnologie et l'anthropologie criminelle. 5° Congrès international d'anthrop. crim. tenu à Amsterdam en 1901.
70. Agostini: Considération sur l'inéfficacité de la peine chez les criminels vrais. Revue de psychiatrie etc. 1899.
71. Munk: Ueber die Ausdehnung der Sinnessphären in der Grosshirnrinde. 3. Mittheilung (Schluss). Sitzungsberichte der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1901, XLVIII.
72. Sommer: Diagnostik der Geisteskrankheiten. 2. Aufl., Berlin und Wien 1901.
73. Modica e Andenino: Azione dei lobi prefrontali sugli scambi organici. Analogie col ricambio nella pazzia morale. Archivio di psich. etc. 1901, p. 398.
74. Féré: Le sadisme aux courses de tauraux. Revue de médecine 1900.
75. Garnier etc.: Consultation médico-légale sur un cas d'hystéro-traumatisme. Revue de psych. 1901, p. 210.
76. v. Schrenk-Notzing: Die Frage nach der verminderten Zurechnungsfähigkeit etc. Archiv für Kriminalanthrop. etc. 8. Bd. 1. H.
77. Clouston: Clinical lectures on mental diseases. London 1892, 3° edition.
78. Deiters: Beitrag zur gerichtsärztlichen Beurtheilung der höheren Stufen der Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 35, p. 135.
79. Penta: Contributo clinico e medico-legale alla connoscenza dei disturbi psichici nella epilessia. Rivista mensile di psich. per. etc. 1900, p. 253, Note.
80. Penta: Lezioni di psichiatria. Napoli 1900 (hektographirt).
81. Kende: Die Entartung des Menschengeschlechtes etc. Halle, Marhold 1902.
82. Berze: Ueber Trinkerversorgung etc. Monatsschrift für Gesundheitspflege, 1901, Nr. 9 und 10.
83. Petit; D'une classe de délinquants intermédiaire aux aliénés et aux criminels. 1900, thèse. Nach Ref. in Revue de psychiatrie 1900.

84. Thullié: Le dressage des jeunes dégénérés ou orthophrénopédie. Paris, Alcan 1900. Nach Ref. in Revue de psichiatrie 1900, p. 316.
85. Berkhan: Der gegenwärtige Stand der Lombroso'schen Lehre vom anthropologischen Typus des geborenen Verbrechers. Globus Nr. 6, 1900. Nach Ref. in der Psychiatr. Wochenschrift 1900, Nr. 36.
86. Valentin: Troubles du sens moral et du caractère chez un dégénéré hérédo-alcoolique: traitement et guérison. Revue de psychiatrie 1899.
87. Laquer: Die Hilfsschulen für schwachbefähigte Kinder, ihre ärztliche und sociale Bedeutung. Wiesbaden 1901.
88. Sante de Sanctis: Educabilità dei frenastenici. Nach Ref. in Rivista mensile di psich. for. etc. 1901, p. 304.
89. Longard: Geisteskrankheiten bei Gefangenen. Psychiatr. Wochenschrift 1901, Nr. 39.
90. Binswanger: Ueber die Beziehungen des moralischen Irrsinns zu der erblich degenerativen Geistesstörung. Sammlung klinischer Vorträge von Volkmann 1887, Nr. 299.
91. Mendel: Moral insanity. Artikel in Eulenberg's Realencyklopädie der gesammten Heilkunde. 2. Aufl., Bd. XIII.
92. Baer: Der Verbrecher etc. 1893, Leipzig.
93. Bleuler: Ueber moralische Idiotie. Vierteljahrsschrift für gerichtl. Medicin etc. 1893 (?), Separatabdruck.
94. Tiling: Ueber angeborene moralische Degeneration oder Perversität des Charakters. Allgem. Zeitschr. für Psych. Bd. LII.
95. Kurella: Naturgeschichte des Verbrechers. Stuttgart 1893.
96. Kleudgen: Ueber das sog. moralische Irresein (moral insanity). Vierteljahrsschrift f. gerichtl. Medicin 1896 (?), Separatabdruck.
97. v. Schrenck-Notzing: Die gerichtlich-medicinische Bedeutung der Suggestion. Archiv f. Kriminalanthropologie 5. Bd., 1900.
98. Kornfeld: Geistesstörungen in englisch-amerikanischer Rechtsprechung. Archiv für Kriminalanthrop. etc. 5. Bd. (1900), p. 209.
99. Hitzig: Alte und neue Untersuchungen über das Gehirn II. Archiv für Psychiatrie etc. 35. Bd., 1902.
100. Bérillon: Les applications de l'hypnotisme à l'éducation des enfants vicieux ou dégénérés. Compte rendu du 5° Congrès international d'anthropologie criminelle, tenu du 9 au 14 sept. 1901 à Amsterdam.
101. Bloch: Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis. I. Theil, Dresden, Dohrn 1902, 272 Seiten.
102. Siehe Rivista mensile di psich. for. etc. 1902, p. 52 ss.
103. Schuppe: Der Zusammenhang von Leib und Seele etc. Wiesbaden, Bergmann 1902.
104. Stern: Ueber positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts etc. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 9. Bd. (1902), p. 23.
105. Wachenfeld: Homosexualität und Strafgesetz. Leipzig, Dieterich 1901.
106. Otto Gross: Zur Phylogenese der Ethik. Archiv für Kriminalanthropol. etc. 9. Bd. (1902), p. 100.
107. Rohleder: Vorlesungen über Sexualtrieb und Sexualleben des Menschen. Berlin 1901, Fischer.
108. v. Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis. 11. Aufl., Stuttgart 1902.
109. Eulenburg: Der Marquis de Sade. Vortrag, Dresden, Dohrn 1901.
110. Rémond et Lagriffe: De la valeur sociale des dégénérés. Annales médico-psychologiques 1901.

111. Hellpach: Sociale Ursachen und Wirkungen der Nervosität. Politisch-anthropolog. Revue 1902, p. 126.
112. v. Krafft-Ebing: Ueber sexuelle Perversionen. Deutsche Klinik am Ende des 20. Jahrhunderts 1901.
113. Leppmann: Die Eigenart des heutigen gewerbsmässigen Verbrecherthums. Mittheilungen der International.-kriminalist. Vereinigung 1901, p. 149.
114. Nach Notiz in der „politisch-anthropologischen Revue“, 1902, p. 149.
115. v. Kries: Ueber die materiellen Grundlagen der Bewusstseins-Erscheinungen. Mohr, Tübingen und Leipzig 1901.
116. Kluge: Männliches und weibliches Denken. Halle, Marhold 1901.
117. Brahn: Gehirnforschung und Psychologie. Politisch-anthropolog. Revue 1902, p. 8.
118. Reibmayr: Ueber den Einfluss der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung. Ibidem p. 21.
119. Ziehen: Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben. Leipzig, Barth 1902.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XIX.

# SADISMUS

UND

# MASOCHISMUS

VON

DR. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

# Sexualleben und Nervenleiden.

Die

## nervösen Störungen sexuellen Ursprungs.

Nebst einem Anhang über

## Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie.

Von

Dr. **Leopold Loewenfeld,**
Specialarzt für Nervenkrankheiten in München.

**Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.**

*Preis: M. 5.—.*

Inhaltsübersicht:

# Inhalt.

GRENZFRAGEN
DES
NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND Dr. med. H. KURELLA
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

NEUNZEHNTES HEFT:

# SADISMUS
UND
# MASOCHISMUS

VON

Dr. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

# SADISMUS

UND

# MASOCHISMUS

VON

DR. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

---

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

## Erklärung und Ableitung der Begriffe „Sadismus“ und „Masochismus“. Ihr Wesen, ihre Bedeutung. Active und passive Algolagnie.

Zu den merkwürdigsten, vom individual-psychologischen und sociologischen Standpunkte gleichermafsen interessanten psychosexualen Abnormitäten gehört unzweifelhaft jene eigenartige Vermischung von Wollust und Grausamkeit, die wir im Hinblick auf einen ihrer jedenfalls markantesten Typen, ihren in Theorie und eigener Lebenspraxis bewährtesten, meistgenannten literarischen Vertreter als **„Sadismus“** bezeichnen.

Freilich drängt sich beim Versuche einer schärferen Begriffsbestimmung sofort die Schwierigkeit auf, dass der Ausdruck „Sadismus“, der von französischen Autoren, Volksgenossen des Marquis de Sade, ursprünglich geprägt und bei uns durch Krafft-Ebing's vielverbreitete Psychopathia sexualis in Curs gesetzt wurde, in der französischen und deutschen Literatur keineswegs in derselben Bedeutung oder wenigstens nicht in dem nämlichen Begriffsumfange Geltung erlangt hat. In der französischen Literatur gilt dieser Ausdruck vielfach als Collectivbezeichnung für eine recht ansehnliche Zahl psychologisch wohl in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse stehender, aber in ihren Aeusserungen und Erscheinungsweisen überaus heterogen gestalteter psychosexualer Abnormitäten oder „Perversitäten“ — deren männliche oder weibliche Träger man demgemäss als Sadisten („sadistes“), deren hierhergehörige Handlungen man als sadistische oder sadische Acte („actes sadiques“) bezeichnet. Das Wort „Sadismus“ wird dabei fast gleichwerthig mit der weitestgehenden „Abirrung des Geschlechtssinnes“ (aberration du sens génésique) im Sinne von Moreau de Tours, dem Schöpfer dieser vielgebrauchten und missbrauchten Bezeichnung. In diesem Sinne finden wir es, um nur einzelne literarische Beispiele hervorzuheben, in dem inhaltreichen Werke von A. Coffignon (la corruption à Paris; 22. Capitel: „le sadisme“ pag. 315 ff.) und ebenso bei Leo Taxil (la corruption fin de siècle,

nouvelle édition, Paris 1894; „le sadisme“ pag. 213 ff.). Coffignon reiht in die Schar der „sadistes“ als der geistigen Abkömmlinge des „berühmten Marquis“ alle in der Liebe Blasirten, nach einer neuen Sensation lüstern Haschenden, die Erotomanen, die „maniaques en amour“; er kommt so zur Aufstellung von drei Hauptgruppen, den „blasés“, den „monomanes“ und endlich den „passionels“, unter denen sich aber nur die letzteren mit dem bei uns gebräuchlichen Begriffe des „Sadismus“ einigermafsen decken, indem sie sich ihrer „Passion“ entsprechend in gewaltsamen Handlungen bethätigen und dabei entweder in den Leiden Anderer Befriedigung finden, oder aber (gleich unseren „Masochisten“) auch durch selbsterlittenen, selbstempfundenen Schmerz geschlechtlich erregt werden. Wenn Coffignon freilich ausser dem Flagellantismus auch die „Sodomie“ mit Frauen und die Päderastie hierher rechnet, hat er den Begriff des Sadismus — auch abgesehen von der Einbeziehung des Masochismus — weit über die bei uns anerkannten Grenzen hinaus willkürlich ausgedehnt und eigentlich jedes festeren thatsächlichen Criteriums beraubt, so dass im Grunde nur der ziemlich vage Zug des krankhaft Leidenschaftlichen (Passionellen) als gemeinsamer Ausgangspunkt oder verbindendes Merkmal der darunter befassten geschlechtlichen Verirrungen zurückbleibt.

Entgegen dieser zu völliger Verwaschenheit und Verflüchtigung führenden Ueberdehnung des Begriffes hat Krafft-Ebing bereits in den älteren Auflagen seiner Psychopathia sexualis eine allerdings eng umgrenzte, aber in dieser Umgrenzung anscheinend scharfe und folgerichtige Definition des „Sadismus“ geschaffen. Danach ist „Sadismus“ eine Form sexualer Perversion,

> „welche darin besteht, dass Acte der Grausamkeit, am Körper des Weibes vom Manne verübt, nicht sowohl als präparatorische Acte des Coitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern sich selbst als Zweck vorkommen, als Befriedigung einer perversen Vita sexualis“.

Consequenterweise hat denn auch Krafft-Ebing im Gegensatz dazu den Ausdruck **„Masochismus“** eingeführt — nach dem (am 9. März 1895 verstorbenen) Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch. Unter den Begriff des Masochismus als sexualer Perversion sollen die Fälle gehören,

> „wo der Mann, auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen sich vom Weibe misshandeln lässt und in der Rolle des Besiegten statt des Siegers sich gefällt“.

An den Benennungen an sich ist ja wenig gelegen; immerhin lassen sich gegen die von Kraft-Ebing aufgestellten, einengenden und schematisirenden Definitionen manche, schon vom empirischen Standpunkte wohlbegründete Bedenken erheben. Wie man leicht erkennt, laufen die Krafft-Ebing'schen Definitionen darauf hinaus, im „Sadismus“ wesentlich nur eine krankhafte Steigerung des „normalen“ Geschlechtsverhältnisses, der Eroberung des Weibes durch den Mann — im „Masochismus“ dagegen eine krankhafte Umkehr dieses Verhältnisses zu statuiren. Wenn dem so wäre, könnte der „Sadist“ nicht der als solcher characterisirte Gegenpol seiner eigenen Persönlichkeit — nicht zugleich „Masochist“ sein, was dennoch häufig der Fall ist — wie Beispiele genug aus Leben und Literatur, und vor Allem gerade aus den Werken des denkwürdigsten literarischen Gesammtvertreters aller psychosexualen Perversionen, de Sade's, selbst beweisen. Ein bei de Sade besonders beliebtes, häufig angeschlagenes und in theoretischen Excursen breit ausgesponnenes Thema ist gerade der Gedanke, dass die Marter als solche zugleich Genuss sein kann, dass sie es nicht bloss für den auferlegenden activen Theil, sondern – durch eine Art von Autosuggestion — fast ebenso sehr für das erduldende Opfer selbst werden kann; weshalb beide Theile auch bei ihm vielfach nicht abgeneigt sind, die Rollen wenigstens zeitweise mit einander zu vertauschen. Man sehe z. B. Roland, der sich von Justine aufhängen lässt (in Band IV der Justine) und die im Vorgenusse bevorstehender Folterung nnd Hinrichtung schwelgenden weiblichen Opfer: Amélie in Band III der Justine, Juliette und Clairvil in Band II, Juliette und Olympia in Band V der Juliette. Im kleineren Mafsstabe lehren auch die Erfahrungen beim Flagellantismus dasselbe. Dass Wollust im erduldeten nicht minder wie im zugefügten Schmerz denkbar und wirksam ist, lehrt ja ohnehin fast auf jeder Seite die Märtyrergeschichte aller Religionen und Culte — die mit Selbstpeinigung und freiwilliger Selbstverstümmelung einhergehende Ausartung des antiken Heidenthums, des Kybeledienstes und anderer vorderasiatischer Culte so gut wie die Askese der Fakire und Büsser, die Geschichte der Skopzen und verwandter gräcorussischer Secten, und die Einzelgeschichte ungezählter religiöser Fanatiker. Aus dem freiwillig gewählten Leiden erwuchs ihnen höchste Wonne, die Verzückung des Schmerzes löste sich in Ohnmacht; der Tod selbst, die letzte bleibende Ohnmacht, wandelte sich nicht selten zur Verwirklichung äusserster wollustvoller Ekstase. Eür eine krankhaft veranlagte oder in abnorme Richtung gedrängte Empfindungsweise können mit dem Gedanken des Gemartertwerdens und schon mit dem blossen Vorgefühl der zu erwartenden Martern sich eigene, reizvoll prickelnde und stachelnde Emotionen verknüpfen, wie andererseits auch Eitelkeit und Ehrgeiz im wetteifernden standhaften Ertragen der Martern (man denke nur an die

sich zu den Altären der Artemis Orthia drängende spartanische Jugend und an die prahlerische Feindesverhöhnung an den Marterpfahl geketteter Indianer) stolze Befriedigung findet.

Wie aus diesem anticipirten Hinweise auf später noch eingehender zu erörternde Fragen sich wohl ergiebt, lassen sich die Krafft-Ebing'schen Definitionen, soweit damit nicht bloss gewisse substitutive Geschlechtsacte als solche characterisirt, sondern auch verschiedene Typen und Categorien sexualperverser Individuen gekennzeichnet werden sollten, in so scharfer Umrissenheit nicht aufrecht erhalten. Die angegebenen Begriffsfassungen erscheinen übrigens auch insofern zu eng, als danach unter „Sadismus“ lediglich grausame Handlungen, die von Männern verübt — unter „Masochismus“ nur solche, die von Männern freiwillig erduldet werden, zu gehören scheinen; während doch oft genug auch Männer gegen Männer, Weiber gegen Weiber, und (last not least), in völliger Umkehr der Krafft-Ebing'schen Formel, Weiber gegen Männer sadistisch wüthen — ja der „masochistische“ Mann genau genommen in der Regel das „sadistische“ Weib zur Voraussetzung hat, da er (wie u. A. auch die eigene Lebensgeschichte und das literarische Schaffen Sacher-Masoch's bestätigt) nur bei diesem die Erfüllung seiner Wünsche, die Krönung des seiner Phantasie vorschwebenden Frauen-Ideals findet. Thatsächlich sind die meisten Romane Sacher-Masoch's und seiner Nachahmer (Schlichtegroll und Anderer) im Grunde weit mehr drastische Illustrationen und, wenn man will, Glorificationen dieses sadistischen Weibtypus als des masochistischen Mannes. Der Mann ist dabei zwar immer der „geschlagene“, aber recht oft doch der unfreiwillig und ungern geschlagene, das schwächlich duldende Opfer einer siegberauschten sadistischen Tyrannin, das seinerseits nur selten auf die Dauer in diesem Opferspiele etwas Beglückendes oder auch nur Befriedigendes findet. — Es ist also ein Mangel der Krafft-Ebing'schen Definition, dass sie nur Acte heterosexueller, nicht auch homosexueller Grausamkeit, und dass sie nicht auch den weiblichen Sadismus — der vielleicht häufiger ist, als man ahnt — einschliesst. Man muss ferner von der Erfahrungsthatsache ausgehen, dass der im Krafft-Ebing'schen Sinne als „Sadist“ zu Bezeichnende in zahlreichen Fällen eben nicht rein typischer Sadist ist, sondern zugleich Masochist, zugleich aber auch „sexualpervers“ in noch allen möglichen anderen Richtungen sein kann — Päderast, Nekrophile und Zoophile, Exhibitionist, Koprophage und tout le reste, wofür gerade die de Sade'schen Schriften eine an Beispielen überreiche, in ihrer Art unerschöpfliche Fundgrube bilden. Für die psychologische Analyse des Sadismus kommt es jedenfalls nicht sowohl auf den Umstand an, dass Acte der Grausamkeit gerade von Männern an Frauen (oder auch umgekehrt) verübt werden — sondern das Wesentliche ist

und bleibt, dass mit der geschlechtlichen Lustbefriedigung überhaupt das Begehen, oder Erdulden, oder (als Drittes) sogar nur das — sinnliche oder geistige — Anschauen gewaltsamer und grausamer Handlungen als ein schlechterdings dafür nothwendiges, unentbehrliches Ingrediens untrennbar verknüpft wird.

„Sadismus“ und „Masochismus“ sind also nur in der Theorie sich ausschliessende Gegensätze; sie sind in Wahrheit einander verwandte und innerlich nahestehende Aberrationen, die, gleich so vielem anscheinend Gegensätzlichem, in der menschlichen Psyche nicht selten vereint, neben und durcheinander in demselben Individuum verwirklicht angetroffen werden. Ihr gemeinschaftlicher Zug ist eben, dass **Schmerz** — sei er zugefügt oder erduldet, oder auch selbst nur in der Vorstellung (illusionär oder imaginär) existirend — zur Quelle von **Wollustgefühl** wird; dass er auf diesem Wege geschlechtliche Erregung und die dem Individualempfinden gemässe Möglichkeit sexualer Befriedigung auslöst. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint es gerechtfertigt, „Sadisten“ und „Masochisten“ unter dem beide Categorien umfassenden Begriff der durch Schmerz in geschlechtliche Erregung Versetzten, der **„Algolagnisten“** (*ἄλγος* und *λαγνεία*) zu vereinigen. Der von Schrenck-Notzing ursprünglich empfohlene, von mir übernommene und neuerdings auch von anderer Seite häufiger in Gebrauch gezogene Ausdruck „Algolagnie“ umfasst also die psychosexualen Anomalien in Form des „Sadismus“ so gut wie des „Masochismus“ — mag man auch, mit Schrenck-Notzing, jene als „active“, diese als „passive“ Algolagnie unterscheiden. Um den Thatsachen volle Rechnung zu tragen, müsste man streng genommen noch eine dritte, so zu sagen zahmere Abart oder Spielart, der ideellen (illusionären) Algolagnie aufstellen, wobei die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung in psychisch-onanistischer Weise lediglich aus der autosuggestiv producirten und lebhaft appercipirten Vorstellung verübter oder erlittener Misshandlung geschöpft wird. Indessen da es sich doch auch dabei immer wieder um — wenn auch noch so blasse — Abbilder ihrem Inhalte nach sadistischer oder masochistischer Vorgänge handelt, so können diese Bewusstseinzustände den psychosexualen Categorien der „activen“ und „passiven Algolagnie“ als Unterformen an entsprechender Stelle eingereiht werden. Für den Einzelfall besteht ja ohnehin keine feste Abgrenzung. Wie leicht kann sich aus dem scheinbar harmlosen Gedankensadisten bei Gelegenheit ein bedenklicher Wirklichkeitsadist entpuppen — während umgekehrt dieser bei der Unmöglichkeit realer Befriedigung oder bei fortschreitendem Verfalle zum delirirenden Gedankensadisten herabsinkt[1]).

---

[1]) Einen Typus dieser Art schildert u. A. der Roman „L'échelle“ von Poinsot und Normandy, Paris, Fasquelle 1901). — In gewissen Sinne lässt sich de Sade selbst (vergl. den biographischen Abschnitt) hierher rechnen.

Bei der „activen“ Algolagnie also haben wir fremden — bei der „passiven“ eigenen, zunächst in der Regel physischen Schmerz übertönt, übercompensirt durch ein Element psychischer Lust, oder geradezu als Quelle eigenartigen psychischen Lustgefühles. In beiden Fällen ist übrigens, wie schon hier bemerkt sein mag, der Begriff des „Schmerzes“ nicht in zu enger Abgrenzung zu fassen; vielmehr ist er zum Unlustgefühle überhaupt zu erweitern, und es ist neben dem physischen ganz besonders der psychische (moralische) Schmerz, wie er z. B. durch tiefste Demüthigung, Erniedrigung, Beschimpfung, durch freche Verletzung und Verhöhnung des Schamgefühls u. s. w. erzeugt wird, als meist ebenso wirksamer, wenn nicht wirksamerer lusterregender Factor mit in Rechnung zu ziehen. Denn auch dies Alles kann, so unbegreiflich und so widersinnig es erscheint, verübt oder erduldet gleichermafsen zur Quelle psychischen Lustgefühls werden; und so kann der „Masochist“ nicht bloss in den empfangenen Peitschenhieben, sondern noch mehr in der auferlegten Demüthigung schwelgen, die Fusszehen oder andere noch unappetitlichere Körpertheile seiner „Herrin“ zu lecken, oder ihren Urin zu trinken — während für den „Sadisten“ die gewaltsame Entblössung und schmutzige Besudelung seines Opfers einen noch höheren Affectionswerth haben kann, als dessen Misshandlung und Marterung. Alle diese Dinge müssen uns klar machen, dass wir uns hier auf Gebieten des Seelenlebens bewegen, wo die als naturgemäss geltenden, gewöhnlichen („normalen“) Beziehungen und Verknüpfungen abgerissen, verwirrt, durch neue und fremdartige, den Character des Krankhaften an sich tragende Associationen ersetzt sind — und dass wir es also mit ihrem Wesen nach als krankhaft zu betrachtenden, primär associatorischen Störungen des seelischen Mechanismus, von freilich sehr ungleicher Schwere und Bedeutung im Einzelfalle zu thun haben, aus denen die unmittelbar ins Auge fallenden krankhaften Aeusserungen des Trieblebens mit causaler Nothwendigkeit resultiren. Der ärztlichen Wissenschaft erwächst hieraus die Aufgabe, Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen dieser Störungen näher ins Auge zu fassen, und hinsichtlich ihrer Rückwirkung auf das gesammte körperlich-seelische Verhalten der betreffenden Individuen, sowie auch hinsichtlich der Möglichkeit wirksamer Beeinflussung und Behandlung eingehend zu erforschen.

---

# Die physiologischen und psychologischen Wurzeln der Algolagnie (des „Sadismus“ und „Masochismus“).

Insofern sich im Sadismus (in der Algolagnie überhaupt) krankhafte Erscheinungen des Seelenlebens manifestiren, gehört er als psychosexuale Abnormität den Gebieten der Psychopathologie und der Psychiatrie an. Insofern sich im Sadismus Antriebe und Gesinnungen enthüllen, die man wenigstens innerhalb unserer „civilisirten“ Culturwelt übereingekommen ist, als antisocial und daher antimoralisch zu stigmatisiren, und insofern die Gefühls- und Denkweise des „Sadisten“ nur zu häufig in Handlungen gipfelt, die, den Charakter des Verbrecherischen an sich tragend, ihren Thäter mit dem Strafgesetz in ernsten Conflict bringen, gehört der Sadismus zugleich ins Bereich der socialen Pathologie und der Criminologie, und sein Träger wird zum unfreiwillig interessanten Studienobject criminalistischer, criminal-anthropologischer und sociologischer Forschung. Schwierig, wenn nicht hoffnungslos muss es für den Augenblick noch erscheinen, die verschiedenen hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte mit einander auszugleichen und zu verbinden. Am ersten dürfen wir auf ein Gelingen dieser Bestrebungen rechnen, wenn wir versuchen, den individual-psychologischen wie den tieferen anthropologischen und sociologischen Ursprüngen des Sadismus so weit wie möglich nachzugehen, und seine blossliegenden Wurzeln in der menschlichen Natur, die Ursachen seines Wachsthums in der gesellschaftlichen Organisation überhaupt oder in gewissen, innerhalb bestimmter Zeitperioden seuchenartig um sich greifenden Krankheitzuständen des Gesellschaftskörpers zu ermitteln.

Leichter freilich als diesen an erschreckenden Abgründen der menschlichen Natur unmittelbar vorbeiführenden Weg einzuschlagen erscheint es, sich im Tone des Moraleiferers oder des plädirenden Staatsanwalts über Lasterhaftigkeit und Verderbtheit, über Corruption und Perversität des Einzelnen oder gleich ganzer Zeitrichtungen und Gesellschaftsschichten sittlich zu entrüsten. Aber das Alles sind doch leere Worte, und als Naturforscher, die wir Aerzte doch sein und bleiben wollen, haben wir die Pflicht und die Aufgabe, uns nicht so leichten Kaufes abspeisen zu lassen, sondern begreifen und verstehen zu wollen, d. h. die Dinge in ihren natürlichen Zusammenhängen und Entwickelungen als causal bedingt, als nothwendig, und in diesem Sinne zunächst als jenseit jeder subjectiven moralischen Werthschätzung liegend objectiv zu erkennen.

Welche Mafsstäbe man übrigens im Einzelnen auch anzulegen gewillt ist — jedenfalls zieht sich, wie alle wirklichen Beobachter und Kenner dieses Gebietes stets zugegeben haben, hier ein recht breiter Grenzsaum als Uebergang zwischen „Irrsinn" und „Criminalität", indem einerseits ein geringer Procentsatz von Irrsinn mit einem grossen Quantum verbrecherischer Neigungen und Antriebe, andererseits eine geringe verbrecherische Beimischung mit einem bedeutenden Quantum von Irrsinn gepaart sein kann. Alle Uebergangstufen finden sich hier von der mehr oder minder schweren angeborenen und ererbten Belastung zu der ausgebildeten Psychopathie; und wie flüssig und labil sind die Unterscheidungen, wie unsicher und schwankend wird selbst das Urtheil des erfahrenen Sachverständigen, wenn es sich um Bestimmungen der „Zurechnungsfähigkeit", um Grenzabsteckungen des „unüberwindlichen Triebes" einerseits und der für das Individuum noch allenfalls überwindbaren verwerflichen, antisocialen Willensrichtung andererseits handelt!

Wir sind von der im Sadismus zu Tage tretenden eigenartigen Vermischung von Wollust und Grausamkeit ausgegangen. Woher kommt Grausamkeit überhaupt? ist sie nur dem Menschen eigen, bei dem Gall ein eigenes Organ der Grausamkeit nachweisen zu können glaubte, ist der Mensch wirklich „l'animal méchant par excellence"? — ist der Hang zur Grausamkeit der menschlichen Natur tief eingepflanzt, als einer ihrer Grundtriebe, wie es der grosse philosophische Vertreter des Pessimismus anzuerkennen scheint, indem er neben dem „Mitleid", das das fremde Wohl, und dem „Egoismus", der das eigene Wohl will, die „Bosheit", die das fremde Weh will — es also gewissermafsen uneigennützig, frei von egoistischen Sonderinteressen will — als dritten gleichberechtigten Componenten unserer Willensantriebe hinstellt? Sicher giebt es neben der bewussten auch unbewusste Grausamkeit; sicher ist der Hang dazu auch in geistig schwächeren oder noch unmündigen Geschöpfen vorhanden und sogar (wie die Grausamkeitsgelüste der Kinder und Frauen lehren) oft besonders entwickelt. Und diese unbewussten Grausamkeitsregungen erscheinen wiederum nur als besondere Aeusserungsformen eines durch die ganze Natur, durch alles Geschaffene sich hindurchziehenden gewaltigen Zerstörungs- und Vernichtungstriebes, der gewissermafsen die eine Seite der Dinge repräsentirt — die Natur selbst von der Todesseite gesehen, während sie uns in ihrer unerschöpflich neu gebärenden und neu erzeugenden Urkraft von der Lebensseite erscheint. Wie Leben und Tod, Aufbau und Zerstörung im Universum, so erscheinen Zeugung und Vernichtung, Weltlust und Grausamkeit als entgegengesetzte, aber deshalb sich gegenseitig fordernde, untrennbar zusammengehörige Pole des menschlichen Naturbedingtseins. Auf dem engeren erotischen

Gebiete ist Grausamkeit in der Liebe, und Wollust in der Grausamkeit ein unmittelbar zugehöriges Moment, ein fast niemals ganz auszuscheidender Factor. Das spiegelt sich schon in uralten mythologischen Vorstellungen und Culten; erscheinen doch bei Indern und Chaldäern die Gottheiten der Liebe, der Zeugung und Wollust, zugleich als Sinnbilder des Todes und der Vernichtung; es sei nur an den indischen Siwa-Cultus, an den babylonisch-assyrischen Cultus der Istar-Beltis (der griechischen Mylitta), an die Dienste der phönicischen Astarte, der egyptischen Isis, an den vorderasiatischen Kybele-Cultus mit seinen Mysterien, mit den sich prostituirenden Hierodulen und den sich geisselnden und entmannenden Priestern (Gallen) erinnert. Die kyprische Liebesgöttin selbst geht aus einem Grausamkeitsakte hervor — das von seinem Sohn und Erben in der Herrschaft abgeschnittene Zeugungsglied des Kronos fällt ins Meer und befruchtet dieses zur Geburt Aphrodites. Ihre Nachahmer und Nachfolger finden die sich selbst entmannenden Gallen des Kybele-Dienstes in der (um 250) nach Origenes Vorbild auftauchenden ersten christlichen Secte der „Castraten“ (Valerianer) — der Vorläufer der noch jetzt florirenden russischen Skopzen. Auch bei manchen der heutigen Culturvölker, z. B. gewissen südaustralischen Stämmen wird eine freiwillige Halbentmannung -- eine Art künstlicher Hypospadie — als anscheinend religiöser Act angegeben. Bei Weibern werden Infibulation, Ausschneidung der Clitoris, ja selbst der Brüste und Eierstöcke in gleicher Weise vielfach geübt; es sei nur an die Infibulation der abessinischen Mädchen, an die Clitoridektomie bei den Frauen der Joaros am oberen Amazonenstrom (nach Mantegazza), an die Ovariotomie bei Eingeborenen in Südaustralien und ebenfalls bei gewissen russischen Sekten erinnert.

Natürlich ist nicht jede grausame Handlung ohne Weiteres ein sadistischer Act. Sie wird dies vielmehr erst, wenn sie Wollust erweckt und wenn sie daher zum Zwecke der Wollusterregung (absichtlich oder unabsichtlich) gesucht und geübt wird.

Immerhin muss man schon hierbei sich gegenwärtig halten, dass, was wir unter „Wollust“ verstehen, eine zwar hauptsächlich, aber doch nicht ausschliesslich an die eigentlichen Sexualempfindungen gebundene, höchste und sublimirteste Lust ist; und wir müssen also auf die geheimnissvollen, in noch räthselhaften Veranlagungen unseres Nervenapparates wurzelnden ursprünglichen Verkettungen der elementaren Gefühle von „Lust“ und „Unlust“ zurückgehen. „Es giebt“, wie Eduard von Hartmann mit Recht sagt, „keine Lust, die nicht einen Schmerz enthielte, und keinen Schmerz, mit dem nicht eine Lust verknüpft wäre“. Ganz besonders kommt diese Mischung beider Gefühlscomponenten

bei allen Empfindungen auf dem religiösen Gebiete zur Geltung — in viel weiterem Sinne und Umfange, als aus den citirten Beispielen hervorgeht; vor Allem in den religiösen Anschauungen über Werth und Bedeutung des Opfers. Und grade hier finden wir einen Schlüssel der activen nicht bloss, sondern auch der passiven Algolagnie. Wenn das dargebrachte Opfer in Selbstpeinigung (Askese) besteht, so wird eben diese in der inbrünstigen Hingebung zugleich als Lust empfunden: sie führt bis zur „Ekstase", einem Seelenzustande, wobei die Vorstellung der freiwillig erduldeten Qualen nur als höchste Lust erweckendes Moment, ohne das scheinbar zugehörige Schmerzgefühl, im Bewusstsein hervortritt — wobei das Schmerzgefühl durch das unendlich stärkere Lustgefühl verdrängt und unwirksam gemacht, gleichsam übercompensirt ist. Man kann dabei an analoge Beispiele aus hypnotischen Zuständen denken. — Andererseits kann auch das dem Mitleid entspringende Gefühl für die Qualen Anderer durch ein höheres Lustgefühl im Bewusstsein gänzlich verdrängt und ausgelöscht werden — wenn z. B. ein Arbues oder Torquemada im stolzen Gefühl, die Seelen seiner Opfer von ewiger Verdammniss errettet zu haben, deren von ihm verhängte zeitliche, physische Leiden und Martern frohlockend mitansieht.

Dass die „mystische Erotik aus Religion, Wollust, Grausamkeit zusammenfliesst" hat u. A. Novalis, der Dichter des Todes im Roman der blauen Blume (Heinrich von Oftendinger) feinsinnig ausgesprochen. In engster tausendfacher Verknüpfung enthüllen sich die Beziehungen zur Grausamkeit führender religiöser Mystik und Erotik in den Märtyrer- und Heiligengeschichten aller Zeiten, wo wir überall das Umschlagen in Acte der Selbstpeinigung sowohl wie der an Anderen verübten Peinigungen beobachten; es sei an die ersten christlichen Einsiedler, an die Satzungen so vieler Mönchs- und Nonnenorden und an die Erlebnisse ihrer Stifter und Stifterinnen, an das Leben der heiligen Therese, der heiligen Catharina von Cardone, der Magdalena Pazzi, der Elisabeth von Genton und so vieler anderer im Geruche der „Heiligkeit" stehender Frauen, an die (noch in anderem Zusammenhange zu betrachtenden) Verirrungen des kirchlichen Flagellantismus erinnert.

Ueberhaupt aber muss auf die nicht bloss dem religiösen Gebiet eigene, sondern in viel weiterer Verbreitung auftretende Freude am Grausamen hingewiesen werden, wie sie sich fast zu allen Zeiten und bei allen Nationen in dem vielbegehrten und gesuchten Zuschauen bei Acten der Gramsamkeit, bei Gladiatorenkämpfen, Martyrien, Hinrichtungen, wie bei Thierkämpfen, Stiergefechten u. s. w. bethätigte und, soweit es der aufgelegte dünne Culturfirniss nur irgend ermöglicht, auch jetzt noch bethätigt. Bei kräftig und brutal angelegten Naturen kann sich die Freude am Zuschauen bis zum Drange eigener Mitwirkung

versteigen — Peter der „Grosse", der einen seiner Strelitzen eigenhändig köpft. Aber selbst für mitleidig veranlagte Individuen übt das Zuschauen bei Acten der Grausamkeit, ja unter Umständen schon das Hören und Lesen davon und das Betrachten von Abbildungen einen überaus starken Reiz aus, der sie nicht loslässt, sie magisch gebannt hält, und, wie man bei offener Aussprache oft hören kann, vorübergehend die sonderbasten Ideen-Associationen in ihnen auslöst. Die gelangweilte Blasirtheit endlich wird dadurch aufgerüttelt und zum Aufsuchen neuer, noch nicht verbrauchter und abgestumpfter Reizmittel für die erschlaffenden Sinne gestachelt. So werden auch Kunst und Literatur — wie wir das im Einzelnen noch erörtern werden — zum Dienste algolagnistischer Zwecke vielfach herangezogen; ja sie treten, einer Zeitströmung, der sie sich nicht entziehen können, gehorchend unbewusst in den Kreis solcher Aufgaben, um dann freilich durch ihre Leistungen wiederum jene Strömung mächtiger und verderblicher anschwellen zu lassen — ein verhängnissvoller, unentrinnbarer Circulus vitiosus!

---

Treten wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen an das engere Problem der Vermischung von Grausamkeit und Wollust im „Sadismus" und „Masochismus" näher heran, so ergeben sich dafür **aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst** gewisse physiologische und psychologische Anhaltspunkte; wir können so einigermafsen die Grundmotive aufdecken und übersehen, die in weiterer, excessiver (individuell krankhafter) Steigerung zu den Erscheinungen der activen und passiven „Algolagnie" führen. Ich möchte namentlich an drei Fundamentalthatsachen psychosexualer Erfahrung erinnern:

1. Grausamkeit (oder, genauer ausgedrückt, der Trieb Schmerz zuzufügen und eventuell zu erdulden) ist mit der geschlechtlichen Begier physiologisch und psychologisch verbunden.
2. Die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsacte selbst ist mit Grausamkeit verbunden.
3. Die nach dem Geschlechtsgenusse (zumal beim Manne) sich geltendmachende körperliche und seelische Reaktion entladet sich in Widerwillen gegen den Genusstheilnehmer und in verstärktem Antriebe zu Grausamkeiten ihm gegenüber.

Diese Erfahrungssätze bedürfen einer etwas eingehenderen — und natürlich zum Theil einschränkenden — Erläuterung.

1. Aus der voraufgehenden, kürzere oder längere Zeit ungestillt bleibenden Geschlechtsbegierde, der sexualen „Libido“ entspringt ein Unlustgefühl, das sich gern in Acten der Gewaltsamkeit und der Grausamkeit entladet. Auch viele Thiere (Kühe, Stuten, Hühner — Büffel, Hunde, Störche, Tauben u. s. w.) werden in Zeiten des geschlechtlichen Erethismus derartig erregt, dass sie Alles was ihnen zu nahe kommt. sogar den Gegenstand ihrer Begierde selbst, beissen und tödten. Das Beissen speciell ist überhaupt eine häufige Begleiterscheinung der sexualen Erregung — vielleicht (im Sinne von G. Jäger) auf Grund der engen Beziehungen des Geruchsinns zur Wollust, indem der Innervationsapparat der Beissmuskeln durch den geschlechtlichen Ausdünstungsgeruch in analoger Weise wie sonst durch Nahrungsgerüche reflectorisch erregt wird. Auch das Küssen — das übrigens, wie es scheint, dem „Urmenschen“ gänzlich unbekannt war und als ein noch jetzt lediglich der weissen Rasse zukommendes Prärogativ betrachtet wird — ist ja im Grunde nur ein gemildertes und besänftigtes oder, wenn man will, symbolisch andeutendes Beissen. Es dürfte nicht ganz abzuweisen sein, dass, wie Gustav Jäger annimmt, die Geruchstoffe auch bei gewissen sadistischen Erscheinungen eine wesentliche Rolle spielen, indem z. B. beim Lustmord der Angstduft des Opfers auf den Thäter anregend, Lustgefühl erweckend wirkt — wie ja auch in der Thierwelt beim Spielen der Katze mit der Maus, beim Wegtragen der Beute durch Raubthiere u. s. w. solche durch Angststoffe erweckte Lustgefühle mitbetheiligt sein mögen (man dürfte auch an die bei rein ästhetischer Betrachtung unerklärliche Vorliebe für „haut gôut“ und dessen Erzielung durch Hetzen des Wildes erinnern [1]).

Auf der anderen Seite verführt die durch Sitte und gesellschaftliche Verhältnisse gebotene Eindämmung des Geschlechtsverkehrs, der nicht selten auferlegten Zwang geschlechtlicher Entbehrung den schwächeren und widerstandsunfähigen Theil der Männerwelt, sich um den Preis der in Aussicht gestellten oder auch nur fälschlich erhofften Hingebung allen Launen und Herrschaftsgelüsten ihrer „Herrinnen“, allen Misshandlungen und Demüthigungen weiblicher Despoten sclavisch zu unterwerfen. In elementaren Anfängen ist ja auch dieser Zug im Geschlechtsleben — selbst innerhalb der Thierwelt, im vielgestaltigen Werben des Männchens um das Weibchen — allenthalben angedeutet.

---

[1]) Vgl. über diese und andere bemerkenswerthe hierhergehörige Phänomene das interessante Werk „die sexuelle Osphresiologie“; die Beziehungen des Geruchsinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtsthätigkeit. Von Dr. Albert Hagen. Charlottenburg. H. Barsdorf, 1901.

So lange der den eigenen Begierden gegenüber widerstandsunfähige Mann noch „verliebt“, d. h im Wesentlichen so lange sein geschlechtliches Begehren noch ungestillt ist, kann ein berechnendes schlau versagendes und verheissendes Weib Alles mit ihm machen, ihn (wie Lili ihren „Bären“) triumphirend herumführen. Bei der ersichtlich zunehmenden Effemination der Männer und der entsprechenden Masculinisation der Weiber, die zu den interessantesten (wenn auch mindest erfreulichen) culturgeschichtlichen Erscheinungen unserer Zeit gehört, muss sich das natürliche Geschlechtsverhältniss zu Ungunsten der Männer immer mehr verschieben, und wir dürfen uns daher über das Umsichgreifen masochistischer Vertrottelung auf der einen Seite und das Hervortreten einer zähneknirschenden Misogynie à la Strindberg auf der anderen Seite und ähnliche Kundgebungen keineswegs wundern. — Wenn der „verliebte“ Mann sich — ein trauriges Schauspiel — vielfach zum Sclaven und zum Spielball für die Launen elender Weiber hergiebt, so machen sich diese in ausgleichender Selbstgerechtigkeit ebenso zu Sclavinnen ihrer noch elenderen begünstigten Liebhaber, ihrer Zuhälter, die somit gewissermaſsen die männlichen Geschlechtsgenossen für erduldete Ausbeutung und Misshandlung rächen — wie andererseits in nicht minder zahlreichen Fällen die unglücklichen Ehefrauen als duldende Märtyrerinnen für das von ihren Geschlechtsgenossinnen Verbrochene zu büssen haben[1].

2. Den im Vorstehenden geschilderten physiologischen und psychologischen Beziehungen entsprechend, finden wir auch die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsacte selbst mit gewaltsamer und grausamer Bethätigung, sei es gegenseitig oder nur seitens des stärkeren Theils an dem schwächeren erleidenden Object, vielfach unmittelbar verbunden. Das Kratzen, Beissen, Schlagen u. s. w. bis zum Blutvergiessen, Würgen und Umbringen in der Form des Lustmordes — wovon im Einzelnen noch die Rede sein wird — gehört als nur graduell und quantitativ verschiedene Aeusserungsweise derselben, gleichzeitig auf erotische und auf gewaltsame, selbst mörderische Bethätigung hindrängenden, in der Wurzel verwandten Doppeltriebes hierher. Schon bei Thieren ist der Geschlechtsact vielfach mit Grausamkeitshandlungen in der angedeuteten Weise verknüpft, und mehr noch tritt dieser Zusammenhang beim Menschen hervor, wo überdies der sich zum Theil ziemlich dicht an der Grenzschwelle des Bewusstseins abspielende und mit seinen convulsivischen Bewegungen an das Bild des epileptischen Krampfes gemahnende Act vielfach an die Sphäre des Krankhaften

---

[1]) Ein grässliches Beispiel eines derartigen Verhältnisses und des Herabsinkens zu tiefster masochistischer Demenz schildert u. A. der anonym erschienene Roman „La maitresse et l'esclave“, Paris, maison mystère, fin du XIX siècle.

bedenklich heranrückt oder sie, zumal bei neuropathisch und psychopathisch veranlagten Individuen, in auffälligem Grade bereits überschreitet.

3. Der geistig und körperlich überlegene Mann empfindet es seiner Natur gemäss als eine Art von Beschämung und als Demüthigung, sich durch den geschlechtlichen Andrang in solcher Weise überwältigen lassen zu müssen, wie es thatsächlich der Fall ist und den tief eingepflanzten Wesensbedingungen zufolge wohl auch immer der Fall sein wird. Es ist dem Manne offenbar verhängt, dem Einfluss weiblicher Reize oder den Anreizungen der Weiblichkeit als solcher rettungslos zu unterliegen — wenigstens zeitweise — sofern er eben nicht bloss als intellectuelles Wesen, sondern auch als Geschlechtswesen organisch prädestinirt ist. Aber für diese von der Natur erzwungene und vom Manne als „Geisteswesen" schmerzlich empfundene unfreiwillige Hingebung an den mächtigsten und unwiderstehlichsten aller Triebe rächt sich der Mann nach erfolgter Befriedigung an dem veranlassenden Objecte und dem Opfer seines (hinterdrein ein ganz anderes Antlitz zur Schau tragenden) „Genusses". Wie jedem intensiven, körperlichen und seelischen Genusse ein bitterer Nachgeschmack der Ernüchterung, der Enttäuschung, ein Stadium physischen und moralischen „Jammers" unvermeidlich zu folgen pflegt, so folgt auch dem am heissesten ersehnten und oft am schwersten erkämpften Genusse der Geschlechtsbefriedigung — wenigstens beim Manne, für den ja dieser Genuss nur Episode, nicht, wie beim Weibe, höchster Lebensinhalt und Lebensbestimmung zugleich ist — ein Gefühl von Widerwillen und Ekel. Das alte, anscheinend nur für den männlichen Theil[1]) geprägte Erfahrungswort, wonach jedes belebte Wesen — „omne animal" — „post coitum triste" sein soll, bedeutet für das höchststehende geistige Wesen noch weit mehr als für die gesammte übrige Stufenreihe der „animalia"; und was sich ihm als Nachempfindung aufdrängt, ist zuweilen nicht bloss ein gewisses dumpfes Unlustgefühl, sondern geradezu ein zu festeren Vorstellungsformen verdichtetes und concentrirtes Perhorresciren derjenigen, die ihn dahin gebracht, verlockt, ihn mit sich auf diese nun als erniedrigend empfundene thierische Stufe herabgezogen hat. Freilich je nach Character, Temperament, Bildung und Anpassungsfähigkeiten des legitim oder illegitim vereinten „glücklichen" Paares wird dieser elementare Grundzug in unendlich verschiedenen Nuancen und Abtönungen zur Geltung gelangen. Von dem leichtesten, flüchtig aufsteigenden Wölkchen der Enttäuschung, Abkühlung, Verstimmung, Rancune, beginnenden Aversion wird er sich bis zum wildesten, mordlustigen Gefühl

[1]) Das Weib kann, wie ein englischer Arzt (nach Havelock Ellis) etwas cynisch, aber nicht unzutreffend bemerkt haben soll, „nach dem Coitus singen".

des Umbringenkönnens, Umbringenwollens, Umbringenmüssens in den schwersten Fällen sadistisch steigern. Wie es scheint, blicken manche Männer auf das an ihrer Seite schlafende Weib, mit dem sie sich noch eben „εὐνῇ καὶ φιλότητι“, in Lager und Liebe, vermischt (wie die stereotype homerische Formel lautet) mit einem Gefühle, als könnten sie diese holde oder auch unholde Schläferin mindestens prügeln, wenn nicht kalten Blutes erdolchen oder erwürgen. Das ist zum Glück meist nur momentanste Anwandlung, flüchtiges Aufwallen oder Aufblitzen, es wird überwunden oder verschwindet spontan — aber es kehrt auch wieder und wird durch die Wiederholung nicht abgeschwächt, sondern eher verstärkt, während umgekehrt die Inteusität des vorherigen Genusses mit dessen Wiederkehr immer mehr zusammenschmilzt und sich zuletzt nahezu restlos verflüchtigt. Auch darf man nicht etwa glauben, dass schon allein die verfeinerte Bildung, die höhere Culturstufe, der beide Theile des „Liebespaars“ angehören, für sich hinreichen, um diese Empfindungen aufzuheben oder doch in ihren Folgewirkungen unschädlich zu gestalten. Im Gegentheil, gerade der auf höhere Stufen des Denkens und Fühlens erhobene, in seinem ganzen Nervenleben künstlich verfeinerte, aesthetisirte Culturmensch empfindet den Ekel, den Widerwillen, die Selbstverachtung wegen einer (so erscheint es in solchen Augenblicken) Cochonnerie, zu deren Verübung er doch durch einen unwiderstehlichen Trieb gezwungen ist, besonders schneidend und heftig; und er ist oder wird dann geneigt, diesem Empfinden nicht bloss gegen das einzelne ihm vom Schicksal octroyirte Weib, sondern gegen das ganze weibliche Geschlecht Luft zu machen und dies Gefühl, wenn nicht in Handlungen, mindestens in Wort und Schrift nachdrücklich zu bethätigen. So erklärt sich zum grossen Theil der Weiberhass und die Weiberfurcht gerade so mancher bedeutenden Denker und Menschen, von Euripides und dem alten Cato (der schon über die schlimme Natureinrichtung klagte, „dass wir weder ohne die Frauen leben, noch mit ihnen glücklich leben können“) bis zu Schopenhauer und zu Strindberg, der in seinen Dramen und in seiner schon ins Pathologische umschlagenden „Beichte eines Thoren“ wohl das Aeusserste, zugleich Selbstdurchlebteste, über diese Dinge gesagt und ein unheimliches Räthsel der Menschennatur mitschaudernd enthüllt hat.

---

Bis hierher haben wir den innerhalb der Geschlechtsphäre liegenden, aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst stammenden physiologischen und psychologischen Ursprüngen des „Sadismus“ nachzugehen und seine Wurzeln in dem sexual gedüngten Erdreich aufzuweisen gesucht. Doch wäre es verfehlt, die Betrachtung auf dieses enge Gebiet auschsliesslich zu begrenzen, da unzweifelhaft auch weitere und allgemeinere, ganz ausserhalb der Geschlechtsphäre liegende oder aus dieser

herausragende Motive und Triebfedern bei den sadistischen Bethätigungen oft wesentlich mitwirken. Einzelne Hindeutungen müssen hier freilich genügen. Eine grosse Rolle spielt unzweifelhaft der in der menschlichen Natur begründete Herrschaftsdrang und der als sein gerader Gegensatz ebenfalls in der menschlichen Natur nicht fehlende Drang zur Unterwürfigkeit, Dienstbarkeit, Hörigkeit — jener beim Manne überwiegend, dem das Dominium ebenso natürlich und selbstverständlich ist, wie seitens der Frau das (wohl weniger natürliche als künstlich angezüchtete) Servitium. In der That, zur „Herrschaft über die Natur“ bestimmt und berufen fühlte sich der Mann von jeher, auch zur Herrschaft über das physisch und, nach seinem Dafürhalten, geistig inferiore Weib in scrupelloser Weise berechtigt. Zur bequemen Sicherung und Aufrechthaltung seiner Herrschaft erhielt er das Weib in geistiger Unmündigkeit, wie ein Kind, um es dann auch als solches rechtlich und socialethisch zu behandeln. Die vom Manne herrührende Gesetzgebung und die gesellschaftlich und staatlich geduldete oder geförderte Sitte heiligte das brutale Naturrecht des Stärkeren und vindicirte dem Manne, gegenüber dem Weibe, das Privilegium moralischer Demüthigung, körperlicher Züchtigung, ja selbst der Tödtung. Noch im England des 19. Jahrhunderts war der Frauenverkauf gesetzlich erlaubt. Noch bis in die neueste Zeit hinein haben wir den Racheschrei „tuez-la“ dem untreuen Weibe gegenüber vernommen, werden die sittlichen Verfehlungen beider Geschlechter stets mit ungleichem Maſse gemessen, und ist selbst die bürgerliche Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit der Frau auch innerhalb unserer Culturwelt nur sehr allmälig und langsam unter zähestem Widerstande und Widerspruch der in Rechtsprechung und Verwaltung maſsgebenden Mächte etwas eingeschränkt worden. Diese durch die Jahrtausende forterbende Tradition musste ein nicht allzu seltenes Aufschiessen und Emporwuchern sadistischer Antriebe beim Manne ebenso begünstigen, wie auf der anderen Seite der dem Weibe innewohnende oder künstlich eingepflanzte Dienstbarkeitsdrang, Hingebungs- und Opferungsdrang es seinen Quälern und Peinigern oft nur allzubequem machte. Zu allen Zeiten und in allen Zungen hat man ja dem Weibe die Pflicht sclavischen Gehorchens und märtyrerhaften Duldens gepredigt — von den Veden und homerischen Epen bis zu unseren neuzeitlichen Dichtern und Denkern; lässt doch selbst der frauenfreundliche Schiller seine Jungfrau durch eine höhere Stimme belehren:

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Loos —“

und nach Schopenhauer „trägt das Weib die Schuld des Daseins durch Leiden ab“ wie der Mann durch Thaten. Kein Wunder, wenn die so

stets genährten Gefühle demüthiger Hingebung und pflichtschuldiger Opferung für den Herrn und Gebieter bis zur völligen Selbstentäusserung, ja zur Selbstentwürdigung krankhaft überspannt wurden. Ohne die Griseldis-Naturen würde es keinen Walter von Saluzzo, ohne die Käthchen-Naturen keinen Wetter von Strahl geben — und mit aus der Beobachtung geschöpfter Ironie lässt der feine Frauenkenner Gutzkow seine Helene d'Azimont in den „Rittern vom Geiste" ansingen:

„Armes Lamm, das eine Schlachtbank — oder
Einen neuen Hirten finden muss." [1])

Freilich liegen auch hier, wie nicht zu verkennen ist, die Wurzeln des weiblichen Sadismus, mit dem das sclavisch herabgedrückte Weib an seinen Zwingherrn gelegentlich Rache nimmt. Nietzsche, auf dessen berüchtigtes Zarathustra-Wort „Gehst du zum Weibe? Vergiss die Peitsche nicht" sich manche misogyme Idioten alberner Weise berufen, hat jenen Zug sehr fein herausgespürt. „Allzu lange war im Weibe ein Sclave und ein Tyrann versteckt" verkündet er „in Menschliches, Allzumenschliches" gleichzeitig mit der Aufforderung, nicht die Frauen, sondern — die Männer besser zu erziehen!

Von dem der menschlichen Natur — vielleicht als phylogenetisches Erbtheil — eingeborenem Zuge zur Grausamkeit ist schon in einem früheren Zusammenhange die Rede gewesen; hier muss aber noch jenes dem Grausamkeitstriebe in der menschlichen Natur nahe stehenden und verwandten, wenn auch viel allgemeineren und weiter ausgreifenden, dämonischen Zuges gedacht werden, den wir vielleicht am besten als frevelnden Hochmuth, als „Hybris" im antiken Sinne characterisiren — das griechische Wort für die mit frommer Scheu empfundene trotzige Auflehnung des autonomen Menschengeistes gegen gottgewollte Ordnung und Sittengebot erscheint in diesem Sinne besonders bezeichnend. Es ist der der menschlichen Natur unaustilgbar eingepflanzte Kain-, Lucifer- und Prometheusdrang — das hochmüthige und selbstherrliche, individualistische Sichaufbäumen gegen Autorität, Vorschrift und Satzung — das sich in dämonisch starken Naturen bis zur übermüthigen Freude an dem Unerhörtesten, Verworfensten, zum triumphirenden Hinwegsetzen über alle von Göttern und Menschen gezogenen einengenden Schranken, ja zum verneinenden Protest gegen göttliche Weltordnung und Weltwillen, dem der eigene Individualwille titanenhaft entgegengestemmt wird, steigert. Aus dieser Geistes- und Gemüthsrichtung können die gewaltigsten Grossthaten des Menschen-

---

[1]) Dagegen verlangt freilich „Hermione" von Preuschen von ihrem Freunde:
„Küss diese weissen Hände, die sich ranken
Um deiner Löwenmähne wirr Geflecht —
Und schlag in meine Glieder deine Pranken
Und töte mich — der Löwin wird ihr Recht!"

geistes hervorgehen, aber auch seine verruchtesten Unthaten — je nachdem das Gefäss beschaffen ist, in das dieser stürmisch überquellende Inhalt hineingepresst ist, und das durch ihn colossal ausgedehnt oder gewaltsam zersprengt wird. Die neuerdings wieder unserem An- und Nachempfinden aufgeschwatzten prachtvollen Raubthierinstinkte der grossen Renaissance-Menschen, die, ohne Spur von Gewissensbekleidung, in grandioser moralischer Nacktheit dahinzuleben scheinen, eines Richard des Dritten, eines Cäsar Borgia — und nicht minder, um die enge Beziehung zum Sadismus kenntlich zu machen, eines Gilles de Rais, eines Cenci — sind aus diesem Nährboden ursprünglich erwachsen. Jener de Sade des 15. Jahrhunderts, der nach einer grossen kriegerischen Laufbahn und nach zahllosen Schandthaten in seinem 36. Lebensjahre hingerichtete Marschall Gilles de Rais (1404 bis 1440) rühmt sich in hochmüthiger Prahlerei selbst des Unerhörten und Niedagewesenen seiner Verbrechen: „il n'est personne sur la planète qui ose ainsi faire“ ruft er grössenwahnsinnig seinen Genossen zu. Aus ähnlichem Holze geschnitzt scheint — man hat neuerdings freilich eine Ehrenrettung versucht — jener Cenci gewesen zu sein, der Vater der vielbeklagten Beatrice, dessen Gestalt ein grosser Dichter, der zugleich ein grosser Seelenkündiger war, Shelley in monumentalen Zügen vor uns hinzustellen gewusst hat. Aber auch bei de Sade selbst, auf dessen Leben und Werke wir noch einzugehen haben, findet sich an zahlreichen Stellen der Ausdruck dieses auf die Unerhörtheit der begangenen Frevel hochmüthig pochenden und in dem Gefühle des Unübertroffenen schwelgenden Grössenwahns; Pläne zur Ausrottung ganzer Bevölkerungen, grosser Orte durch Trinkwasservergiftung, durch künstlich erzeugte Erdbeben u. s. w., werden geschmiedet und hier und da in Scene gesetzt; dem Gotte, dessen Existenz doch auf jeder Seite geläugnet wird, wird das freche Hinwegsetzen über seine vermeintlichen Gebote mit triumphirendem Hohn entgegengeschleudert; man rehabilitirt ihn gewissermafsen, um ihn zu beschimpfen. Manche der grauenhaftesten sadistischen Phänomene, Nekrophilie, Statuenschändung, alle die scheusslichen Practiken des (neuerdings wieder in der französischen Literatur in Mode gekommenen) Satanismus haben ihre letzten Wurzeln, neben dem wollüstig mystischen Spiel mit dem Grauenhaften, wohl gerade in diesem hochmüthigen Hinwegsetzen über alle Grenzen sittlicher und auch ästhetischer Scheu, in der triumphatorischen Erniedrigung und Verhöhnung alles dessen, was dem pietätvollen Glauben als vorzugsweise geweiht, verehrungswürdig, als unnahbar und unantastbar gilt und seit jeher gegolten hat — in dem blasphemischen Gedanken, nicht bloss mit Menschen, sondern mit dem höchsten übermenschlichen Wesen aus der unbegrenzten Souveränetät des eigenen Ich heraus den Kampf aufzunehmen und bis zur Vernichtung zu führen.

Dies Alles hängt nun weiter — das springt namentlich bei gewissen fanatischen Theoretikern und Doctrinären des Sadismus, vor Allem bei de Sade selbst, deutlich in's Auge — mit den auf's Aeusserste getriebenen Consequenzen einer grob materialistischen, oder besser gesagt, mechanistischen Weltanschauung in der Wurzel zusammen. Bei de Sade sind es die niedrigsten, literarisch und auch moralisch geringwerthigsten Vertreter des seichten Materialismus der Aufklärungszeit, der französischen Encyclopädistenschule — die Holbein und Lamettrie — denen er folgt, denen er zum Theil unmittelbar seine Argumente entlehnt, und aus deren schalen Aufgüssen er sich eine Art von Gifttrunk zusammenbraut, dessen seltsame Ingredienzien theilweise auch heutzutage einer gewissen Anerkennung bei den Vertretern krankhafter Zeitrichtungen vielleicht nicht entbehren würden. Freilich dem herkömmlicherweise unter Moral verstandenem ist das Alles diametral entgegengesetzt, und auch die vorgeschrittensten Verfechter einer rein mechanistischen Weltbetrachtung werden für ihre Person vor den gezogenen Consequenzen zurückschaudern, können sich aber einer gewissen Mitverantwortlichkeit dennoch schwerlich entziehen. Alle seit Jahrtausenden, seit Epicur und Lucrez, unternommenen und zeitgemäss erneuerten Versuche, auf eine derartige Weltanschauung eine Ethik zu begründen, sind gescheitert und mussten nothwendig scheitern, um nur eine klägliche Verödung des Herzens und Verzweiflung zu hinterlassen. „Der Materialismus", sagt mit Recht Eduard von Hartmann,[1] „kann keine Ethik begründen, und in den späteren Nachkommen der heutigen Materialisten werden sich die idealistischen Instincte immer noch abschwächen müssen". Wenn dem Zuge der Zeit folgend, trotzdem immer wieder Anläufe gemacht werden, freilich unter ausgesprochener Abweisung des ethischen Materialismus in seinen brutalsten Formen und Aeusserungsweisen eine Ethik auf naturwissenschaftlicher Grundlage zu construiren, so soll derartigen Bestrebungen natürlich nicht im Voraus jede Berechtigung aberkannt, es müssen aber doch ihre bisherigen Ergebnisse als recht zweifelhaft angesehen werden. Das Unternehmen, die Ethik als „positive Wissenschaft" vollkommen unabhängig von allen nicht bloss religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen zu constituiren (entsprechend dem unkritischen, dogmatischen Positivismus Auguste Comte's) ist bisher nicht gelungen; auch nicht in der Form von Wilhelm Stern's[2]) verbessertem kritischem Positivismus mit inductiver und genetischer Methode, die die

---

[1]) Geschichte der Metaphysik, Leipzig 1899 und 1900.

[2]) W. Stern, kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft (Ferd. Dümmler 1897); die allgemeinen Principien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis (ibid. 1901.)

Entstehung der Sittlichkeit auf ein „allmäliges Werden, eine während sehr vieler Jahrtausende sich vollziehende Entwicklung und Veredlung innerhalb des Menschengeschlechts und des Thiergeschlechts“ zurückführen will und den Ursprung der Sittlichkeit in einer „in der Urzeit vor sich gehenden Wechselwirkung zwischen den beseelten Wesen und der unbeseelten umgebenden Natur“ nachzuweisen bemüht ist. Eine solche evolutionistische Erklärung der Moral dürfte, trotz der im Einzelnen vielfach geistvollen und verlockenden Begründung, die ihr Stern in seinen lesenswerthen Publicationen zu geben gewusst hat, in den entscheidenden Punkten ebenso wenig genügen, wie auf der anderen Seite die neuerdings vielfach angestrebte evolutionistisch-atavistische Herleitung des Sadismus und anderer sexualen Perversionen, mit der wir uns im Folgenden näher auseinanderzusetzen haben.

---

## Die anthropologischen Wurzeln der Algolagnie. Die atavistische Theorie in ihrer Anwendung auf die algolagnistischen Phänomene. — Schema der algolagnistisch veränderten Hergänge des centralen Nervenmechanismus.

Eine der gesammten Zeitrichtung aus mancherlei Gründen ausserordentlich zusagende, überdies durch ihre imponirende Einfachheit und leichte Erfasslichkeit sich selbst der begrenztesten Laienintelligenz einschmeichelnde „Erklärung“ für das räthselhafte Seelenphänomen der Algolagnie, insbesondere des Sadismus hat man — wie für so viele andere unerfreuliche antisociale Erscheinungen, ja für das gesammte weite Gebiet des Verbrecherthums überhaupt — im **„Atavismus“** zu finden geglaubt; mit welchem den Rückschlag in die Urahnenreihe bezeichnenden Ausdruck wir das Verständniss und zugleich die Verantwortlichkeit für die uns befremdenden Affecte und Antriebe gewissermaſsen weit von uns ab, auf entfernteste menschliche, oder noch weiter, auf unbekannte vormenschliche Vorfahren in der Stammesentwicklung zurückschieben. Diese Vorstellung läuft im Grunde darauf hinaus, dass dieser und jener von uns noch algolagnistische (sadistische) Instincte haben soll, weil jene menschlichen oder vormenschlichen Vorfahren in jenseits aller Erkenntniss liegenden Urzeiten derartige Instincte einstmals gehabt und vielleicht als nützlich oder gar nothwendig im Daseinskampfe erprobt haben. Die Einfachheit und mühelose Anbequembarkeit dieser Erklärung ist freilich nur scheinbar; ihre Schwächen und fast unüberwindbaren Schwierigkeiten fallen bei einigem Nachdenken nur

zu deutlich ins Auge. Wo sollen zunächst unsere menschlichen Vorfahren diese für uns jetzt so unangenehme und social unberechtigte Eigenthümlichkeit zu ihrer Zeit herbezogen oder in welcher Weise, unter welchen Umständen sie auf dem so beliebten Wege der „Anpassung" in Generationen allmälig herangezüchtet und fortgepflanzt haben? Von unseren phylogenetischen Vorfahren oder Stammesverwandten können sie wohl etwas derartiges kaum übernommen haben; denn wenn man auch eine aufsteigende Differenzirung und Verfeinerung der geschlechtlichen Impulse innerhalb der Thierreihe und selbst die beginnende Entwickelung sexualer Perversionen bei höher organisirten Thieren (widernatürliche Unzucht bei Hunden, Onanie bei Affen) als Erfahrungsthatsachen anerkennen muss, so ist doch von irgendwelchen im engeren Sinne algolagnistischen Instincten dabei nichts zu entdecken. Im Gegentheil pflegt gerade bei den höher organisirten Thieren, von denen ja auch manche in einer Art von monogamem Verhältnisse leben, das Männchen sein Weibchen ausserhalb des Geschlechtsverkehrs entweder mit Gleichgiltigkeit, oder selbst mit einer gewissen freundschaftlichen Zuneigung, die hier und da an Zärtlichkeit streift (wie bei Vögeln namentlich) zu behandeln. Auch unter den Primaten, den dem Menschen am nächsten stehenden Anthropoiden, hat man mancherlei schätzbare Gemüthsregungen, aber meines Wissens bisher noch keine Spuren sadistischer Neigungen gefunden. Dass etwa bei der vielumstrittenen Uebergangstufe des „Pithecanthropus erectus" oder dass bei unseren zweifelhaften Urahnen der Tertiärzeit und ihren jüngeren quaternären Nachkommen etwas dergleichen zu vermuthen sei, lässt sich wenigstens aus Schädel- und sonstigen Befunden nicht erschliessen.

So weit aber unsere geschichtlichen Kenntnisse in das Dunkel der Vorzeit hineinleuchten — und das ist immerhin jetzt schon die ganz hübsche Strecke von ungefähr 8000 Jahren, also nahezu 270 Generationen — lässt sich auch ein ausgebreitetes Vorherrschen sadistischer und überhaupt algolagnistischer Neigungen nicht gewahren — nicht einmal (trotz der minder hohen Civilisationsstufe) durchgängig grössere Gemüthsrohheit und directere Freude an Grausamkeit, die im Gegentheil z. B. an den Ausgängen des Mittelalters und zur Zeit der Renaissance durchschnittlich grösser und verbreiteter gewesen zu sein scheint, als bei den uns bestbekannten Nationen des „Alterthums", die auf diesen traurigen Ruhm mit sehr vereinzelten Ausnahmen überhaupt keinen Anspruch erheben. Davon abgesehen erscheinen die alten Egypter und Vorderasiaten, Inder und Chinesen, Griechen und Römer, Germanen und Slaven u. s. w. speciell in ihren Sexualverhältnissen, in ihrem Liebes- und Eheleben kaum wesentlich anders, gewiss nicht besser, aber auch ebensowenig im Durchschnitt schlechter und „perverser", als ihre jetzt lebenden und sich selbst so gern im Schimmer der Decadenz erblickenden

Nachfahren[1]). Und das Gleiche wie von den alten Culturnationen gilt im Grossen und Ganzen — auf die scheinbaren Widersprüche werde ich noch zurückkommen — auch von den heutigentags existirenden, mehr und mehr im Aussterben begriffenen „Naturvölkern".[2]) Wo ist also hier für die atavistische Lehre eine thatsächliche Anknüpfung zu finden, will man nicht etwa auf einzelne vorübergehende, durch besondere örtliche und zeitliche Veranlassungen gebotene, übrigens auch vor der historischen Kritik in ganz anderem Lichte erscheinende Gewaltsamkeiten (Frauenraub u. dgl.) oder — auf die innerhalb des geschichtlichen Verlaufes auch starken Schwankungen unterliegende Geringschätzung und rechtliche Unterdrückung des Weibes zurückgreifen?

Denn allerdings, wie schon im vorigen Abschnitte hervorgehoben wurde, hat der Mann, soweit unsere geschichtliche Ueberlieferung reicht und also wohl auch in vorgeschichtlichen Epochen von der ihm verliehenen physischen Ueberlegenheit vielfach Gebrauch (oder Missbrauch) gemacht, um die schwächere „Gefährtin" in Druck und Abhängigkeit — in jener von Stuart Mill gekennzeichneten „subjection of women" — fortgesetzt zu erhalten. Er hat sie ohne Rücksicht auf ihre Inferiorität nur zu häufig als Arbeitskraft ausgenutzt, ja geradezu als Lastthier verwerthet, um seinerseits auf der Bärenhaut liegen und sich nur den noblen Passionen des Krieges und des Waidwerks hingeben zu dürfen. Er hat sich auch fast überall, sei es in den Formen des rohen Naturrechts oder in gesetzlicher Codification, eine Art von Herrenrecht und von Herrengewalt über sie zu wahren gewusst, die, ursprünglich angemaſst, im Laufe der Zeit nach und nach zum unbestrittenen Gewohnheitsrecht wurde, bis die so lange glücklich behaupteten Positionen endlich in der Gegenwart bei der geschlossenen Offensive aus Frauenkreisen und der bemerkbar abnehmenden Vertheidigungs-Energie der Männer eine nach der anderen langsam ins Wanken gerathen. Fast in allen Geschichtszeiten hat der Mann sich das Recht vorbehalten, das Weib gleich einer Sclavin zu behandeln, es zu züchtigen, zu misshandeln, ihre Untreue in monogamischen und polygamischen Verbindungen einseitig oft in grausamster Weise, mit dem Tode, mit raffinirter Marterung zu bestrafen. Aber das Alles ist doch, wie schon gezeigt wurde, im Grossen und Ganzen mehr aus überspannten Herrschafts- und Eigenthumsbegriffen, man möchte sagen aus einer Art von hochmüthigem Grössenwahn des Mannes hervorgegangen, und hat mit sadistischen Fühlungen und Antrieben direct nichts zu schaffen, da in allen diesen Verhältnissen das Weib zunächst lediglich

[1]) Vgl. u. A. „das sexuelle Leben der alten Kulturvölker" von Dr. Josef Müller. Leipzig. Th. Grieben, 1902.

[2]) Vergl. „Das sexuelle Leben der Naturvölker" von Dr. Josef Müller. Zweite Auflage, Leipzig. Th. Grieben 1902.

als nutzbare Arbeitskraft oder Arbeitsmaschine, als Untergebene oder Hörige, als persönlicher Besitz und Eigenthum des Mannes — nicht aber als Geschlechtswesen, als erstrebtes Ziel des Geschlechtsgenusses wesentlich in Betracht kommt, und es sich jedenfalls dabei nicht um das algolagnistische Bestreben handelt, durch Schmerzzufügung die geschlechtlichen Begierden (des Mannes) anzustacheln und gleichzeitig zu stillen. Von derartigen Bestrebungen ist bei allen diesen historisch gewordenen und jetzt allmälig, wie es scheint, abbröckelnden Rechtsverhältnissen der Geschlechter doch in keiner Weise die Rede. Im Gegentheil, die weisen Gesetzgeber, die — von Manu und Moses her auf den ersten Napoleon — dem Weibe eine rechtlich so untergeordnete Stellung anwiesen, dachten und handelten in ihrer Art ganz frauenfreundlich, indem sie (à la Moebius) sich des von ihnen längst erkannten physiologischen Schwachsinns des Weibes erbarmten und dieses unter den Schutz des Mannes stellten — eines freilich nur zu oft etwas unzuverlässigen und gewaltthätigen Beschützers.

Der „Wilde", der „Naturmensch" — ein brutales Halbthier, in Wahrheit oft „thierischer als jedes Thier" — blickt auf das Weib mit Verachtung einerseits wegen seiner physischen Schwäche, andererseits wegen der aus dem Gefühl dieser Schwäche nothwendig entspringenden Sclavenuntugenden, der Falschheit und Tücke. Wie tief in den Augen auch des heutigen Wilden das Weib steht, davon hat u. A. der bekannte, als Missionar und Civilisator der nordafrikanischen Völkerschaften hochgeschätzte Cardinal Lavigerie einzelne Züge mitgetheilt, die in ihrer naiv stumpfsinnigen Barbarei geradezu grauenhaft anmuthen. Aber jene Anschauung vom Weibe spiegelt sich auch im Lichte der stufenweise fortschreitenden Cultur, ja sie ist bis in unsere heutige Culturwelt hinein wohl in Formen und Ausdruck gemildert, dem Wesen nach trotz aller galanten Phraseologie fast unverändert. Den Orientalen nicht bloss, sondern auch der hellenisch-römischen Culturwelt war die Minderwerthigkeit des Weibes eine so unzweifelhaft feststehende Thatsache, wie sie es heute für Lombroso und Moebius ist, und nur wenige erleuchtete Geister (wie Platon im „Staate") vermochten sich zeitweilig über die Grenzen einer solchen Anschauung hinaufzuschwingen. Dem scharfblickenden Römer Tacitus machte es einen gewaltigen Eindruck, dass die alten Germanen am Weibe „etwas Heiliges und Prophetisches" (sanctum et providum aliquid) verehrten — und doch war auch dieser altgermanische Frauencultus recht fragwürdiger Natur und schloss Raub, Verkaufen und Verspielen der Frau, so wie die barbarische Bestrafung der Frau allein wegen ehelicher Untreue so wenig aus, wie die minnesängerische Anhimmelung der Frauen im späteren Mittelalter weibliche Rechtlosigkeit und brutales thätliches Vergreifen am Weibe auszuschliessen vermochte. Jene Anhimmelung war

eben etwas künstlich Anerzogenes, Manierirtes — die Barbarei dagegen steckte tief in der Gesinnung, und sie steckt verkappt und verhüllt noch jetzt in der verweigerten Rechtsgewährung, in der ungleichen civilrechtlichen Behandlung, der schweren Benachtheiligung des weiblichen Geschlechts in fast allen Beziehungen des socialen und öffentlichen Lebens. So waren denn auch die Ergebnisse fast überall und zu allen Zeiten die nämlichen. Allenthalben hat der Mann durch die jahrtausendlange Abhängigkeit, in der er das Weib gehalten hat — indem er sie nicht als intellectuell und moralisch gleichwerthiges Wesen anerkannt, indem er auch ihre geistige Entwickelung nach Kräften eingeengt und gehemmt hat — allenthalben hat er dadurch die bekannten Sclavenuntugenden künstlich gezüchtet, die man seit Jahrtausenden dem Weibe vorzuwerfen pflegt: Feigheit, Unaufrichtigkeit, Falschheit. List und Verschlagenheit, Perfidie, Bosheit und Grausamkeit. Kein Wunder, dass wo das Weib einmal durch die Verhältnisse zur Herrschaft gelangt oder sich dem in Begierden schwachgewordenen Manne gegenüber seiner Macht bewusst wird, dass es da herrscht, wie eben der Herr gewordene Sclav zu herrschen pflegt, ungezügelt, schamlos, despotisch und grausam; dass es vor keiner Ueberspannung des Herrschergelüstes, keinem Missbrauch der Herrschergewalt zurückschreckt. Dass der Mann seinerseits im einzelnen Falle zur endlichen Vergeltung solcher lange ertragenen und erduldeten Kränkungen fortschreitet und die Schande der „Gynäkokratie" gewaltsam abwirft, ist nur allzu begreiflich. Ganz abgeschmackt erscheint aber die Wendung, die man der atavistischen Theorie des Sadismus gegeben hat (und von der sogar Zola in „Bête humaine" Gebrauch macht), dass es sich dabei um einen atavistischen Trieb zur Rächung uralter Kränkungen handle, die das Weib dereinst dem männlichen Geschlecht zugefügt habe, in der Zeit des uralten Eherechts, des „Matriarchats", jener bekanntlich noch recht umstrittenen und in ihren ursächlichen Verhältnissen wie in ihrer Bedeutung keineswegs klar liegenden Einrichtung. Mit dem gleichen Rechte könnte man auch die Schatten der alten Amazonen heraufbeschwören; oder umgekehrt in dem vereinzelten Hervortreten des weiblichen Sadismus einen atavistischen Trieb zur Rächung einstiger handgreiflicher Eheschliessungsformen, des Sabinerinnenraubes u. s. w. erblicken. Derartige Argumentationen können eine ernsthafte Betrachtung bei Tageslicht kaum recht vertragen.

Schliesslich muss nochmals ausdrücklich betont werden, dass die atavistisch-evolutionistische Theorie eine wirkliche Erklärung der algolagnistischen Antriebe und Handlungen keineswegs liefert. Sie weist uns vielmehr nur zurück auf die durch wiederholte und gehäufte Handlungen erworbenen Eigenschaften und Gewohnheiten unserer Vorfahren, die sich in der Form von Instincten — sei es als Einzel- oder als

Rasseninstincte — auf die Nachkommen übertrugen; aber wie und unter welchen Umständen die Vorfahren selbst zu Trägern solcher Affecte und Antriebe wurden, darüber vermag die Theorie keinen Aufschluss zu geben. Die gestellte Frage wird also nur in möglichst weit der critischen Controle entrückte Zeitfernen zurückgeschoben — ungefähr in derselben Weise, wie man sich der unbequemen Frage nach dem Ursprunge des organischen Lebens auf der Erde mittelst der Annahme zu entziehen suchte, dass das von einem anderen Weltkörper herstammende organische Leben durch herabfallende Meteore auf die Erde gewissermafsen verschlagen wurde!

Immerhin wird man an den atavistisch-evolutionistischen Ideen einen gewissen berechtigten Kern insofern anerkennen dürfen, als die Erfahrung der Urzeit den Menschen mit der Nothwendigkeit, sowohl seinerseits Schmerz zu ertragen, wie auch anderen beseelten Wesen Schmerz zuzufügen, bald bekannt machen musste. Denn beim steten Kampfe des Menschen mit Raubthieren und mit anderen ihm an Stärke gleichen oder überlegenen Geschöpfen war er — mochte er nun Angreifer oder Vertheidiger sein — unausbleiblich genöthigt, diesen Wesen Schmerz bis zur Vernichtung und Ausrottung zuzufügen, wollte er eigener schmerzhafter Schädigung und Tödtung vorbeugen oder entgehen; und indem er seinen Zweck durch die von ihm ausgehende absichtliche Gegenschädigung erreichte, musste er wegen der Erreichung dieses Zweckes an dem verursachten Schmerz zugleich ein Gefühl der Lust, der Befriedigung empfinden. Dieses Gefühl der Lust musste noch dadurch gesteigert werden, dass er dabei auch seiner höheren geistigen Begabung gewahr wurde, die ihm im Kampfe mit den an rein physischer Stärke gleichen oder überlegenen Mitgeschöpfen den Sieg sicherte. Natürlich konnten diese Gefühle nur dem Manne, dem Kämpfer und Jäger, dem Erringer der Thierbeute, unmittelbar zu Theil werden. So haben wir hier beim Manne die Anfänge eines Lustgefühls auf Grund des anderen beseelten Wesen absichtlich bereiteten Schmerzes. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass, wie die sexuellen Lustgefühle ja auch im Laufe der Culturentwicklung bis zu einem gewissen Grade immer wachsender Verfeinerung, immer künstlicher hinaufgetriebener Steigerung unterliegen — man denke nur an die Reizungen der Verhüllung und Hervorhebung durch Kleidung und Schmuck, der social gebotenen Entziehung und Erschwerung beliebigen Geschlechtsgenusses u. s. w. — dass so auch die mit Schmerzzufügung und Tödtung verbundenen Lustgefühle allmälig an Intensität und Subtilität zunahmen. Denn die Cultur lehrte den Menschen leider nicht bloss mit grösserem Raffinement zu lieben, sondern auch mit grösserem Raffinement Schmerz zuzufügen, umzubringen, zu tödten. Wie weit man es in dieser „Entwicklung“ gebracht hat, dafür liefert ja jeder Blick in die Arsenale der Folterkammern und

in die Strafgesetzgebungen noch nicht allzuweit hinter uns liegender Zeiten die traurigsten Belege. Mehr und mehr erfreute das Anderen zugefügte Leid als solches, als Selbstzweck, auch ohne die damit ursprünglich verbundenen Ideen der Nothwehr, der Rache, der Bestrafung u. s. w. — gerade wie die erotischen Lustgefühle schon durch den Anblick verhüllter, durch die Verhüllung markirter und doppelt anreizender Körpertheile, ja (beim Fetischisten) sogar durch den Anblick dieser Verhüllungen allein hervorgebracht wurden. So konnte es wohl unter begünstigenden Umständen dazu kommen, dass die sich ausbreitenden Territorien der erotischen Lustgefühle und der durch Schmerz erweckten Lustgefühle und der damit zusammenhängenden Vorstellungen mehr und mehr einander genähert wurden, bis zu theilweiser Deckung — ja in einzelnen prädisponirten Individuen bis zu mehr oder weniger vollständiger Verschmelzung. Hier haben wir vielleicht die ersten individualistischen Anfänge der Algolagnie zu suchen — und indem wir diesen Gedankengang etwas weiter ausspinnen, ist es uns vielleicht vergönnt, wenn auch nicht zu einer „Erklärung" der Algolagnie, doch zu einem gewissen Verständnisse der dabei vor sich gehenden abnormen Seelenvorgänge und zugleich zu einer gewissen Einsicht in die entsprechenden (krankhaften) Störungen des centralen Nervenmechanismus bei der Algolagnie zu gelangen.

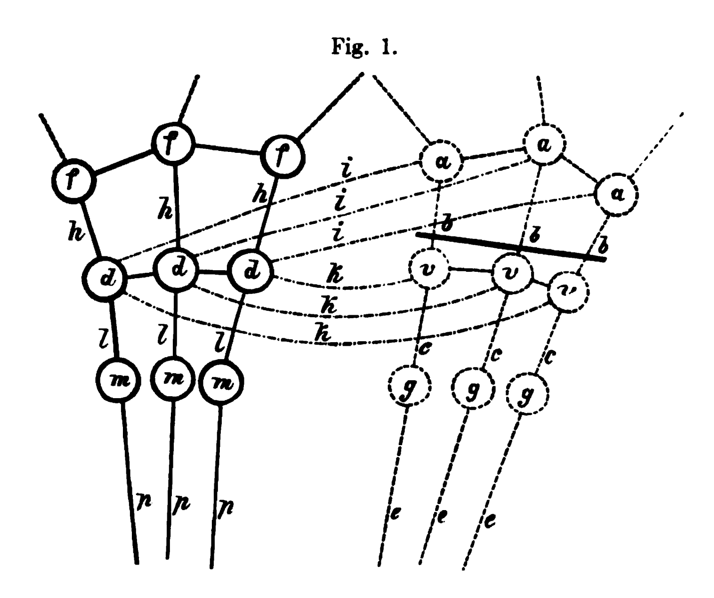
Natürlich kann es sich dabei nur um Vorgänge handeln, die sich in den Sinnes- und Associationsfeldern der Hirnrinde und damit zusammenhängenden Projectionsbahnen abspielen. Wer dem Vorhergehenden mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, für den wird es zu der im Folgenden versuchten functionell-anatomischen Darlegung und zu ihrer bildlichen Illustrirung durch das beigefügte Schema keiner detaillirten Erklärung bedürfen; ihm wird beides auch ohne weitläufige Erläuterungen und Anmerkungen wohl verständlich erscheinen.

Ich möchte die Art, wie ich mir die Sache denke, in kürzester und präcisester Formulirung so aussprechen:

> „Beim Algolagnisten geht der Weg zur Vorstellung von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen, und zur Auslösung sexualer Impulse nicht direct von den Sinneswahrnehmungen — sondern auf dem Umwege von solchen über die Vorstellung von Schmerzgefühlen (sei es durch Zufügung, oder Erduldung, oder durch blosses Mitansehen oder Fingiren körperlicher oder seelischer Misshandlung und Demüthigung)."

In diesem weiten Rahmen lässt sich alles unterbringen, was uns an vielgestaltigen Aeusserungen algolagnistischer Affecte und Triebe in Leben und Literatur entgegentritt. Auf das einfachste Schema reducirt können wir uns die dabei in den centralen (cerebrocorticalen) Zellen- und Nervenbahnen vorauszusetzenden Aus- und Umschaltungen in folgender Weise vergegenwärigen:

Fig. 1.



Die von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommenen und centralwärts geleiteten Sinneseindrücke, die für gewöhnlich sexual anregend wirken, verlaufen von den betreffenden Sinnesfeldern (a) normaler Weise in den Bahnen b zu den Associationsfeldern v, woselbst sie mit den Vorstellungen von Wollustgefühlen und entsprechenden genitalen Erregungen verknüpft werden. Von hier aus gehen die Bahnen c zu den excitirenden (motorischen) Genitalcentren innerhalb der Hirnrinde (g) und von diesen wiederum die Projectionsbahnen für excitomotorische genitale Impulse (e) peripheriewärts. — Auf der anderen Seite gelangen von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommene Eindrücke — von den vorigen in Qualität und Quantität normaler Weise gänzlich verschieden — zu den Sinnesfeldern f und von hier in den Bahnen h zu den Associationsfeldern d, woselbst sie mit Vorstellung von Schmerzgefühlen und von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen u. s. w. verknüpft werden. Diesen Associationsfeldern gehen auch Verbindungsbahnen von den ersterwähnten Sinnesfeldern (i) zu; ferner stehen sie durch intracentrale Bahnen (k) mit den Associationsfeldern v in wechselseitiger Verbindung. Von den

Associationsfeldern d verlaufen die Bahnen l zu den coordinirenden motorischen Rindencentren (m) und von hier die Projectionsbahnen p, mittelst deren die Ausführung der intendirten gewaltsamen Handlungen vor sich gehen kann, peripheriewärts.

Während nun unter normalen Verhältnissen der wollusterregende genitale Impulse auslösende Reiz über a, b, v, c, g, und e continuirlich geleitet wird, müssen wir uns beim Algolagnisten die Bahn b als mit verstärkten Hemmungen versehen, betriebsgestört, oder — in den schwersten Fällen — als gänzlich abgebrochen denken, so dass auf diesem Wege Vorstellungen von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen nicht mehr ausgelöst und die motorischen Centren und Bahnen genitaler Erregungen nicht in Action gesetzt werden. Wohl aber kann das noch, und mit verhältnissmässig um so grösserem Erfolge, auf dem Umwege über die Sinnesfelder d, durch die für gewöhnlich ausgeschalteten oder wenig benutzten Bahnen i und die die Associationsfelder d und v verbindenden (intracentralen) Bahnen k geschehen. Somit werden ausser den adäquaten, von den Sinnesfeldern f aufgenommenen und in den Bahnen h fortgeführten Reizen zu den Associationsfeldern d über i sich auch die von a kommenden gesellen, und es werden sich also mit den Vorstellungen von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen die typischen Vorstellungen von Wollustgefühl und genitaler Erregung mannigfach associiren. Es können einerseits diese letzteren Vorstellungen mittelst der für sie freigegebenen Bahnen i, d, l, m und p zur Verübung gewaltsam schmerzerregender Handlungen den Anstoss ertheilen — andererseits können die über h und i zugeleiteten, in den Associationsfeldern d gesammelten Vorstellungen auf dem Wege über k, v, c, d und g zur Auslösung sexualer Impulse dienen — so dass nicht bloss die betreffenden Vorstellungen wechselseitig mit einander associirt werden, sondern auch, wie wir das beim Algolagnisten thatsächlich geschehen sehen, die Vornahme (oder Erduldung) schmerzerregender gewaltsamer Handlungen und die Auslösung sexualer Impulse gleichzeitig oder succesiv in Wirksamkeit treten.

---

# Leben und Werke des Marquis de Sade. Sein Character und Geisteszustand.

Donatien Alphonse François, Marquis de Sade wurde als Sprössling einer der vornehmsten und ältesten provençalischen Adelsfamilien am 2. Juni 1740 in Paris geboren. In die lange Reihe seiner Vorfahren gehört jene mit Hugo de Sade vermählte Laura von Noves, die Petrarca an einem Charfreitag, am 6. April 1327, in der Kirche Santa Chiara zu Avignon zum ersten Male erblickte. Ihre von der Poesie verklärte Lichtgestalt war es, die den Oheim und Erzieher unseres Marquis, den gelehrten Abbé de Sade (gestorben 1778), zu seinen einst hochgeschätzten „Mémoires sur la vie de Pétrarque" (in drei Bänden, 1764 bis 1767) begeisterte. Ein grausamer Witz der Literaturgeschichte hat so die Objectivation selbstlosester, fast unirdischer Liebessehnsucht und den literarischen Hauptvertreter unerhörtester erotischer Ausschweifung und Verirrung in derselben Familie zu greller Kontrastwirkung vereinigt. Der Vater unseres Marquis war Diplomat, die Mutter Ehrendame der Prinzessin Condé, in deren Hause der junge de Sade geboren wurde. Seine erste Erziehung leitete jener gelehrte Oheim in der Abtei Ebreuil; von dort kam der Knabe auf das Collége Louis le Grand in Paris, trat nach damaliger Sitte schon mit 14 Jahren bei den Chevauxlegers ein und wurde der Reihe nach Unterleutnant, Leutnant, Kapitän bei verschiedenen Kavallerie-Regimentern; in dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit, den Siebenjährigen Krieg — bekanntlich keinen besonderen Ruhmestitel der französischen Armee — mitzumachen. Nach Paris zurückgekehrt, heirathete er mit 23 Jahren die Tochter des Präsidenten Montreuil. Sie soll von einnehmendem Aeusseren und sanftem Charakter gewesen sein, wusste ihren Gatten jedoch offenbar wenig zu fesseln, so dass er, wie es heisst, schon vom Jahre der Verheirathung an sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben anfing. Er wurde jedenfalls in demselben Jahre wegen unbekannter, in einem Bordell begangener Excesse in Vincennes eingesperrt, aber wie es scheint ziemlich bald wieder entlassen. Später soll er in Gesellschaft einer Schauspielerin, die er für seine Frau ausgab, auf seinem Schlosse Contat gelebt haben. Der im nächsten Jahre (1767) erfolgte Tod des Vaters verschaffte de Sade die Nachfolge als Generalleutnant für Bresse, Bugey und Valromey; doch mochte er zu dieser Zeit schon zu sehr in den Strudel sinnlicher Ausschweifungen versunken sein, um für eine ernstere Lebenshaltung und Pflichterfüllung noch die nöthige Befähigung zu besitzen, Gleich im darauf folgenden Jahre lenkte er durch eine Scandalaffaire, die auch zu gerichtlichem Einschreiten Anlass gab, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und lieferte eine Probe dessen, was von seiner Lebensführung und deren späterer literarischer Fructification noch erwartet werden durfte. Er hatte am 3. April 1768 durch seinen Kammerdiener, den Vertrauten aller seiner Ausschweifungen, zwei Freudenmädchen nach einem ihm gehörigen Hause in Arcueil führen lassen und ausserdem selbst eine Frau, der er zufällig begegnet war, Rosa Keller, die Wittwe eines Pastetenbäckers, dahin gelockt, sie eingeschlossen und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, sich vollständig zu entkleiden, ihr die Hände gebunden und sie bis aufs Blut gepeitscht; darauf hatte er sie in diesem Zustande verlassen, um sich zu den beiden Mädchen zu begeben und die Nacht mit ihnen in einer Orgie zu verbringen. Am Morgen war es der Eingeschlossenen gelungen, sich von ihren Banden zu befreien und durchs Fenster zu

springen; es kam zu einem grossen Auflauf; man drang ins Haus und fand den Marquis und die Genossen seiner Lüste sinnlos betrunken. De Sade wurde verhaftet, die Kammer von Tournelle leitete eine Untersuchung ein, die aber auf königlichen Befehl — es war die Zeit Ludwig des Fünfzehnten und der Stern der Dubarry eben im Aufgehen! — alsbald niedergeschlagen wurde, nachdem der Marquis seinem Opfer, der Rosa Keller, ein Schmerzensgeld von 100 Louisd'or bezahlt und damit seine „Schuld gesühnt" hatte.

In dieser Affaire tritt schon deutlich ausgesprochen jene eigenthümliche Form der Combination von Wollust und Grausamkeit hervor, die freilich nicht völlig demjenigen entspricht, wofür man den Ausdruck „Sadismus" im engeren Sinne geprägt hat, insofern die Vornahme grausamer Handlungen dabei nicht als Selbstzweck, sondern wesentlich als präparatorischer Act, als Stimulus der Wollustbefriedigung zu dienen bestimmt ist: denn die Peitschung der Rosa Keller hatte allem Anschein nach den Zweck, de Sade zum Verkehr mit den beiden Mädchen in „Stimmung" zu bringen. Uebrigens bewirkte der Vorfall in der Lebensweise de Sade's keine ersichtliche Aenderung. Er knüpfte mit der ihm, wie es scheint, wahlverwandteren Schwester seiner Frau ein Verhältniss an und machte in deren Begleitung eine längere Reise nach Italien. Wir mögen in den beiden ungleichen Schwestern wohl die Urtypen von Justine und Juliette vor uns haben, wie wir auch die Reise nach Italien in der „Juliette" vom Ende des dritten bis zum sechsten Bande, mit phantastischen Ausschmückungen natürlich, ausgiebig benutzt finden. Auf der Rückreise soll de Sade in Marseille (im Juni 1772) durch einen neuen Scandal zum Einschreiten der Behörden Veranlassung gegeben haben, indem er bei einer von ihm veranstalteten Orgie den dazu entbotenen Freudenmädchen kantharidenhaltige Pastillen in solcher Dosis verabreichte, dass zwei der Mädchen an den Folgen des Genusses starben. Diesmal erging sogar von dem Parlament in Aix gegen de Sade und seinen Kammerdiener, die erst nach Genf und von da auf savoyisches Gebiet nach Chambery geflüchtet waren, ein Contumazurtheil, das Beide wegen Sodomie und Giftmord zum Tode verurtheilte; doch wurde dieses Urtheil nach sechs Jahren, die die Schuldigen zum grossen Theil im Auslande zubrachten, kassirt und in eine dreijährige Verbannung von Marseille und fünfzig Livres Geldstrafe umgewandelt. Aus Vincennes, wo man ihn vorläufig eingesperrt hatte, wusste de Sade mit Hilfe seiner Frau (im August 1778) zu entkommen. Die obige Affaire erscheint allerdings, nach der neuesten Darstellung (von Cabanès) sehr abgeschwächt, auf einen einfachen, in einem Marseiller Bordell verübten Excess ohne tödtlichen Verlauf beschränkt; und auch über das Folgende existiren sehr verschiedene Versionen, die den Schauplatz bald nach Paris, bald nach Marseille verlegen und die Zeit des Vorkommnisses gleichfalls ziemlich unbestimmt lassen. Wiederum soll es sich um schreckliche Folgen der Kantharidenvergiftung bei eingeladenen Ballgästen aus den Kreisen der vornehmen Welt — Herren und Damen — gehandelt haben. Der Marquis und seine Schwägerin — die hier immer unverhüllter als das Original der Juliette hervortritt — sollen beim Ausbruch der sich entwickelnden Schreckensscenen, die mehreren Damen das Leben kostete, schleunigst das Weite gesucht haben. Nach der von Brierre de Boismont wiedergegebenen Schilderung soll man ferner — es ist nicht klar, ob vor oder nach diesem verhängnissvollen Ballsouper — in einem Hause einer abgelegenen Strasse von Paris eine tief ohnmächtige junge Frau angetroffen haben, der an verschiedenen Stellen des Körpers die Adern geöffnet und zahlreiche Einschnitte mit der Lanzette beigebracht waren und die, mit Mühe ins Leben zurückgerufen, den Marquis, der sie in das Haus gelockt habe, nebst seinen Leuten als Urheber dieses Verbrechens anschuldigte. Auch hier hatten, wie es scheint, die auf seinen Befehl und vor seinen Augen vollzogenen Blutentziehungen

dem Marquis als wollusterregender Reiz, als vorbereitender Act der eigentlichen geschlechtlichen Befriedigung — diesmal an dem Opfer selbst — dienen müssen. Das Abenteuer klingt auch in Justine und Juliette wieder, im dritten und vierten Buch der Justine, in der Schilderung des Grafen Gernande, jenes Monomanen der Aderlässe und Incisionen, dessen blutgieriger Passion schon sechs Frauen zum Opfer gefallen sind. Wie es nun mit der Gleichzeitigkeit der beiden Ereignisse auch stehen mag; jedenfalls wurde de Sade daraufhin von Neuem verhaftet und erst nach Vincennes, dann (im Jahre 1789) nach der Bastille gebracht, zu deren letzten Insassen, oder — im Sinne der Revolutionschwärmer — unglücklichen Opfern er sich zählen durfte. Denn erst kurz vor dem berühmten Bastillensturm wurde er in Folge eines Wortwechsels mit dem Gouverneur Delaunay (dem nachherigen Opfer der Volkswuth) nach dem Irrenasyl Charenton übergeführt, sonst würde auch ihm die Volksmenge an jenem blutigen 14. Juli 1789 die Freiheit verschafft haben, die er nun erst neun Monate später erhielt, durch den Beschluss der constituirenden Versammlung vom 17. März 1790, der die sofortige Befreiung aller durch „lettre de cachet“ Verhafteten anordnete.

Der dankbare Marquis stürzte sich denn auch mit Begeisterung in den Strudel der revolutionären Bewegung; er liess mehrere dieser Richtung huldigende Theaterstücke aufführen und trat später dem Club der Pikenmänner (société populaire de la section des piques) bei, als deren Secretair er am 29. September 1793 eine noch erhaltene Rede hielt, die den Manen der edlen Volkshelden Marat und Lepelletier geweiht und ganz und gar mit dem schwülstigen Phrasengewäsch des Demagogenthumes jener Tage, in das sich de Sade ziemlich geschickt hinein zu finden wusste, erfüllt ist. Auch in der Juliette, an der de Sade damals arbeitete und im Geheimen druckte, fehlt es nicht an bluttriefenden Tiraden gegen die „Tyrannen“ und an einem ultrarevolutionären fanatischen Hasse gegen Königthum und monarchische Institutionen, der nur durch den Hass gegen Religion und Kirche noch überboten wird. Bei alledem vermochte sich de Sade — wie es scheint, wegen einiger zur Rettung seines Schwiegervaters Montreuil unternommenen Schritte — dem Misstrauen der revolutionären Machthaber nicht zu entziehen; er wurde als „verdächtig“ denunzirt, im December 1793 verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze Robespierre's, im October 1794, seine Freiheit wieder. Bessere Zeiten brachen für ihn unter dem Directoire an, als ein Wüstling und Schwelger wie Barras mit seinen Gesinnungsgenossen die Geschicke Frankreichs leitete und unter dem Aushängeschild der Republik die Sittenzustände spätrömischer Décadence wieder heraufführte. Damals durfte de Sade es wagen, nicht nur 1796 die vollendete Juliette, sondern auch 1797 sein gesammtes zehnbändiges Hauptwerk und zugleich eine neue veränderte Auflage der Justine mit Kupferstichen erscheinen zu lassen und von diesem Werke den fünf Mitgliedern des Direktoriums eigens abgezogene Velinexemplare zu überreichen. Aber diese schönen Zeiten konnten nicht dauern. Bald kam das Säbelregiment Bonapartes, das Konsulat; und als de Sade auch dem Ersten Konsul seine beiden Werke in der eben neu erschienenen Gesammtausgabe zuzuschicken wagte, kam er schlimm an. Bonaparte soll, nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, die Bücher, trotz ihrer reichen Einbände, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls liess er (1781) die ganze Auflage confisciren, den Verfasser noch in dem selben Jahre verhaften und erst nach Sainte-Pélagie, dann (1803) nach Charenton bringen, wo er als unheilbarer und gefährlicher Geisteskranker bis zu seinem Lebensende festgehalten wurde. Allerdings scheint bei der gegen de Sade beobachteten Strenge auch der Umstand mitgewirkt zu haben, dass dieser ein gegen Josephine und ihre Freundinnen gerichtetes Pasquill — unter dem Namen Zoloé et ses deux acotytes — in Umlauf gesetzt haben soll. Aus den letzten Lebensjahren des Marquis, aus der

Zeit seines Aufenthaltes in Charenton, besitzen wir verschiedene, von Augenzeugen herrührende, nicht von Widersprüchen freie Schilderungen. Nach einer davon erscheint de Sade als ein kräftiger, die Gebrechen des Alters nicht an sich tragender Greis mit schönem weissen Haar, von würdevollem Aussehen, liebenswürdigem und überaus höflichem Benehmen, der dabei auf jede Anrede mit sanftester Stimme schmutzige Worte hervorsprudelte und bei seinen Spazirgängen im Hofe obszöne Figuren in den Sand zeichnete. Er arbeitete emsig an Schriften ähnlichen Inhalts und liess auf der Bühne des Irrenhauses selbstverfasste Theaterstücke zur Aufführung bringen; später soll er auch, mit Genehmigung des offenbar sehr toleranten Anstaltleiters, Abbé Culmier, Bälle und Konzerte arrangirt haben, die endlich der dabei stattgehabten Missbräuche halber auf ministerellen Befehl (am sechsten Mai 1813) untersagt wurden. Merkwürdig ist, dass ein sehr hervorragender Irrenarzt, der ärztliche Direktor von Charenton, Royer-Collard, auf das Dringendste die Entfernung de Sades aus der Irrenanstalt forderte, da er ihn nicht für geisteskrank hielt und seinen überaus schädlichen Einfluss auf die wirklichen Geisteskranken in wiederholten Eingaben betonte, während dagegen mehrere vornehme Damen sich lebhaft für de Sade verwandten und dessen Verbleiben in Charenton, wo er es augenscheinlich sehr gut hatte, bei dem Polizeiminister Fouché erbaten und durchsetzten. So starb denn de Sade als vierundsiebenzigjähriger Greis, nachdem er noch den Sturz Napoleons und die Restauration erlebt hatte, in dem Asyl, dessen Bewohner er seit nahezu zwölf Jahren war, am zweiten Dezember 1814. Von seinen Zeitgenossen haben ihm namentlich Rétif de la Bretonne (in den „Nuits de Paris“ und in der unter dem Pseudonym Lingnet herausgegebenen Gegenschrift Anti-Justine), sowie Charles Nodier in seinen „souvenirs“ — der in ihm ein unglückliches Willküropfer des Konsulats und des Kaiserreichs erblickte! — literarische Aufmerksamkeit gewidmet. Später hat Jules Janin in einem zuerst 1835 in der Revue de Paris erschienenen und in den „Catacombes“ wiederabgedruckten Aufsatz über das Leben und die Werke de Sade's geschrieben, wobei jedoch mannichfache Irrthümer unterliefen. Weitere, zum Theil werthvolle biographische Notizen sind in dem anonym erschienenen Buche „Le Marquis de Sade“ (Brüssel, Gay und Doucé, 1881) enthalten. Neuerdings sind in Frankreich Abhandlungen über den Marquis de Sade von Marciat (Lyon 1899) und von Cabanès (1900) erschienen; einen Theil der von der Marquise de Sade an ihren Gatten gerichteten Correspondenz hat Ginisty (grande revue 1899 Nr. 1) kürzlich herausgegeben. In Deutschland habe ich zuerst einen psychologischen Essai über den Marquis de Sade (Zukunft 1899, VII 26) veröffentlicht; seitdem ist die umfassende Monographie von Dr. Eugen Dühren „Der Marquis de Sade und seine Zeit, ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts“ erschienen, die — ein Zeichen des erstarkten Interesses — bereits in dritter Auflage (Berlin, 1901) vorliegt.

Das grosse Hauptwerk de Sades, die Ursache und Quelle seiner herostratischen Unsterblichkeit, besteht aus zwei mit einander eng zusammenhängenden, wenn auch ursprünglich getrennt herausgegebenen Theilen. Der erste Theil, „Justine“, erschien anonym zuerst 1791, die Fortsetzung, „Juliette“, ebenfalls anonym 1796, das Ganze in zehn Bänden in Holland 1797. Diese mir vorliegende Gesammtausgabe trägt in ihren vier ersten Bänden den Titel: „Histoire de Justine ou les malheurs de la Vertu par le Marquis de Sade“ (en Hollande 1797) und das bezeichnete Motto: „On n'est point criminel pour faire la peinture des bizarres penchants qu,inspire la nature“. Die sechs folgenden Bände

führen den Titel: „Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade“. Druckangabe und Motto sind dieselben wie bei Justine. Auffällig ist, dass auf dem Titelblatt, als zur Justine gehörig, 44, zur Juliette 60, — im Ganzen also 104 — Stiche bezeichnet werden, während thatsächlich nur 100 Stiche (zehn für jeden Band) vorhanden sind, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Ausgabe durch die beigedruckten Band- und Seitenzahlen ersichtlich ist. Uebrigens ist — ganz abgesehen von der Schauerlichkeit des Dargestellten — der künstlerische Werth dieser Illustrationen überaus gering. Grobe Fehler der Zeichnung, der Perspektive, gänzlicher Mangel an Individualisirung, dürftige, fast ärmliche Erfassung der Scenerie frappiren bei der Mehrzahl der Bilder, denen man höchstens die compositionelle Treue in Anlehnung an die oft recht komplizirten Gruppenbeschreibungen des Textes als ein immerhin zweifelhaftes Verdienst zusprechen kann. Hier hätte es, wenn derartiges überhaupt gewagt werden sollte, der entfesselten und vor nichts zurückschaudernden Phantasie bedurft, mit der ein Doré die Gestalten von Dantes Inferno nachzuschaffen gewusst hat.

Der Inhalt — oder vielmehr die das Ganze beherrschende Grundtendenz — ist schon durch die Nebentitel „les malheurs de la vertu“ und „les prospérités du vice“ genügend gekennzeichnet. Mit zähester Beharrlichkeit wird durch alle zehn Bände hindurch immer und immer wieder das Thema variirt, dass es der „Tugend“, gerade eben weil und so lange sie Tugend ist und sein will, nothwendig höchst elend ergehen und dass das „Laster“ eben so nothwendig floriren und oben aufkommen muss. Die Vertreterinnen der entgegengesetzten Moralextreme sind die beiden Schwestern, Justine und Juliette. Wir finden sie zuerst in noch sehr jugendlichem Alter, eben verwaist und durch den Bankerott ihres Vaters in dürftigen Verhältnissen: Justine, fest entschlossen, unter allen Umständen tugendhaft zu bleiben, und die ältere Juliette eben so fest entschlossen, sich dem eine glänzende Karriere verheissenden Laster in die Arme zu werfen. So trennen sich ihre Wege. Wir begleiten nun vier Bände hindurch die tugendhafte Justine auf ihren Irrfahrten, wobei es ihr immer jammervoller ergeht, ihr Vertrauen immer schmerzlich enttäuscht, ihre Gutherzigkeit immer an Unwürdige und an Bösewichte verschwendet wird, ihre Wohlthaten jedesmal zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, ohne dass sie doch zur Erkenntniss ihrer grenzenlosen Thorheit, nach des Verfassers Standpunkt, durchzudringen vermag, — was ihre aufgeklärten Gegner, die Grossinquisitoren der natürlichen Vernunft, mit Fug und Recht gegen sie erbittert. Schliesslich wird sie wegen einer ihr fälschlich zugeschriebenen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, entkommt aber aus dem Gefängniss und gelangt zufällig auf das Schloss ihrer Schwester, die sie von einer eben so glänzenden wie frivolen Gesellschaft umgeben antrifft. Sie erzählt Juliette ihre Geschichte,

die einen der Zuhörer zu der Bemerkung veranlasst: „voilà bien ici les malheurs de la vertu“ und, auf die anwesende Juliette deutend: „là, mes amis, les prospérités du vice“. Juliette, die es inzwischen zu grossem Reichtum und zum Range einer Gräfin Lorsanges gebracht hat, trägt nun ebenfalls ihre Geschichte vor, die zugleich die Geschichte ihrer wachsenden Erfolge ist; sie debutirt charakteristischer Weise im Kloster, kommt dann zu einer Kupplerin, wird die Geliebte des allmächtigen Ministers Saint-Fond und die über unbegrenzte Mittel verfügende Anordnerin und Leiterin seiner heimlichen Orgien. Ein einziger Rückfall in die Tugend oder ein allzu skrupulöses Bedenken zieht ihr den Verlust dieser Stellung zu und nöthigt sie zur Flucht; der treffliche Graf Lorsanges rettet und heirathet sie, wird von ihr aber seiner langweiligen Tugendboldigkeit halber verabscheut und bald vergiftet, worauf sie in Begleitung ihres Liebhabers eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien antritt. Die einzelnen Etappen werden sehr genau geschrieben, namentlich der Aufenthalt am Hofe des Grossherzogs von Toscana (des späteren Kaisers Leopold des Zweiten), am päpstlichen Hofe und am Hofe des Lazzaronikönigs Ferdinand von Neapel und seiner tribadischen Königin Karoline, der Schwester Marie Antoinettes; endlich in dem noch republikanischen Venedig. Hier lebt sie als Courtisane im grössten Stil, wird schliesslich in das Schicksal einer Freundin hineingezogen, die zwar Giftmischerei im Kleinen gewerbsmässig verübt, aber vor einer ihr behördlich anbefohlenen Giftmischerei im Grossen zurückschreckt — mehr aus „Mangel an Muth“ als an gutem Willen, wie die Erzählerin entschuldigend bemerkt —, und kehrt nach Frankreich zurück, wo sich die Verhältnisse inzwischen aufs Günstigste für sie aplanirt haben. Die Schlussworte ihrer Erzählung enthalten eine triumphirende Apologie von Laster und Verbrechen, mit deren Hilfe sie es so herrlich weit gebracht hat. Justine ist aber nicht zu bekehren, und da Juliette sich weigert, eine solche „Prüde“ als Schwester anzuerkennen und im Hause zu behalten, so wird sie beim Herannahen eines Gewitters auf die Strasse geworfen und sogleich von einem Blitzstrahl getötet, vor den Augen der zuschauenden Gesellschaft, die in entzückten Jubel darüber ausbricht, dass der „Himmel“ die Tugend in solcher Weise belohne.

Dies das nackte Gerippe der Handlung, die in ihrem Rahmen eine bunte Fülle von Gemälden erotischer Ausschweifungen und bluttriefender Orgien umschliesst und mit einer kaum minder breiten Fülle lehrhafter Exkurse in monologischer und dialogischer Form, namentlich in der zweiten Hälfte, durchsetzt ist. Die „Helden“ und „Heldinnen“ (sit venia verbo) dieser Orgien scheinen das Bedürfniss zu fühlen, sich selbst und ihren Opfern bei jeder Gelegenheit die Nothwendigkeit und Berechtigung ihres Handelns mit allem nur möglichen rhetorischen Aufwande vorzudemonstriren und für ihre Grundsetze mit fanatischer Ueberzeugungtreue

Propaganda zu machen. Seiner ersten Anlage nach weist das Werk auf die Zeit vor Ausbruch der Revolution zurück, da das Königthum Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettes noch als unerschüttert vorausgesetzt wird und wenigstens keine ausdrückliche Wendung auf die späteren Vorgänge der Revolution hindeutet. Uebrigens scheint nach einzelnen, allerdings nicht sicher beglaubigten Angaben noch eine andere, aus späterer Zeit stammende Ueberarbeitung zu existiren.

Ueber die übrigen Schriften de Sade's kann ich mich kurz fassen, da sie — so weit sie ihm mit Sicherheit zugehören — nicht geeignet sind, uns die Befähigung und geistige Eigenart ihres Verfassers von anderer und besserer Seite kennen zu lehren. Am meisten der Erwähnung werth ist noch „La philosophie dans le boudoir"; in der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe mit der Bezeichnung: „ouvrage posthume par l'auteur de Justine", Londres aux dépenses de la compagnie 1805 (in zwei Bänden). Da de Sade zur Zeit des Druckes noch am Leben war, muss der Ausdruck „posthume" der Unkenntniss oder absichtlichen Irreführung entspringen. Das Buch ist ein verwässerter, geistloser Abklatsch der in Justine und Juliette entwickelten Lehren, angewandt auf die „Erziehung" eines unerfahrenen jungen Mädchens; es berührt sich somit im Stoffe merkwürdig mit der Mirabeau zugeschriebenen „Education de Laure" — einem übrigens ganz elenden und geistlosen Machwerk — wie ja auch andere literarische Jugendsünden des vielbewunderten Revolutionhelden, wie „Ma conversion" und „Erotica biblion" des sadischen Geistes einen recht starken Hauch verspüren lassen. Mirabeau, der in einem noch erhaltenen Briefe gegen jede Gemeinschaft mit de Sade entrüstet protestirt und diesen Autor, falls er es wagen sollte, sich auf ihn zu beziehen, mit Stockhieben bedroht, kann sich demnach, wie auch andere Revolutionmänner — ich erinnere nur an Saint-Just und Marat —, dem Verdachte einer gewissen Geistesgenossenschaft nicht gänzlich entziehen.

„Aline et Valcour, ou le roman philosophique", ein Buch, das de Sade vor der Revolution während seines Aufenthaltes in der Bastille geschrieben haben soll (zuerst gedruckt 1793), ist ein ziemlich unbedeutender, auch wieder mit viel eintönigem Raisonnement durchsetzter Roman; und dasselbe scheint von dem unter dem Namen „Les crimes de l'amour" zusammengefassten Novellencyclus zu gelten, woraus mir allerdings nur eine („Juliette et Raunal, ou la conspiration d'Amboise, nouvelle historique") aus eigener Lecture bekannt ist. Man findet sie in dem 1881 bei Gay und Doucé in Brüssel anonym erschienenen Werke „Le Marquis de Sade", das ausserdem noch eine daran knüpfende Abhandlung über den Roman („Idée sur les romans") und eine gegen einen missgünstigen Kritiker, Villeterque, gerichtete Schmähschrift („L'auteur des crimes de l'amour à Villeterque folliculaire") sowie die schon erwähnte, in der section des piques zur Leichenfeier Marats und Lepelletiers gehalteneu Rede enthält. Alle diese Schriften zeigen nur, dass de Sade über die Gabe eines mittelmässigen Skribenten — die Kunst, langweilig zu schreiben — in ziemlich hohem Grade verfügte, und ausserdem, dass er es zweckmässig fand, wenigstens in der Zeit, wo er die „Idée sur les romans" erscheinen liess, die ihm zugeschriebene Autorschaft der Justine hartnäckig zu leugnen. Dass es ihm dabei auf einen Haufen der handgreiflichsten und fadenscheinigsten Lügen nicht ankommt, wird uns bei der ganzen sonstigen Eigenart des Mannes schwerlich befremden.

Der „moralische" Standpunkt (sit venia verbo), den de Sade in seinem Hauptwerke Justine und Juliette, wie auch in der „Philosophie

dans le boudoir“ einimmt, — sofern es erlaubt ist, im Sinne der alten Moralisten von einem solchen zu reden — ist der einer Art Antimoral, einer Teufelsmoral, die in Inhalt und Tendenz seines grossen Doppelwerkes erschöpfend zum Ausdruck gelangt und auf die schon die Titelbezeichnung gleichsam präludirend hinweist. Das beständige Unglück, das die „Tugend“ mit Naturnothwendigkeit zu erleiden hat, und das Glück, das dem „Laster“ eben so naturgemäfs erblüht, ist ja das Hauptthema, das durch alle zehn Bände in allen erdenklichen Variationen durchgeführte, in Handlung umgesetzte und mit weitschweifigen Kommentaren erläuterte Leitmotiv der gesammten Komposition. Die Begriffe „Tugend“ und „Laster“ werden dabei ganz im alten, landläufigen Sinn genommen; doch geschieht das, möchte man sagen, mit einer Art unfreiwilliger Selbstpersiflage: denn auf jenem vorgeschobensten Standpunkte mechanistischer Weltauffassung, wie ihn de Sade einzunehmen behauptet, giebt es, im Grunde genommen, weder Tugend noch Laster: die Moralbegriffe „gut“ und „böse“ existiren einfach nicht, da sie in dem Alles umfassenden Begriff des mechanisch bedingten Naturgeschehens ihre Auflösung finden. Davon aber, dass er in diesem Sinne eigentlich gegen Gespenster ficht, merkt der Verfasser in seinem antimoralischen Fanatismus so wenig wie von der Absurdität des selbstgefällig zur Schau getragenen Gotteshasses und der Gottesfeindschaft neben seinem auf Schritt nnd Tritt feierlichst als unumstössliches Dogma verkündeten materialistischen Atheismus. Ein ungeheurer Eifer wird an unzähligen Stellen darauf verwendet, zu deduziren, dass das sogenannte „Böse“ keineswegs verwerflich, weil nicht gegen die Natur, vielmehr ganz deren Zielen und Absichten gemäfs sei, und dass wir im Gegenteil höchstens dann verwerflich handeln, wenn wir uns diesen Absichten der Natur widersetzen, statt ihnen, auch so weit sie in unseren scheinbar verbrecherischen Begierden zum Ausdruck kommen, blindlings, widerstandlos zu folgen. Altruistische Rücksichten können und dürfen uns dabei am allerwenigsten hindern; „was die Thoren Humanität nennen, ist nur eine aus der Furcht und dem Egoismus entsprungene Schwäche“, heisst es in der Philosophie dans le boudoir, Band II, Seite 178), und ebenda wird auseinandergesetzt, dass es „Verbrechen“ überhaupt nicht geben könne, dass wir nur blinde Werkzeuge dessen zu sein haben, was die „Natur“ uns „inspirirt“: „Nons dicta-t-elle d'embrâser l'univers? Le seul crime serait d'y résister et tous les scélérats de la terre ne sont que les agents de ses caprices.“ Und ganz dieser Anschauung entsprechend krönt denn auch Juliette die lange Erzählung ihrer Abenteuer und siegreichen Erfolge mit den ein wahrhaft infernalisches Glaubensbekenntniss enthaltenden Worten: „Tant pis pour les victimes, il en faut; tout se détruirait dans l'univers, sans les lois profondes de l'équilibre; ce n'est que par des forfaits que la nature se maintient et

reconquit les droits que lui enlève la vertu. Nous lui obéissons donc en nous livrant au mal; notre résistance est le seul crime, qu'elle ne doive jamais nous pardonner. Oh! mes amis, convainquons-nous de ces principes! Dans leur exercice se trouvent toutes les sources du bonheur de l'homme" (Juliette, Band VI, Seite 343, 344).

Ich glaube, man hat ein gewisses Recht, einen solchen Moralstandpunkt als den einer Art Antimoral oder Teufelsmoral zu kennzeichnen, und ich möchte daran nur die Bemerkung knüpfen, dass bei dem Ausbau dieser „Moral" auch eine ganz ähnliche Inkonsequenz oder — richtiger — Unzulänglichkeit zu Tage tritt wie bei der gewöhnlichen deistischen Moral; während diese nämlich den Ursprung des „Bösen" nicht in überzeugender Weise darzuthun vermag, erscheint es vom Standpunkt de Sade's eben so unmöglich, den Ursprung des „Guten", das es ja nach Alledem doch auch in der Welt giebt und das in seinen zu „Opfern" bestimmten Vertretern sogar einen so breiten Raum einnimmt, einleuchtend zu erklären. Ein Versuch dazu wird übrigens gar nicht einmal gemacht; wer wollte auch Selbstkritik und nöthigen Falls Verzichtleistung auf die schon von vorn herein feststehenden Prämissen bei einem mit geistigen Scheuklappen versehenen und im Genusse seines Ein- und Allgedankens schwelgenden Monoideisten erwarten?

So bekunden denn alle die zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen des Bösen, die uns in Justine und Juliette vorgeführt werden, ein felsenfestes Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache, ein Vertrauen, das in der ganzen Kette der Ereignisse, die sich vor uns abspielen, auch niemals getäuscht wird. Selbst in den misslichsten Lagen, in die sie der Zufall hin und wieder versetzt — Juliette, zweiter und fünfter Band —, verlässt dieser „Glaube" sie nicht und veranlasst sie, sich den Repräsentanten des Guten gegenüber, wo diese wirklich einmal vorübergehend obenauf kommen, mit dem selbstgewissesten Uebermuth zu benehmen und jenen ihren baldigen Sturz vorauszusagen. Die Unterdrückung und Vernichtung der als „gemeinschädlich" erkannten Tugend ist gewissermafsen die Mission, die Pflicht und Aufgabe des Lasters; nicht nur im Einzelleben, sondern auch in den grossen Verhältnissen des staatlich-gesellschaftlichen Lebens, für dessen Organisation nach denselben Prinzipien an verschiedenen Stellen der Juliette beachtenswerthe, wenn auch begreiflicher Weise fragmentarisch gebliebene Anläufe gemacht werden.

Im Vorhergehenden wurden schon mehrfach zwei Züge erwähnt, die — wenn wir von den sexualpathologischen Momenten ganz absehen — in de Sade's literarischer Physiognomie besonders auffällig hervortreten, sich aber doch mit den übrigen zu einer geistigen Einheit zusammenschliessen. Das ist der eigenartig gefärbte Atheismus de Sade's und sein politischer Radikalismus.

Der Atheismus de Sade's geberdet sich, wie wir sahen, inkonsequenter Weise zugleich als ein fanatischer Misotheismus, der von dem bekannten Worte: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer" nur Gebrauch zu machen scheint, um diesen eigens erfundenen Gott blasphemisch zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser doktrinäre Atheismus schliesst natürlich auch, wie gewöhnlich, einen Hang zu kindisch-abergläubischem Mystizismus keineswegs aus, wovon wir das grassesta, zugleich furchtbarste und lächerlichste Beispiel in dem sehr breitgetretenen und mit geheimnissvoller Wichtigthuerei behandelten Ceremoniell Saint-Fond's finden, der sich mit den zum Tode bestimmten Opfern regelmäfsig einschliesst, um sie mit ihrem eigenen, aus der Nähe des Herzens entnommenen Blute einen Zettel unterzeichnen zu lassen, in dem sie ihre Seele dem Teufel verschreiben und den sie auf dem Wege einer nicht wiederzugebenden Inkorporation in die doch immerhin als möglich erachtete andere Welt mitnehmen müssen, (Juliette, Bd. II, Seite 286 ff.). Auf der anderen Seite schlägt dieser Atheismus wieder in eine völlig anthropomorphistische Auffassung der Natur um, — nur dass diese als Vertreterin des Bösen personifizirte Natur statt des milden Gottesantlitzes eine Teufelsfratze zu tragen scheint, deren Kultus der zerzerstörten Gottesanbetung mit grimmigem Hohne pomphaft substituirt wird.

Der politische Radikalismus de Sade's ist zum Theil von jener entsetzlich oberflächlichen, kurzsichtig dilettantischen Art, wie er uns in den depravirten französischen Adelskreisen gerade in den Zeiten kurz vor Ausbruch der Revolution gar nicht selten begegnet. Ein bemerkenswerther Grundzug ist überdies auch hier, ganz wie bei der eben geschilderten Abart des Atheismus, neben der prinzipiell antimonarchischen Gesinnung der fanatische Hass gegen Königthum und Kirche und gegen alle damit zusammenhängenden sozialen Institutionen, — man darf sagen: der Geist eines, auf der sich souverain geberdenden naturalistischen Kritik beruhenden, individualistischen Nihilismus und Anarchismus. Und diese Denkweise lässt de Sade, so leer und gehaltlos sein doktrinärer Radikalismus im Uebrigen auch ist, immerhin als einen „Vorläufer" erscheinen, für den sich auch in unseren Tagen des theoretischen und praktischen Anarchistentreibens und des wiederauflebenden Stirner-Kultus manche unerfreuliche Anknüpfung bietet.

Um die geistigen Wurzeln einer solchen Erscheinung wie de Sade in noch grösserer Tiefe blosszulegen, müsste man freilich noch andere dem Volks- und Zeitgeiste angehörige Faktoren in weit grösserem Umfange, als es hier möglich ist, zu berücksichtigen suchen. Es würde dabei jenem eigenthümlichen gallokeltischen Elemente des französischen Volkscharakters Rechnung zu tragen sein, dem neben dem frivolerotischen auch der lüstern-grausame Zug von jeher nicht fehlte

und der in Voltaires Kennzeichnung seiner Landsleute als „Tigeraffen" den zutreffendsten Ausdruck, in sozialen Vorgängen der „grossen" Revolution bald nachher eine drastische Illustration findet. Es würde ferner auf jenen eigenartigen Geist der in Sittenverderbniss und Degenerescenz hinsiechenden französischen Adelskaste Bezug zu nehmen sein, bei der sich hohler Standesdünkel mit einem frivolen, alles, auch die Grundlagen der eigenen Existenz negirenden und zersetzenden Skepticismus und Pseudoradicalismus — man denke nur an das Auftreten eines Philippe Egalité — unheilbringend vereinigt. Und endlich müsste vor allem der Zusammenhang mit gewissen Elementen der zeitgenössischen Popularphilosophie in Rechnung gezogen werden, namentlich mit der durch die Encyclopädisten und ihre seichte Gefolgschaft vertretenen materialistisch-atheistischen Richtung. Es mag als ein in seinen Consequenzen einem de Sade schon bedenklich nahe stehender Repräsentant dieser „Aufklärungsphilosophie" nur der berüchtigte Verfasser der Histoire naturelle de l'âme und des Homme-machine, Lamettrie, namhaft gemacht werden, den auch des grossen Friedrich's academische Lobrede und Du Bois-Reymond's etwas geschraubte Ehrenrettung uns menschlich kaum näher zu bringen vermögen. Der Aufklärungstandpunkt für religiöse und ethische Fragen war durch den materialistischen Atheismus der Encyclopädisten ein für allemal gegeben; de Sade hat nur, scrupelloser als ein Diderot, scrupelloser selbst als Lamettrie, die äussersten Consequenzen des theoretischen und natürlich auch des practischen Materialismus auf seine Weise gezogen. Ganz wie seine Zeitgenossen hängt er dabei an der altdemokritischen corpuscularen Theorie der Materie, mit ihren räumlich getrennten, überall gleichartigen Theilchen (Molekeln), durch deren Bewegung und Stoss alle Phänomene des körperlichen und geistigen Lebens in einer für ihn und seinesgleichen restlos befriedigenden Weise erklärt werden; die „molécules malfaisantes" spielen denn auch bei seinen antimoralischen Explicationen eine hervorragende Rolle. Die klägliche Oede einer solchen Weltanschauung wird nur durch die brutale Selbstgewissheit, mit der sie vorgetragen und als keines Beweises bedürftig hingestellt wird, allenfalls überboten.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass auch Verbindungfäden von de Sade zu gewissen zeitgenössischen Vertretern einer analytischen Richtung der Psychologie hinüberführen, die von Max Dessoir[1]) in seiner beachtenswerthen Geschichte der neueren deutschen Psychologie als subjectivistische Analytiker zusammengefasst wurden. Für den psychologischen Roman, der auf subjecti-

---

[1]) Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, zweite Auflage, erster Halbband. Berlin, Karl Duncker, 1897, p. 301 ff.

vistischer Analyse des Seelenlebens beruht, hatte bekanntlich Rousseau in seiner Nouvelle Héloise den Ton angegeben, — derselbe Rousseau, der in seinen Confessions einen Act des moralischen Exhibitionismus verübt und dabei selbst vor der Enthüllung direct exhibitionistischer Neigungen nicht zurückscheut. Einem de Sade unendlich näher als die trotz Allem grosse und ergreifende Gestalt Rousseau's steht jener „Rousseau du ruisseau", Rétif de la Bretonne, über den Dessoir urtheilt: „Er wurde von wüthendster Sinnlichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein Zweiter verstanden, die Entstehung, Eigenthümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysiren und dem Ich einen geradezu raffinirten Cultus zu widmen." Da haben wir im Keime den literarischen de Sade, nur schwächlicher, passiver, so zu sagen unblutiger. Wäre Rétif eine mehr activ und impulsiv, weniger contemplativ veranlagte Natur gewesen und hätten ihm, dem armen Bauernsohne, die Mittel und die Atmosphäre des „célébre Marquis" von früh auf zur Verfügung gestanden, so wäre vielleicht ein zweiter de Sade aus ihm geworden, der schriftstellerisch dem Anderen an Kraft und Feinfühligkeit der Schilderung überlegen gewesen wäre. Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeinen Feinfühligkeit, dieser „sensibilité quelquefois délicieuse, quelquefois cuisante, affreuse, déchirante", auf deren Wiederentdeckung unsere Modernen so stolz sind und die wir in den Werken eines Bourget, Huysmans, Barrès, Maeterlinck, eines Arne Garborg und Strindberg, eines Gabriele d'Annunzio und ihrer Nachahmer bis zur höchsten Spitze gesteigert finden, — wo sie übrigens keineswegs in Uebermenschenthum, vielmehr ins Untermenschliche, Krankhafte, in die „reizbare Schwäche" und die Perversionen des Sexual-Neurasthenikers umschlägt. So geschieht es auch schon bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysirenden Romans dieser Richtung, der übrigens nebenbei Fetischist (Fuss-Fetischist) war. Es ist wohl kein blosser Zufall, dass er früher als andere Zeitgenossen auf de Sade aufmerksam wurde und dass dessen halb mit eifersüchtigem Neid, halb mit Abscheu betrachtetes Werk ihn zu seiner elend geschriebenen „Anti-Justine" anregte, die er freilich selbst nicht zu beenden und deren mitten in einem Satz abbrechende erste Hälfte er nur unter einem Pseudonym (Linguet) herauszugeben wagte.[1])

Es bleibt nun noch eine letzte, den Psychologen und Arzt interessirende Frage zu erledigen: die Frage nach dem Geisteszustande des

[1]) L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour, par M. Linguet, avocat au et en Parlement, au Palais-Royal, chez feu la veuve Girouard, 1798. Eine neue Ausgabe (nach einer Abschrift des Manuscriptes) erschien in Brüssel, in zwei Bänden. 1863.

Autors von „Justine“ und „Juliette“. Gehen wir noch einmal von den Werken aus und sehen wir dabei zunächst ab von der Abscheulichkeit des Inhalts, von den Gefühlen der Indignation, des Ekels, die uns beim Durchblättern dieser stattlichen Bändezahl von Seite zu Seite erfüllen. Unwillkürlich imponirend wirkt trotzdem schon der blosse Umfang des Werkes und das Maſs der damit geleisteten geistigen und der rein mechanischen Arbeit. Der bizarre Entwurf dieser ungeheuerlichen, langgedehnten, vielgliedrigen Composition und seine bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung mit all ihren fast unentwirrbaren Fäden, mit der Unzahl der nach einander auftretenden Personen, mit der sehr raffinirt durchgeführten allmäligen Steigerung und mit der fast nie — nur ganz vereinzelt [1]) — versagenden Treue der Erinnerung und Rückbeziehung: das Alles setzt doch eine wenigstens in den Jahren der Abfassung ganz ungemeine Arbeitskraft und ausdauernde Arbeitsleistung voraus, die mindestens die herkömmliche Meinung einem chronischen Geisteskranken, vielleicht einem congenital Schwachsinnigen, nicht ohne Weiteres zuzugestehen geneigt sein dürfte. Wenn es wahr sein sollte, dass de Sade sein Werk eine Zeit lang in einem Keller eigenhändig gedruckt, dass er auch die Entwürfe zu den Zeichnungen selbst angefertigt habe, so würde unser Staunen über die Ausdauer und vielseitige Leistungsfähigkeit noch mehr berechtigt erscheinen. Einem Maniakus sind freilich solche Leistungen keineswegs unmöglich; und wenn man die ungeheure graphomanische Thätigkeit mancher Kranken in den manischen Stadien circulären Irreseins überblickt, so wird man auch in dieser Hinsicht einen minder zweifelnden Standpunkt einzunehmen geneigt sein.

Stellen wir einmal die Frage rein gerichtsärztlich, etwa in der Weise: gesetzt der Verfasser von Justine und Juliette wäre nach der ersten Gesammtausgabe von 1797, auf Grund einer anticipirten (und in diesem Falle gewiss wohlberechtigten) Lex Heinze, unter Anklage gestellt worden; sein Vertheidiger hätte den Einwand mangelnder Zurechnungsfähigkeit erhoben und der Gerichtshof hätte, dem Antrage des Vertheidigers stattgebend, die Zuziehung ärztlicher Sachverständigen beschlossen; wie würden sich diese Sachverständigen wohl zu äussern gehabt, in welchem Sinne würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gutachten erstattet haben.

Wie sie zu de Sade's Zeit sich vermuthlich geäussert hätten, das lehrt uns das schon erwähnte Beispiel des ausgezeichneten Irrenarztes Royer-Collard, des ärztlichen Directors von Charenton, der de Sade fast zwölf Jahre hindurch in dieser Anstalt beobachtete und während

---

[1]) Einmal, im vierten Bande der Justine, lebt eine Person wieder auf, die kurz zuvor bei einer Orgie ums Leben gebracht war.

dieser ganzen Zeit nicht müde wurde, in immer wiederkehrenden Reclamationen bei der Regierung seine Entfernung zu beantragen und gegen seinen fortgesetzten Aufenthalt zu protestiren. Aber auch die Irrenärzte unserer Zeit würden, wie ich glaube, der Mehrzahl nach sich kaum in der Lage befunden haben, de Sade vor dem Strafrichter für geisteskrank und „der freien Willensbestimmung beraubt" zu erklären und ihn der unzweifelhaften gerichtlichen Verurtheilung damit zu entziehen.

Es lag zwischen jener Zeit und der unserigen eine Periode, in der man vermuthlich mit der Annahme einer eigenartigen geistigen Störung, die unter dem Namen der „moral insanity" eine grosse Rolle spielte, sehr rasch bei der Hand gewesen sein würde. Dieser von Prichard (1835) geprägte Ausdruck — der die früheren Bezeichnungen einer „Mania sine delirio" (Pinel), einer „Monomanie affective" (Esquirol) vollständig verdrängte — sollte einer Form der Seelenstörung entsprechen, die sich lediglich durch eine krankhafte Umwandlung, eine Perversion der natürlichen sittlichen Antriebe und Gefühle und durch eine daraus entspringende Neigung zu unsittlichen Handlungen, ohne sonstige Störungen der Intelligenz, charakterisirte. Wir meinen jetzt, dass es einen „moralischen Wahnsinn" in diesem Sinne, eine solche partielle, rein affective Form der Seelenstörung nicht giebt, dass vielmehr immer und überall die auf angeborener Anlage beruhende Abschwächung der Intelligenz, nur in einem Falle mehr, im anderen minder ausgesprochen nie aber gänzlich fehlend, neben der Gefühlstörung hervortritt und dass es sich demnach um Fälle angeborenen Schwachsinns, meist auf degenerativer Grundlage handelt. Es spricht manches dafür, dass ein derartiger Zustand bei de Sade vorgelegen haben mag: die schweren Perversitäten des Geschlechtslebens, die Lügenhaftigkeit, der anscheinend nicht fehlende Hang zu herumschweifendem Leben, auch die immerhin auffällige Urtheillosigkeit hinsichtlich der Folgen, die so unverhüllt gleichsam am hellen Tageslicht sich abspielende Scandalaffairen, wie die früher erwähnten, für ihn denn doch bei aller Protection schliesslich nach sich ziehen mussten. Das und noch manches Andere lässt sich wohl in dieser Richtung verwerthen; doch bleibt das biographische Material immerhin, namentlich für den früheren Entwickelungsgang de Sade's, ungenügend und, wie aus dieser Darstellung hervorgeht, im Einzelnen auch zu widersprechend, um ein alle Zweifel ausschliessendes psychiatrisches „Gutachten" darauf zu begründen.

Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, dass solche Formen angeborenen Schwachsinnes, die sich durch Anomalien der sittlichen Gefühle und daraus entspringende Handlungen vorwiegend charakterisiren, erfahrungsgemäss nicht immer im ununterbrochenem Flusse oder gar in gleich-

mässig stetigem Anschwellen das ganze Leben hindurch verlaufen, sondern sehr häufig Perioden verhältnissmässiger Ruhe und scheinbarer Besserung mit Perioden der Steigerung und Wiederverschlimmerung abwechselnd darbieten. Andeutungen solcher Wechselperioden, die aber wegen des unzulänglichen Materials doch nicht scharf umrissen genug hervortreten, machen sich auch in dem Lebensbilde de Sade's einigermaſsen bemerkbar. Daneben mag — wofür auch die früher mitgetheilte Beobachtung zu sprechen scheint — in den letzten Lebensjahren ein Uebergang in jene dem Greisenalter eigene, auf Rückbildung des Gehirns beruhende Form der Demenz als nicht ausgeschlossen gelten.

So werden wir denn unser Endurtheil in dieser Beziehung dahin zusammenfassen: es kann vielleicht über den Punkt Meinungverschiedenheit herrschen, ob de Sade bis in sein höheres Alter hinein von einer bestimmten Form geistiger Störung befallen, ob er im laudläufigen Sinne „geisteskrank", im rechtlichen und gerichtärztlichem Sinne „wahnsinnig" oder „blödsinnig", „unfähig, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen" oder „des Gebrauches seiner Vernunft gänzlich beraubt" war. Ganz gewiss aber war er eine mit schwerer degenerativer Veranlagung, mit perversen, zumal nach der sexualpathologischen Seite gerichteten Neigungen und Antrieben behaftete, anomale Persönlichkeit und wegen dieser nicht auszurottenden, vielleicht auch periodenweise gesteigerten perversen Neigungen und Antriebe eine eminent antisociale Erscheinung. Und der erste Consul hatte unzweifelhaft das practisch Richtige getroffen, als er die menschliche Gesellschaft von einem ihrer unwürdigsten Mitglieder, von dem Träger einer mit fortwuchernder Zerrüttung und Verwüstung drohenden moralischen Verpestung, durch einen Federstrich unbedenklich befreite.

## Sacher-Masoch; der Mensch und der Schriftsteller.

Wie die Lebensgeschichte de Sade's, so bietet auch die des Namensgebers des „Masochismus" ein grosses psychologisches Interesse; sie liefert uns den Schlüssel zum Verständniss seines literarischen Schaffens und der davon ausgehenden unbestreitbaren, anscheinend immer noch im Zunehmen begriffenen Wirkung. Nach den Ermittelungen eines für den Helden seiner Darstellung enthusiastisch begeisterten Biographen (Schlichtegroll[1]) soll Sacher-Masoch von einem spanischen Ahnherrn, Don Mathias Sacher, herstammen, der in der Schlacht bei Mühlberg 1547 als Rittmeister bei der spanischen Cavallerie Karls des Fünften mitkämpfte, in dieser Schlacht verwundet wurde, und in der Folge die Tochter eines böhmischen Adligen heirathete, um sich mit ihr in Prag dauernd niederzulassen. Als mehr als zwei Jahrhunderte später bei der Zertrümmerung des polnischen Staates die „Königreiche" Galizien und Lodemerien an Oesterreich fielen, wurde der Grossvater unseres Helden — Johann Nepomuk von Sacher — in österreichischer Beamtenstellung zunächst mit der Aufsicht über die Staatsalinen des salzreichen Landes betraut; der offenbar geschickte und pflichttreue Mann avancirte später zum Gubernialrath und zum erblichen Standesherrn des Königreichs, und starb 1836. Zu dieser Zeit fungirte sein Sohn Leopold bereits als Polizeidirektor in der Provinzialhauptstadt Lemberg. Er hatte 1827 die Tochter eines kleinrussischen Adeligen, des Professors und Universitätsrektors Franz von Masoch, eines um das Medizinalwesen der Provinz verdienten Mannes, geheirathet, und durfte mit kaiserlicher Erlaubniss 1838 seinem Namen den Familiennamen und das Wappen der Masoch's hinzufügen. Der einzige Sprössling dieser Ehe, unser Leopold von Sacher-Masoch, wurde am 27. Januar 1836 im Lemberger Polizeipräsidium geboren: ein zart angelegtes, schwächliches Kind, das nur durch die kraftstrotzende ruthenische Amme Hanscha am Leben erhalten und über die Gefahren der ersten Kindheit weggebracht werden konnte. Aus ihrem Munde vernahm der Knabe die schwermüthigen Volksweisen der Ruthenen, denen er begierig lauschte, und ihr behauptete er selbst nicht blos die Erhaltung seiner physischen Existenz, sondern im eigentlichen Sinne auch „seine Seele" zu verdanken. In dem bunten Treiben jenes Völker-

[1]) Sacher-Masoch und der Masochismus. Literaturhistorische und kulturhistorische Studien von Carl Felix von Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn 1901.

gemisches, in dem sich Orient und Occident kreuzen, fand der empfängliche Knabe früh die mannigfachsten Anregungen, während sein Natursinn sich in dem reizend gelegenen Viniki, dem Heimathort jener Hanscha, zu schönster Blüthe entwickelte. Mächtige Eindrücke von ganz anderer Art brachte das Aufstandjahr 1846; die von den ruthenischen Insurgenten gegen ihre polnischen Herren und Bedränger damals verübten Gräuel mussten sich der Phantasie des zehnjährigen Knaben auf das lebhafteste einprägen, wie sie denn auch in seinen späteren literarischen Werken mannichfache Verwerthung und poetische Ausschmückung gefunden haben. In ähnlicher Weise wirkten zwei Jahre später (1848) die Revolutionscenen in Prag, wohin der Vater inzwischen als Hofrath und Polizeichef berufen worden war; hier erst, in dem — damals noch deutschen! — Prag erlernte der junge Leopold auch die deutsche Sprache. In der schönen Hauptstadt der Steiermark, in Graz, wohin der Vater 1853 in gleicher Beamtenfunktion übersiedelte, begann Sacher-Masoch seine Studien, promovirte 1855 zum Doctor juris und habilitirte sich im darauf folgenden Jahre, ein Zwanzigjähriger, als Privatdozent für deutsche Geschichte. Nach der Schilderung eines seiner damaligen Hörer: „ein zarter, schlanker. Jüngling von beinahe knabenhaftem Aussehen", der sein Kolleg über die Reformationzeit „etwas müde und abgespannt" vortrug. Doch war es ihm ernst mit dem erwählten Beruf; und so gab er 1857 seine erste, mit Beifall aufgenommene historische Schrift „über den Aufstand in Gent unter Karl dem Fünften" heraus, die er dem jungen Kaiser Franz Joseph widmen durfte und der 1862 eine zweite, ihren Stoff derselben Zeitepoche entnehmende Schrift „Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich" folgte. Die dafür gemachten Spezialstudien erwiesen sich noch in anderer ungeahnter Weise fruchtbar; sie lieferten Sacher-Masoch den dankbaren Stoff zu dem ersten grösseren novellistischen Werke, mit dem er (1866) an die Oeffentlichkeit trat — zu dem dreibändigen historischen Roman „Der letzte König der Magyaren". Ein bedeutendes Werk, das viele spätere Schöpfungen seines Urhebers überragt, und dem Staube der Vergessenheit, der sich über geschichtliche Romane nur zu leicht breitet, wohl entrissen zu werden verdiente. Ich erinnere mich noch des imponirenden Eindrucks, den mir dieses Jugendwerk des damals noch gänzlich ungenannten Autors machte, als es mir unmittelbar nach seinem Erscheinen während des Feldzuges von 1866 in Böhmen auf der Bibliothek des kleinen lichtensteinschen Schlosses Ratay, wo ich für einige Zeit Quartier gefunden hatte, zufällig in die Hände gerieth. Schon damals waren mir die eigenthümlichen, herrschsüchtig despotischen und geradezu grausamen Züge auffallend, die Sacher-Masoch einzelnen Frauencharacteren, namentlich der (im Uebrigen stark idealisirten) Königin Maria zu geben wusste, und nicht minder die bis

zur Willenlosigkeit herabsinkende Schwäche und Schlaffheit seiner Männergestalten; doch liess sich damals natürlich noch nicht ahnen, in wie engem Zusammenhang diese Schilderungen mit der persönlichen Eigenart ihres Autors standen. Inzwischen war dieser selbst bereits dem Banne seines Schicksals, das ihn zum willenlosen Sclaven despotischer Frauengewalt, zum lebenlänglichen Unterthan einer von freien Stücken auf sich geladenen Gynäkokratie bestimmt zu haben schien, unentrinnbar verfallen.

Schlichtegroll sagt von ihm: „Er war eine Persönlichkeit, die die Weiber faszinirte und sie anzog, wie der Lichtschein die Motten. War aber die Annäherung erfolgt, der Contact geschlossen, pflegte sich das Bild schnell zu verkehren: das Weib ward zur Kerze und der arme Schmetterling, der sich die Flügel versengte, war der Dichter selbst.“ — In recht erheblichem Maſse versengte sich Sacher-Masoch so die Flügel zuerst an einer Frau Anna von Kottowitz, Tochter und Gattin eines Arztes, die bedeutend älter war als der junge Dichter: nach Schlichtegroll „eine Dirnennatur, aber ohne den Muth, die Consequenzen auf sich nehmen zu wollen, lüstern und doch sentimental prüde, sich stets das Opfer wähnend und in Wahrheit doch nur von Anderen Opfer fordernd.“ Sie lebte mit dem Manne, der „ein Libertin schlimmster Art“, auch sonst, wie es scheint, moralisch recht niedrig bewerthet war, in äusserst unglücklicher Ehe und zog den jungen Sacher-Masoch, dem gegenüber sie sich auf die Femme incomprise hinaufspielte, leicht als hilfsbereiten Tröster in ihre umstrickenden Netze. Nach mancherlei Zwischenfällen brachte sie es dahin, sich von ihrem Gatten zu trennen und offenkundig mit Sacher-Masoch zu leben, wobei sie dann ihre maſslosen Launen, ihre Verschwendungsucht, ihr stetes Anbetungsbedürfniss, ihre von Tag zu Tag wachsenden excentrischen Ansprüche in ungezügelter Weise hervorkehrte. Sacher-Masoch arbeitete damals an seinem gross angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Vermächtniss Kains“, dessen erster Theil („Die Liebe“) mit der so berühmt und vorbildlich gewordenen „Venus im Pelz“ 1870 erschien; unstreitig eine seiner besten und ausgereiftesten novellistischen Schöpfungen, wofür er das Modell in nächster Nähe zur Hand und vor Augen gehabt haben mochte. Uebrigens hatte er noch das unverdiente Glück, dass ihn ein unter dem nom de guerre eines Grafen Meciszewski auftauchender Abenteurer — der sich in der Folge als durchgegangener russischer Apothekerlehrling entpuppte — von diesem unwürdigen Idol, als dessen Anbeter er über vier Jahre Stand gehalten hatte, endgiltig befreite.

Freilich wurde er diesmal nur erlöst, um im „Irrgarten der Liebe“ blindlings weiter zu taumeln. Den Empfindungen, mit denen er auf sein überstandenes Verhältniss zur Kottowitz zurückblickte, hat er

selbst in einem als literarische Beichte à la Strindberg aufzufassendem Buche „Die geschiedene Frau. Passiongeschichte eines Idealisten“ (1870) künstlerisch vollendeten Ausdruck gegeben. Aber wurde er auch von diesem Weibe frei — die Befreiung vom Weibe trat leider nicht ein. Ihm war einmal verhängt, an dieser für so viele schwach- und weitherzige Männer verderblichsten Lebensklippe immer und immer wieder zu scheitern. — An die Stelle jener treulosen Dauergeliebten traten zunächst flüchtige Verhältnisse, von zum Theil recht fragwürdiger Art und mehr und mehr spezifisch „masochistischer“ Färbung. So reiste Sacher-Masoch, wie sein Biograph berichtet, mit einer Fürstin Bogdanoff, die ihn ihrer Gunst gewürdigt hatte, als deren Diener oder Privatsekretär — der Welt gegenüber jedenfalls ganz als ihr Untergebener erscheinend — für einige Zeit nach Florenz. Mit einer Baronin Fanny Pistor liess er sich in der „Wanda und Severin“-Position, d. h. sie in der Pelzjacke auf einer Ottomane, mit strenger Miene auf ihn herabblickend, er demüthig zu ihren Füssen knieend, photographiren. Von einem Verhältniss mit der für ihn begeisterten Baronin Reizenstein (schriftstellerisch bekannt unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf) riss er sich los, weil sie doch nicht so recht sein erträumtes Frauenideal mit Pelzjacke und Peitsche zu verkörpern vermochte und er überdies unerfreuliche Nebenbeziehungen der Dame zu — ihrer Kammerjungfer entdeckte. Nicht lange darauf fiel er in die Netze der Frau, die den unheilvollsten Einfluss auf sein Leben üben sollte: die unter dem Namen Wanda von Dunajew bekannte Tochter einer geschiedenen grazer Selterswasserbuden- und Tabaktrafik-Inhaberin Aurora Rümelin. Ohne jeden Liebreiz, mit harten gewöhnlichen Zügen, wie ihr Bild sie zeigt, nichts weniger als verführerisch, scheint sie dagegen ein stattliches Talent zur Intrigue, einen strebsamen Eifer zum Emporkommen um jeden Preis, womöglich mit Vorspannung anerkannter Grössen der Literatur, besessen zu haben. Siebenundzwanzigjährig bandelte die unbeschäftigte und unternehmunglustige junge Dame erst mit Rosegger an, bei dem sie aber trotz unverdrossen wiederholter Versuche kein Entgegenkommen fand, — dann mit dem schwachen und unselbständigen Sacher-Masoch, bei dem sie auf Grund der aus seinen Werken geschöpften Personalkenntniss mehr Glück hatte. Sie besuchte ihn maskirt, als vornehme Dame, dann als Offiziersfrau unter dem Namen Alice auftretend, liess sich von ihm die Füsse küssen und stellte ihm auch die gewünschten weiteren thätlichen Misshandlungen in Aussicht. Sie brachte es dahin, dass er die mit einer grazer Künstlerin, Fräulein Frauenfeld, angeknüpfte Verlobung zurückgehen liess, dass er auch alle seine sonstigen Familien- und Freundschaftsbande allmählich lockerte, seine grazer Stellung schliesslich aufgab und mit der angeblichen Frau von Dunajew, die durch ihn Mutter eines

Knaben geworden war, eine Ehe einging (1873). Wir wollen die Geschichte dieser elenden, ohne gegenseitige Liebe und Achtung geschlossenen und aufrecht erhaltenen Verbindung und der traurigen häuslichen Verhältnisse, die das Ehepaar erst in Bruck an der Mur, dann in Budapest, schliesslich eine Weile in Leipzig zur Schau stellte, hier nicht weiter verfolgen. In Leipzig, wohin Sacher-Masoch zur Begründung und Leitung einer in grossem Stil geplanten Zeitschrift sich gewandt hatte, wurde ihm nochmals das unverdiente Glück, dass der durch anderweitige romantische Abenteuer zu allgemeiner Notorietät gelangte spätere Figaro-Mitarbeiter Jacques St. Cère — damals noch ein simpler Jakob Rosenthal, der aber dem Jakob schon den wohlklingenderen Vornamen Armand substituirt hatte — ihm seine Frau verund entführte und mit ihr nach Paris durchging; eine Art Talentprobe für die später mit so viel Aplomb in Szene gesetzte Entführung einer anderen, nicht minder bekannten und berühmten Schriftstellergattin.

Inzwischen tröstete sich Sacher-Masoch anfangs mit einer durch Corpulenz hervorragenden Jüdin, später mit seiner nachmaligen zweiten Gattin, der als talentvoll, klug und energisch geschilderten, 1856 zu Strassburg geborenen, als Gouvernante in Amerika und Europa viel herum verschlagenen und schiesslich in der Pleissestadt gelandeten Hulda Meister. Sie sorgte mütterlich für den Dichter und den bei ihm gebliebenen einen Sohn Alexander (den anderen, Demetrius, hatte die Mutter mit auf die Reise genommen). Nach einem kurzen nochmaligen Auftauchen Wanda's in Leipzig und nach Jahre langen widerlichen Auseinandersetzungen, nach Ueberwindung zahlloser, aus dem doppelten Verhältniss als Ausländer (Oesterreicher) und als Katholik erwachsender Schwierigkeiten, konnte endlich die Scheidung sowohl wie die Möglichkeit zur Eingehung einer neuen Ehe erreicht werden und Sacher-Masoch heirathete Hulda Meister, mit der er sich nach dem völligen Zusammenbruch seiner leipziger Hoffnungen in dem kleinen Dörfchen Lindheim in der Wetterau ein bescheidenes Heim gründete. Allerdings verfolgten ihn auch hierher Belästigungen und Drohungen seiner ersten Frau, die, als Mutter des einzigen ihm gebliebenen Kindes auftretend, nicht müde wurde, die Rechtsgültigkeit der zweiten Ehe anzufechten und literarische und persönliche Gegner ihres Gatten als Mitkämpfer für sich zu gewinnen. Immerhin war dem vielgeprüften Dichter hier noch ein ruhiges Ausklingen vergönnt und er konnte, vor der Zeit geistig und körperlich aufgerieben und erschöpft, aber resignirt und in Frieden, eben erst sechzigjährig, sanft und schmerzlos am 9. März 1895 sein Leben beschliessen.

Ein Leben, das so viel verheissend begonnen hatte und so traurig versandete! Wesentlich doch mit durch eigene Schuld, — wenn auch

diese Schuld mehr eine solche der Schwäche, der Passivität als des activen Sündigens sein mochte. Diesem Helden der Schwäche aber, wie sein Biograph es thut, im Gegentheil eine „ungewöhnliche Stärke“ zu vindiciren, und alles Unglück seines Lebens auf die verhängnissvolle Rolle, die seine erste Frau, Wanda Dunajew, darin gespielt habe, zu schieben, von ihr zu behaupten, „dass sie ein herrliches Leben gebrochen und fast an den Rand des Abgrunds geführt hat“. Das erscheint doch nicht bloss als Uebertreibung, sondern geradezu als Aeusserung unbegreiflicher Verblendung. Welch ein „Mann“, der eine Frau solche Rolle in seinem Leben spielen lässt, und welche „Stärke“, die sich widerstandlos zum Spielball eines solchen Weibes hergiebt und zu dessen Fussschemel erniedrigt! Und sie war in seinem Leben ja keineswegs die erste und einzige. Der unheilvolle Drang, der Sacher-Masoch nicht bloss zum Weibe trieb, sondern ihn nur noch in der sclavischen Unterwerfung unter das Weib und in der Misshandlung durch das Weib aufregenden Genuss finden liess, hatte allmählich, wie es scheint, die Macht eines allbeherrschenden unwiderstehlichen Triebes über ihn angenommen. Ich besitze ein sehr charakteristisches document humain dafür in dem Bericht, den mir eine hochangesehene österreichische Schriftstellerin über ihre vor etwa zwanzig Jahren stattgehabte Begegnung mit Sacher-Masoch zu überlassen die Güte hatte. Dieser Bericht lautet wörtlich:

„Als ganz junges Mädchen und noch völlig unbekannte Anfängerin, schrieb ich an Sacher-Masoch, dessen „Vermächtnis Kains“ mir gewaltig imponirt hatte, und bat ihn, mein Streben durch seinen Rath und Beistand zu unterstützen. Er antwortete mir sehr ausführlich und sehr freundlich und es entspann sich eine lebhafte Correspondenz zwischen ihm und mir, die etwa ein Jahr lang währte. In seinen Briefen zeigte er sich als ein ausserordentlich gutmüthiger und gefälliger Mensch; auch als ein anhänglicher Gatte und — namentlich — zärtlicher Vater. Doch schon brieflich versicherte er mich, dass es sein höchstes Glück wäre, von einer Frau gepeitscht zu werden. Einige Jahre später kam er nach Wien und besuchte mich. Er war sehr erstaunt, dass ich ihn (es war im Frühling) ohne Pelz empfing; schwärmte mir von seinen Kindern vor und bat mich gleichzeitig, ihn zu peitschen. Aber natürlich müsste ich mich zu diesem Zweck in einen Pelz kleiden.

Ich fragte ihn scherzend, ob er wirklich durchgehauen werden wolle, und zwar so, dass er es spüre und es ihm wehthue, was er bejahte. Darauf meinte ich dass ich allenfalls bereit sei, ihn zu prügeln, da er so sehr erpicht sei auf diesen Genuss; nur müsse die Sache mit der Prügelei zu Ende sein. Damit aber war er nicht einverstanden. Zuerst die Prügelei und dann . . . das Andere. Ich liess die Sache fallen, da ich den Scherz (für mich war es eben nur ein Scherz) satt zu bekommen anfing. Dass er mich fragte, ob ich mich schon einem Manne hingegeben hätte (eine Frage, die mich, die ich noch sehr jung und sehr herb war, aufs Aeusserste überraschte), dass er mir rieth, mich dem Erstbesten hinzugeben, um den „ersten Schreck“ hinter mir zu haben, dass er mich auf die homosexuelle Liebe zwischen Frauen aufmerksam machte und meinte, ich hätte vielleicht dazu Talent, indem die Männer mich nicht ‚reizten‘, das will ich noch nebenbei bemerkt haben. Ich empfing

einen höchst sonderbaren Eindruck von ihm, muss aber sagen, dass er, von seinen Excentricitäten auf dem sexualen Gebiet abgesehen, ein liebenswürdiger, einfacher und sympathischer Mensch war und dass namentlich seine schwärmerisch-zärtliche Liebe zu seinen Kindern etwas Rührendes an sich hatte."

Wie auch diese Augenzeugin bestätigt, war Sacher-Masoch eine durchaus liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter dem Bann einer verhängnissvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur. Gewiss werden wir seiner dichterischen Begabung und eigenartigen Bedeutung gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihm freilich nicht immer und nicht von allen Seiten zu Theil wurde. Ich selbst habe diese Bedeutung noch bei Lebzeiten des Dichters ausdrücklich anerkannt[1]) und habe insbesondere auch hervorgehoben, wie sehr gerade die ihm eigene Wendung des erotischen Problems einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung der Geschlechtsverhältnisse entsprungen sein mag; einer Auffasung, die — nicht ohne tiefe Berechtigung — in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampfe das Weib als den stärkeren, siegreichen Theil sieht, — wie es ja unzweifelhaft, gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften in Folge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen, in gewissem Sinne der Fall ist. Wenn also somit zugegeben ist, dass Sacher-Masoch einerseits aus einem bestimmten Milieu, wie auch aus eindrucksvollen Jugenderinnerungen herausschöpfte, und dass seine Gestalten wenigstens zum Theil in thatsächlich bestehenden culturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der inneren Schwäche und Widerstandlosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwerthigen Ideen", die ihn sein ganzes Leben nicht mehr losliessen und nicht nur auf sein gesammtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnissvollsten Einfluss behaupteten. Gewiss werden wir auch für seine menschlichen, nur allzu menschlichen Verfehlungen, wie für die unverkennbare Minderwerthigkeit seines späteren litterarischen Schaffens — nach den ersten glanzvollen Erfolgen — alle möglichen entschuldigenden und mildernden Umstände bereitwillig zugeben. Aber den uns von seinem Biographen Schlichtegroll aufgedrängten und so absichtvoll nachdrücklich hervorgekehrten Vergleich mit Goethe müssen wir doch als unwürdige und geradezu ungeheuerliche Profanation in doppeltem Sinne zurückweisen, da wir in Goethe nicht nur die genialste und universellste

1) In meiner Darstellung der sexualen Neuropathie, zuerst abgedruckt in dem Zuelzer-Oberlaender'schen Handbuch der Harn- und Sexualorgane, Band IV, Leipzig, F. C. W. Vogel, 1894; vergl. den später erweiterten Sonderabdruck, 1805, p. 111

Dichterpersönlichkeit, sondern auch den vorbildlichen Lebenskünstler und höchsten Meister der Selbsterziehung verehren, während der arme Sacher-Masoch sein Leben lang weder im Sinne der bekannten Faustvorschrift, „die Poesie zu commandiren" noch den sein persönliches Dasein verwüstenden Mächten Halt zu gebieten vermochte. Nicht an Goethe, sondern allenfalls an Günther, an Lenz, an den unglücklichen Bürger, an Grabbe und andere, durch eigene und fremde Schuld entgleiste „Genies" mögen wir bei seinem Namen denken. Er „wusste sich nicht zu bezähmen", müssen wir abschliessend auch von ihm mit den Worten jenes Grössten urtheilen, „und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

# Zur speciellen Symptomatologie und Entwicklungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene.

## Nothzucht, Lustmord, Nekrophilie.

Während „Lustmord“ und „Leichenschändung“ (Nekrophilie) wohl immer lediglich als sadistische Manipulationen in Betracht kommen, ist davon bei der gewaltsamen, gesetzwidrigen Vollziehung des Beischlafes, die die heutigen Strafgesetzbücher als „Nothzucht“ (franz. viol, engl. rape) characterisiren, natürlich keineswegs in allen oder doch nur in den meisten Fällen die Rede. Nothzuchtattentate, Stuprationsacte, können von ganz anderer als sadistischer Seite und aus ganz anderen als algolagnistischen Motiven und Impulsen begangen werden. Es kann, wie wohl zumeist bei idiotischen oder kriminell veranlagten oder unter Alkoholwirkung stehenden Individuen, sich um Oeffnung des zu lange verschlossen gehaltenen Ventils, um eine gedankenlos brutale Stillung des Geschlechtsbedürfnisses in dem von Horaz geschilderten kritischen Momente: „tument tibi quum inguina-malis tentigine rumpi?“ handeln; oder um eine als selbstverständlich betrachtete, schonungslose Ausnützung der durch Zufallsgunst sich bietenden Situation, wie etwa beim Treiben der Lanzknechte früherer Zeit in gewaltsam eroberten Städten; es mag ein mit kühlem Blut verübtes Verbrechen, die Laune eines Wüstlings, oder ein Excess wirklicher erotischer Leidenschaft vorliegen; es mag sogar die That sich in das Gewand eines Racheacts hüllen, wie die Stupration Lavinia's durch Chiron und Demetrius in Shakespeare's Titus Andronicus. Alles das hat mit algolagnistischen, im engeren Sinne sadistischen Triebfedern nichts zu schaffen. Der Sadist sucht bei Begehung der Nothzucht, der Stupration nicht sowohl die Befriedigung seines allgemein oder einem bestimmten Individuum gegenüber irritirten Geschlechtstriebes, oder diese Befriedigung wenigstens nicht unmittelbar, sondern zunächst und vor Allem den (physischen und moralischen) Schmerz, die schmachvolle Erniedrigung und Misshandlung seines Opfers. Erst aus dieser quillt ihm selbst die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung, die daher unter Umständen gar nicht einmal so sehr der Beischlafsvollziehung selbst als der präparatorischen Acte dazu, oder der mannichfaltigsten begleitenden und complicirenden Gewalthandlungen bedarf. Der echte Sadist würde in jedem Falle den unerlaubten und gewaltsam erzwungenen Beischlaf dem freiwillig gewährten, legitimen vorziehen, ja letzteren überhaupt als werthlos ver-

schmähen oder geradezu perhorresciren (daher der Hass sämmtlicher de Sade'scher Helden gegen ihre Gattinnen, und auch sadistischer Heldinnen gegen ihre Männer); er geniesst und goutirt den Geschlechtsverkehr überhaupt nur, insofern dieser gewaltsam erzwungen und durch allerlei Beimischungen von besonders schmachvoller Demüthigung und Erniedrigung, oder von voraufgehenden und nachfolgenden Grausamkeitsacten in für ihn piquanter Weise gewürzt ist. Zu characteristischem Ausdruck gelangen diese Empfindungen und Stimmungen, die speciell aus der gewaltsamen Entehrung und schmachvollen Erniedrigung des Opfers den höchsten Lustreiz schöpfen, in einem „the battles of Venus" betitelten englischen Werke[1]), wo die „pleasures of rape" in folgender Weise gefeiert werden:

„I cannot conceive a higher bouquet to a man of lustful humour, than to see a modest and beautiful woman forcibly stripped naked; to observe her struggling and discovering her hidden beauties by degrees, until she comes to her last shift, and then to lay her down and, notwithstarding her efforts, rifle all her charms, and penetrate even into her honeyed treasure. For here are supposed resistance of both kinds, with modesty and beauty; and on the man's side an imagination prepared by best, and a body disposed to make the utmost advantage of its mandates."

Aehnliche Gelüste kann man an zahllosen Stellen der de Sadeschen Werke wie bei neueren sadistischen Autoren zum Ausdruck gebracht finden — und man kann dem Inhalt der obigen Schilderung und allem darauf weiter zu Erwartenden auch in bildlicher Wiedergabe, in den zum Genuss ideeller sadistischer Liebhaber in den Handel gebrachten Serien sadistischer und flagellantistischer Acte, Photographien u. s. w. begegnen. Die scheusslichsten Ausgeburten der Phantasie finden hier ihre bildliche Auferstehung. Vor mir liegt eine solche (technisch gut ausgeführte) Bilderreihe, wobei einer von zwei Männern geschändeten weiblichen Person schliesslich ein dicker Pfahl in den After getrieben wird; auf anderen Bildern werden die Opfer in mannichfaltigen Attituden gegeisselt, oder gekreuzigt.

So schliessen sich als Glieder und Ketten die verschiedensten sadistischen Handlungen aneinander, von der einfachen Nothzucht zur Flagellation, zur Besudelung. zur raffinirtesten Misshandlung und Marterung des Opfers, zur Verwundung, Verstümmelung und mehr oder minder grausamen Tödtung. Der eigentliche „Lustmörder" begeht auch nach der Tödtung oft noch Verstümmelung seines Opfers, besonders an den Genitalien. Warum der einzelne Sadist dieser oder jener Idee den Vorzug giebt, sich an dieser oder jener Vorstellung

[1]) The battles of Venus. A descriptive dissertation on the varions modes of enjoyment etc. — Translated from the posthumons works of Voltaire (!). Printed at the Hague in the year 1760.

ganz besonders berauscht, dadurch im höchsten Grade oder ausschliesslich geschlechtlich irritirt wird — für diese, aus uns unbekannten ursprünglichen Gefühls- und Ideenassociationen herstammenden Nuancen können wir den Grund so wenig angeben, wie in der Regel für den besonderen Inhalt der Wahnideen und Hallucinationen geisteskranker Individuen. Genug, sie sind da, sie heischen ihr Recht, und dürfen bei häufigerer Wiederkehr und typischer Wiederholung auf Einreihung in eine besondere Spielart oder Varietät sadistischer Perversionen Anspruch erheben.

So haben wir u. A. den bereits in allen Einzelheiten aus der criminalistischen Erfahrung bekannten und auch in der Literatur — man denke an Jacques in Zola's „bête humaine" — neuerdings geschilderten Typus des Lustmörders — und so auch den des Leichenschänders, des Nekrophilen. Auch letzterer ist kürzlich literaturfähig geworden (in Gustav Klitsche's Novelle „Der Mörder der Schönheit"). Bei der Nekrophilie könnte es zunächst zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier in der That um eine „algolagnistische" Perversion handelt, da ja dem Opfer dieser Passion ein Schmerz nicht mehr zugefügt werden kann. Allein es ist zu bedenken, dass dieser Schmerz in der Phantasie des geistig herabgekommenen Thäters doch sehr wohl zugefügt werden kann, indem entweder der geschändete Körper als noch lebend vorgestellt, oder der Eindruck der Schändung als über Tod und Grab hinaus sich erstreckend imaginirt wird; ausserdem aber kann die Lustempfindung des sadistischen Thäters in der früher erörterten Weise auch durch das grandiose Hinwegsetzen über alle göttlichen und menschlichen Gesetze, durch das Grauenhaft-Entsetzliche des Vorgangs gerade für diesen Act mächtig angeregt und erhöht werden. Dass Lustmord und Nekrophilie wohlverwandt sind, psychisch eng zusammenhängen, das bekräftigen zahlreiche Beispiele bei de Sade, dessen Helden mit Vorliebe nicht bloss im Begattungsacte selbst den Tod ihrer Opfer herbeizuführen suchen, sondern auch an der postmortalen Begattung der zu Tode gemarterten Opfer ihrer Lüste unsägliche Befriedigung finden; es mag dafür auch noch eine, die nahe Zusammengehörigkeit der scheinbar heterogensten psychosexualen Abnormitäten bekundende Aeusserung aus einem späteren vielgenannten sadistischen Werke angeführt werden. In den (der genialen Wilhelmine Schröder-Devrient[1]) zugeschriebenen) „Memoiren einer Sängerin", Band II, p 177, erzählt die Verfasserin bei Schilderung einer Reise durch das damalige Italien:

„Hier herrschen Onanie, Päderastie und Leichenschändung in schreckenerregender Menge. Ja es werden sogar Mordthaten verübt von solchen

[1]) 1804—1860. Die Schilderungen entstammen anscheinend den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Wüstlingen, die dann die kaum erkalteten Opfer für ihre Lüste missbrauchen. Der Process gegen den Salamifabrikanten in Verona hat zu dieser Zeit grosses Aufsehen und allgemeine Entrüstung erregt. Er begnügte sich nicht, die Mädchen, die er in sein Garn lockte, zu ermorden, sondern er schändete einige sogar vor, andere nach begangener Ermordung. Wenn in Italien ein Frauenzimmer hingerichtet wird, was, namentlich im Kirchenstaate, eben nicht zu den Seltenheiten gehört, so kann man als gewiss annehmen, dass, wenn sie vor ihrem Tode noch eine Jungfrau war, sie es 24 Stunden nach ihrem Tode sicherlich nicht mehr ist, und dass Ehemänner, die der Zufall vor Hahnreischaft geschützt hat, wenn ihre Gattinnen jung und schön gewesen, den Hörnerschmuck nach ihrer Weiber Tode erhalten."

Aus Gerichtsverhandlungen notorisch gewordene Beispiele von Sadismus in mannichfacher Verflechtung von Stuprum, Incest, Flagellation und anderweitiger Misshandlung, Lustmord und Nekrophilie liessen sich in grosser Zahl anführen. Ich erwähne nur die berühmte Gerichtsverhandlung gegen das Ehepaar Nicolas und Rose Defert, die Mörder ihrer 17jährigen Tochter Adeline Defert (vor der cour d'assises de la Marne am 3. December 1859; Presse, 7. December 1859); den Process des Abbé Edard Tariel (in Couterne am 9. März 1877 wegen Leichenschändung verurtheilt); den Process Saunris (Flagellation und Stuprum der 16jährigen Marie Marillier, vor der cour d'assises de la côte d'or am 6. December 1877. (Authentische Darstellung der beiden letzteren in dem Werke: „la chasteté cléricale", par Robert Chartie, Bruxelles 1878, Henry Kistemaeckers). — Im Falle Defert wurde die 17jährige Tochter täglich von den entmenschten Eltern mehrmals gegeisselt, mit glühenden Kohlen und mit Zündhölzern gebrannt, mit einem Nagelbrett auf das schon blutende Fleisch gehauen u. s. w. — einmal wurde sie ganz entkleidet, festgebunden und ihr durch den Vater ein dickes Stück Holz in die Geschlechtstheile getrieben. Ueber die stattgehabte Stupration weigerte die Tochter sich Zeugniss abzulegen.

Dass auch bei uns heutzutage die Species der Lustmörder und der Nekrophilen noch nicht ausgestorben sind, davon mögen die beiden folgenden, Zeitungsberichten des Vorjahres entnommenen Fälle den vollgiltigen Beweis liefern.

1. (22. März 1901.) Jack the Ripper[1]) in der Pfalz.) Von unserem a.-Correspondenten aus Ludwigsburg wird uns geschrieben: In den letzten Wochen werden regelmässig in entlegeneren Stadttheilen auf einsamen Wegen von einem anscheinend irrsinnigen perversen Verbrecher im „Mondenschein" lustwandelnde Liebespärchen überfallen. Auch Mädchen, die spät Abends in die Stadt zum Einkauf gesandt werden, bedroht der Unhold. So wurde eine junge Arbeiterin, die mit ihrem Geliebten nächtlich am Mundenheimer Bahndamm lustwandelte, plötzlich durch zwölf Stiche in den Unterleib auf den Tod verwundet, ihr Freund, als er sich zur Wehre

[1]) Ein zur Artbezeichnung gewordener Londoner Lustmörder um 1892; ebenso gefürchteten Androwjak, wie ehedem „Vacher l'éventreur", Troppmann und ähnliche Celebritäten ihres Faches.

setzte, grässlich verstümmelt. Der junge Mann schleppte sich nach der nächsten Polizeiwache, während seine Geliebte auf der Strasse liegen blieb. Das Attentat geschah blitzschnell; der Thäter entfloh. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zum ersten Male vor einigen Wochen. In geradezu barbarischer Weise wurde ebenfalls auf der Mundenheimer Chaussee in einer Sonntagsnacht ein Pärchen überfallen und das Mädchen dabei am Unterleib durch Dolchstiche verwundet. Man glaubte anfangs an den Racheact eines verschmähten Liebhabers der Verletzten. Die Ludwigshafener Polizei recherchirte aber vergeblich in dieser Richtung. Eine Woche später ereignete sich ein ähnlicher Fall; nur war das Opfer, das glücklicher Weise nur leicht verletzt wurde, diesmal ein vom Einkauf nach Hause eilendes, einer besseren Familie zugehöriges junges Mädchen. In den Ludwigshafener Vororten herrscht infolge all dieser Vorkommnisse jetzt eine förmliehe Panik. Kein Dienstmädchen wagt sich mehr über die Strasse; keine verheirathete Arbeiterfrau kauft mehr Abends ein, sie schickt ihren Mann zum „Kaufmann"! Hoffentlich wird die Behörde bald Mittel und Wege finden, um des Uebelthäters habhaft zu werden und der Bevölkerung ihre Ruhe wieder zu geben.

2. (April 1901.) Ein Fall von Nekrophilie. Ueber eine kaum glaubliche Leichenschändung wird uns aus Schönau an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Zillone Folgendes gemeldet. Auf dem dortigen Friedhofe war am Vormittage die 30jährige verehelichte Frau Maschke beerdigt, die Gruft jedoch noch nicht völlig geschlossen worden. Als nun am Nachmittage eine Einwohnerin aus Schönau das neben der Frau Maschke befindliche Grab eines Verwandten besuchte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen, wie sich der Deckel des Sarges, in welchem die Leiche von Frau ruhte, hin und her bewegte. Die Entdeckerin dieses grausigen Vorkommnisses begab sich daher zum Todtengräber und erstattete diesem Anzeige. Der Kirchhofsbeamte eilte infolgedessen mit mehreren Arbeitern sofort an die bezeichnete Grabstätte, wo sie zu ihrem grossen Schreck den schon oft vorbestraften Armenhäusler Wokatsch dabei überraschten, als dieser im Begriff war, die Frauenleiche zu schänden. Der bestialische Verbrecher wurde sofort ergriffen und dem zuständigen Bezirksgericht Hainspach überwiesen. Bald darauf fand an Ort und Stelle eine gerichtliche Untersuchung statt, zu welchem Behufe die Leiche wieder aus der Gruft genommen und nach der Leichenhalle gebracht wurde, um dort feststellen zu können, wieweit sich der Verbrecher bereits an der Leiche vergangen hat.

Ueber einen dem ersten ziemlich ähnlichen Fall, der sich im Auslande abspielte, berichtet eine hiesige Zeitung unter dem 23. October 1901 Folgendes:

Jack the Ripper in Kiew. Wie uns aus Kiew geschrieben wird, ist in Kiew dieser Tage von der Polizei in der Person des achtzehnjährigen Iwan Kaprowitsch, Sohnes wohlhabender Eltern, ein Jack the Ripper gefasst worden. Zahlreiche junge Mädchen, besonders Backfische, sind ihm zum Opfer gefallen. Er pflegte sie auf offener Strasse während der Abenddämmerungsstunden zu überfallen und ihnen mit einem Federmesser Stiche in den Hals und die untere Magengegend zu versetzen. Einige der jungen Mädchen erlitten derartig gefährliche Verletzungen, dass sie sich einer ernsten operativen Behandlung unterziehen müssen. Als der Untersuchungsrichter ihn nach dem Motiv seiner Handlungsweise befragte, antwortete der Ripper: „Oh wie ich die Weiber nicht ausstehen kann! Ihr Anblick versetzt mich in Krämpfe. Der Hass gegen diese Furien verdunkelt bei ihrem blossen Anblick meinen Verstand, und es übersteigt meine Kräfte, mich zu überwinden, ihnen nicht einen blutigen Stich zu versetzen." Es handelt sich offenbar um einen sexuellen Psychopathen.

In sexualpathologischer und forensischer Beziehung ist übrigens darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei der Verbindung von Nothzucht und Mord nicht immer um „Lustmord", d. h. um ein aus sadistischen Antrieben und Motiven entspringendes Verbrechen zu handeln braucht. Vielmehr kann die Tödtung sich an die voraufgehende Nothzucht in einer Weise anschliessen, die sie als nicht ursprünglich beabsichtigte, aus den Umständen sich zufällig ergebende Folgewirkung (als „Todtschlag" im gesetzlichen Sinne) erscheinen lässt. So hatte in Berlin vor Kurzem ein Arbeiter eine 46jährige Frau in einen Keller verschleppt, sie dort vergewaltigt und mittelst eines in den Mund gepressten Knebels getödtet; die anfangs auf überlegten Mord (Lustmord) gerichtete Anklage musste aber, nach einem von Moll erstatteten Gutachten, in dieser Beziehung fallen gelassen werden, weil entscheidende Merkmale des eigentlichen Lustmordes in diesem Falle wenigstens nicht mit Sicherheit nachweisbar waren.

---

## Active und passive Flagellation (Flagellantismus).

Die als Geisselsucht, Flagellationsmanie, Flagellantismus zu bezeichnende Form psychosexualer Verirrung umfasst ein so ungeheures Gebiet und ihre, in neuester Zeit, wenn nicht vermehrte, doch in grösserem Umfange reproducirte und zugänglicher gewordene Literatur ist bereits so unabsehbar, dass eine keinesweg erschöpfende, nur den Gegenstand einigermafsen umfassende Darstellung weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgreifen, ja eine eigene Monographie erfordern würde. Ich verweise auf die als Anhang folgenden, eine auch nur relative Vollständigkeit anstrebenden Literaturangaben, und muss mich hier damit begnügen, einzelne der gerade für das Verständniss algolagnistischer Vorgänge hauptsächlich in Betracht kommenden Seiten des Gegenstandes kurz zu erörtern.

Dass die passive Flagellation als ein mächtiges sexuelles Stimulans und Aphrodisiacum (für den flagellirten Theil) zu betrachten sei, ist eine jedenfalls recht alte — wenn auch vielleicht nicht, wie man angenommen hat, bis in das graue Alterthum hinaufreichende — Erfahrung.

Es finden sich wenigstens bei Schriftstellern des classischen Alterthums keine ganz sicheren Spuren, die auf Bekanntschaft mit der Flagellation als einem Aphrodisiacum hinweisen (während dagegen bei einem Komiker u. A. vorkommt, dass eine Kupplerin ihre Mädchen peitscht, damit sie vollere Hinterbacken bekommen). Das, 1766 erschienene und vielaufgelegte Machwerk: „über den Gebrauch der Alten,

ihre Geliebte zu schlagen“ enthält ein durchweg recht unkritisches und zum Theil kindisches, anekdotisches Sammelsurium. — Wenn, wie schon erwähnt wurde, die Gallen sich zu Ehren Kybele's geisselten, die spartanischen Jünglinge sich am Altare der Artemis Orthia mit Ruthen peitschen liessen[1]), so handelte es sich dabei zunächst um religiöse, theils unter den Begriff der Selbstpeinigung, der Askese fallende, theils als Opferung betrachtete Gebräuche, denen im tieferen Sinne freilich der früher erörterte Zusammenhang von religiöser und erotischer Mystik zu Grunde lag, wobei aber die Entfesselung sexueller Instincte und Antriebe doch nicht den mit der Procedur unmittelbar verbundenen Zweck bildete. Auch bei der Austheilung von Schlägen durch die Luperci an die ihnen entgegenkommenden Frauen (bei den Lupercalien) handelte es sich offenbar nicht um eine beabsichtigte sexuelle Erregung, vielmehr um ein symbolisch gedachtes Zeichen der Reinigung und Befruchtung.

Von ärzlicher Seite ausführlich gewürdigt finden wir die Bedeutung der Flagellation als eines sexuellen Stimulans zuerst bei dem alten Meibom in der berühmten (1639 in Leiden erschienenen) „epistola de flagrorum usu in re venerea et lumborum renumque officio“, mit dem den Kern der Sache andeutenden Motto:

„Delicias pariunt Veneri crudelia flagra;
Dum nocet, illa juvat; dum juvat, ecce nocet.“

In weiterer Folge haben Bartholini (1679), Paulini (1698), Boileau (1700), Thiers (1703), Lanjuinais (1725), besonders aber der französische Arzt François Amédée Doppet in seinem (Genf 1788 zuerst erschienenen) „traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour“ dem Gegenstande zum Theil von gleichen Gesichtspunkten aus ihre Aufmerksamkeit gewidmet, der natürlich auch in die eigentlich flagellantistische Literatur der Engländer und anderer Nationen aus den beiden letzten Jahrhunderten mannichfach hineinspielt.

Es würde jedoch ein Irrthum sein, anzunehmen, dass nicht schon lange vor Meibom die Flagellation als sexuelles Stimulans bekannt und angewandt worden sei; vielmehr scheint die Kenntniss und die Praxis dieses Mittels durch arabische Aerzte zuerst eingedrungen zu sein — wie es denn u. A. auch ein arabischer Arzt gewesen sein soll, auf dessen Rath sich die Herzogin Leonore Gonzaga von Mantua von der Hand ihrer Mutter mit Ruthen peitschen liess, um in der ehelichen Umarmung wärmer zu werden und zu concipiren. Ein Zeitgenosse dieser Herzogin war jener Alfons von Ferrara (der Gönner Tasso's), der, wie es heisst, seiner Gemahlin nur nach voraufgegangener Flagellation beizuwohnen vermochte. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende,

[1]) Nach Burckhardt „eine Ausnahme in der ganzen griechischen Welt und eine wahre Schule der Ferorität“ (griechische Kulturgeschichte I, p. 112).

den Namen der „Aloisia Sigea“ tragende Buch de arcanis amoris et Veneris u. s. w. enthält bereits diese und ähnliche Beispiele; ebenso findet man sie bei Brantôme und bei englischen Autoren gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Doch noch weiter hinauf reicht eine naiv charakteristische Erzählung des Giovanni Pico della Mirandola (Picus Mirandulae) in den „disputationes adversus astrologiam divinatricem“ lib. V cap. 27, wobei es sich um eine intendirte, recht stürmische Erweckung erotischer Gefühle bei der dazu veranstalteten Flagellation und durch diese handelt — ein Vorgang, wie er sich seitdem in gleich typischer Inscenirung wohl vieltausendfach abgespielt hat:

„Vivit adhuc homo mihi notus prodigiosae libidiris et inauditae; nam ad Venerem nunquam accenditur, nisi vapules. Et tamen scelus id ita cogitat: saevientes ita plagas desiderat, ut increpet verberartem, si cum eo lentius egerit, haud compos plene voti, nisi eruperit sanguis et innocentes artus hominis nocentissimi violentior scutica desaeverit. Efflagitat miser hanc operam summis precibus ab ea semper foemina quam adit, praebetque flagellum pridie sibi ad id officii aceti infusione duratum, et supplex a meretrice verberari postulat: a qua quantum caeditur durius, eo ferventius incalescit, et pari passu ad voluptatem doloremque contendit. Unus inventus homo qui corporeas delicias inter cruciatus inveniat, et cum alioquin pessimus non sit, morbum suum agnoscit et odit.“

Dieser Mann — wir würden ihn jetzt wohl unter die „Masochisten“ rechnen — scheint also damals, gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts (Pico lebte von 1463 bis 1494), noch als eine „Ausnahmenatur“ betrachtet worden zu sein. Kaum ein Jahrhundert später würde er schon zahlreiche „Mitstrebende“ gefunden haben. So scheint nach vielfachen zeitgenössischen Zeugnissen u. A. in den Londoner Bordellen um diese Zeit die Flagellation als Stimulans für ältere Habitués dieser Häuser bereits beliebt und gebräuchlich gewesen zu sein. Ned Ward in „the London spy“ erzählt ein derartiges Abenteuer, und spricht von einer dieser Praxis ergebenen Menschenclasse, die im Bordell-Argot als „flogging cullies“ bezeichnet werden. Thomas Shadwell lässt im vierten Act seines Stückes „the virtuoso“ eine entsprechende Scene sich abspielen — grauenvoller Gedanke für einen heutigen Bühnencensor! — und Otway hat, was noch interessanter ist, im 3. Acte seiner „Venice preserved“ eine ganz ausgesprochen masochistische Scene: der Senator Antonio lässt sich von seiner Geliebten Aquilina, die er zu dem Zwecke aufsucht, ins Gesicht speien, sich als Hund behandeln, unter den Tisch ducken, treten u. s. w. und schliesslich aus dem Zimmer peitschen. Auf die gleichen Neigungen eines verhassten Kritikers zielt ein bissiges Epigramm Christoph Marlowe's, des bekannten Vorgängers und Rivalen Shakespeare's[1]):

[1]) Abgedruckt in den Works of Christopher Marlowe, London 1826, vol. 3, p. 454.

„When Francus comes to solace with his whore,
He sents for rods and strips himself stark naked;
For his lust sleeps and will not rise before
By whipping of the wench it be awaked.
I envy him not, but wish I had the power
To make myself his wench but one half hour.“

Wie England überhaupt sich rühmen darf, bis in die neueste Zeit hinein das gelobte Land, die Hochburg des Flagellantismus (auch in seiner Anwendung als pädagogisches und häusliches Zucht- und Strafmittel) gewesen und geblieben zu sein, so hat es auch in der Entwickelung des Flagellationscultus an den der Venus Vulgivaga geweihten Stätten offenbar stets in erster Reihe gestanden und das Ceremoniell dieses Cultus der „fortschreitenden Civilisation“ und den Anforderungen neuzeitlichen Comforts entsprechend stetig weiter entwickelt [1]).

Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in London luxuriös ausgestattete Etablissements, die vorzugsweise der Flagellation dienten und in denen geschickte, berufsmäfsig ausgebildete Hände — wie die unserer heutigen „Masseusen“ — über den danach lüsternen Männern die Ruthe schwangen. So wird u. A. die Anstalt einer Mrs. Collett, zu deren Frequentanten auch der nachmalige Georg der Vierte als Prinz-Regent gehörte, und ihrer Nachfolgerin Mrs. Mitchell, ebenso die einer Mrs. James und noch anderer Colleginnen in den zeitgenössischen Annalen rühmlichst hervorgehoben. Die „Königin“ dieses Gewerbszweiges scheint aber nach allgemeinem sachkennerischen Urtheil die unsterbliche Erfinderin des „Berkeley horse“ [1]), Mrs. Therese Berkeley (oder Berkley) gewesen zu sein, die in No. 28 Charlotte Street, Portland Place, ihr Geschäft eröffnete, das sie mit einer stattlichen Anzahl wohlgeschulter, auch noch mit ihren Kosenamen und allen ihren specialistischen Talenten der Nachwelt überlieferter Gehülfinnen betrieb, und von dem sie sich mit dem anständigen Vermögen von 100 000 Pfund zurückzog, um in der so ehrenvoll verdienten Musse ihre (leider unveröffentlicht gebliebenen und, wie es scheint, abhanden gekommenen) Denkwürdigkeiten zu schreiben. Diese Dame, die 1836 starb, beschenkte die Welt mit dem als „Berkeley-Pferd“ (The Berkeley horse) zu pornographischer Berühmtheit gelangten Apparate, der in der flagellantistischen Literatur Albions eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt und dessen von schönen Seelen auf Grund selbstempfangener Eindrücke oft mit schwärmerischer Anerkennung gedacht wird. Einer Beschreibung bedarf die kleine

[1]) Vgl. darüber u. A. Pisanus Fraxi „index librorum protibitorum“, London (1877) introduction XLIII—XLVI; auch Venus schoolmistress; Curiosities of flagellation, London 1875 und andere in dem Literaturverzeichniss aufgeführte Werke.

zum Auspeitschen von „gentlemen“, bestimmte Maschinerie nach beistehender Abbildung kaum noch; sie liess sich in beliebigem Winkel verstellen, um den Körper in jede speciell wünschenswerthe Position bringen zu können. Auf einem zeitgenössischen Kupferstiche erblickt man 'einen aut dem „Pferde“ befindlichen nackten Mann, dem


Fig. 2.

Mrs. Berkeley eigenhändig die Posteriora mit Ruthen peitscht, während ein in einem Stuhl darunter sitzendes halbentblösstes Frauenzimmer als „frictrix“ an seinem „embolon“ arbeitend dargestellt ist. Das Original des Berkeley-Pferdes soll sich in der Society of arts in Adelphi (London) befinden, wohin es durch den Arzt und Testamentsvollstrecker der Berkeley, Dr. Vance, gelangte, der auch ihre ganze, gewiss recht

lehrreiche, zum Theil mit Männern und Frauen der höchsten Aristokratie geführte Correspondenz durchsah — aber leider zerstörte. Doch der Geist der Mrs. Berkeley lebt und wirkt fort! Offenbar gab und giebt es auch im heutigen England zahlreiche Flagellantinnen, nicht bloss von Geschäfts wegen, sondern auch von wirklicher Vocation. In der bei Pisanus Fraxi[1]) citirten Correspondenz eines enthusiastischen Ruthenfreundes wird ein Londoner Etablissement erwähnt, wohin 20 junge Mädchen zu kommen pflegten, „who go through all the phases of schoolmistress and whip fearfully severely"; desgleichen ist von verschiedenen Damen von hohem Rang und von der hübschen jungen Frau eines Geistlichen die Rede, die die Neigung für (active und passive) Flagellation bis zum Excess trieb.

Aber auch in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, fehlte es der Flagellation als sexualem Stimulans nicht an zunehmender Verbreitung und Würdigung. Allbekannt ist die classische Selbstschilderung Rousseau's (in seinen „confessions"), wobei es sich offenbar um eine früh erworbene psychosexuale Abnormität handelte. Serrurier berichtet einen ganz ähnlichen Fall von einen seiner Schulfreunde, der ein unbeschreibliches Vergnügen dabei empfand, gepeitscht zu werden, und sich absichtlich Strafe zuzog, um diese Züchtigung zu erleiden, die jedesmal einen Samenerguss bei ihm zur Folge hatte.[2]) In dem Werke „l'inquisition française ou histoire de la bastille" (vol. 3, p. 256) erzählt de Renneville von einem alten Docteur de la faculté, einem mehr als 70jährigen, kindisch gewordenen Greise, für den täglich erduldete Fustigationen zur zweiten Natur, zum unentbehrlichen Lebensbedürfniss geworden waren — In der einen immer weiteren Umfang annehmenden masochistischen Literatur unserer Tage wird man Beispiele aller dieser und ähnlicher Spielarten in unendlicher Zahl finden, und aus Darstellungen des Bordellwesens in der „Cité lumière" bei Jeannel, Delcourt, Coffignon. Leo Taxil und Anderen mag man sich über die in „erstclassigen" Bordellen zur Befriedigung flagellomanischer Besucher getroffenen, auch dem „verwöhntesten Geschmack" Rechnung tragenden Vorkehrungen eingehender belehren.

---

Wie die passive, so wirkt auch die active Flagellation, wenn schon in ganz anderer Weise, auf psychischem Wege, sexuell stimulirend: und wie jene in nahen Beziehungen zur „passiven Algolagnie", zum Masochismus, so steht diese in noch intimerer Verbindung

---

[1]) L. c. LVI.

[2]) Dictionnaire des sciences médicales, 1812—1822; Art. pollution.

mit der „activen Algolagnie", dem Sadismus, dessen üppigster Nährboden, und zugleich dessen beliebtestes, am leichtesten erreichbares, bequemstes, der mannigfaltigsten Abstufung fähiges Hülfs- und Aeusserungsmittel sich in ihr von Alters her darstellt.

Besonders musste auf diesem Gebiete der fast keiner Zeit ersparte, in der christlichen Aera aber aus verschiedenen Gründen mehr zu- als abnehmende Missbrauch der Flagellation als — kirchliches und profanes — Zucht- und Strafmittel verhängnissvolle Wirkungen zeitigen; wie das die Geschichte des Flagellantismus fast auf allen ihren Blättern eindringlich bestätigt.

Dem Alterthum blieb auch dieser Missbrauch der Flagellation im Grossen und Ganzen fremd; oder wenigstens war zu seiner Entstehung nur verhältnissmäfsig beschränkter Anlass gegeben. Die Geisselung eines Freien widerstrebte den nicht-orientalischen Nationen; der Sclave aber galt als Sache. Die schon an anderer Stelle erwähnten Cultus-Vorkommnisse blieben vereinzelt. Wir kennen natürlich nicht die Gefühle, die die Artemis-Priesterin beim Geisseln spartanischer Jünglinge, oder die Priesterin der syrischen Göttin bei ähnlichen Anlässen beseelt haben mögen — oder die der römische Pontifex maximus empfand, wenn er eine der Nachlässigkeit in der Feuerwacht schuldig befundene Vestalin hinter einem Vorhang (wie Plutarch es schildert) auf den entblössten Körper eigenhändig abstrafte. Und bei dem „plagosus Orbilius" handelte es sich um Kinder. — Die systematische Einführung der Flagellation als eines für Erwachsene bestimmten kirchlichen Buss- und Zuchtmittels und damit auch ihr immer vielseitigeres Eindringen als häusliches Corrections- und öffentliches Strafmittel blieb dem Gange der kirchlichen Entwickelung, ungefähr vom 5. Jahrhundert ab vorbehalten. Wir können dies natürlich hier nur in den allgemeinsten Umrissen andeuten; es sei auf die im Literaturanhang citirten Special-Werke, auf Gretser, Boileau, Thiers, Lanjuinais, Förstemann und Andere verwiesen. Das Uebel begann mit kleinen Anfängen, in Einsiedeleien und Klöstern, wo allmählich das freiwillige Sichselbstgeisseln oder Sichgeisselnlassen durch Andere als ein Zeichen der so hochbewertheten Demuth und Bussfertigkeit in ausgedehnten Gebrauch kam. Am höchsten, gewissermafsen zum System ausgebildet ward dieser Geissellustsport — denn ein solcher war es, mit dem Record des Heiligengeruches — durch den Dominikanermönch, späteren Cardinal Damiani; seither entwickelt sich mehr der Gebrauch der „Disciplin" als kirchlichen Pönitenz- und Absolutionsmittels, und nehmen auch die berüchtigten Geisselprocessionen, die bis ins Jahrhundert der Aufklärung hineinspukten, ihren erbaulichen Aufschwung. „Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich" — beide gewissermafsen von Berufswegen; aber auch die Laien, Männlein und Weiblein, vor Allem die Damen der höchsten Kreise

thaten eifrig mit — bekannt ist u. A., in wie unglaublicher Weise sich die „heilige“ Elisabeth von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg geisseln liess; bekannt ist auch der Geisselcult der heiligen Brigitta von Schweden und Hedwig von Polen — und so vieler anderer frommer regierender Frauen bis (einem on dit zufolge) herab zu Spaniens tugendsamer Isabella und Eugenie Montijo.

Schon sehr früh zeigten sich Missbräuche, die vielfach ein energisches Einschreiten kirchlicher Oberen und lange Zeit deren Widerspruch gegen das Umsichgreifen der Disciplin nach sich zogen. Schon unter Hadrian dem Ersten erging (772) ein Verbot an die Geistlichen, ihre Pönitenten zu schlagen: „episcopus, presbiter et diaconus peccantes fideles diverberare non debeant“. Das Verbot wurde natürlich niemals beachtet, und das seelsorgerische Disciplinarrecht als ein streng und eifrig gehütetes Privileg aufrecht erhalten.

Wenn hier von Missbräuchen die Rede ist, so handelt es sich für uns nur um Anwendungen der activen Flagellation zu Zwecken sexualer (algolagnistischer) Erregung. Unzählig sind die Flagellationsgeschichten, die von einem derartigen Missbrauch der Flagellation als kirchlichen, besonders klosterlichen Buss- und Zuchtmittels berichten. Doch ist natürlich nur das Wenigste davon in dieser Hinsicht sicher beglaubigt — sehr vieles anekdotischer Klatsch, oder tendenziös böswillige Erfindung; anderes mindestens so, dass es für eine Auslegung im obigen Sinne nicht unbedingt in Betracht kommt. Freilich mag es wohl nie an vereinzelten Pädagogen und Clerikern (Jesuiten und Nichtjesuiten) gefehlt haben, die wie Boileau singt, „cet abus odieux“ geflissentlich cultivirten

„Qui, sous couleur d'éteindre en nous la volupté,
Par l'austérité même et par la pénitence
Sait allumer le feu de la lubricité“.

Besonders gefährlich wurde der Gebrauch der „Disciplin“ — welche Bezeichnung für diese kirchlichen Buss- und Zuchtmittel allmälig aufkam — seitdem man dazu überging, die Züchtigung nicht mehr (wie im Anfange) auf Schulter und Rücken, sondern vorzugsweise — und namentlich beim „schwächeren“ Geschlecht fast allgemein — auf das Gesäss zu ertheilen — die sogenannte „disciplina deorsum“ oder „secundum sub“ gegenüber der disciplina sursum oder secundum supra im Mönchslatein jener Tage — und seitdem man auch dazu gelangte, die Pönitenten bei der Züchtigung mehr oder weniger vollständig zu entblössen, weil schon in der geduldeten oder freiwillig vorgenommenen Entblössung an sich ein verdienstlicher Act echter Selbstdemüthigung liegen sollte — wie es bei einem Zelotiker dieser Richtung (Cardinal Pullus) heisst — „est ergo satisfactio quaedam, aspera tamen, sed Deo

tanto gratior quanto humilior, cum quilibet sacerdotis prostratus ad pedes, se caedendum virgis exhibet nudum". Und nicht bloss „quilibet", sondern noch mehr „quaelibet". Von diesem nicht unbedenklichen Gesichtspunkte scheint u. A. jener in so traurigem Ruf gekommenen Bruder B. Cornelis Adriaensen von Dordrecht ausgegangen zu sein, der in Brügge so eifrig gegen Calvinisten und Lutheraner predigte und eine Art flagellantistischer Schule unter der weiblichen Bevölkerung Brügge's ins Leben rief, indem er seine zahlreichen weiblichen Beichtkinder, oder wenigstens eine Elite davon, in die Mysterien der unteren Disciplin auf den nackten Körper einweihte. Es hat sich, seitdem die erste „Historie von B. Cornelis Adriaensen" im Jahre 1569 erschien, eine umfangreiche, theils ernsthafte, theils satirische Literatur darüber entsponnen, die wir bei Pisanus Fraxi[1]) am unbefangensten und objectivsten gewürdigt finden. Trotz der überscharfen, namentlich von Cornelis' Zeitgenossen Marnix und dem Geschichtsschreiber der Niederlande van Meteren gegen ihn erhobenen Angriffe muss man zu der Ueberzeugung kommen, dass sich dem „Bruder Cornelius" kaum etwas Anderes als die nach unseren Begriffen indecente Ausführung der „Disciplin" vorwerfen lässt; dass dagegen die von Marchand, Boileau und Anderen später hinzugefügten oder übernommenen scandalösen Details überwiegend auf Voreingenommenheit und fanatischer Feindseligkeit beruhen, jedenfalls unbeglaubigt sind. Es hat nicht den Anschein, als habe sich Cornelis irgend welcher sexueller Attentate gegen seine Beichtkinder schuldig gemacht; auch hat er keinen Orden, keine „gynopygische Secte", keine Geisslersocietät gestiftet, sondern nur einzelne Frauen und Mädchen, meist nach ihrem eigenen oftmaligen Verlangen, zu seinen wunderlichen Bussmysterien herangezogen. Er war mit einem Worte ein beschränkter Zelotiker, aber sinnlich obscöne oder gar sadistische Antriebe lagen ihm anscheinend fern. Gehetzt und verläumdet wurde in dem damals entbrannten Streite von protestantischer und katholischer Seite gleich stark und gleich widerlich, denn alle Waffen galten in diesem Kampfe beider Parteien für gut: „tantum relligio potuit suadere malorum".

Weniger günstig lautet das geschichtliche Endurtheil in einer anderen ecclesiastischen cause célèbre, der berühmten Affaire Girard-Cadière, die sich in den Jahren 1728 bis 1730 in Toulon abspielte. Auch darüber liegt eine ansehnliche, bei Pisanus Fraxi[2]) zusammengestellte und gesichtete Literatur vor. Der Jesuitenpater Girard kam

[1]) Centuria librorum absconditorum. p. 213—224. — Sehr uncritische und tendenziöse Darstellungen dagegen bei Giovanni Frusta, Corvin und andere, die lediglich vom anticlericalen Standpunkte an die Sache herangingen.

[2]) L. c. p. 225—253. — Vgl. auch Michelet, histoire de France, und la sorcière.

im April 1728 als Rector des séminaire royal de la marine nach Toulon, ein damals 47jähriger Mann, gross, trocken, abgemagert, etwas schwerhörig, schmutzig, der überall hinspuckte — aber mit der Reputation eines frommen und beredten Predigers. So verführte er die damals 17jährige Marie Cadière, sein Beichtkind, deren in einem Jesuitenkolleg erzogener Bruder zu den wärmsten Bewunderern des Paters gehörte. Girard verstand offenbar seine schöne Beichtbefohlene zu „hypnotisiren", was bei ihr ausserordentlich leicht bis zu ausgesprochenen lethargischen Crisen gelang („à tel contact léger qu' une autre n'eut pas remarqué, elle perdait connaissance; un frôlement près du sein suffisait" heisst es in Michelet's Schilderung); er schwängerte sie, stigmatisirte sie, indem er alte scrofulöse Narben wieder aufriss und künstlich offen erhielt, durch Saugen der Wunden etc. — schliesslich, vielleicht in der That sadistischen Regungen nachgehend, vielleicht um sie abortiren zu lassen, liess er sie sich nackt ausziehen, auf dem Bette niederknieen, „disciplinirte" sie, küsste den Theil den er gezüchtigt hatte. Er verabreichte ihr auch Abortivmittel, die nicht ohne Wirkung blieben, und brachte sie hinterher in ein von Toulon entferntes Kloster der heiligen Clara in Ollicules. Den Fortgang dieser Scandalgeschichte mag man in den citirten Werken nachlesen; auch wie unter dem Einflusse der Jesuiten das Parlament in Aix den Girard freisprach und die Cadière zur ordentlichen und ausserordentlichen Folter und zum Tode durch den Strang verurtheilte! — ein Gerichtserkenntniss, das sich würdig dem späteren gegen die Familie Calas anreiht, aber glücklicherweise nicht wie dieses zur Vollziehung gelangte. Girard selbst starb im Geruche der Heiligkeit 1733 in seiner Vaterstadt Dôle.

Als würdiger Genosse zu diesem Jesuitenpater Girard gesellt sich der Capuzinermönch Achazius in Düren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der seine Pönitentinnen erst mit in Essig und Salz erweichten Ruthen ganz nackt peitschte, dann seine Lust an ihnen befriedigte — und der dabei unter Verheiratheten und Unverheiratheten einen so grossen Anhang gewann, dass er eine Art von adamitischem (oder evaitischem) Flagellantinnenclub zusammenbrachte und längere Zeit leitete. Ein gegen ihn vom Gericht in Lüttich eingeleitetes Verfahren wurde auf Befehl Napoleon's, um den Scandal zu ersticken, niedergeschlagen.

Derartige Flagellanten- und Flagellantinnenclubs scheinen übrigens, wenn wir den zeitgenössischen und späteren Berichten trauen dürfen, in exclusiven Gesellschaftskreisen vor und nach der Revolutionszeit in Paris, London und anderen Grossstädten florirt zu haben; und sie scheinen, mancherlei Andeutungen in der heutigen Literatur und Journalistik zufolge, auch jetzt noch zu floriren. Unter den Frauen fanden sich zu allen Zeiten hervorragende Liebhaberinnen, wie der passiven, so auch der activen Flagellation; und bemerkenswerth erscheint

dabei, dass, wie weibliche Grausamkeit sich bekanntlich überhaupt dem eigenen Geschlechte gegenüber mit Vorliebe bethätigt, passionirte Flagellantinnen auch aus der Flagellation ihrer Geschlechtsgenossinnen sexuell stimulirende Wirkungen oft mit Vorliebe schöpften. Es sei nur ein berühmtes historisches Beispiel erwähnt, die als hochstehende Gönnerin und Practicantin der Flagellation literarisch verewigte Katharina von Medici. Sie ist die „dame grandissime“, von der Brantôme (Vies des dames galantes) als klassischer Hof-, Augen- und Ohrenzeuge in seiner unverblümt naiven Schreibweise Folgendes berichtet:

„J'ai oui parler d'une grande Dame de par le monde, mais grandissime, qui ne se contentant de lasciveté naturelle; car elle estait grande putain et estant mariée et veuve, aussi estait-elle très belle; pour la provoquer et exciter d'avantage elle faisait despouiller ses Dames et filles, je dis les plus belles, et se délectait fort à les voir et puis elle les battait du plat de la main sur les fesses, avec de grandes clacquades et blamuses assez rudes, et les filles, qui avaient délinqué en quelque chose, avec de bonnes verges, et alors son contentement estait de les voir remuer, et faire les mouvements et tordions de leur corps et fesses, lesquelles, selon les coups qu'elles recevaient, en montraient de bien estranges et plaisantes Aucunes fois, sans les despouiller, les faisait trousser en robbe, car pour lors elles ne portaient pas de caleçons, et les claquetait et fonettait sur les fesses, selon le sujet qu'elles luy donnaient, ou pour les faire rire, ou pleurer, et sur ces visions et contemplations s'y aiguisait si bien en appétits, qu'après elle les allait passer bien souvent à son escient avec quelque galant homme bien fort et robuste.“ —

Die Motive der Geisselpassion dieser königlichen Flagellantin sind in den letzten Worten deutlich genug gekennzeichnet. Es kann danach nicht befremden, dass, wie Brantôme weiter berichtet, Katharina ihrer schon erwachsenen Tochter (der nachmaligen, als Margarethe von Valois bekannten und berüchtigten Gemalin Heinrichs des Vierten) auf gleiche Weise und zu dem gleichen Zweck, ein- oder mehrmals täglich eigenhändig die Ruthe ertheilte. Ein Fräulein von Limeuil wurde wegen einiger auf Katharina bezüglicher satirischer Verse vor versammeltem Hofe mit Ruthen gepeitscht. — Aehnliche Dinge werden übrigens von dem russischen Hofe des 18. Jahrhunderts, namentlich aus der Zeit der Gynäkokratie: der Czarinnen Anna Iwanowna, Elisabeth Petrowna, und der grossen Katharina (die Byron bekanntlich nicht ganz mit Unrecht als

„the greatest of all sovereigns and whores“

feiert) vielfach berichtet. Beispiele davon werden uns noch im nächsten Abschnitt beschäftigen. Hier sei nur noch in Ergänzung der vorstehenden Ausführungen hervorgehoben, dass in der Pathogenese algolagnistischer (sadistischer) Impulse auch der Missbrauch der Flagellation als pädagogisches und häusliches Corréctionsmittel und als öffentliches (criminalistisches) Strafmittel eine kaum ge-

ringere Rolle gespielt hat — und hier und da noch spielt — wie der im Vorstehenden besprochene klösterliche und kirchliche Disciplin-Missbrauch. Auf eine specielle Durchführung dieses Themas, wie auch auf eine Würdigung der sehr umfangreichen heutigen flagellantistischen Literatur müssen wir jedoch aus den vorbezeichneten Gründen an dieser Stelle verzichten.[1])

## Weibliche Grausamkeit. Sadismus und Masochismus des Weibes.

Dass dem weiblichen Geschlechte, wohl im Zusammenhange mit der ein tertiäres Geschlechtsmerkmal bildenden grösseren Sensitivität, ein gewisser Hang zur Grausamkeit innewohnt, und dass sich dieser Hang namentlich den eigenen Geschlechtsgenossinnen gegenüber mit Vorliebe bethätigt, ist eine in der Geschichte und im täglichen Leben tausendfach bestätigte Erfahrung. Wo dabei eifersüchtiger Hass gegen eine Nebenbuhlerin und Schönheitsconcurrentin oder Rachsucht ins Spiel kommen, kann die Grausamheit sich ins Megärenhafte, ja ins Bestienhafte hinein steigern.

Schon der hellenischen Mythologie sind derartige Züge nicht fremd. man denke an die unerbittliche Rachsucht Iuno's, an Venus und Psyche, an Antiope und Dirke, an Medea und Kreusa. Ebenso wenig fehlen sie im deutschen Volksmärchen mit seinen unzähligen bösen Königinnen, Stiefmüttern und Schwiegermüttern. Das deutsche Volksepos bringt den gleichen Zug u. A. in der Misshandlung Gudrun's durch die böse Königin Gerlinde zur Geltung. Unter den grossen Dramatikern der Weltliteratur haben solchen zur Dämonie des Hasses und erbarmungsloser Vernichtung verzerrten Weibnaturen u. A. Aischylos im Agamemnon, Shakespeare in Macbeth und Titus Andronicus, Corneille in Rodogune, Racine in Andromaque und Athalie, Kleist in der Penthesilea, Hebbel in den Nibelungen, Grillparzer in Medea, B. Klein in Heliodora, Sudermann im Johannes machtvollen Ausdruck verliehen.

Dass in der That das Weib, wenn es durch Gehässigkeit, Neid. Eifersucht und Rachsucht angestachelt, wenn es von der in ihm schlummernden Herrschsucht oder von religiösem Fanatismus gepackt ist, über alle Schranken der Menschlichkeit hinaus und zu mänadenhaften Un-

[1]) Vergl. u. A. das (übrigens in ziemlich uncritischer Weise compilirte) Werk: „Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert. Ihre Anwendung und ihr Missbrauch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens“, von D. Hansen. Dresden 1899. H. R. Dohrn. — Neue Folge, Ibid. 1900. — Soeben erschien eine zweite, umgearbeitete Auflage (1902).

thaten fortgerissen wird, das lehren die blutgetränkten Blätter der Geschichte seit den sagenhaften Zeiten der Semiramis bis in unsere Tage. Man denke nur an die Haremsintriguen und die Grausamkeitsorgien siegreicher Rivalinnen in alter und neuer Zeit, am Hofe des altpersischen Xerxes und Artaxerxes so gut wie bei den islamitischen Sultanen und den heutigen Fürstenhöfen des fernen Ostasiens; an die persische Parysatis, die makedonische Olimpias, die Byzantinnerinnen Zoe, Theodora und Irene, die Frankenköniginnen Fredegunde und Brunhilde, die Westgotin Goswinthe und so viele Zeit- und Volksgenossinnen dieser gekrönten Furien. Man denke an die Schicksale der schönen Rosamunde, der Clara Zach, der Leonore Gusman: an die prachtvollen weiblichen Renaisance-Bestien, eine Catharina Sforza, Lucrezia Borgia, Catharina von Medici, Maria Stuart, Maria und Elisabeth Tudor; an die russischen Autokratinnen des 18. Jahrhunderts, an die dänische Marie Juliane, an Caroline von Neapel, die würdige Genossin einer Lady Hamilton. — In Erfindung und langjähriger Verübung raffinirter Unthaten gegen ihre zahlreichen Dienerinnen fast einzig dastehend erscheint jene berüchtigte „Blutgräfin“ Elisabeth Báthory, deren zutreffende psychologische Analyse freilich noch aussteht (es scheint sich um ein Product eigenartigen Blutaberglaubens — vielleicht aber auch um einen Fall von weiblichem Sadismus auf hysterisch-degenerativer Grundlage gehandelt zu haben).[1] Ein schwaches Seitenstück dazu bietet aus neuerer Zeit die (wegen Marterung ihrer Lehrmädchen durch den Strang hingerichtete) schottische Mrs. Brownrigg.[2]

Begreiflicherweise spielt gerade bei den vom Weibe ausgehenden und verübten Grausamkeiten die im voraufgehenden Abschnitte characterisirte Form der Flagellation eine hervorragende Rolle, als mit Fug und Recht geschätztes und begierig herangezogenes Mittel, um die Gegnerin nicht nur körperlich zu martern, sondern auch zugleich durch die ihr angethane Schmach auf das Tiefste seelisch zu demüthigen. Venus geisselt die gebundene Psyche, Gerlinde lässt Gudrun mit Ruthen streichen; Fredegunde peitscht die mit den Haaren an einen Bettpfosten gebundene Geliebte ihres Stiefsohnes Meroveus, Goswintha ihre Schwiegertochter Ingundis, die sie bei den Haaren herumschleift. Elisabeth Báthory lässt ihre unglücklichen Opfer entkleidet zu Tode peitschen. Die „gütige“ Czarin Elisabeth lässt ihre Nebenbuhlerin Frau von Lapuchin, die „schönste Frau des Hofes“ unter dem Deckmantel einer politischen Intrigue öffentlich knuten, und ihr dann noch die Zunge ausreissen. In dem fast ein Jahrhundert gynäkokratisch regierten,

---

[1]) Vergl. „Die Blutgräfin“ (Elisabeth Báthory), ein Sitten- und Charakterbild von R. A. Elsberg. Breslau, Schottländer, 1893.

[2]) Die neueste Massenmörderin, die amerikanische Krankenwärterin Jane Toppan, hat, nach eigenem Geständniss „fast lauter Frauen“ zu ihren Opfern erkoren; um Männer hat sie sich, wie sie sagt, nie bekümmert.

halbbarbarischen Russland begeben sich noch zahllose, nicht minder erbauliche Dinge; selbst die doch westlicher Cultur entstammende grosse Catharina geisselt das mit einem ihrer Günstlinge überraschte Fräulein Bruce eigenhändig, lässt Fräulein Buturlin wegen einer witzigen Carricatur auf die Kaiserin vor versammeltem Hofe durch Pagen auspeitschen, und die mit ihrem Günstling Momonow verheirathete schöne Fürstin Tscherbatow einer Indiscretion wegen bei Nacht von sieben als Weiber verkleideten Moskauer Polizisten aus dem Ehebett reissen und vor den Augen ihres zum entsetzten Zuschauen verurtheilten Gatten mit Ruthen züchtigen.

Sehr bezeichnend ist eine Scandalaffaire, die sich in Frankreich unter dem roi soleil, Ludwig dem Vierzehnten, abspielte und damals viel Acten- und Pamphletstaub aufwirbelte.[1]) Es handelte sich um eine bittere Verfeindung zwischen zwei früheren Freundinnen, der Dame de Liancourt und der Marquise Tresnel. Jene, eine schöne geistvolle Frau, sollte die Marquise durch einige auf deren Lebenswandel bezügliche satirische Bemerkungen gekränkt haben. Die Marquise lauert ihrer Gegnerin mit bewaffnetem Gefolge auf der Landstrasse auf, lässt sie aus der Kutsche herausreissen, von ihren Lakaien niederstrecken, schmachvoll entblössen und auspeitschen; ob bei dieser Gelegenheit noch, wie in der Anklageschrift angedeutet wird, ein unsittliches Attentat durch einen der Lakaien — einen Neger — an ihr verübt wurde, ist nicht sicher erwiesen.

Ein Jahrhundert später rächt sich eine andere Marquise an dem Chevalier von Boufflers für ein sanglantes Epigramm, indem sie ihn vor ihren Augen von Lakaien durchpeitschen lässt — wofür er übrigens in geschickter Weise Repressalien zu üben versteht.[2]) Madame du Barry lässt unter buchstäblicher Ausnutzung eines von ihrem königlichen Liebhaber hingeworfenen Wortes ihre frühere Freundin, die Marquise de Rozen, die als Hofdame und Prinzessin (der Gräfin von Provence) sie neuerdings „geschnitten“ hat, durch vier Kammermädchen aufgreifen und energisch ausstäupen. Man erinnert sich vielleicht, dass vor ungefähr vierzehn Jahren Sarah Bernhardt ihre Collegin und abtrünnig gewordene Freundin Marie Colombier in der Wohnung überfiel und mit einer ähnlichen Züchtigung bedrohte.

Schlimmer und folgenreicher war das Schicksal der schönen Théroigne von Méricourt. Diese als Amazone von Lüttich oder als „belle Liégeoise“ vielgefeierte Strassenheldin der französischen Revolution — Lamartine nennt sie „la Jeanne d'Arc impure de la place

---

[1]) Vergl. Gayot de Pitaval, causes celèbres et intéressantes, Amsterdam et Lièges 1755, Band 3, p. 348.

[2]) La chronique scandaleuse, ou mémoires pour servis à l'histoire de la génération présente. Paris 1780, I—III, p. 11—13.

publique" -- wurde von den „Tricoteusen", fanatischen Jacobinerinnen, am 21. Mai 1793 bei hellem Tage auf der Terrasse der Tuilerien überfallen, niedergeworfen, schmählich entblösst und mit Ruthen gezüchtigt. Sie verfiel vor Schmerz und Wuth in Raserei, und verbrachte den ganzen zwanzigjährigen Rest ihrer Tage, zuletzt in fast thierischer Herabgesunkenheit, in einer Zelle des Irrenhauses Bicêtre.[1]) Wir erfahren, dass die ihr in moralischer Hinsicht so unähnliche schöne Frau Roland damals eingestandenermafsen Tag und Nacht von der Angst verfolgt wurde, dass der Pariser Pöbel auch ihr das Schicksal Théroigne's bereiten könnte, und dass das Tragen von caleçons seitens der Damen als ein freilich ungenügendes Schutzmittel für die exponirtesten Körpertheile seitdem allgemein aufkam. An Théorigne vollzog sich freilich die Nemesis; hatte sie doch nicht nur ihren literarischen Gegner Sulean, den talentvollen jungen Vertheidiger der Sache des Königthrons, bei Gelegenheit des Augustaufstandes 1792 mit penthesileenhafter Wuth hingemordet, sondern etwas später in jenen blutigen Septembertagen auch eine der entsetzlichsten Henkerscenen dieser Mordtage inspirirt und geleitet — die cannibalische Hinschlachtung einer unter dem Namen des schönen Blumenmädchens („la belle bouquetière") bekannten weiblichen Untersuchungs-Gefangenen der conciergerie du palais am 3. September 1792. Dies Mädchen war beschuldigt, an ihrem treulosen Geliebten, einem Grenadier der französischen Garde, aus Eifersucht einen Verstümmelungsversuch gemacht zu haben, und das gab ihren Henkern die Idee, nach Théroigne's Vorschlag einen Act unmittelbarer Wiedervergeltung an ihr zu vollziehen. Der Autor der histoire des Girondins schildert den grässlichen Vorgang folgendermafsen:[2])

„Les assassins, parmi lesquels se trouvaient des vengeurs de sa victime et des instigateurs animés par sa rivale devancèrent l'office du bourreau. Théroigne de Méricourt prêta son génie à ce supplice. Attachée nue à un poteau, les jambes écartées, les pieds cloués au sol, on brûla avec des torches de paille enflammée le corps de la victime. On lui coupa les seins à coup de sabre; on fit

---

[1]) Vergl. Lamartine, histoire des Girondins, I—III, livre 21, IV, p. 137—139. — Pellet, étude historique et biographique sur Théroigne de Méricourt, Paris 1886.

[2]) L. c. t. III, livre 25, p. 271. — An der Thatsächlichkeit des Berichtes ist, so märchenhaft er auch klingt, kaum zu zweifeln. Michelet, der Freund der Montagne, giebt in seiner histoire de la révolution freilich nur eine kurze Hindeutung. Dagegen findet sich in der „Collection des mémoires relatifs à la révolution française (mémoires sur les journées de Septembre 1792)" Paris 1823, p. 349, die Scene nach zeitgenössischen Quellen fast wörtlich übereinstimmend mit der obigen Darstellung geschildert. („Elle fut attachée à un poteau, nue, les jambes écartées, les pieds clonés contre terre, les seins coupés à coups de sabre, on employa pour la faire expirer et le fer et le feu d'une manière que la pudeur et l'humanité défendent de retracer".)

rougir des fers de pique qu'on lui enfonça dans les chairs. Empalée enfin sur ces fers rouges, ses cris traversent la Seine et allaient frapper d'horreur les habitants de la rive opposée. Une cinquantaine de femmes délivrées de la Conciergerie par les tueurs prêtèrent leurs mains à ces supplices et surpassèrent les hommes en férocité.'

Die in den letzten Worten liegende Erfahrung findet sich bei ähnlichen Gelegenheiten immer und immer wieder bestätigt. Man sieht übrigens, dass die Phantasie eines de Sade nicht allzuweit zu suchen hatte, um Modelle seiner Sadisten und Sadistinnen in dem damaligen schlammig aufgewühlten französischen Volksboden zu finden. An Atrocität vermögen vielleicht nur rothe Indianerweiber mit diesen Megären der weissen Rasse zu wetteifern. Man weiss, dass Niemand den Indianer an ausgesuchter Grausamkeit in Marterung seiner Opfer übertrifft — es seien denn die Indianerinnen; und diese excelliren wiederum in Marterung weisser weiblicher Gefangenen. Ein von den Indianern geschonter und später entlaufener junger Bursche beschreibt als Augenzeuge folgende höllische Scene, deren Opfer eine abenteuerlustige junge Dame war, die von Indianern in Neu-Mexico aus einem Postwagen gerissen und davongeschleppt, erst eine Zeit lang gemissbraucht, dann wegen ihres widerwilligen Verhaltens den Weibern zu beliebiger Behandlung überlassen wurde:[2])

„She suddenly found herself surrounded by all the women in the party, dragged to a tree and tied with her back to it, her hands over her head and her feet wide apart. Then (the scout said) a scene ensued the like of which could not be equalled out of hell. The men took ne part in it — The women did it all. First they danced about the victim and jeered at her. Then one of them split one of her nipples with a knife. Then another did the same with the other. They crosssevered both breasts. Then they seamed her belly with their knives and thrust thorns into her hips and buttocks. They singed away the hair under her arms. They cut off first one lip and then the other of her vulva. Then they started a fire under her and kept it up until the inside of her thighs was wasted brown. Finally they thrust red hot brands up her vagina, jabbed their knives into her eyeballs, filled her mouth with red hot embers and scalped her." — Das Opfer soll unter diesen Martern noch fast zwei Stunden gelebt haben, zuletzt aber anscheinend unempfindlich gewesen sein, da sie nur noch ganz schwach ächzte.

Bemerkenswerth ist dabei die passive Rolle der Männer, die es zwar unter ihrer Würde finden, ein Weib zu martern, aber auch nicht die geringste Veranlassung nehmen einzugreifen und der Sache ein Ende zu machen. Uebrigens fehlt auch in dieser Scene so wenig wie in der mit dem Blumenmädchen das sexuale Motiv; die Weiber wurden aufgeregt — dort durch den Castrationsversuch, den das Mädchen in der Eifersucht gegen seinen Liebhaber gemacht hatte; hier dadurch,

---

[2]) Human Gorillas. A study of rape with violence. Paris, Charles Carrington 1901, p. 163, 164.

dass das Opfer ihren Männern zuvor längere Zeit als Object ihrer Begierden, wenn auch unfreiwillig, gedient hatte.

Natürlich hat es auch an weiblichen Scheusalen nicht gefehlt, die in Beziehung auf Grausamkeit gewissermafsen bisexual waren, und gegen Männer und Weiber paritätisch und unterschiedlos wütheten. Dass es aber Weiber giebt, die mit Vorliebe und zum Zwecke der Befriedigung algolagnistischer Instincte die Misshandlung und Marterung von Männern betrieben — also Sadistinnen im engeren Sinne — dies wird wenigstens durch die geschichtliche Erfahrung nicht gerade in hervorragendem Mafse beglaubigt, während die neuere (masochistische) Literatur allerdings an derartigen Beispielen reich ist. Die immer wieder aufgefrischten Märchen von den Amazonen, der böhmischen Wlasta, der „schwarzen Czarin“, der Negerkönigin Zinga, der Chinesen-Kaiserin Tao-Ki u. s. w. passen grösstentheils wenig in diesen Rahmen; und jene zum Ueberdruss besungene Margarethe von Burgund, die ihre Eintagsliebhaber nach einer in der Tour de Nesles durchschwärmten Nacht in der vorbeifliessenden Seine ertränken liess, folgte dabei wohl mehr einem Gebote handgreiflicher Klugheit als sadistischen Impulsen.

Im „Sadismus“ des Weibes will man — ebenso wie im „Masochismus“ des Mannes — gewissermafsen eine Umkehr des natürlichen Geschlechtsverhältnisses erblicken. Man argumentirt, dass das Weib im Verhältniss zum Manne gewissermafsen von Natur masochistisch angelegt sei — wie der Mann dem Weibe gegenüber von Natur sadistisch. „Im Verkehr des Geschlechtes kommt dem Manne die active, selbst aggressive Rolle zu, während das Weib passiv, defensiv sich verhält“ (Krafft-Ebing). Aus dieser banalen Halbwahrheit soll deducirt werden, dass es ganz in der Ordnung sei, wenn das Weib ihr Glück darin finde, vom Manne geprügelt und mit Füssen getreten zu werden — während man das umgekehrte Verhältniss als etwas Widernatürliches, als Inversion des normalen Geschlechtsverhältnisses auffassen müsse.

Indessen dürfte eine derartige Auffassung wohl vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der täglichen Erfahrung gleich schlecht bestehen. Wenigstens unsere heutigen, im Grossen und Ganzen zwar keineswegs „emancipationslüsternen“, aber mehr und mehr zu einem gesunden und richtigen Selbstgefühl heranreifenden Frauen würden mit einer solchen, das biblische Herrengebot noch weit überspannenden Anschauung kaum etwas anzufangen wissen. Die in Demuth ersterbenden Griseldisnaturen können ebensowenig als Frauenideale gelten, wie die männerzerfleischenden Penthesileen; die einen gebahren sich so krankhaft unerfreulich und widerlich wie die anderen — und selbst das vielgepriesene Käthchen von Heilbronn dürfte einem Manne von gesundem Fühlen und Denken im Grunde wenig Sympathie einflössen; sie ist eine psychopathische Hallucinantin, eine erotomane Hysterische, die

auch nur ein männlicher Hysteriker, wie es Heinrich von Kleist unbeschadet seines Genies war, so recht nachzuempfinden und zu goutiren vermochte.

Durch unzählige Citate hat sich die Fabel von jener jungen russischen Ehefrau fortgeschleppt, die unglücklich darüber ist, von ihrem Manne noch nicht den national herkömmlichen Liebestribut in Form von Schlägen empfangen zu haben, und die nicht eher ruht, als bis er ihr diesen schlagenden Liebesbeweis mit einer eigens beschafften Ruthe auf die von der Natur für diesen Zweck präformirten Körpertheile nachträglich liefert. Die nicht schlecht ersonnene und ursprünglich ganz naiv gefasste Fabel wird von Doppet in seinem Traité du fouet schon mit echt französischem Raffinement aufgetischt und ist von da mehr oder weniger ausgeschmückt und entstellt in alle späteren Flagellationsschriften übergegangen. Aehnlich lässt übrigens auch Montesquieu in einer seiner Lettres Persanes (51) eine Russin ihre Sehnsucht nach Prügeln aussprechen und ihr Schicksal beklagen, dass ihr Mann sie in dieser Beziehung arg vernachlässige, während ihre Schwester das Glück habe, von dem ihrigen alle Tage braun und blau geschlagen zu werden. Man beruft sich darauf, dass auch die grosse Katharina sich in Adaptirung an russische Landessitten von Potemkin habe mit der Peitsche tractiren lassen — was allerdings weit weniger feststeht, als ihre (schon früher erwähnten) activ flagellantistischen Neigungen. Wenn übrigens in der That die bis auf Peters des Grossen Zeit unter barbarischem Druck schmachtende russische Frauenwelt damals noch und auf lange hinaus das Gefühl ihrer Würde abgestumpft oder bis zu einem gewissen Grade eingebüsst haben sollte, so könnten daraus allgemeine Folgerungen zu Gunsten eines naturgemässen weiblichen Masochismus gerade so wenig hergeleitet werden, wie aus dem entgegengesetzten Verhalten des von Sacher-Masoch mit bekannter Vorliebe geschilderten polnischen Frauentypus zu Gunsten eines naturgemässen weiblichen Sadismus.

Die vielen Sadistinnen der modernen Literatur, namentlich aus den späteren Sacher-Masoch'schen Erzeugnissen und denen seiner Epigonen und Nachahmer, sind gewiss im Grossen und Ganzen mehr fromme Wünsche, wirklichkeitslose, idealisirte oder stilisirte Phantasiegeschöpfe ihrer decadenten Verfasser — Wunschmaide oder Walküren, in denen diese traurig gestalteten Helden ihr eigenartiges Weibideal sehnsüchtig verkörpern. Das „sadistische Weib“ ist — in der Literatur sicher, und bis zu einem gewissen Grade wohl auch im Leben — eine Schöpfung des masochistischen Mannes. Da der „Masochist“ zu seiner Anregung und Befriedigung ein Weib braucht, das ihn wie einen Hund oder schlimmer als einen solchen behandelt und prügelt, so erschafft er sich, wie Pygmalion die geliebte Galathee, für Kunst und Leben Weiber nach seinem Bedarf und stattet

sie mit den unentbehrlichen Attributen, auch mit dem ganzen hoheitsvollen Nimbus aus, den sie für ihn haben müssen, um ihn in der zu seiner Beglückung erforderlichen Weise als gebietende Herrin und Sclavenbeherrscherin ausgiebigst zu maltraitiren. So Sacher-Masoch's Frauen, seine Venus im Pelz, seine afrikanische Semiramis, die Heldinnen seiner nachgelassenen Novellen, eine Lola, Theodora, Ilona, Materna u. s. w. so auch Schlichtegroll's Hexe von Klevan und die Pfannenbergerin seines Ulrich von Lichtenstein. Diesen psychologischen Fehl- und Missgeburten würdig zur Seite stehen jene stolzen Frauen und governesses des, wie es scheint, eine englische Specialität bildenden masochistischen Erziehungsromans, die die ihnen anvertrauten jungen Lords (solche müssen es immer sein) in Weiberkleidung, mit enggeschnürten Corsets, unter der Ruthe und mit den demüthigendsten Dienstleistungen und Huldigungen aufziehen — um übrigens am Schlusse die Sonne ihrer höchsten Gunst über (oder unter) ihnen leuchten zu lassen. Viel tiefer erfasst wird der Typus einer echten „Sadistin" neuerdings von dem bedeutenden französischen Novellisten Octave Mirbeau in seinem als Lectüre freilich fast unerträglichen „Jardin des supplices". Seine Sadistin repräsentirt den Typus der sexualperversen Hysterischen — allerdings auch zugleich der Beherrscherin des schwachen, verliebten und darum ihr gegenüber willenlosen Mannes. Nun giebt es ja leider Hysterische mehr als genug; auch giebt es in gewissen Gesellschaftschichten unserer Grossstädte Damen genug, die gern die „Perverse" in irgend einer Form spielen oder wenigstens markiren möchten — wie es bekanntlich Verbrecher genug giebt, die mit Vorliebe den „wilden Mann" spielen. Man merkt diesen Damen die Mühe an, die sie darauf verwenden, auf Stuck's Sünde oder auf Klinger's Salome und verwandte Kunstschöpfungen zu posiren oder sich in ihren zur Schau getragenen Gefühlen auf gewisse dramatische Ibsen- und Sudermann-Heldinnen hinauszuspielen; wobei sie glücklicherweise zumeist doch in der Philisterei stecken bleiben und es, wenn's hoch kommt, nicht über „eine von Hysterie befallene Buchholtz" (wie Heinrich Mann sehr hübsch sagt) hinausbringen. Eine reizende Selbstpersiflage einer solchen ihre Phantasie künstlich überhitzenden would be-Perversen enthält Marie Madeleine's allerliebste Dichtung „Grössenwahn" .Die perverse Dichterin betrachtet sich mit Begeisterung im Spiegel:

„Ich finde, von klingendem Rhythmus
Ist doch ein jeder Vers —
Und ausserdem bin ich wirklich
Doch eigentlich riesig pervers!

Hätt' ich nur nicht so viele Gedanken;
Ich glaube das thut nicht gut!"
So sprach sie betrübt und probirte
Ihren neuen Pariser Hut.

„Ich habe so viele Gedanken,
Und pervers bin ich ausserdem;
Ich bin in der That für alle
Ein ungelöstes Problem!“ [1])

Einzelne als weiblicher Sadismus gedeutete Fälle, die aus neuerer Zeit berichtet werden, sind theils in den Einzelheiten zu unsicher oder zu wenig aufgehellt, theils sind sie mit anderweitigen Motiven in solcher Weise durchsetzt, dass sie als rein sadistische Belege jedenfalls nicht gelten können. Es wird von einer Circusdirectorin erzählt, die die Gewohnheit hatte, jeden Abend nach beendeter Vorstellung das männliche Personal, einschliesslich ihres Gemahls, mit der Reitpeitsche durchzuprügeln, und die sich schliesslich eine gerichtliche Verurtheilung, wegen schwerer Körperverletzung, zu mehreren Wochen Gefängniss zugezogen haben soll. Mehr sadistische Züge würde, wenn sicher gestellt, ein anderer Fall zeigen, [2]) der geradezu an gewisse Scenen bei de Sade erinnert; ein junges Mädchen soll nämlich mit dem Gatten einer verheiratheten Frau ein Liebesverhältniss unterhalten und ihre Herrschaft über den Mann benutzt haben, um ihre unglückliche Nebenbuhlerin jeden Tag auf das Grausamste mit Stockschlägen zu misshandeln und überdies zu den niedrigsten Arbeiten für sie zu zwingen; später soll sie auch dem Manne, als dieser sich seiner Frau anzunehmen versuchte, den Stock zu kosten gegeben haben. Die Sache erscheint nicht durchsichtig genug; wohl möglich, dass hier neben Eifersucht und befriedigtem Hochmuth auch wirklich sadistische Triebfedern hineinspielten. Von einer Bezugnahme auf weitere, nach der Seite des thatsächlichen Verlaufes wie der psychologischen Analyse gleich wenig klarliegende Fälle mag hier Abstand genommen werden.

Als Ergebniss sei am Schlusse dieser Betrachtungen nochmals wiederholt, dass, wenn auch ein natürlicher Hang zur Grausamkeit — und zwar überwiegend dem eigenen Geschlechte gegenüber — dem Weibe nicht abgesprochen werden kann, doch die algolagnistischen Erscheinungsformen beim Weibe Ausnahmezustände und in ihren höheren Graden

---

[1]) Der gleichen Categorie scheint auch die unter dem Namen „Dolorosa“ ihre Lyrik spendende Dichterin anzugehören, die sich ansingt:

„Vor meinen Augen springen Funken,
So toll und sündhaft wie mein Blut“ u. s. w.

(„Confirmo te chrysmate“, Berlin, Lilienthal). — Noch manche andere pseudoerotische Blüthen jüngster weiblicher Lyrik (und Novellistik) liessen sich hier anreihen.

[2]) Vergl. das schon citirte Werk „Stock und Peitsche“, 2. Auflage (1902) p. 208. — Wenn man sieht, wie in diesem Buche Wahrheit und Dichtung durcheinander gemischt sind, und mit welcher Unzuverlässigkeit auch gerichtlich verhandelte Fälle darin wiedergegeben sind (z. B. auf p. 149 der Fall Franke, bei dem ich selbst als Sachverständiger mitgewirkt habe), so erscheint ein gewisses Misstrauen nicht unberechtigt.

wohl immer krankhafter Natur sind — gerade wie beim Manne; nur dass sie eben ausserordentlich viel seltener vorkommen als beim Manne. Rein sadistische Züge mögen dem Weibe als solchem ursprünglich vielleicht gar nicht eigen, sondern, wo sie sich finden, erst durch den entnervten, schwachen, verliebten und in der Verliebtheit unmännlich und verächtlich gewordenen Mann provocirt sein. Für den sexuell geknechteten Mann mag das brünstig begehrte Weib dann freilich zum blutsaugenden Vampyr, zur Lorelei oder zur männerwürgenden Russalka sich gestalten — in welchen schönen und tiefsinnigen Schöpfungen der Volkspoesie man ja auch Darstellungen von weiblichem Sadismus zu finden gemeint hat, während sie in Wahrheit doch nur die Macht des auf den Mann verhängnissvoll und verderblich einwirkenden Weibzaubers symbolisch verkörpern.

## Sadismus und Masochismus in der neuesten Literatur.

Von der namentlich in Frankreich und England schwunghaft betriebenen Literatur, die aus der Ausbreitung der verschiedensten Formen sexualer Perversionen eine Specialität und, nicht selten, eine pornographische Speculation macht, soll hier nicht die Rede sein; ebensowenig von jener Hintertreppenliteratur, die den Neigungen ihres Publikums auf das Lüsterne und zugleich auf das Schauerlich-Grausame Rechnung tragen muss und dabei meist mit mehr „gutem Willen" als mit Geschick ihre Fäden um sensationelle Tagesereignisse und geschichtliche Actualitäten unverdrossen herumspinnt. Wenn ein Octave Mirbeau im „jardin des supplices", seine hysterische Sadistie inmitten blühender Gartenparadiese in den grässlichen Folterorgien chinesischer Straf- und Hinrichtungsstätten schwelgen lässt, so haben bei uns die vor zwei Jahren so beliebten „Chinesengräuel" meines Wissens nur in der Colportage-Literatur eine — allerdings in dieser Hinsicht recht ausgiebige — Verwerthung erfahren. Es sind mir vier, sämmtlich sehr umfangreiche Schauerromane dieses Inhalts bekannt, denen freilich mit einer speciellen Namhaftmachung — zumal sie jetzt schon wieder der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sein mögen — zu viel Beachtung geschenkt werden würde. Immerhin darf aber der sittlich gefährdende und schädigende Einfluss dieser Sorte von Literatur auf weite Volkskreise — und zumal auf die heranwachsende Jugend — nicht unterschätzt werden.

Derjenige Theil unserer deutschen Gegenwart-Novellistik, der sich von vornherein vorzugsweise an die, wenn nicht „höhere", doch besser situirte Gesellschaftschicht, an die Träger und Trägerinnen von „Bildung und Besitz" wendet — ist freilich auch von einer oft bedenklichen Neigung zu sadistischen Zügen und Schilderungen nicht ganz frei zu sprechen, wovon auch die voraufgegangenen Abschnitte bereits mehrfache Beispiele enthielten. Ich will von den ausgesprochenen und zielbewussten Vertretern derartiger Richtungen ganz absehen, und mich mit zwei — sozusagen — Stichproben jüngster novellistischer Production, und zwar von keineswegs talentlosen Autoren begnügen.

In dem die wohlbekannte Atmosphäre von Berlin W. athmenden, übrigens mit zolascher Energie und Verve geschriebenem Roman „Im Schlaraffenland" von Heinrich Mann wird eine vor dem „vornehmsten Premièrenpublikum" sich abspielende Erstaufführung eines Proletarierstückes „Die Rache" Act für Act beschrieben, womit offenbar Aufnahme und Erfolg der Hauptmann'schen „Weber" vor einem gleich beschaffenen Publikum in drastischer Weise übertrumpft werden sollen. Da wird u. A. die als „Messalina" geschilderte Gattin eines Fabrikdirectors von dem wüthenden Volk auf die Bühne geschleppt und öffentlich ausgepeitscht, unter rasendem Beifallsjubel der diese Scene da capo fordernden „Millionäre". Nach allerlei anderen Gräueln wird in der Kirche, wo sich die Proletarier gegen das heranrückende Militär vertheidigen, der „kriegsgefangenen Messalina" mit Gewalt ein Chorhemd übergezogen, sie wird von der Kanzel herabgestossen, unten aufgefangen, in ein grosses Weihwasserbecken getaucht und schliesslich ganz durchnässt auf die Barrikade gestellt, „dorthin wo die meisten Schüsse fielen". Diese Episode hat einen „starken Heiterkeitserfolg"; das Parterre „krümmte sich" und die Logeninhaberinnen „schluchzten leise vor Vergnügen". Später wird ein Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht; einige unverletzte Frauen werden von den im Hinterhalt liegenden Proletariern „unter viehischem Brunstgebrüll hinter das nahe Gebüsch" geschleppt, und die Damen der Logen „erhoben sich von ihren Sitzen, um über die Sträucher wegzusehen".

„Die Illusion war so stark, dass einige Empfindliche sich das Taschentuch vor die Nase hielten. Aber die meisten der fleischigen Brünetten auf den Rängen pressten, weit vorgebeugt, mit nervösen Händen die schwer arbeitende Brust. Sie schlossen die Augen in der Hingebung des Genusses, und ihre leidenschaftlichen Nüstern öffneten sich weit in den mit matter feuchter Blässe bedeckten Gesichtern. Sie sogen, halbbetäubt, den faden Blutgeruch ein, der warm durch das Haus zu schwimmen schien. Als endlich das Zeichen zum Applaus gegeben wurde, hatte die Wuth ihrer aufgepeitschten Instincte sie bereits so entkräftet, dass sie kaum noch die Hände zu erheben vermochten. An Hälsen und Nacken perlten grosse Tropfen, der säuerliche Duft ihrer Transpiration vermischte sich mit den schweren Wohlgerüchen, die den erhitzten Kleiderstoffen und den Blumen entströmten. Hier und

da tönte ein schrilles, gläsernes Auflachen mit dem Klirren der Brillanten zusammen. Junge Mädchen, die hinter dem Rücken der Mütter lüstern hervorlugten, kreischten laut auf — zwei oder drei von ihnen fielen in Ohnmacht."

Die nur allzurealistische Lebenswahrheit der Schilderung — so ähnlich mögen sich die Matronen der römischen Verfallzeit bei den Aufregungen der geliebten Gladiatoren- und Thierkämpfe und die schönen Madriderinnen beim nationalen Genuss der Stiergefechte nicht selten geberdet haben — mag der Länge des Citats zur Entschuldigung dienen. Daneben sei noch eines anderen novellistischen Werkes gedacht, des unter dem Deckmantel der Pseudonymität von einer talentirten jugendlichen Schriftstellerin verbrochenen Phantasieromans „der letzte Mann" von Eva. Es ist die Geschichte eines Uebermenschen, der von der Höhe der errungenen Weltherrschaft durch die zuletzt sich aufbäumende stumpfe Masse in Vernichtung gestürzt wird. Es enthält eine Fülle blut- und wollusttriefender Schilderungen, die glorreich durch die Schlussscene gekrönt werden, in der das geflüchtete Uebermenschenpaar nackt auf einer wüsten Inselklippe im Angesicht des Todes und der Verfolger und vor einem gestürzten Crucifix die letzte Bejahung des Lebenswillens, den letzten Zeugungsact ausführt und sich dann höhnisch triumphirend von dem steilen Felsvorsprung ins Meer hinabschwingt. Eine merkwürdige Apotheose! — Auf die (schon in der Darstellung de Sade's näher gewürdigte) dem Sadismus überhaupt vielfach inhärirende Verkettung mit blasphemischen Vorstellungen, wie sie in den beiden citirten Romanstellen übereinstimmend hervortritt, sei nur beiläufig verwiesen.

Wie schon früher die unter dem Namen Rachilde thätige Schriftstellerin die — übrigens recht schwach ausgefallene — Entwicklungsgeschichte einer Sadistin, so haben neuerdings Poinsot und Normandy in dem bereits erwähnten Roman „l'échelle" die Entwicklungsgeschichte eines Sadisten zu geben versucht; oder sie haben sich wenigstens bemüht, die verschiedenen Etappen des von ihm zurückgelegten Weges, von der grausamen Thierquälerei des Knaben und vom zufälligen Anblick der ersten aufregenden Flagellationsscene bis zu den algolagnistischen Delirien und Hallucinationen, in denen der auf der letzten Sprosse Angelangte einer erträumten Geliebten die scheusslichsten Besudelungen und Misshandlungen zufügt, nach „menschlichen Documenten" zu schildern. — Als ein Seitenstück oder eine Ergänzung dazu darf in gewissem Sinne die Entwicklungs- und Verfallsgeschichte eines Masochisten in dem (anonym erschienenen Romane) „la maitresse et l'esclave" gelten. Das Buch ist im Einzelnen höchst widerwärtig und abstossend; aber nicht übel ist der Grundgedanke durchgeführt, wie der Anstoss zu den späteren masochistischen Verirrungen bei den „Helden" als acht- oder neunjährigem Knaben durch ein seine Sinnlichkeit zu-

erst erweckendes Dienstmädchen gegeben wird; wie die damals heraufbeschworenen Gefühle und Vorstellungen dann lange Jahre hindurch anscheinend schlummern, um nach einer langen, conventionell glücklichen Ehe bei dem schon alternden Vierzigjährigen wiederum durch einen zufälligen Anlass jählings hervorzubrechen und nun seinen ganzen Lebensrest mit uneindämmbarer Gewalt zu überfluthen.[1])

Viel minderwerthiger ist der unter dem Gesammttitel „les déséquilibrés de l'amour" von Armand Dubarry herausgegebene Romancyclus (wovon einzelne Bände u. A. „coupeur de nattes" und „les flagellants"); ohne jede künstlerische Erfindung und Darstellung und mit eingestreuten pseudo-wissenschaftlichen, meist nach Krafft-Ebing übersetzten Compilationen. — Einzelne sadistische Scenen enthält auch Méténier's „Madame La Boule".

Schliesslich mögen noch Proben von zwei früh verstorbenen jüngeren Dichtern mitgetheilt werden, die bekunden, wie tief sadistische und masochistische Instincte auch in den lyrischen Stimmungsgehalt heutiger Poesie eindringen und wie schwer es gerade dem phantasiebegabt Schaffenden werden mag, diesen Einflüssen nicht zu unterliegen.

Der hochbegabte, zu früh verstorbene Ludwig Jacobowski[2]) singt in „Warum ich liebe":

„Doch wenn ich jetzt herüberrisse
Dein stolzes Haupt mit einem Ruck,
Und küsste Dich mit wildem Bisse
Dass kaum Du stammeln kannst „genug";
Und bluteten Dir beide Füsse
Von meiner Peitsche rothem Strich
— Wehthun schafft tausendfache Süsse! —
Dann lieb ich Dich, dann lieb ich Dich! —"

Entgegengesetzter Natur ist — oder auch vielmehr war — das Liebesideal von Johannes Wedde.[3]) Er sucht stets nach seiner „Lilith", nach dem Ewig-Weiblichen in der Form grausamer Schrecklichkeit:

„O wo find' ich Dich? Wo fass' ich
Dich, Du süsse Folterin?"

---

1) Man denke an den in mancherlei Beziehung vorbildlichen Kammerherrn und Senator Graf Muffat in Zola's „Nana"!

2) Gesellschaft, Band XV, 1899, Heft 1, p, 33.

3) Gesammelte Werke, 2 Bände, Hamburg, Hermann Grüning, 1894. — Vergl. Magazin für Literatur, 1896, 9. — Der (1890 verstorbene) Verfasser war zugleich skeptisch agnostischer Mystiker und socialdemokratischer Agitator! Ein begeisterter Anhänger (Hermann Müller) feiert ihn neuerdings in einer eigenen Schrift als literarische Grösse und zugleich als Mann von urdeutschem Gemüthe.

Und er redet die endlich Gefundene nach masochistischer Gepflogenheit an mit „Herrin Jungfrau", und begehrt von ihr, sie möge ihr „kleines Männchen" fühlen lassen

„Dass Du ganz nach Herzenslust
Ohne Rücksicht, ohne Milde
Alles mit mir machen kannst,
Alles was sonst nie ein Mensch
Leidet gern an andern Menschen,
Weil ich ein besondrer Mensch
Neben Dir mit eignen Rechten
Nicht mehr bin und nicht mehr sein will —
Nein, allein ein Stück von Dir,
Ja ein Spiel nur, das Du küssen.
Aber auch zerbrechen kannst,
Ja zertreten und verbrennen,
Ja zerstechen und zerschneiden,
Und am liebsten gar verspeisen." —

In diesem Tone geht es durch das ganze Buch — ein freilich nicht allein stehendes Erzeugniss echtester Decadenzpoesie! — Absichtlich habe ich die Dichtungen zweier schon Verstorbenen als Beispiele gewählt, aber auch Lebende genug hätten namhaft gemacht werden können, die in den unheilvollen Fusstapfen Bandelaire's und Verlaine's wandeln. Es liegt mir, dem Arzte, natürlich gänzlich fern, auf die Lebenden wie auf die Todten moralkritische Steine zu werfen; nur nicht achtlos vorbeigehen wollte ich an einem Zuge, der in der literarischen wie in der gesammtkünstlerischen Physiognomie unserer Zeit viel zu scharf und bedeutsam hervorspringt, um ihn in übelangebrachter Prüderie oder in geflissentlicher Verkennung ablehnend zu ignoriren.

# Litteratur.

Unschätzbare, durch unbedingte Zuverlässigkeit ausgezeichnete Nachweise und Uebersichten, mit Titel- und Inhaltsangabe u. s. w. über einen grossen Theil der hierhergehörigen, schwer zugänglichen Literatur bieten die drei unter dem Pseudonym „Pisanus Fraxi“ in englischer Sprache erschienenen, reichausgestatteten Sammelwerke:

1. Index librorum prohibitorum, being notes bio-biblio-icono-graphical and critical on curious and uncommon books. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed 1877. 4°, 46 and 545 pages.
2. Centuria librorum absconditorum, being notes etc. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed, 1879. 4°, 60 and 595 pages.
3. Catena librorum tacendorum, being notes etc. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed, 1885, 4°, 593 pages.

## de Sade, sein Leben und seine Werke.

Histoire de Justine ou les malheurs de la verte, par le Marquis de Sade (en Hollande 1797), 4 Bände.

Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade (en Hollande 1797) 6 Bände.

(Aeltere Ausgaben der Justine allein 1791, 1792, 1794, 1797: der Juliette allein 1796.)

La philosophie dans le boudoir, ouvrage posthume par l'auteur de Justine, Londres aux dépenses de la compagnie 1805; 2 Bände. (Aeltere Ausgabe London 1795.)

Aline et Valcour ou le roman philosophique. Ecrit à la bastille un en avant la révolution de France, par le citoyen. S. . . Paris 1794 (spätere Ausgabe 1795).

Les crimes de l'amour ou le délire des passions. Nouvelles historiques et tragiques, précédées d'une idée sur les romans et ornées de gravures par D. A. F. Sade, auteur d'Aline et Valcour. Paris, Massé, an VIII, 2 Bände.

Zoloé et ses deux acolythes, ou quelques décades de la vie de trois jolies femmes. Histoire véritable du siècle dernier par un contemporain. Turin, an VIII.

Jules Janin, le marquis de Sade (revue de Paris XI, 1834, p. 321; Catacombes I, 1839; deutsch Leipzig 1835).

Paul L. Jacob (le bibliophile), la vérité sur les deux procès criminels du marquis de Sade, revue de Paris XXXVIII, 1837, p. 135; wieder abgedruckt in curiosités de l'histoire de France, 2 série; les procès célèbres, Paris 1858.

Le Marquis de Sade, l'homme et ses écrits Bruxelles, J. Gay, 1866. — Eine vermehrte Ausgabe, die eine grössere Anzahl der im Text erwähnten, de Sade'schen Schriften enthält, Bruxelles, Gay und Doucé, 1881.

Eulenburg. Der Marquis de Sade, Zukunft VII. No. 26 (25. März 1899), p. 497.

Paul Ginisty, lettres inédites de la marquise de Sade (la grande revue, 3. Jahrgang, No. 1, Paris 1899).

Marciat, le marquis de Sade et le sadisme (in Lacassagne, Vacher l'éventreur et les crimes sadiques, Lyon et Paris 1899).

Eugen Dühren. Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis. Berlin, H. Barsdorf, dritte Auflage, 1901.

A. Cabanès, la prétendue folie du marquis de Sade, in le cabinet secret de l'histoire, Paris, A. Malvine, 1900, p. 259.

Le marquis de Sade, devant la science médicale et la littérature moderne, par le docteur Jacobus X . . .

## Gegenschriften, Nachahmungen. Sadische Romane.

L'Anti-Justine ou les délices de l'amour, par M. Linguet, advocat an et en Parlement, au Palais royal chez feu la veuve. Girouard, 1798. — Neue Auflagen in Brüssel 1863 (2 Bände), 1864, 1890.

Justine ou les malheurs de la vertu, avec préface par Marquis de Sade. Paris, Olivier, 1835, 2 Bände; Bordeaux, 1836, 2 Bände. (Ganz werthlose, kaum als Nachahmung zu bezeichnende Buchhändlerspeculation.)

Aus den Memoiren einer Sängerin. Boston. Reginald Chesterfield (Verlagsbureau Altona), 2 Bände, 244 und 251 Seiten. Band I, Berlin gegen 1868; II, 1875?

ustine und Juliette oder die Gefahren der Tugend und die Wonne des Lasters. Kritische Ausgabe nach dem Französischen. Leipzig, Carl Minde. (Ganz werthloses, phantastisches Machwerk.)

W. Russalkow. Grausamkeit und Verbrechen im sexuellen Leben. Leipzig, 1899. (Unkritische Compilation.)

The double life of Cuthbert Cockerton, Esq., attorney-at-low of the city of London, His history and that of his daughter and some curious anecdotes of other ladies and their lovers. From the original manuscript dated 1798, Penance in the year of our Lord 1894 (1900). Sadistische Erzählung.

The pleasures of cruelty, being a sequel to the reading of Justine et Juliette by the Marquis de Sade. Paris et London, 1898. 3 Bändchen von 84, 122, 114 Seiten. (In ihrer Art gut componirte sadistische Erzählung.)

Human Gorillas, a study of rape with violence. Paris, Charles Carrington, 1901. (Unkritische Compilation.)

Octave Mirbeau, le jardin des supplices. Paris, Charpentier, 1899. (Beachtenswerthe Einleitung unter dem Titel „Frontispice“ I—XXVIII.)

Poinsot et Normandy, l'échelle. Paris, Fasquelle, 1901 („l'étude sérieux d'une âme de sadique“).

Vergleiche ferner auch:

Paris vivant. La corruption à Paris par A. Coffignon. Paris à la librairie illustrée, 7 rue du Croissant.

La corruption fin de siècle par Léo Taxil. Nouvelle édition. Paris, Georges Carré, 1894.

L'amour à Paris, nouveaux mémoires. Les Parias de l'amour, par Goron, ancien chef de la sûreté. Paris, Ernest Flammarion.

L'ethnologie du sens génital. Etude physiologiques de l'amour normal et de ses abus, perversions, folies et crimes dans l'espèce humaine, par le docteur Jacobus X. — Paris Carrington, 1901.

Beiträge zur Antiologie der Psychopáthia sexualis, von Dr. Iwan Bloch. Dresden. H. R. Dohrn, 2 Theile. (Band I bisher erschienen.)

## Sacher-Masoch und seine Schule.

Sacher-Masoch und der Masochismus. Literarhistorische und culturhistorische Studien von Carl Felix von Schlichtegroll. Dresden. H. R. Dohrn, 1901. (Mit vollständigem Verzeichniss der Sacher-Masochschen Werke.)[1])

Leopold von Sacher-Masoch hinterlassene Novellen. Band I (Grausame Frauen). Dresden, J. R. Dohrn, 1901, Band II, ibid.

C. F. von Schlichtegroll. Die Venuspeitsche. Band I, Die Hexe von Clevean. Dresden, J. R. Dohrn, 1901. Band II, Ulrich von Lichtenstein, ibid. 1902.

Gynecocracy a narrative of the adventures and psychological experiences of Julian Robinson (afterwards Viscount Ladywood). Under petticoat-rule, written by himself. 3 Bände, Paris und Rotterdam, 1893. (Gut geschrieben.) Auch ins Französische übersetzt von Jaques Desroix, mit Einleitung von Tailhade.

Die Herrschaft des Unterrocks oder 3 Jahre Sclave einer Frau. Von einem jungen Manne. 1898, Milwaukee, Club der Bibliophilen. (Aehnliches Sujet wie das vorige.) Schlechte Uebersetzung aus dem Englischen.

Ein Stückchen Lynchjustiz. — Ein missglücktes Reporterstückchen. Von Fred Berg. Separatabdruck aus dem „Chicagoer Erzähler". (Misshandlungen von Männern durch amerikanische Weiber.) — 25.

Fred Berg. Meine Erlebnisse in der State reformatory for juveniles (ebenso) — 30.

History of female flagellants or a good wife's rod for a bad husband.

La maitresse et l'esclave. Paris, maison mystère, fin du XIX. siècle. (Masochistischer Roman.)

Im Amazonenreiche. Caricaturen zu Sacher-Masoch's Schriften. Zehn Tafeln in Photogravure.

---

[1]) Hervorzuheben u. A. der Novellencyclus „Das Vermächtniss Kains", der die berühmte „Venus im Pelz" enthält (Neudruck bei H. R. Dohrn, Dresden); „Afrikas Semiramis", neu herausgegeben von Schlichtegroll (ebenda); ferner „Liebesgeschichten", „Falscher Hermelin", „Torka", „Deutsche Hofgeschichten" u. s. w.

# Flagellantismus.[1])

## a) Aeltere Schriften und grössere zusammenfassende Monographien.

J. H Meibomius, epistola de flagrorum usu in re venera et lumborum renumque officio (zuerst Leiden 1639).

Th. Bartholini, de usu flagrorum iu re medica et venerea. Frankfurt 1679. (Bibliographisches über beide Schriften vergleiche in: essais bibliographiques sur deux ouvrages intitulés: de l'utilité de la flagellation par J. H Meibomius et traité du fouet de F. A. Doppet, par Viest Lainopts bibliophile. Paris, Henri Vaton, London, Hoogs, 1875.

J. Boileau, historia flagellantium. de recto et perverso flagrorum usu apud Christianuos ex antiquis scripturae, patrum, pontificum concilorum et scriptorum profanorum monumentis, cum cura et fide expressa. Parisiis, apud Joannem Anisson, 1700.

J. B. Thiers, critique de l'histoire des flagellans et justification de l'usage des disciplines volontaires. Paris 1703.

Lanjuinais, la bastonnade et la flagellation pénale. considérée chez les peuples anciens et chez les modernes (2 éd.). Paris, 1725.

François Amédée Doppet. traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour, ouvrage priapi-médico-philosophique par X*** médecin. Reimpression textuelle sur l'édition originale à Genève 1788. augmentée de notes bibliographiques. London, 1885. 1 vol. in 18, 70 Seiten.

Förstemann. Die christlichen Geisslergesellschaften. Halle, 1828.

Giovanni Frusta. Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte. Stuttgart, 1834. (Neudruck von Scheible)

Wm. M. Cooper, flagellation and the flagellants. A history of the rod in all countries, from the earliest period to the present time. (Zuerst London, 1837. Neue Auflage, London, William Reeves, 1896,) — Ins Deutsche übertragen unter dem Titel: Der Flagellantismus und die Flagellanten von Hans Dohrn, Dresden, 1899,

The rodiad. By George Coleman, London, Cadell and Murray, Fleet street 1810 (falsche Daten; offenbar nicht vor 1820 geschrieben, wie Anspielungen auf den Process der Königin Karoline beweisen. Verfasser wahrscheinlich Mrs. Sarah Potter, alias Stewart).

Reinhard. Lenchen im Zuchthause. Karlsruhe, 1840. Tendenzwerk in erzählender Form, gegen den Missbrauch körperlicher Züchtigung weiblicher Gefangener in Strafanstalten. — Neudruck von Scheible. Uebersetzungen und freie Umarbeitungen in verschiedene Sprachen; die englische Uebersetzung unter dem Titel: „Nell in Bridewell, description of the system of corporal punishment (flagellation) in the female prisons of South Germany up to the year 1848"; französisch unter dem Titel: „la flagellation des femmes en Allemagne" von Jean du Villiot.

---

[1]) Bei der grossen Schwierigkeit, die die Beschaffung der hierhergehörigen Literatur vielfach bietet, sei auf die specialistisch dafür thätige Verlagshandlung H. R. Dohrn, Dresden, Marschnerstrasse 30, hingewiesen.

Corvin. Historische Denkmale des christlichen Fanatismus; zweiter Theil: „Die Geissler“. Leipzig, Gebauer, 1847. — Neu aufgelegt von Dohrn.

Library illustratives of social progress. From the original editions collected by the late Henry Thomas Buckle, author of a history of civilization in England. 7 Bände, 1872 und 1873. Soll mit Buckle gar nichts zu thun haben — vergl. Pisanus Fraxi, index librorum prohibitorum p. 242.) Specialinhalt s. u.

Flagellation in France, considered from a medical and historical standpoint. with seven magnificent engravings representing scenes on flagellation. 170 Seiten. — Französisch unter dem Titel: étude sur la flagellation en France et en Angleterre aux points de vue médical et historique. Charles Carrington. Paris 1898.

The story of the stick in all ages and lands. Translated and adapted from the French of Antony Réal (Fernand Michal). A new edition with an introducting letter by William Henry Hurlbert, and the illustrations by Alfred Thompson, New-York, Bonton 5 West, 1892 (254 Seiten).

La flagellation à travers le monde. Jean du Villiot, les petites flagellations.

(Jean de Villiot.) Curiosités et anecdotes sur la flagellation. Paris, librairie des bibliophiles, 1900.

Flagellantismus. Mysterien von Ruthe, Stock und Peitsche. Geschichtliche Studien und persönliche Erinnerungen eines Opfers der modernen Flagellomanie. Verlag von Robert Schumann, Cöthen (ganz werthlos).

Die Flagellomanie. Ihre Erscheinungsformen bei Anwendung der Straf- und Erziehungsmittel. Aufzeichnungen aus dem Leben, der Litteratur und Vergangenheit, gesammelt von Dr. Ullo. — Dresden, 1901, H. R. Dohrn. (76 Seiten: von p. 51 ab Wiedergabe oder Uebersetzung flagellantistischer Scenen aus neueren Literaturwerken).

Castor. Der Flagellantismus und die Gegenwart. — Das sexuelle Moment im Flagellantismus.

## b) Flagellantismus in der Penalität (Criminalstrafen) und in der Pädagogik.

Die Körperstrafen bei allen Völkern von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Culturgeschichtliche Studie von Dr. Richard Wrede. 1898, H. R. Dohrn, Dresden.

Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert. Ihre Anwendung und ihr Missbranch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens, von Dr. Hansen. Dresden 1899, H. R. Dohrn. — Neue Folge, ebenda 1900. — Zweite Auflage 1902.

Die Schand- und Ehrenstrafen in der deutschen Rechtspflege. Eine criminalistische Studie von Rudolf Quanter. Dresden, H. R. Dohrn, 1901.

Bygone punishments. By W. Andrews. London 1899. Mit vielen Illustrationen. 311 Seiten.

Die Strafen der Chinesen. Nach dem Englischen von H. R. Dohrn

Johannes Guttzeit. Ueber Willkür und Rache bei Strafen.

J. George. Humanität und Criminalstrafen. Eine Zusammenstellung sämmtlicher Criminalstrafen vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart. unter Berücksichtigung aller Staaten Europas.

Das deutsche Zuchthaus. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entstehung, Einrichtung und der darin geltenden Disciplinarstrafen.

Schmölde, Amtsgerichtsrath. Die körperliche Züchtigung als richterliches Strafmittel und Disciplinarmittel in Strafanstalten. Düsseldorf, in Commission von L. Voss. (Für Beibehaltung der Prügelstrafe auch als richterliches Strafmittel.)

Dr. Heinrich Krause. Die Prügelstrafe. Eine criminalistische Studie. Berlin, Strupp und Winkler 1899 (Empfehlung der Prügelstrafe.)

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann. Unsere Schulzucht. Ein erweiterter Vortrag. 2. Auflage, Neuwied und Leipzig, Häuser's Verlag 1884.

Dr. Herm. Ortloff. Die Ueberschreitungen des Züchtigungsrechtes. Für Gerichtsärzte und Lehrer. Zum Rechtsschutz deutscher Volksschullehrer. Neuwied und Leipzig, Heuser's Verlag 1891.

J. Sachse. Geschichte und Theorie der Erziehungsstrafen. 2. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schilling, 1894. (Enthält ein ausführliches Capitel über körperliche Züchtigung, p. 168—234.)

Ueber pädagogischen Missbrauch der Flagellation in England u. A. Observations on the bad consequences of educating daughters at boarding schools, in two letters, appended to the confessions of J. Lackwood. London 1804.

Letters addressed to the Editor of the Englishwomans domestic magazine on the whipping of girls and the general corporal punishment of children. London (1870.)

Curoisties of flagellation. A series of incidents and facts collected by an amateur flagellant and published in 5 volumes. London 1875.

Flagellations-Erfahrungen. Eine Reihe bemerkenswerther Beispiele von körperlichen Züchtigungen, vorgenommen an beiden Geschlechtern und interessante Anekdoten von Damen, welche die Birkenruthe anzuwenden lieben. Zusammengestellt von einem Amateur. In das Deutsche übertragen von E. Weber. London, für den Privatgebrauch gedruckt, 1885. (Dresden, H. R. Dohrn, 1901.)

## c) Erotischer Flagellantismus.[1])

Die schon oben aufgeführte Library illustrative of social progress enthält u. A. folgende, auch sonst vielfach aufgelegte hierher gehörige Einzelwerke:

Exhibition of female flagellants in the modest and incontinert work etc. London, printed for G. Peacock (reprinted by J. C. Hotten 1872.)

Lady Bumticklers revels, a comic opera in two acts etc. London, G. Peacock.

Madame Birchini's dance, a modern tale etc. 9 edition, London, G. Peacock.

---

1) Eine Aufführung in chronologischer Reihenfolge ist unmöglich, da die meisten hierher gehörigen Schriften (die zugleich literarische Raritäten und Curiositäten sind) entweder gar keine oder irreführende Angaben über Druckjahr, Druckort u. s. w. enthalten.

Sublime of flagellation, in letters from Lady Termagant Flaybum to Lady Harriet Ticktetail.

Fashionable lectures composed and delivered with birch discipline, by the following and many other beautiful ladies, who have filled with universal approbation the character of mother, step-mother, governess, ladys maid, kept-mistress, home-keeper etc., 4 edition, London printed for G. Peacock.

---

The merry order of St. Bridget, personal recollection of the use of rod, by Margaret Anson. York, printed for the author's friends, 1857. — Auch französisch s. u.

Mysteries of flagellation, or a history of the secret ceremonies of the Society of flagellants etc. Printed by C. Brown, 44 Wych Stret, Strand (1863?)

The romance of chastisement or the revelations of Miss Darcy. London 8, 112. (Published by W. Dingdale 1866, 1870.)

The new ladies tickler or the adventures of Lady Lovespost and the andacious Harry London, printed for the booksellers, 1866 (Dugdale) 8, 112.

The nameless crime etc. 8, 31 (St. George H. Stock. 1875, published by Hartropp and C., Brussels.

The spirit of flagellation or the memoirs of Mss. Hinton, who kept a school many yeas at Kensington. Printed for the Erotica biblion Society of London and New-York. — 121.

Lady Gay Spanker's tales of fun and flagellation etc., privately printed for subscribers only, 1896. — 128.

Aphrodite flagellatrix (de gustibus non est disputandum.) Venus school-misstress or birchen sports, reprinted from the edition of 1788, with a preface by Mary Wilson, containing some account of the late Mrs. Berkeley. Paris. société des bibliophiles 1898. — 127.

The convent school, or early experiences of a young flagellant. By Rosa Belinda Coote. London, privately printed, 1898. — 87.

Lashed into lust, the caprice of a flagellater. Privately printed for subscribers only, 1899. — 121.

The mysteries of Verbena House, or Miss Bellasis birched for thieving (George Augustus Sala ?.) — Auch französisch s. u.

The memoirs of Dolly Morton, the story of a womans part in the struggle to free the slaves etc. Paris, Charles Carrington, 1899. — 272.

(Curious sidelights of social history.) How women are flogged in Russian prisons, narrative of a visit to a convent prison in Siberia by an english doctor. Paris, librairie des bibliophiles, 1899. — 48.

(Strange episodes of private history.) The court martial on Miss Fanny Hayward by an ex-infantry captain. Paris, librairie des bibliophiles. 1899. — 69.

(Social studies of the century). Randiana or excitable tales. Paris, Société des bibliophiles 1898. — 144. (Nur theilweise flagellantistisch).

(Social studies of the century.) Raped on the railway, a true story of a lady who was first ravished and then flagellated on the Scotch express. London, privately printed, 1894. — 279.

Tales told out of school. London (1865?)

School-life in Paris. A series of letters from Blanche to her cousin Ethel. London 1899. — 128.

Mr. Thorne's governess. London 1901. — 149.

---

(Das Folgende meist französische Uebersetzungen englischer Originalwerke.)

(Mussée secret du bibliophile anglais.) Conférence expérimentale par le Colonel Cinglant (Col. Spanker's lecture.) Traduit pour la première fois de l'Anglais par les soins de la Société des bibliophiles Cosmopolites. Londres, imprimerie de la Société Cosmopolite. 1859. vol. in 18. — 110. (In seiner Art gut geschriebenes Werk, von wahrhaft sadischem Geiste.)

Le nouveau Chatouilleur des dames traduit (u. s. w. wie das vorige.)

La discipline à l'école et dans le boudoir, collection de lettres tirées de Town Talk. traduit u. s. w. Londres 1891. — 71.

Les élements de l'éducation de Mlle. Dubouleon, célèbre institutrice parisienne. Traduit u. s. w. London 1886. — 79.

Jupes troussées par E. D. auteur de la Comtesse de Lesbos. London 1889. — 178.

Défilé de fesses nues, recueil de lettres érotiques par E. D. auteur de mes étapes amoueuses. Paris chez la petite Lolotte, galeries du palais royal 1890. — 210.

Mémoires d'une danseuse Russe par E. D. auteur du défilé de fesses nues. 3 Bände, Paris 1892.

(Von demselben Verfasser auch: les Callipyges. — Lesbia maitresse d'école. — Mrs. Martinett u. s. w. — alle ebenfalls flagellantistisch.)

Les curiosités de la flagellation, suite de faits et d'anecdotes recueillies par un amateur flagellant et publiées en deux volumes. Tome I, la gouvernante du joaillier, Londres 1880. — 83. Tome II, la pension de Mme. North, Londres 1880. — 92.

Une société de Flagellantes, réminiscenses et révélations d'une soubrette de grande maison par Marguerite Anson. Adopté de l'Anglais par Jean de Villiot, illustrations d'Adolphe Lambrecht. Paris, Carrington 1901. — 280.

Les mystères de la maison de la Verveine, on Miss Bellasis fouettée pour vol, par Jean de Villiot, Illustrations par Lambrecht. Paris, Carrington. — 250.

Les carbonaris de l'amour, histoire d'un Château Pyrénéen, par V. d'Andorre. Pampelone, chez Mastual éditeur, grande librairie de la Maladetta. 1894, 2 vol. 8°. 240 und 247. (Höchst extravagante Erfindungen.)

Les trucs érotiques du château de Brisach. Nuremberg 1896. 2 vol. 8°. (Zahmer, aber auch fader als das vorige.)

Souvenirs d'une princesse russe d'aprés un journal particulier et secret. Paris. — 185.

Nadia. Amours Russes. Paris, mais Mystère, fin du XIX. siècle. — 145. (Mehr erotisch als flagellantistisch.)

En Virginie, flagellation des femmes en Amérique, épisode de la guerre de sécession précède d'une étude sur les punitions corporelles en Amérique avant la guerre de sécession, suivi de bibliographie detaillée des ouvrages parus sur la flagellation. Un volume, in 8°, illustr. de gravures sur bois d'après René Lelong.

Les flagellants, par Armand Dubarry. Paris, Chamuel 1898. — 319. (Aus der Romanserie: les déséquilibrés de l'amour.)

(Jacques Desroix) la chambre jaune, roman — Paris, Ch. Charrington 1902. — 354.

(Hector France) le beau niègre, ill de G. Dola — Paris, Ch. Charrington, 1901. — 414. (Nur theilweise flagellantistisch).

Druck von C. Ritter, Wiesbaden.

# Grenzfragen
des
# Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben von

**Dr. L. Löwenfeld** in München. und **Dr. H. Kurella** in Breslau.

Heft I: **Somnambulismus und Spiritismus.** Von Dr. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.

Heft II: **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.

Heft III: **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius, Leipzig. M. 1.—.

Heft IV: **Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übers. v. Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—.

Heft V: **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.

Heft VI/VII: **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.

Heft VIII: **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.

Heft IX: **Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.** Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.

Heft X: **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20.

Heft XI: **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—.

Heft XII: **Wirtschaft und Mode.** Von W. Sombart, Breslau. M. —.80.

Heft XIII: **Der Zusammenhang von Leib und Seele das Grundproblem der Psychologie.** Von Prof. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60.

Heft XIV: **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Prof. Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—.

Heft XV: **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.20.

Heft XVI: **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiolog. Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—.

Heft XVII: **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 2.80.

Heft XVIII: **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg. M. 1.60.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Möbius




GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD UND Dr. H. KURELLA
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

XX.

# SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

BEITRÄGE
ZU EINER
SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

CARL LANGE,
weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

HANS KURELLA.

---

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND Dr. med. H. KURELLA

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

---

ZWANZIGSTES HEFT:

# SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

## BEITRÄGE

ZU EINER

## SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

CARL LANGE,

weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON HANS KURELLA.

---

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1901/1902.

# SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

BEITRÄGE

ZU EINER

SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

CARL LANGE,
weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

HANS KURELLA.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

**Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.**

# Inhalt.

## Erster Abschnitt.

## Die Physiologie des Genusses und der Kunstgenuss.



## Zweiter Abschnitt.

## Die Kunst.

# Vorwort des Herausgebers.

Das vorliegende Werk eines der feinsten und tiefsten Geister seines Jahrhunderts schliesst trübe mit dem Hinweise auf die sinkenden Kräfte seines Schöpfers.

Ich hatte mit Carl Lange verabredet, mündlich im Juni 1900 in seinem schönen Kopenhagen die definitive Redaction der Schrift abzuschliessen; Anfang Juni kam ich nach Kopenhagen und fand das frische Grab des am 29. Mai (65 Jahre alt) verstorbenen Forschers.

Lange ist früh der Führer der wissenschaftlichen Medicin in Dänemark geworden und bis an sein Ende geblieben; als er Professor der allgemeinen Pathologie wurde, hiess es in der dänischen Aerztewelt, dass er ebensogut jede andere ordentliche Professur der medicinischen Facultät hätte übernehmen können.

Der Forscher auf dem grundlegenden Gebiete der Medicin war zugleich ein hervorragender Nervenarzt; die während seines Mannesalters herrschende pathologisch-anatomische Richtung in dieser Disciplin hat er durch hervorragende Untersuchungen bereichert; seine eigentliche und einzigstehende Bedeutung hatte er aber hier durch seine geniale, intuitive Kenntniss des Gemüthslebens, in dessen Analyse er zugleich das Höchste erreicht hat, was Philosophie und Physiologie hier versucht haben; ich verweise auf seine kleine, 1884 erschienene Schrift über die Gemüthsbewegungen, die heute zwar überall citiert wird, deren grundlegende Bedeutung aber nur von Wenigen völlig erfasst worden ist, und die erst die Zukunft zur Geltung bringen wird.

In einer Abendstunde auf dem Pincio, die ich im Frühjahr 1894 mit ihm verlebte, frappierten mich seine Bemerkungen über die Stanzen des Vatikans auf's Höchste; mir wurde dabei auf einmal klar. was mir die Kunst immer gewesen ist, was ich aber nie ganz bestimmt zu formulieren vermocht hatte; andere Aeusserungen verriethen die ausgebreitetste Kunstkenntniss Lange's. Als mir dann später die Schriften seines Bruders, des geistreichen Kunsthistorikers Julius Lange, zumal dessen Jugendbriefe an Georg Brandes, bekannt wurden, fand ich Anklänge an dieses römische Gespräch.

Erst 1899 trat Carl Lange mit Gedanken über die Kunst literarisch hervor, in seiner Schrift „Bidrag til Nydelsernes Fysiologi.“

Eine das Aesthetische noch eingehender behandelnde Darstellung der Lehre vom Kunstgenuss versprach mir dann Lange für unsere „Grenzfragen.“ Wiederholte Anfälle von Angina pectoris zwangen ihn zur Verzögerung der Arbeit; schliesslich verabredeten wir, aus der zuletzt citierten Schrift die Abschnitte über Malerei, Poesie und Dekoration in Uebersetzung zu übernehmen, während Einzelnes neu geschrieben werden, andere Abschnitte der erwähnten dänischen Arbeit für die Grenzfragen bearbeitet werden sollten; die Notizen für diese Bearbeitung und einige neue Paragraphen hatte ich in der Hand, die Reihenfolge der verschiedenen Abschnitte, über die wir uns schon klar waren, sollte mündlich in Kopenhagen definitiv festgesetzt werden, als ein unerwarteter tötlicher Anfall von Angina pectoris Lange seiner Thätigkeit entriss.

Ich habe nun die Bearbeitung der von ihm bezeichneten Abschnitte unter Einreihung einzelner neuer Paragraphen so gewissenhaft und sorgfältig vorgenommen, wie mir das möglich war; immer wieder habe ich das Material darauf geprüft, ob nicht bei den verabredeten Auslassungen und Kürzungen dem deutschen Leser ein glänzender Gedanke, eine blendende Paradoxie verloren ginge; und so kann ich diese deutsche Ausgabe, die ich auf eigene Hand abschliessen musste, mindestens als das Ergebniss pietätsvollster Gewissenhaftigkeit bezeichnen.

Welche Stellung ich zu Lange's Theorie des Kunstgenusses einnehme, werde ich in meiner Darstellung der künstlerischen Begabung zeigen; ich hoffe, dass die allzusehr in ein historisches, ethisches und ethnologisches Fahrwasser steuernde moderne deutsche Aesthetik durch den Einfluss Langes wieder auf Das hingeführt werden wird, was Künstler, Kenner und Publikum thatsächlich einem Kunstwerke gegenüber empfinden und fühlen; und das ist doch wohl der Gegenstand der wissenschaftlichen Aesthetik. Die Aesthetik der Zukunft wird sensualistisch sein, wie die Langes, oder sie wird so unwissenschaftlich und nebelhaft bleiben, wie bisher.

Und wenn Schwärmer und Metaphysiker vielleicht nicht immer eine sympathische Gefühlserregung erleben werden beim Lesen dieser ketzerischen Wahrheiten, sicher werden sie den Genuss der Bewunderung haben für die vollendete Kunst, mit der Lange die funkelnde Klinge seiner scharf und tief eindringenden Analyse führt. Schliesslich bemerke ich, dass ich allein die Verantwortung für den Untertitel der Schrift („sensualistische Kunstlehre“) trage.

Hospenthal, September 1902.

**Hans Kurella.**

## Erster Abschnitt.

---

# Die Physiologie des Genusses
und der
# Kunstgenuss.

# I. Die Physiologie des Genusses.

Die aktiven Bewegungen unserer Blutgefässe, ihre Zusammenziehungen oder Erweiterungen und damit auch unsere Gefühlszustände werden durch das sogenannte vasomotorische Nervensystem reguliert. Dieses besteht aus Zellen und aus Fasern, welche die in den ersteren entstehende Erregung zu oft recht fern liegenden Punkten hinleiten, wo die Nervenfasern einmünden, ganz wie die Telegraphenstränge die von der Sendestation ausgehende Thätigkeit zu der Empfangsstation führen.

Die vasomotorischen Zellen liegen teils im Gehirne (Mittelhirn), teils im Rückenmark; von ihnen gehen also die vasomotorischen Nervenfasern aus, welche die Blutgefässe begleiten; in den mit Muskelfasern versehenen und deswegen der Zusammenziehung fähigen Wänden der Gefässe endigen diese Fasern. So hängt also die Weite der Blutgefässe von den Zellen des vasomotorischen Centrums ab; sind diese Zellen in Ruhe, so bleibt der Contractionszustand der Gefässe unverändert, und es kommt auch keine Gemüthsbewegung zu Stande; treten die Zellen aber in Thätigkeit, so bringen die von ihnen ausgehenden Fasern die Gefässwände in Bewegung und die Gefässe verengern oder erweitern sich. Geschieht das in einem Umfange und einer Stärke, dass wir diesen Vorgang in unseren Organen empfinden und dass die so hervorgerufenen Empfindungen sich als Veränderung unseres ganzen Allgemeinzustandes geltend machen, und haben wir zugleich einen Eindruck aufgenommen, der uns als Ursache der eintretenden Veränderung imponirt, so sagen wir, es wäre eine Gemüthsbewegung aufgetreten, die je nach den Umständen Behagen oder Unbehagen, Genuss oder das Gegentheil bedingen kann.

Die vasomotorischen Zellen functioniren nicht von selbst, sondern infolge eines ihnen durch andere Nervenfasern zugeleiteten Reizes; diese Fasern führen zu den Zellen wie die vasomotorischen Fasern den Reiz von ihnen zu den Muskeln der Gefässwände führen.

Solche Reize fliessen den vasomotorischen Centren aus zwei Quellen zu, teils nämlich aus den Sinnesorganen und anderen sensibeln Teilen

des Körpers, teils vom Sitze der psychischen Functionen, also von der Rindensubstanz des Gehirnes her. Jeder äussere Eindruck, der eine Empfindung hervorruft, bedingt zugleich eine Thätigkeit der vasomotorischen Zellen und damit eine Veränderung in der Weite der Blutgefässe, die wegen ihrer Geringfügigkeit sich oft subjectiv gar nicht geltend macht, da wir ja auch sonst nie aus der Unruhe heraus kommen würden.

Dazu kommen noch vom Grosshirn zum vasomotorischen Centrum gehende Impulse, also solche Reize, die wir psychische oder geistige Vorgänge zu nennen pflegen. Wir wissen alle aus der eigenen Erfahrung, wie kräftige Stimmungen auf diesem Wege hervorgerufen werden können, viel kräftigere und dauerndere, als einfache Sinneseindrücke sie hervorrufen können.

Die Psychologen sehen ja meist nur in den vom Grosshirn aus angeregten Erscheinungen dieser Art Gemüthsbewegungen; das Gruseln, das ein unerwarteter kalter Wasserguss hervorruft, hat nach dieser Anschauung nichts gemein mit dem Grauen beim Anblick einer Hinrichtung oder einer nächtlichen Spukerscheinung auf dem Kirchhofe

Es ist aber leicht zu zeigen, dass man unmöglich eine bestimmte Grenze zwischen materiellen und seelischen Ursachen von Vorgängen im Gemüth ziehen kann, wie ja auch die physiologischen Erscheinungen dabei im Wesentlichen immer dieselben sind. Freilich sind die Vorgänge im Grosshirn in dem einen Falle complicirter, als im andern. Die Scheu der alten speculativen Psychologie vor einer physiologischen Erklärung seelischer Erscheinungen kann uns hier nicht weiter beeinflussen.

Die vasomotorischen Vorgänge — und damit die Affecte und damit wieder die Genüsse — können also teils durch periphere, teils durch centrale Vorgänge ausgelöst werden, welche letzteren freilich früher aufgenommene äussere Eindrücke zur Voraussetzung haben.

Ein anderes ursächliches Moment spricht aber noch bei der affectiven Gefässbewegung mit, welches die Wirkung einer bestimmten Gruppe von Genüssen erst verständlich macht.

Für das Zustandekommen einer Gemüthsbewegung durch einen bestimmten Reiz ist natürlich die Erregbarkeit der dabei mitspielenden Nervenzellen von der grössten Bedeutung, und diese Erregbarkeit kann bei verschiedenen Personen und bei derselben Person unter verschiedenen Verhältnissen die vielfältigsten Abstufungen zeigen. Ja wir besitzen Mittel, um diese Erregbarkeit beliebig abzuändern, und diese Mittel gehören natürlich auch zu den Genussmitteln; es handelt sich dabei zumeist um chemische Einwirkungen.

Enthält das Blut, das die Nervenzellen ernährt, fremde Stoffe, z. B. Alkohol, Morphium, Haschisch, so verändert sich die Reactionsweise der Nervenzellen so lange, bis das Blut wieder seine normale

Zusammensetzung hat; namentlich ändert sich ihre Erregbarkeit. Diese Fremdstoffe erregen die Zellen selbst nicht, bringen dieselben aber in einen solchen Zustand, dass schwache, sonst wirkungslose Reize starke und sehr merkliche Wirkungen auslösen; dass Eindrücke, die in der Regel das Gemüth ruhig lassen, nun helle Freude oder tolle Raserei hervorrufen und auf diese Weise einen Genuss-Wert erhalten, der ihnen sonst ganz abgeht. Das Verlangen nach solchen — s. v. v. „hämatogenen" — Genüssen hat eine grosse Bedeutung für die Entwicklung der Lebensformen gewonnen und zur Auffindung einer grossen und wichtigen Klasse von Genussmitteln geführt, die eine entscheidende Rolle für die sociale und wirtschaftliche Gestaltung des Menschenlebens gespielt haben.

Emotionelle Blutumlaufs-Veränderungen können schliesslich auch noch durch mechanische Einwirkungen auf den Kreislauf, z. B. schwere körperliche Anstrengung, Tanzen, Rennen u. dgl. zustandekommen, die auch als Quelle von Genüssen in Frage kommen, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Vom psycho-physiologischen Standpunkte finden wir also drei grosse Gruppen von Genussmitteln, nämlich:

1. solche, die auf nervösen Leitungsbahnen wirken,
2. solche, die die chemische Zusammensetzung des Blutes verändern,
3. solche, welche die Circulation mechanisch beeinflussen.

Die erste Gruppe umfasst sowohl die Reize, welche den vasomotorischen Zellen direct durch die Sinnesnerven zugeführt werden, als auch die Reize, welche Genüsse auf „seelischem" Wege hervorrufen, durch einen vom Grosshirn ausgehenden vasomotorischen Impuls; beide Wege sind im wesentlichen einsartig, der Unterschied liegt nur in den vom Reize durchlaufenen Nervenbahnen.

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, dass Sinneseindrücke der verschiedensten Art im Stande sind, Behagen hervorzurufen und Genuss zu bereiten. Solchen Einfluss können Temperatur- und Berührungs-Reize, Geschmacks- und Geruchseindrücke, in gewissem Grade auch Farben und Klänge hervorrufen; ich denke an dieser Stelle nur an einfache Sinnesreize, an einzelne Farben- und Klangeindrücke, nicht an ihre Combinationen im Rahmen eines Kunstwerks.

Auf Einzelheiten will ich bei diesen einfachen Vorgängen hier nicht eingehen; die ganze Einrichtung unseres täglichen Lebens, unsere Diätetik im vollsten und weitesten Sinne des Wortes haben ihr Gepräge erhalten durch unser Bestreben, unter dem beständigen Einflusse genussgewährender äusserer Eindrücke zu stehen.

Dass man, um das zu erreichen, sehr viel aufwendet, ist bekannt; man ist sich aber nicht immer klar darüber, wieviel dafür aufgewendet wird, nicht etwa nur von den mit verfeinerten Bedürfnissen vertrauten Schichten der Gesellschaft. Man denke an die grossen Summen, welche die Massen der Bevölkerung in Culturländern ausgeben, um sich den Genuss des süssen Geschmacks zu verschaffen; an andere Zusatzmittel zu unseren Speisen, an gewisse Zubereitungsarten derselben will ich nur im Allgemeinen erinnern. Diese Bedürfnisse haben die wunderbaren Erfindungen der Kochkunst hervorgerufen, haben Industrieen von kolossalstem Umfange, Handelsunternehmungen von unübersehbarer Bedeutung hervorgebracht, gar nicht zu reden von dem socialen und politischen Einflusse, welchen die „Freuden des Gaumens" hier und da im Stillen bedingen. Trotzdem geniesst der Geschmackssinn nicht das Ansehen, das ihm angesichts dieser eminenten Bedeutung gebührt. „Ideale" Naturen sehen auf ihn herab; sie kommen auch wohl selten in die Lage, seine Reizungen intimer kennen zu lernen.

Geringer als die Rolle des Geschmacks ist offenbar diejenige, welche der Geruch spielt, wenn man davon absieht, dass viele unserer vermeintlichen Geschmacksempfindungen eigentlich Geruchsempfindungen sind. Geruchsgenüsse werden bald als luxuriös angesehen, andererseits wieder als weniger materiell, als mehr ästhetischer Natur.

Die „höheren" Sinnesempfindungen, die Farben und die Klänge, sind Mittel für die lebhaftesten, mannigfaltigsten und an Abwechslung reichsten Genüsse, jedoch in der Regel nicht als einfache, isolierte Empfindungen, sondern durch ihre künstlerische Anwendung. Ich weiss nicht, ob — abgesehen von der sogenannten Aeolsharfe — jemals ein einzelner, ununterbrochener Klang zum Gegenstande eines allgemein gesuchten Genusses geworden ist; etwas Aehnliches findet sich bei einigen tiefstehenden afrikanischen Stämmen, hat aber nie grössere Bedeutung und Ausbreitung gewonnen. Natürlich kann der sinnliche Eindruck eines einzelnen Tons momentan angenehm empfunden werden, aber doch nur momentan; auch kann zu der unmittelbaren Wirkung des akustischen Reizes sich die Wirkung von Erinnerungen und Gedankenverbindungen gesellen. Schon die Wirkung des Glockenklangs ist eine complicierte Erscheinung, bei der die Erregung des Gemüts durch die Tonempfindung allein eine untergeordnete Rolle spielt.

Aehnliches gilt für einfache Farben-Empfindungen; eine Farbe kann als schön empfunden und dadurch Genussquelle werden, wenn auch nur mit geringer Stärke und Dauer; sie kann unter anderen Umständen gleichgiltig oder unangenehm wirken. Aber schon wenn es sich um den Farbenanstrich unserer Zimmerwände handelt, genügt nicht eine „schöne" Farbe, sondern sie soll mit Gardinen, Möbeln, Bildern etc. gut zusammengehen. Blauer Himmel und grüne Wiesen wecken durch

verwickelte Gedankenverbindungen Genuss, sonst wäre es ja ebenso angenehm, zu einem himmelblauen Schirme emporzusehen, wie zum wolkenlosen Himmelsgewölbe.

Es erscheint zunächst auffallend, dass Eindrücke der „niederen“ Sinnesorgane mehr für unser Genussleben bedeuten, als einfache Klang- oder Farbenempfindungen; aber wir verwenden doch nichts oder wenig darauf, um uns diese Genüsse, dagegen sehr viel, um uns Genüsse der erstgenannten Art zu verschaffen.

Dabei ist nun zu bedenken, dass für unsere niederen Sinne überhaupt nichts Anderes zu haben ist, als einzelne Eindrücke, während bei Klang und Farbe die Combination der einzelnen Eindrücke gerade den eigenartigen Genuss mittels dieser Sinne schafft Es giebt eine Harmonie, ein Zusammenklingen einzelner Elemente, und man braucht ja auch bei Farbencombinationen diesen Ausdruck; den niederen Sinnesempfindungen fehlt aber diese cooperative Kraft; sie wechseln, wirken aber im Augenblicke nur vereinzelt, und darauf beruht wohl ihr untergeordneter Rang.

Farben und Töne bedeuten uns einzeln vielleicht deshalb so wenig, weil wir eine andere und tiefere Wirkung von ihren Combinationen kennen; eine Farbe setzen wir sofort zur farbigen Wirkung der Umgebung in Beziehung, und dadurch verliert sie vielleicht etwas von ihrer eigenen Wirkungskraft für unser Gefühl; dasselbe gilt ja auch von Klängen.

Natürlich ist die Frage sehr interessant, ob sich durch das physiologische Experiment die vasomotorische Wirkung der verschiedenen Sinnesempfindungen unmittelbar nachweisen lässt. Dass die centripetal leitenden Nerven die vasomotorischen Centren und somit die Weite der Blutgefässe beeinflussen, ist einer der best begründeten Sätze der Experimental-Physiologie; diese hat jedoch zumeist die den Schmerz und die Temperaturempfindungen leitenden Nerven auf diese Wirkung hin untersucht; es wird auch noch bezweifelt, ob reflektorisch eine aktive Gefässerweiterung hervorgerufen werden kann. Was die Wirkungen der Nerven der sogenannten höheren Sinne angeht, so liegt hier ein Gebiet der grössten individuellen Differenzen vor. Diese Differenzen müssen eine grosse Bedeutung für die Kunst, besonders für ihre geschichtliche Entwicklung haben, wie auch für die Ethnologie und Geographie der Kunst, ganz abgesehen von den einzelnen Individualitäten; wer Sinnesreize mit ausgezeichneter Schärfe und Feinheit auffasst, dem sind Genüsse gewährt, die gewöhnlichen Sterblichen ewig verschlossen bleiben. Selbst Geruchseindrücke können empfängliche Naturen in eine bis zur Ohnmacht, bis zu Convulsionen sich steigernde Ekstase versetzen.

Natürlich gehören auch nationale und Rassen-Differenzen hierher. Es sei darüber nur bemerkt, dass die Mittelmeervölker und die Asiaten

der Gegenwart und Vergangenheit durchgehends schlaffere Sinne, eine weniger intensive Auffassung von Farben und Klängen, Geruchs- und Geschmacks-Eindrücken haben, als die Nordländer.

Das ist natürlich eine Ketzerei, aber es ist so. Südländer frappiren uns durch ihre Liebe und ihre Toleranz für intensive Sinneseindrücke, für lebhafte, oft schreiende Farben, sonore und lärmende Klänge, starke Geruchs- und Geschmacksreize. Am meisten zeigt sich das vielleicht in ihrer polychromen Architektur; die Farben, mit denen Aegypter und Perser, ja auch die Griechen ihre Monumente schmückten, schneiden wie mit Messern in unsere nordischen Augen; für das südliche Auge passt das, uns überwältigt oder ermüdet diese Pracht. Wir müssen uns nicht durch den Glauben, dass im Süden der richtige und feine Farbensinn zu Hause ist, zur Nachahmung verleiten lassen; wir sind nun einmal nicht organisirt wie Perser oder Italiener, unseren feineren Sinnen geziemen zartere Nüancen. Wer von uns möchte wohl in einem polychromen Hause wohnen?

Und Janitscharenmusik, betäubender Strassenlärm, der einen Nordländer schnell wirr im Kopfe macht und ihn auf die Dauer rasend machen kann, ist den südlichen Rassen offenbar ein Bedürfnis, ein unentbehrlicher Genuss.

An das Parfüm-Bedürfniss südeuropäischer Damen sei nur mit einem Worte erinnert.

Die alten Germanen oder Skandinaven wären wohl kaum auf den Gedanken verfallen, den Göttern mit Räucheropfern einen besonderen Genuss darzubieten.

Aehnliche Differenzen, wie diese nationalen, werden durch Erziehung und Gewöhnung bedingt. Ich erinnere an die Feinheit des Gehörs und Gefühls, welche die Blinden erwerben. Feine Unterschiede auffassen zu können, ist eines der wesentlichsten Ergebnisse der „Bildung“. Auch die Geschichte zeigt, dass die in der Bildung aufsteigenden Generationen ihre sinnlichen Genussmittel immer weniger intensiv gestalten, sich an zarteren Farben, sanfteren Klängen, milderen Düften zu erfreuen lernen.

---

Die zweite Hauptklasse der Genussmittel umfasst diejenigen, welche vom Blute aus das vasomotorische Centrum beeinflussen und seine Erregbarkeit bestimmen; es handelt sich hier um Stoffe, die, zumeist vom Magen aus, in den Körper gelangen und im Blute durch den Körper circulieren; ich nenne als Beispiele Kaffee, Thee und Alkohol. Ihr Einfluss auf den Kreislauf gehört zu den alltäglichen Erfahrungen, und die vasomotorische Vermittlung dieses Einflusses ist experimentell leicht nachweisbar.

Welche enormen Opfer an Mühe und Geld die Menschheit bringt, um durch diese Mittel ihr Genussleben zu fördern, geht zur Genüge aus der ökonomischen Bedeutung der drei eben genannten Stoffe hervor.

Was sie an Stimmung gewähren sollen, ist Freude; bald in ihrer aktiveren Form, expansiv, jubelnd, bald mehr passiv, nach innen gekehrt, träumerisch (Opium, Haschisch u. dgl). Aber Freude ist keineswegs immer ihr Ergebniss; bekanntlich fallen oft sentimentale Thränen ins Glas des Zechers; oder der Rausch macht rauflustig, macht rasend; um die Wonne der Wuth zu geniessen, brauchen die Kamtschadalen den Fliegenpilz, und so haben es vermutlich auch die nordischen Bersärker gemacht. Der Raufkumpan, der den Schnaps benutzt, um sich tobsüchtig zu machen, möchte diesen Zustand wohl gar nicht vertauschen mit der blöden Seligkeit, in die sich sein Kamerad hineintrinkt; vielleicht hat er darin Recht, vielleicht ist s e i n Genusszustand stärker und gewährt ihm eine grössere Lust — solange er eben dauert; und wer bei der Flasche melancholisch und weinerlich wird, sehnt sich nicht weniger nach ihr, als einer mit einem jubilierenden Rausch.

Der Wein soll den wahren Character des Menschen zum Vorschein bringen, weil man im Rausch die Kraft der Verstellung verlöre; das ist aber nicht ganz stichhaltig. Beim Affectleben des Berauschten handelt es sich um eine stärkere vasomotorische Innervation und somit um eine stärkere affective Reaction namentlich psychischen Antrieben gegenüber, als im normalen Zustande; die Affecte werden stärker und sind deshalb schwerer zu verbergen; soweit ist die Bemerkung richtig. Aber es ist nicht richtig, diese Reaction auf psychische Impulse als Zeichen des „Charakters", d. h. der vorherrschenden Gemütsart zu betrachten; die Reaction kann erheblich variieren, und der Berauschte, der sich eben noch rasend über seinen Cumpanen stürzt, von dem er sich beleidigt fühlt, kann im nächsten Augenblicke ihm weinend um den Hals fallen und ewige Liebe schwören.

---

Die dritte Hauptklasse der Genussmittel spielt eine sehr grosse Rolle und hat eine weite Anwendung, ist aber nach Beschaffenheit und Form sehr einfach. Es handelt sich dabei um lebhafte und starke körperliche Bewegungen, wie schnelles Marschieren, Bergsteigen, Turnen u. dgl., und solche von specifischem Charakter eines Genussmittels, namentlich den Tanz, bei dem das Gefallen an rascher Bewegung durch den Genuss, der rhythmischen Eindrücken zu folgen pflegt, noch gesteigert wird.

Kräftige Körperbewegungen und Tanz gehören wohl zu den ursprünglichsten und frühesten Mitteln, die die Menschheit verwendet hat,

um sich Genuss zu verschaffen, und sie sind wohl auch die natürlichsten, harmlosesten und soweit nützlichsten, als man sie immer und überall haben kann. Schon die Kinder suchen bei ihrem Hüpfen und Springen einen Rhytmus; bei allen Naturvölkern äussert sich das Verlangen nach Genuss instinctiv zuerst im Tanz; „wenn der Mond scheint, tanzt ganz Afrika", und am Nordpol wiederholt sich das bei den Eskimo. Die Cultur hat daran wenig geändert, und die zahllosen Nationaltänze zeigen, welche Rolle der Tanz im Leben der Völker gespielt hat und noch spielt. Der Tanz hat, mit dem Kampf verglichen, den grossen Vorzug der relativen Unschädlichkeit.

Der gewöhnliche Zweck beim Tanze ist, eine frohe Stimmung bei den Tänzern hervorzurufen; das geschieht vermittels der Erweiterung der Blutgefässe und einer sich aus dieser ergebenden gesteigerten Innervation der willkürlichen Musculatur. Der Tanz kann aber auch, wie die Kriegstänze zeigen, eine der Freude verwandte Affectform, die Raserei, hervorrufen.

Die religiöse Bedeutung des Tanzes beruht auf der in ihm eintretenden ekstatischen Stimmung.

---

## II. Die Affecte als Genussmittel.

Es soll nun unsere Aufgabe sein, näher darzulegen, auf welche Weise die verschiedenen Arten von Genussmitteln physiologisch auf uns einwirken, oder mit andern Worten uns Genuss verschaffen; dieses Thema ist so gross und mannigfaltig, dass hier nur von einer Behandlung seiner elementarsten Grundzüge die Rede sein kann.

Wenn es überhaupt eine Definition des Genusses giebt, so giebt es in jedem Falle keine allgemein angenommene oder allgemein gültige. In der Regel aber findet man es nicht der Mühe werth, Begriffe dieser Art zu definiren. Ein Begriff, der allein auf subjectiven Wahrnehmungen beruht, entzieht sich jeder wissenschaftlichen Behandlung, denn zu einer solchen sind durchaus objective Merkmale erforderlich, die von Allen gewürdigt und discutirt werden können.

Nun könnte der Gedanke naheliegen, dass der Genuss durch seine Ursachen zu definiren wäre, dass man also von den Genussmitteln seinen Ausgangspunkt nehmen und sagen könnte: die Wirkung, den Geisteszustand, der bei mir durch bestimmte Potenzen — Musik, Poesie, Wein etc. — hervorgerufen wird, fasse ich unter der Bezeichnung „Genuss" zusammen.

So wäre also Genuss das Resultat gewisser Arten von Einwirkungen. Eine nähere Betrachtung der Sache zeigt nun aber leicht, dass man bei dieser Definition die Stellung der Genussmittel uns gegenüber völlig verkennt. Nichts ist ein Genussmittel an und für sich, die Potenzen, welche Behagen und Lust hervorrufen und so zu Genussmitteln werden, sind es nur mit Bezug auf den Geniessenden, durch den Zustand, den sie bei ihm hervorrufen, nicht durch ihnen innewohnende besondere Eigenschaften, die sie in ein besonderes Verhältniss zu dem Genussempfinden im Allgemeinen setzen.

Nicht viel besser geht es uns, wenn wir versuchen, den Genuss aus seiner Wirkung heraus zu erklären, aus seinem Resultat für unser Gefühlsleben. Einen Genuss nennen wir das, was ein Lustgefühl hervorruft, wird man wohl im Allgemeinen sagen. Das bringt uns der Sache aber nicht näher, denn es ist im Ganzen nicht viel mehr als eine Tautologie. Wenn bei dieser Definition etwas gewonnen wäre, dann müsste das „Lustgefühl" ja ein gangbarer Begriff in der Psychologie, ein eigener Affect sein, d. h. wie die andern Affecte, seine besonderen physiologischen Bedingungen haben, die dann selbst wieder zum Gegenstand wissenschaftlicher Bestimmungen werden können. Und so verhält es sich doch nicht. Indem man ein Gefühl als Lustgefühl bezeichnet, sagt man doch nichts anderes, als dass es einem Wohlbehagen bereitet, und das kann bei Gefühlen der verschiedensten Art der Fall sein, — worauf ich später zu sprechen kommen will. Und wenn die Psychologen manchmal das allgemeine Lustgefühl in Gegensatz zu Sorge oder Schmerz, ja auch zu Schreck oder Zorn setzen, und es gewissermafsen mit der Freude identificiren, so ist das insoweit nicht richtig, als auch die übrigen Gemüthsbewegungen und Stimmungen gelegentlich eine Rolle als Lustgefühle spielen können.

Der Genuss ist, wie ich es oben gezeigt habe, bedingt durch Processe, die in unserem Organismus vorgehen; er ist also ein physiologisches Phänomen, und seine richtige Definition muss nothwendig auf die Beschaffenheit der physiologischen Prozesse, deren Resultat er ist, gegründet sein. Hoffentlich gelingt es mir in folgender Untersuchung eine rationelle Begriffsbestimmung zu geben. Zum vorläufigen Verständniss wird es indessen nöthig sein, dass wir uns von vornherein über ein objectives Kriterium des Geuusses einigen, über ein Kennzeichen, an dem wir sein Vorhandensein unter allen Verhältnissen, auch wo wir persönlich nicht davon beeinflusst werden, merken.

Wir müssen uns klar darüber sein, dass bei einer solchen provisorischen Definition des Genuss-Begriffes nicht wie bei den Gemüthsbewegungen von einer physiologischen Definition die Rede sein kann, und zwar deshalb, weil die Genussempfindung, wie bereits erwähnt, kein, unter allen Umständen physiologisch gleiches Phänomen ist. Es verhält

sich hiermit ganz anders, als z. B. mit Freude, Schreck, oder den übrigen Affecten, die sich in der Regel leicht an charakteristischen, physiologischen Erscheinungen erkennen lassen. Davon ist beim Genuss nicht die Rede. Er tritt, wie wir sehen werden, in allen möglichen emotionellen Gestalten auf, oft auch ohne ausgeprägt emotionellen Charakter, und besizt so kein physiognomisches Kennzeichen. Dass eine Stimmung im gegebenen Falle ein Lustgefühl, einen Genuss mit sich führt, dafür giebt es überhaupt keinen anderen zuverlässigen Beweis, als den Umstand, dass der Betreffende danach strebt, in diese Stimmung zu gelangen, oder wenn er das schon ist, darin zu bleiben Das wird selbstverständlich nur der Fall sein, wenn man weiss, dass diese Stimmung angenehm werden wird, oder wenn man sie schon als etwas Wohlthuendes, also als einen Genuss empfindet. Wir können daher zum vorläufigen Verständniss den Genuss definiren, als die Stimmung, die man zu erreichen strebt, und als Kriterium, ob eine Stimmung für jemand ein Genuss ist, können wir den Umstand betrachten, ob der Betreffende in diese Stimmung zu gelangen sucht.

Es ist wohl möglich, dass ich mit dieser Definition des Genuss-Begriffes nicht mit allen meinen Lesern übereinstimmen werde. Ich könnte mir denken, dass manche das Wort in ganz anderem Sinne gebraucht wissen möchten. Es wird aber besser sein, nicht zu lange bei einer möglichen Uneinigkeit über diesen Punkt zu verweilen, die Sache ist auch insofern ziemlich gleichgültig, als es sich hier in Folgendem immer nur um die Stimmungen handelt, die erstrebt werden, und die ich am kürzesten und treffendsten als Genüsse zu bezeichnen geglaubt habe. Sollte jemand finden, dass das kein adäquates Wort wäre, so ist das für die nachfolgenden Untersuchungen ohne Belang.

Ich will mich also nicht darauf einlassen, eine genaue Definition des Begriffes Genuss zu geben; der Begriff ist ja nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Analyse entstanden, und verleitet daher leicht zu Unklarheit und Unbestimmtheit bei einer Untersuchung seines Gegenstandes, andererseits spielt er eine zu grosse Rolle im Vorstellungskreise der meisten Menschen, um bei ästhetischen Untersuchungen entbehrt werden zu können.

Es wird wohl niemand bestreiten, dass unsere Gefühle von Behagen oder Unbehagen, Lust oder Unlust, auf unserm Gemüthsbewegungen oder Gemüthsstimmungen beruhen[1]), und dass unser Streben nach

---

[1]) Die Worte Gemüthsbewegung und Gemüthsstimmung werden in der Regel ziemlich durcheinander gebraucht; Kummer, Freude, Enttäuschung u. s. w. werden ohne Unterschied bald als Stimmungen, bald als Affecte bezeichnet, und doch kann oft Grund vorhanden sein, den Unterschied festzuhalten zwischen der Begebenheit, den Uebergängen im Gemüth, also der Gemüthsbewegung und dem stabilen Zustand, der Stimmung.

Genuss aus dem Verlangen nach einem oder dem andern Affect entstehen, und darauf ausgehen kann, denselben hervorzurufen. Was ich hier sage, ist kein Spiel mit Worten, wie so manches auf dem Gebiet der Gefühlslehre. Die klare Erkenntniss des Verhältnisses zwischen Affecten und Genüssen ist von entscheidendster Bedeutung für unser vorliegendes Thema, indem sie dasselbe auf das physiologische Gebiet hinüberbringt, und uns so festen Grund und Boden unter die Füsse verschafft.

Was wir Gemüthsbewegungen nennen ist, wie ich an anderer Stelle[1]) nachgewiesen habe, in Wirklichkeit nichts anderes, als die Empfindung gewisser körperlicher Zustände, die direkt oder indirekt aus dem augenblicklichen Contraktionszustand unserer Blutgefässe entspringen. Eine Aenderung in der Weite unserer feinen Blutgefässe und damit in dem Blutreichthum der Organe wird begleitet von einem Complex von Wahrnehmungen und Funktionsveränderungen, wie Kälte oder Hitze, Zittern, Muskelkrämpfen, Sekretionsveränderungen und dergl., die in Grad und Form je nach der Stärke und Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Ursache variiren.

Und wenn dies der Fall ist, wenn unter einem Eindrucke die Modifikation im Kreislauf eine solche Stärke und Dauer annimmt, dass sie unserm ganzen augenblicklichen Zustand ein eigenthümliches Gepräge giebt, dann sagen wir, dass der betreffende Eindruck eine emotionelle Wirkung gehabt, uns aufgeregt und einen Affect, eine Gemüthsbewegung in uns hervorgerufen hat, — neben der Vorstellung und Erinnerung, die er ja natürlich in der Regel hinterlässt. Ein Eindruck, der nur auf unsere Intelligenz wirkt, unsere Erkenntniss bereichert, unser vasomotorisches System aber nicht weiter erregt, lässt uns kalt, schafft uns keine Schmerzen, aber auch keinen Genuss.

Was wir durch die Eindrücke, denen wir uns hingeben, um einen Genuss zu erleben, zu erreichen suchen, ist also in letzter Instanz ein vasomotorischer Vorgang, eine Verengerung oder Erweiterung der Blutgefässe: Das ist es, was uns Lustgefühl, Genuss, bereitet, und die Faktoren, die das zu Stande bringen, sind Genussmittel für uns. Nun ist ja allerdings, wie jeder von uns zur Genüge erfahren hat, nicht jede Gemüthsbewegung eine Annehmlichkeit, Schreck, Sorge u. s. w. können alles andere als genussreich sein; daher ist durchaus nicht jedes Mittel, mit dem wir eine emotionelle Erregung hervorrufen, ein Genussmittel.

Es ist für die vorliegende Frage von grösster Bedeutung, sich einmal darüber klar zu werden, welche Affecte uns Genuss bereiten und welche nicht, und von welchen Bedingungen es abhängt, ob eine Gemüthsbewegung als Genuss oder als das Gegentheil aufgefasst wird.

---

[1]) S. „Ueber Gemüthsbewegungen", übersetzt von Dr. Kurella, p. 10. (Leipzig, 1887.)

Ich weiss nicht, ob die Frage jemals klar aufgestellt, und der Versuch einer präzisen Antwort gemacht worden ist, oder ob man sich möglicherweise mit ziemlich unbestimmten Eindrücken begnügt hat. Jedenfalls scheint das Resultat, zu dem die Psychologie gekommen ist, das zu sein, dass Gemüthsbewegungen und Genuss sich sehr verschieden zu einander verhalten und dass es nur ganz wenige, vielleicht nur eine Gemüthsbewegung giebt, welche von einem Gefühl des Behagens begleitet wird. Mit dem Worte „Lustgefühl" scheint man im Allgemeinen ein Gefühl sui generis bezeichnen zu wollen, jedenfalls, wie schon bemerkt soweit, als man es in einen Gegensatz zu Sorge, Schmerz, Angst und dergl. bringt; das Lustgefühl ist also danach Hauptbedingung für den Genuss, ja es ist, wenn man will, gleichbedeutend mit demselben. Aber diese Ansicht lässt sich nicht aufrechterhalten. Wenn wir nach einer objektiven Bestimmung suchen, so müssen wir sagen: Lustempfindung nennt man jeden Gemüthszustand, den wir zu erreichen streben, in den wir versetzt zu werden wünschen. Ein anderes Kriterium kann ich mir wenigstens für ein allgemeines Lustgefühl nicht denken, es sei denn, dass man sich, mit der landläufigen Psychologie, damit begnügt, auf rein subjektive Wahrnehmungen hinzuweisen. Wenn man unter Lustgefühl eine besondere Art von Affect versteht, d. h. einen Affect, der von bestimmten vasomotorischen Zuständen begleitet ist, so giebt man mit anderen Worten zu, dass es nur e i n e n solchen Zustand giebt, der als Genuss empfunden wird, nach dem wir streben, dass aber das nicht der Fall ist, lässt sich mit Leichtigkeit nachweisen.

Viele unserer Affecte oder Stimmungen können gelegentlich die Rolle eines Lustgefühls übernehmen, ja fast alle, — jedenfalls alle, die wir näher zu analysiren im Stande sind, mit Ausnahme eines einzigen, und an sich sind sie in ihrer Kraft, Genuss zu gewähren, nur wenig verschieden; aber auf der anderen Seite giebt es gewiss Nebenumstände, die den Affecten in ihrer Bedeutung als Lustgefühl mehr oder weniger Abbruch thun können, so dass sie faktisch nicht alle eine gleich hervorragende Stellung in der Psychologie des Genusses einnahmen. Ueber diese Verhältnisse müssen wir vor allem ins Klare kommen, und zu diesem Zwecke wird es nothwendig sein, alle die verschieden emotionellen Zustände in ihrer Bedeutung als Lustgefühl Revue passiren zu lassen.

Dass die F r e u d e oder mit anderen Worten die Wahrnehmung einer allgemeinen Gefässerweiterung in Verbindung mit einer erhöhten motorischen Innervation und einem daraus folgenden Gefühl grösserer Kraft und Leichtigkeit, dass dieser Affekt ein Lustgefühl bedingt, oder vielmehr gleichbedeutend ist mit einem Zustand von Wohlsein und Genuss, das bedarf keiner näheren Erläuterung. Die Freude nimmt ja in dieser Beziehung so wie so eine Sonderstellung im allgemeinen

Bewusstsein ein, und wird als das eigentliche spezielle Lustgefühl betrachtet, oder mit dem Begriff des Lustgefühls identificirt. Das ist, psychologisch betrachtet, unbegründet, aber natürlich ist diese landläufige Auffassung nicht ganz aus der Luft gegriffen und die Beobachtung, dass die Freude immer und unter allen Umständen einen Genuss mit sich bringt, ist an sich richtig genug. Hier wollen wir uns darüber einigen, dass alle Factoren, die den Complex physiologischer Erscheinungen hervorrufen können, welche zusammen das physische Aequivalent der Freude ausmachen, zu den Genussmitteln gezählt werden müssen, jedenfalls so lange als sie unser Kreislaufsystem noch beeinflussen und wir nicht müde werden, uns ihrer Einwirkung auszusetzen.

Die nahe physiologische Verwandtschaft, die zwischen der Freude und dem Zorn besteht, macht es von vornherein wahrscheinlich, dass auch der letztere ein Lustgefühl werden kann. Auch beim Zorne handelt es sich um eine allgemeine Gefässerweiterung und eine Steigerung der Funktion des nervösen Bewegungsapparats; der Unterschied im Vergleich mit der Freude besteht einmal in der grösseren Intensität der Phänomene, die beim Zorn manchmal einen fast pathologischen Charakter annehmen können, und ferner in der Gewaltsamkeit und Zügellosigkeit der motorischen Innervation. Die Bewegungen werden dann nicht nur stärker, heftiger, sondern auch ungenau, bis zu einem gewissem Grade ungeordnet, uncoordinirt. Indessen sind die physiologischen Grundphänomene bei Freude und Zorn dieselben, und schon allein aus dem Grunde wäre es auffallend, wenn die zornige, erbitterte, rasende Gemüthsstimmung uns nicht ebenso Genuss zu bereiten vermöchte, wie die freudige. Man braucht auch durchaus kein tiefer Menschenkenner zu sein, um sich zu überzeugen, dass dies auch wirklich der Fall ist, und wenn der Zorn als Lustgefühl faktisch geringere Bedeutung hat als die Freude, so liegt das daran, dass der Zorn ein weit weniger unschuldiger Affekt ist, als die Freude, so dass man oft Bedenken haben kann, ihn zu Zwecken des Genusses in Anwendung zu bringen, und, hat man einmal der Versuchung nachgegeben, die Sache oft bereuen muss. Der Zorn als Genuss ist daher in der civilisirten Gesellschaft allmählich in Misscredit gekommen, man schämt sich seiner und die Andern wollen ihn nicht dulden. Heutzutage ist der aus diesem Lustgefühl hervorgehende Genuss ein Privileg der primitiven, sogenannten wilden Völkerschaften, sowie jener rücksichtslosen zügellosen Elemente, mit denen selbst eine in moralischer Hinsicht hoch entwickelte Gesellschaft immer noch ziemlich stark durchsetzt ist. Selbst bei Naturvölkern wird der Genuss des Zorns durch die Rücksicht auf das sich selbst und anderen zugefügte Ungemach in gewissen Schranken gehalten; aber immerhin bildet hier die Raserei des Streites, oder vielmehr des Kampfes ein Genussmittel, das mit unwiderstehlichem Naturtrieb gesucht wurde, und durch welche das Leben und

Treiben dieser Volksstämme sein ganz besonderes Gepräge erhält. Hat man keinen Vorwand zum Streit mit Fremden, so zieht man gegen einander zu Felde, blos um der Wonne des Kampfes, der Raserei willen[1]). Unsere nordischen Vorfahren nehmen in dieser Beziehung die erste Stelle ein. Kampf und Streit war ihr höchstes Bedürfniss, und diejenigen, welche, wie die Bersärker die besten natürlichen Bedingungen dafür besassen, sich in den Genuss der blindesten Raserei zu versetzen, erlangten dadurch neben dem persönlichen wollüstigen Genuss eine besonders geachtete Stellung in ihrer Gesellschaft. Konnten sich doch diese Völker keine schönere Belohnung im Jenseits denken, als unbeschränkten Kampf und Krieg und die Möglichkeit, mindestens einmal am Tage todtgeschlagen zu werden. Ein stärkeres Wollustgefühl lag ganz ausserhalb der Möglichkeit ihres Vorstellens. Und bis weit in die geschichtliche Zeit hinein hat dieses Verlangen, wenigstens ab und zu einmal die Wonne der Kampfesraserei zu kosten, die Geschicke der Nationen beeinflusst; selbst in unserem civilisirten Welttheil hat es seine Rolle immer noch nicht ausgespielt, wie auch gebildete und humane Menschen nicht immer im Stande sind, das natürliche Verlangen nach der Wollust des Zorns und einer mehr oder weniger motivirten kleinen Explosion zu unterdrücken. Nur wird es für die Nationen sowohl als auch für den Einzelnen immer unabweisbar nothwendiger, einen anständigen Vorwand für seine Zornesausbrüche zu finden. Es muss heutzutage eine „gerechte Entrüstung“ sein, die sowohl Kriege als Zornausbrüche des pater familias diktirt. Wenn aber die Entrüstung nicht mit so grossem subjektivem Wohlbehagen verbunden wäre, würde man wohl nicht immer so leicht über Sachen in Harnisch gerathen, die man gar keine Ursache hat, irgendwie schwer zu nehmen, — wie z. B. die religiösen Anschauungen ganz fremder Menschen, die Art, wie eine fremde Nation ihre Colonien behandelt oder dergleichen. Kurz, da wo man sich ihm ohne Gefahr und ohne Reue hingeben kann, ja wo man noch dazu das Gefühl hat, etwas Verdienstvolles oder gar Edeles gethan zu haben, — da ist der Zorn ein Genuss, der in seiner Intensität entschieden die Freude übertrifft, jedenfalls nicht hinter ihr zurücksteht.

Beschränkter in seiner Rolle als Genussmittel ist der Complex vasomotorischer Gefässverengerungen und spastischer Zusammenziehungen der willkürlichen Muskeln, der das physiologische Aequivalent der Angst, des Schreckens, bildet. Und das ist begreiflich genug; denn während die Explosionen, die den Zorn begleiten, und seine Bedeutung als Genussmittel beschränken, im Wesentlichen ein Risiko für die Andern bilden — worüber man ja in der Regel relativ leicht hinwegkommt — so ist in den meisten Fällen die Angst dadurch bedingt, dass man selbst

---

[1]) Ferox gens nullam esse vitam sine armis rati. Liv. XXXIV, 17.

in Gefahr, oder von irgend etwas Bösem bedroht ist, oder zu sein glaubt. Und nur um eines Lustgefühls willen ein ernstes Risiko für die eigene Person auf sich zu nehmen, das werden wohl die meisten sich reiflich überlegen. Die Gefahr, die mit dem Schreck verknüpft ist, muss natürlich diesem Affekt in seiner Rolle als Genussmittel wesentlich Abbruch thun. Kann man dagegen die emotionellen Angstphänomene geniessen, ohne sich in Wirklichkeit einer ernsten Gefahr auszusetzen, mit klarem Bewusstsein der Sicherheit und Gefahrlosigkeit der Situation, so ist die Angst vielleicht nicht weniger genussreich, als die vorhin erwähnten Affekte. Wenn Kinder die Mutter in der Dämmerstunde um eine recht schaurige Gespenstergeschichte bitten, so geschieht es doch, weil das Grausen, in das sie sich dadurch versetzen lassen, ein Wonnegefühl für sie mit sich führt. Auch alle die nervenerschütternden, schauererweckenden Producte der Belletrik, von dem „Blutigen Räuberhauptmann“ an bis zu E. T. A. Hofmann's und E. A. Poe's Erzählungen verdanken ihren Erfolg dem Verlangen der Menschen nach dem Genuss des Angstgefühls.

Auf diesem Gebiet ist die Erklärung dafür zu suchen, dass ungebildete und hochgebildete Menschen einen Genuss am Zuschauen bei Hinrichtungen, blutigen Kampfspielen und Thierbändigerscenen finden, und dass das Vergnügen an Seiltanz und Trapezgymnastik gleich geringer wird, sowie ein Sicherheitsnetz ausgespannt ist. Das Wesentliche bei alledem ist, Angst auf anderer Leute Kosten, sympathische Angst. Hier liegt auch der Schlüssel zu der merkwürdigen, historisch bedeutungsvollen Erscheinung der Lust an Grausamkeiten, die so viele grosse und mächtige Männer zu Menschenschlächterei und blutigen Kriegen getrieben hat.

Manche Menschen suchen ja den Genuss der Angst auch auf eigene Gefahr. Für solche Natur hat die Gefahr eine merkwürdige Anziehungskraft, und sie fühlen sich im dichtesten Kugelregen am wohlsten; dabei spielt auch der Rausch des Kampfes eine Rolle und die gleichzeitig bestehende Spannung, welche einer der genussreichsten Affekte und deswegen so sehr beliebt ist.

Die Spannung ist der Angst nahe, der Freude in einzelnen Punkten verwandt; mit der Angst hat sie die vasomotorische Haupterscheinung, die krampfhafte Zusammenziehung der Gefässmuskeln und anderer unwillkürlicher Muskeln gemeinsam, dagegen fehlt ihr die beim Schreck so ausgeprägte Lähmung der willkürlichen Muskeln, vielmehr ist die Spannung durch ruhe- und ziellose willkürliche Muskelthätigkeit ausgezeichnet. Das entspicht ganz der Rolle der Spannung in der Auffassung der Alltagspsychologie, für diese ist 'sie ja ein Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, die Unruhe vor einer Entscheidung, welche uns entweder Freude oder Schmerz bringen kann.

Von allen Genüssen aus dem Gebiete der Affecte giebt es vielleicht keinen, der so gesucht wäre, und absichtlich so viel verwendet würde, wie die Spannung. Ich lasse dahingestellt, ob sie an und für sich mehr als andere Affecte geeignet ist, Genuss zu bereiten; jedenfalls hat sie den Vorzug, fast überall und immer zur Verfügung zu sein, und sich durch sehr harmlose Mittel hervorrufen zu lassen. Es ist nicht immer so leicht, sich den Genuss einer Freude zu verschaffen, während eine Spannung jeden Augenblick hervorgerufen werden kann; deswegen haben die Menschen auch von jeher nach Mitteln dafür gesucht, und diese stets parat gehalten. Mit Zorn und Angst verglichen ist sie ein so unschuldiger Genuss, dass man sie ohne Skrupel als Quelle der Lust verwenden kann.

Die Beispiele für die vielen künstlichen Mittel zur Hervorrufung dieses genussreichen Affekts liegen auf der Hand. Alles was Spiel heisst, dient diesem Zwecke. Das Spiel kann ja auch auf anderem Wege Genuss bereiten, aber es giebt kein Spiel ohne Spannung, und sehr oft, wie beim Glücksspiel, macht sie den ganzen, für viele unwiderstehlichen Genuss des Spiels aus. Spiele in den verschiedensten Formen sind die gewöhnlichsten aller Vergnügungen. Das gilt für das Kind. das mit Herzklopfen und rothen Backen vor der Möglichkeit den schwarzen Peter zu ziehen, dasitzt, bis zu dem gesetzten Geschäftsmanne, der abends sein bei der Arbeit aufgesammeltes Genussbedürfniss mit der mässigen und soliden Spannung befriedigt, welche ihm sein Whist oder L'hombre gewährt.

Wie überwältigend stark das Verlangen des Menschen nach Spannung sein, wie vollständig es ihn beherrschen kann, braucht gar nicht näher nachgewiesen zu werden. Spielhäuser und Rennbahnen beweisen das zur Genüge, und man hat ja von Seiten der Gesellschaft der rücksichtslosen Befriedigung dieses Verlangens ebenso Schranken entgegensetzen müssen, wie der Befriedigung anderer emotioneller Bedürfnisse, des Zorns z. B. Aber auch auf andere Weise greift der Drang nach Spannung in die menschlichen Verhältnisse ein. In den meisten Sprachen giebt es nur ein Wort zur Bezeichnung von Spiel, gleichviel ob es sich um Kinder oder Erwachsene handelt. Und in der That wird man sehen, dass es sich bei dem Spielen der Kinder im Wesentlichen darum handelt, eine Spannung zu schaffen. und dass dieser Gemüthszustand, die Spannung den Hauptheil des Genusses ausmacht. Das Verlangen erwachsener Menschen nach Spannung hat die Wettkämpfe in all ihren Formen gezeitigt, die schon im klassischen Alterthum eine so grosse Rolle spielten und in den civilisirten Ländern Jahr für Jahr mehr Raum gewinnen. Dass man das Bedürfniss nach Spannung auch durch die schöne Literatur zu befriedigen sucht, ist natürlich, und in der That ist ja auch das Zuwege-

bringen dieser Stimmung ein Hauptmittel der meisten Zweige der Dichtkunst. In wie vielen Dramen und Romanen ist die Spannung nicht das wesentliche, vielleicht das einzige Mittel zur Erlangung von Kunstgenuss. Und selbst in der Weltgeschichte, — wer wollte da entscheiden, wie gross die Rolle ist, die dem Spannungsbedürfniss zufällt, wie oft es die Haupttriebfeder grosser Actionen war, die die Welt erschüttert oder umgeformt haben.

Cäsar hatte ja, als er den Rubikon überschritt, selbst das Gefühl, ein grosses gewagtes Spiel zu spielen und Napoleon sagte von sich, während er den Plan zu einem Feldzug zurechtlegte, wäre ihm zu Muthe, „wie einer Frau, die ein Kind gebären sollte", so gespannt, so erwartungsvoll, so angenehm unruhig.

Ja selbst der Kummer, das physiologische Gegenspiel der Freude, das auf einer Gefässverengerung und Herabsetzung der motorischen Innervation beruht, selbst dieser Affect, der oft als mit jedem Lustgefühl unvereinbar betrachtet wird, kann ebenso wie die Angst zum Genuss werden, wenn in seinen Ursachen etwas liegt, das ein Behagen an eben diesem emotionellen Prozesse ermöglicht. Auch dieser Gemüthsbewegung gegenüber haben die Menschen sich so zu stellen gewusst, dass sie im Stande sind, ihre Annehmlichkeiten zu geniessen. Wie man es hier verstanden hat, die kummervolle Stimmung zu einem für viele sehr wirksamen Genussmittel zu gestalten, davon wird später die Rede sein. Ist doch die „sanfte Melancholie", die „Wollust der Thränen", die für zahlreiche Menschen zu den höchsten Genüssen zählt, der Ursprung vieler bedeutender Erzeugnisse der Dichtkunst gewesen. Die trübe, melancholische Poesie entsteht nicht allein — ja vielleicht nur zum geringsten Theile — als Ausdruck der Stimmung des Dichters; sie würde keine Leser finden, sie könnte nicht gedeihen, wenn sie nicht vom Publikum verlangt würde, zur Befriedigung des Bedürfnisses, auf sympathischem Wege in eine kummervolle Stimmung versetzt zu werden. Die rührende, thränenpressende Poesie hat gewiss kein geringeres Publikum, als die spannende; die rührende Musik sicher ein grösseres, als die heitere. Bellini selbst sah seine Aufgabe darin „piangere e far piangere". Sehr vielen Menschen, ganz besonders aber Frauen bereitet ein Buch, ein Theaterstück u. s. w. gar keinen Genuss, wenn es ihnen nicht Anlass giebt, Thränen zu vergiessen [1]).

Selbst der natürliche Kummer ist für viele eine starke Quelle des Genusses; trotz der Erinnerung an seine Ursachen möchten sie um keinen Preis von ihm befreit werden; sie klammern sich daran an, sie

[1]) Madame Rillier sagt in der Vorrede ihres Buches über Frau von Staël (Paris 1828, XXIX). „Ce qui l'amusait c'était ce qui la faisait pleurer."

schwelgen darin, sie nehmen jedesmal, wo das Bedürfniss nach Stimmungsgenuss über sie kommt, ihre Zuflucht zu ihm[1]).

Es ist hier unmöglich alle verschiedenen Stimmungen und Gemüthszustände daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie Lustgefühle sein können; die meisten sind übrigens zu schwach ausgeprägt, zu wenig concret, als dass ein Versuch in dieser Richtung viel ergeben könnte.

Jedoch muss ein Affect von eigenthümlicher Beschaffenheit hier etwas eingehender behandelt werden, weil er im Reiche der Stimmungen und Gemüthszustände eine ästhetisch besonders wichtige Stellung einnimmt. Ich meine den Zustand, welcher den reinsten und stärksten, sozusagen den Genuss an sich darstellt, ich meine das, was wir den ekstatischen Zustand nennen. Unter Ekstase versteht man, — jedenfalls soll das Wort hier so gebraucht werden, — den mehr oder weniger ausgebildeten Zustand von Bewusstlosigkeit, von Unzugänglichkeit und Unempfindlichkeit für äussere Eindrücke, den man durch starke emotive Einwirkungen verschiedener Art hervorrufen kann. Es ist ja nicht unbegreiflich, dass eine bis zu überwältigender Stärke gesteigerte Stimmung die intellectuelle Thätigkeit ganz oder fast ganz aufheben kann, oder, was vielleicht richtiger ist, von einer solchen Aufhebung begleitet werden kann. Jeder starke Affect hat, wie die tägliche Erfahrung zeigt, einen störenden Einfluss auf Bewusstseins- und Denkvorgänge; natürlich lassen die Veränderungen des Blutumlaufs, welche die Affecte kennzeichnen, in der Regel die Organe für die übrigen seelischen Vorgänge nicht unberührt. Bekanntlich verliert jemand, der von Angst ergriffen wird, zugleich mehr oder weniger die Kraft klar zu denken, die Situation richtig zu würdigen, kurz er „verliert den Kopf"; der Wüthende sieht weder noch hört, noch überlegt er, sondern er ist „ausser sich" und dabei für äussere Unannehmlickeiten mehr oder weniger unempfindlich; der Frohe kann von seiner Stimmung so eingenommen sein, in so hohem Grade ausserhalb dessen, was ihn umgiebt, stehen, dass man als passende Bezeichnung das Wort „entzückt" für ihn gewählt hat[2]).

Bei jedem starken Affecte findet sich — wohl eher als Begleit- wie als Folgeerscheinung — eine Aufhebung des Verhältnisses zur Umgebung, ein gewisser Grad von Bewusstlosigkeit und Unempfänglichkeit. Tritt dieser Zustand stark in den Vordergrund, während sich die übrigen Affekterscheinungen verhältnissmässig wenig geltend machen, so bezeichnet man den Zustand als Ekstase. Wo sich z. B. eine von

---

1) Öhlenschläger berichtet in seinen „Erinnerungen" von einem Freunde (Rabbek) „Er musste immer eine Dame haben, in die er unglücklich verliebt sein konnte, das versetzte ihn in seinen Mussestunden in die elegische Stimmung, die er so sehr liebte.

2) Das Wort „entzückt" bedeutete ursprünglich, sogar noch zur Zeit Holberg's, dass man dieser Welt ganz entzogen ist.

religiöser Stimmung erfüllte Seele selbstvergessen und hingebend versenkt in ein seliges Beschauen der, und eine alles absorbirende Freude an der Gottheit, wo also nur Stimmung herrscht, und für andere Affekterscheinungen kein Raum ist, da sind die Bedingungen dafür gegeben, dass die Ekstase in ihrer reinen Form auftritt.

Die Ekstase ist also der reinste, uncomplicirteste Zustand des Genusses an sich, und kann deshalb gewiss das höchste Lustgefühl mit sich bringen, dessen der menschliche Organismus überhaupt fähig ist. Der Ekstatische fühlt „die himmlische Freude", hört die Engel singen und sieht den Himmel offen. Andererseits kann er aber auch vom tiefsten Schmerz erfüllt oder von der quälendsten Angst beherrscht sein, kann heisse Thränen über Jesu Wunden vergiessen, oder sich in Furcht vor den Höllenqualen winden.

Wahrscheinlich ist die vasomotorische Grundlage der Ekstase sehr verschiedenartig; wie stark die Innervation der Blutgefässe durch diesen Zustand beeinflusst sein kann, zeigt sehr frappant die Thatsache, dass bei ekstatischen Individuen Blutungen in der Haut oder auf ihrer Oberfläche oder blutige Schweisstropfen auftreten können.

Diese Erscheinungen haben oft den mystischen Nebel, der die Ekstase in den Augen der Laien umgiebt, noch verdichtet, zumal diese blutigen Stigmata der Ekstase oft an besonders bedeutungsvollen Stellen auftreten, so an denen der Dornenkrone, der Nagelwunden, des Lanzenstichs. Es wäre nicht weiter wunderbar, wenn ein so starkes Lustgefühl, wie das der Ekstase den Menschen sehr anzöge, und wenn die halbe Welt danach strebte, ihre Existenz in ekstatischer Entzückung zu durchleben. Das würde gewiss auch so sein, wenn es für die meisten Menschen nicht so sehr schwer und mühsam wäre, sich in einen vollentwickelten Zustand von Ekstase zu versetzen. Die Menschen sind in dieser Beziehung sehr verschieden begabt, nicht nur die verschiedenen Individuen, sondern anscheinend auch die verschiedenen Rassen. Die Ekstase hat immer unter den Orientalen geblüht, vor allem in Egypten, Kleinasien, Persien, Indien. Aber selbst bei den so sehr disponirten Bewohnern dieser Länder ist eine besondere, recht schwierige Vorbereitung für die Erreichung der ekstatischen Entzückung erforderlich; die durch verschiedene künstliche Mittel aufs Höchste gesteigerte exaltirte Stimmung, durch welche man die Ekstase oft zu erreichen sucht, reicht dazu meist nicht ganz aus. Ihre Wirkung muss durch äussere, auf den Blutdruck im Hirn hinwirkenden Mittel unterstützt werden. Die Derwische, die ja nicht blos der, sondern auch von der Ekstase leben, drehen sich bei ihren religiösen Exerzitien in so schwindelnder Schnelligkeit und so merkwürdiger Ausdauer um sich selbst, dass man schon beim blossen Zusehen das Gefühl hat, verrückt zu werden. Andere Secten suchen die für die Ekstase nöthigen Kreislaufstörungen dadurch herbeizuführen,

dass sie unglaublich schnell „bis 400 Mal in der Minute, mit der Uhr in der Hand gezählt", den Kopf von einer Seite nach der andern werfen, bis sie in Convulsionen verfallen[1]). Das ist ja nun nicht jedermanns Sache; unter civilisirten Völkern kommt eine vollständige Ekstase jetzt auch nur bei besonders disponirten Individuen vor, und zwar nur bei Frauen und Kindern, und im ganzen so selten, dass sie für krankhaft, für eine hysterische Erscheinung gilt. In solchen Fällen kommt die Ekstase zu Stande, ohne dass stark circulationsstörende Handlungen, wie sie die orientalischen Fanatiker vornehmen, einwirken, vielmehr lediglich als ein affectiv-vasomotorischer Vorgang, und dabei handelt es sich bekanntlich fast immer um religiöse Gemüthsbewegungen, die ja für die Ekstase am wirksamsten erscheinen. Kein Genuss ist so überwältigend wie der religiöse, jedenfalls giebt es kein harmloseres Mittel zur Erzielung der Ekstase; und das Lustgefühl, welches auch ganz leichte, ekstatische Zustände mit sich führen, wird ja oft dadurch erreicht, dass man sich in religiöse Entzückung versetzt. Ein massenhaftes, gewissermaſsen epidemisches Auftreten der Ekstase und ihre Ausdehnung auch auf nicht disponirte Individuen — und deshalb auch oft sogar auf Männer — ist nicht selten in Zeiten beobachtet worden, wo die Gemüther langdauernde und tiefe Erschütterungen erfahren haben, z. B. durch mörderische Seuchen oder starke religiöse Bewegungen.

Zur Zeit der christlichen Märtyrer waren ekstatische Zustände ziemlich alltäglich; auch nach der furchtbaren Seuche des „schwarzen Tods" im 14. Jahrhundert führte die alle Welt beherrschende Unruhe und Angst zu Epidemieen von ekstatischen Zuständen, die ein Land nach dem anderen ergriffen. Unter Bussliedern zogen die Flagellanten durch ganz Europa, und wurden sympathisch aufgenommen, so lange die durch das grosse Sterben erregte ängstliche Unruhe dauerte.

In unserem Klima und unter den civilisirten Völkern sind voll entwickelte ekstatische Zustände so selten, dass sie für pathologisch gelten; anders aber mit den nur halb entwickelten Formen der Ekstase. Sie werden nur meist anders bezeichnet, und deswegen in ihren Wesen verkannt; aber Jeder kennt aus der Selbstbeobachtung oder der Betrachtung Anderer jenes unbestimmte Genussgefühl, welches einen so fesselt,

---

[1]) Der türkische Arzt Zambacco berichtete auf dem medizinischen Congress in Kopenhagen von der Sekte der Raphai folgendes: „Nachdem sie ganze Stunden lang gesprungen, getanzt, ihren Körper nach allen Richtungen geschwungen und in allen Tonarten geheult haben, verfallen sie Krämpfe. Wenn ihr Wahnwitz den Höhepunkt erreicht hat, sind sie gegen Schmerz derartig unempfindlich, dass sie ihre Haut und ihre Glieder mit langen Nadeln durchbohren, ohne Schmerzenszeichen zu geben. Sie verschlucken dann Glas, Scherben, Messer, trockene Kaktusblätter, scheussliche Skorpione und Schlangen. Ihr Scheich haut mit Keulen und Säbeln auf sie los; ihr rasendes Delirium hat sie um alles Gefühl und alle Vernunft gebracht."

dass man sich und die Welt vergisst. Wenn man in solchen Fällen z. B. sagt, dass einen der Parsifal in Ekstase versetzt, so will man damit nicht einen Zustand wie den eines tanzenden Derwischs oder eines Fakirs bezeichnen, aber doch etwas im Grunde Aehnliches. Wenn jemand „in Begeisterung schwimmt“ oder vor Entzücken „ganz ausser sich“ ist, so haben diese Zustände, wie die Ekstase, das Merkmal, dass einen ein Eindruck — einer Person, eines Gegenstandes oder einer Darstellung — so ganz gefangen nimmt, dass die Erregbarkeit des Gehirns für alle anderen Einwirkungen herabgesetzt oder aufgehoben ist.

Für die Frage nach dem Wesen des Kunstgenusses ist hier die grosse Rolle von Bedeutung, welche die Bewunderung als Lustgefühl erhält. Die Bewunderung ist ja nur ein Grad — ein ganz niedriger oder doch alltäglicher, aber gerade deshalb ein so wichtiger — der ekstatischen Stimmung, und diese Verwandtschaft zeigt sich auch in der sprachlichen Ausdruckform der Bewunderung.

Wenn ein dänischer Dichter die tiefen Worte spricht, „ewige Bewunderung ist unseres Herzens Verlangen“, so zeigt er nur, wie natürlich es wäre, wenn die Menschen ihr Leben in beständiger Ekstase hinzuleben suchten. In der höchsten Ekstase kann man natürlich nicht leicht und nicht häufig sein; man begnügt sich mit einer schwachen Form, der Bewunderung, d. h. im Grunde genommen, mit einem leichteren Grade der vasomotorischen Erregungen, welche die Ekstase bedingen und fühlt dabei — diesen Grad nennen wir Bewunderung — schon einen Genuss.

Die Natur bietet der Bewunderung unerschöpfliche Quellen; aber — und das interessirt uns hier besonders — um nun jeder Zeit in diese genussreiche Stimmung kommen zu können, haben die Menschen verstanden, sich in unbegrenzter Zahl Gegenstände der Bewunderung zu verschaffen.

Das verleiht der Bewunderung ihre grosse Bedeutung für den Kunstgenuss; deshalb komme ich auf sie weiter unten bei Erörterung des Weges, auf welchem die Kunst ihre Gesammtwirkung hervorruft, zurück. Hier will ich nur vorläufig bemerken, dass das Moment, welches bei einem Werke oder einer Vorführung Bewunderung hervorruft, natürlich keine ihnen anhaftende positive Eigenschaft ist, sondern eine Vorstellung, welche das Werk oder die Vorführung hervorruft, und zwar im Besonderen die Vorstellung überwundener Schwierigkeiten. Ich kann z. B. Bewunderung und damit Genuss vor einer Metall- oder Glas-Arbeit fühlen, solange ich sie für das Product einer schwierigen oder kunstgeübten Handarbeit (Schmieden, Schleifen u. dgl.) halte; aber dieser Genuss verschwindet in dem Augenblicke, wo ich erfahre, dass die Arbeit mühelos, z. B. durch einfaches Giessen producirt worden ist, und doch ruft der Gegenstand in beiden Fällen denselben Sinneseindruck hervor.

Man muss sich, wie ich später eingehender zeigen werde, darüber ganz klar sein, wenn man die grosse Bedeutung der Bewunderung beim Kunstgenusse richtig verstehen will.

Ich habe bisher bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben, dass nicht bewiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, dass bestimmte Gemüthsbewegungen an sich uns grösseren Genuss zu bereiten im Stande sind, als andere. Zorn, Trauer, Angst u. s. w. können eben so starke Lustgefühle werden, wie die Freude; wenn im praktischen Leben die Affecte als Genussmittel so verschieden wirken, so liegt das wohl in erster Linie entweder an begleitenden Umständen oder an ihren verschiedenen Ursachen und Folgen. Die Trauer gewährt keinen Genuss, wenn sie durch den Tod eines lieben Freundes hervorgerufen wird, und der Genuss des Zorns geht verloren, wenn man daran denkt, dass man sich nicht von ihm beherrschen lassen darf.

Hier sind aber vielleicht ein paar Ausnahmen zuzulassen. Gewiss hat hier die Freude eine bevorzugte Stellung, weil sie, wie kein anderer Affekt, immer und unter allen Umständen ein Genuss ist, und namentlich deshalb, weil sie, so lange sie überhaupt aufrecht erhalten werden kann, dauernd als Lustgefühl wirkt, während Trauer, Angst, Spannung u. s. w. ziemlich bald aufhören, Genüsse zu sein und deshalb auch nur kurze Zeit hinter einander zu diese Zwecke verwendet werden; man wird ihrer sonst müde und ihre Wirkung schlägt in das Gegentheil um.

Das muss natürlich auf einer Verschiedenheit der physiologischen Entstehungsbedingungen beruhen, vermuthlich auf den folgenden: Die vasomotorischen Erscheinungen der Affekte sind in der Regel spastischer, krampfhafter Natur und bestehen in einer aktiven Zusammenziehung der Gefäss-Muskeln, deren Ergebniss entweder Zusammenziehung oder Erweiterung der feinen Arterien ist.

Solch eine spastische Zusammenziehung muss, nachdem sie einige Zeit gedauert hat, zur Ermüdung der dabei thätigen Muskeln und Nerven führen; sie kann nur mühsam beibehalten werden und wird von einem subjectiven Unbehagen begleitet sein, das mehr als eine Art psychischer Müdigkeit, als wie eine Muskelermüdung empfunden werden wird. Der Affect ist von einem Unlustgefühle begleitet und verschwindet schliesslich, auch wenn seine Ursache weiter besteht.

Mit der Freude verhält es sich aber anders; physiologisch betrachtet ist sie ein Zustand von Erweiterung der feinen Gefässe, der entweder durch einen Krampf der die Gefässe erweiternden, oder eine Erschlaffung, eine Lähmung der sie verengernden Muskeln entsteht. Ist letzterer Zustand die physiologische Seite der Freude — zum Unterschiede vom Zorne — so lässt sich ihr unbegrenztes Fortdauern, ohne Unbehagen oder Ermüdung, ihre Rolle als unbeschränkt Genuss bereitendes Mittel verstehen.

Natürlich lässt sich über diese Auffassung discutiren; für sie spricht aber auch die Thatsache, dass die chemischen Substanzen, welche auf rein körperlichem Wege eine frohe Stimmung herbeiführen, gefässerschlaffend wirken.

Eine weitere Ausnahme von dem Satze, dass alle Affecte in gleichem Maſse Genuss gewähren können, bildet die Enttäuschung.

Dieser Affect scheint nie mit den Zügen eines Lustgefühls aufzutreten, was man von keinem anderen Affekte sagen kann. Psychologisch erscheint diese negative Bedeutung der Enttäuschung selbstverständlich, sie tritt ein, wenn etwas Begehrtes nicht erreicht wird, mit anderen Worten also, nach der oben gegebenen Definition des Genusses: wenn einem ein Genuss entgeht. Dann kann die Enttäuschung also nicht als ein Genuss gefühlt werden.

Physiologisch betrachtet hat die Enttäuschung als körperliches Attribut ein Gefühl von Abspannung, Ermüdung, Schlaffheit, vielleicht der einzigen körperlichen Empfindung, die nie irgend ein Gefühl von Angenehmem weckt.

Dass unsere Genussszustände zum grossen und wesentlichen Theil aus unsern Gemüthsbewegungen stammen, oder vielmehr mit diesen zusammenfallen, identisch mit ihnen sind, kann wohl als feststehend betrachtet werden, und ihre Abhängigkeit von vasomotorischen Veränderungen ist demzufolge nicht anzuzweifeln. Aber eine andere Frage ist es, ob ein Affekt immer die nothwendige Voraussetzung des Genusses sein muss, ob nichts anderes uns ein Lustgefühl bereiten kann, als eine emotionelle Nerveninnervation. Hierauf wird jeder antworten, dass eine Gemüthsbewegung zum Zustandekommen eines Genusses durchaus nicht nöthig ist, dass die tägliche Erfahrung zeigt, wie wir durch alle unsere Sinnesorgane genussreiche Eindrücke aufnehmen können, ohne dass diese irgendwelche Gemüthsbewegung oder Stimmung erwecken. Wie gross auch unser Genuss bei einem Glase edlen Weins, bei dem Einathmen eines zarten Duftes, bei dem Anblick einer farbenprächtigen Dekoration sein mag, so wären das doch alles nicht Dinge, die unser Gemüth bewegen, sie brauchten es wenigstens nicht zu sein.

Das ist wohl iu gewissem Sinne wahr. Wir können sicher Genuss empfinden, ohne das, was man gewöhnlich Gemüthsbewegung nennt. Aber eine andere Frage ist es, ob wir Genuss empfinden können, ohne dass diesem Zustand irgend eine vasomotorische Veränderung zu Grunde liegt, von derselben Art, wie die, welche unsere Gemüthsbewegungen repräsentiren. Wir haben ja schon oft erwähnt, dass durchaus nicht jedes vasomotorische Innervationsphänomen die Veranlassung zu dem ist, was wir gemeinhin Gemüthsbewegung nennen; dazu gehört vor allem, dass diese Erscheinungen eine gewisse Stärke und Ausdehnung besitzen; ist letzteres nicht der Fall, so veranlassen sie keine emotionellen

Phänomene, können aber gleichwohl einen Genusszustand hervorrufen; und ausserdem hängt ja die emotionelle Wirkung in hohem Grade von der habituellen oder augenblicklichen Disposition des betreffenden Individuums ab. Man kann daher keine so bestimmte Grenzen ziehen, keinen prinzipiellen Unterschied aufstellen zwischen der emotionellen Gefässinnervation und derjenigen, die keine Gemüthsbewegung im conventionellen Sinne des Wortes hervorruft. Die Unklarheit kommt daher, dass man nach alter Gewohnheit seinen Ausgangspunkt von der Gemüthsbewegung nimmt, diesem ganz unphysiologischen und wissenschaftlich genommen unmöglichen Begriff, der nun aber einmal in der Psychologie Fuss gefasst hat, statt von der Gefässinnervation auszugehen und deren psychische Resultate zu analysiren. Die Frage muss also so gestellt werden: Können die vasomotorischen Veränderungen ein Genussgefühl hervorrufen, selbst wenn sie aus einem oder dem anderen Grunde, z. B. in Folge ihrer Ausdehnung oder Intensität nicht diejenigen Erscheinungen verursachen, durch welche unsere Gemüthsbewegungen charakterisirt werden. Um aber in diesem Punkt, wie überhaupt in dem Verhältniss des Genusses zu den vasomotorischen Functionen klar zu sehen, müssen wir dem Leser nothwendigerweise in kurzen Zügen die physiologischen Grundbedingungen ins Gedächtniss zurückrufen, wie sie in dem einleitenden Kapitel dargestellt worden sind.

---

Nach dem dort Erörterten können wir in einen Zustand des Genusses gerathen teils durch solche vasomotorische Reize, welche deutliche affective Erscheinungen: Gemütsbewegungen oder Stimmungen irgendwelcher Art hervorrufen; aber auch durch Reize, bei denen Gemüthsbewegungen fehlen. Dieser Unterschied ist physiologisch nicht wesentlich; der Unterschied zwischen den affectiven und den nicht-affectiven vasomotorischen Innervationen ist mehr scheinbar als wirklich und beruht nur auf Intensitäts-Unterschieden der Innervation; ganz leichte affective Vorgänge können für ihren Träger unmerklich sein, und es sieht dann aus, als käme der Genuss ohne jedes emotionelle Moment zu Stande, was wohl niemals der Fall ist.

---

Wir haben uns in der allgemeinen Theorie der Genusserzeugung noch einige Bedingungen klar zu machen, die von der grössten Bedeutung für die künstlerische Erregung des Genusslebens sind.

Wenn man etwas in der Welt zu Stande bringen soll, so muss man ausser über das Material auch über das richtige Verfahren verfügen. Ich schreibe solche Banalitäten nicht gern hin, aber es ist wichtig, das hier in Erinnerung zu bringen.

Die Genussmittel wirken nicht, oder wenig oder nur ganz vorübergehend, wenn sie nicht methodisch und nach gewissen Regeln angewendet werden, die aus der physiologischen Natur des Genusses hervorgehen; die Anwendung dieser Regeln ist viel wichtiger als die Natur der genusserregenden Sinneseindrücke.

Hierin ist die eine grosse Aufgabe der Kunst zu suchen; ich meine die genussreiche Anwendung der Abwechselung; in ihr hat die Kunst eines ihrer allgemeinen Mittel.

Das andere Mittel, das uns zur Verfügung steht, um Kunstgenuss hervorzurufen, ist die Erregung einer sympathischen Stimmung, die Erweckung genussreicher Affecte auf dem Wege der Sympathie, d. h. die Benutzung der enormen Suggestiv-Wirkung affectiver Erscheinungen.

Ohne Verständnis für die Bedeutung dieser beiden Momente der Physiologie des Genusses würde vieles unverständlich bleiben, namentlich aber würde man zu keiner Klarheit über das eigentliche Wesen des Kunstgenusses kommen; in ihnen ist die ganze Aufgabe der Kunst beschlossen.

---

## III. Die Abwechselung als Genussmittel.

Jeder Genuss hat seinen natürlichen Abschluss, man wird schliesslich, früher oder später, abgestumpft gegen ihn, oder wenn das nicht, so doch müde, „man bekommt die Sache über“.[1])

Hat man eine Weile mit Behagen am warmen Kamin gesessen oder sich in der Sonne gewärmt, so sehnt man sich unwillkürlich nach einem frischen Windstoss oder einem kühlen Bade, aber nur, um nach nicht allzu langer Zeit die Wärme wieder aufzusuchen. Keine Speise, kein Getränk behagt dem Gaumen längere Zeit nacheinander, und selbst in den ärmlichsten Verhältnissen sucht die Hausfrau Abwechselung in den Küchenzettel zu bringen, damit unter allzu grosser Einförmigkeit nicht der Appetit leidet. Wie bald ein einförmiger Farbeneindruck aufhört, einem zu gefallen, wie schnell ein einförmiger anhaltender Ton ermüdend, ja schliesslich ganz unerträglich wird, hat wohl jeder schon einmal erlebt.

---

[1]) La continuité dégoute en tout. Le froid est agréable pour se chauffer. Pascal, Pensées. Art. VI, 49.

So kommt es, dass die Abwechselung eine so ausserordentlich grosse Rolle in der Psychologie der Genüsse spielt. Eintönigkeit vernichtet sehr bald jeden Genuss. Wo es sich darum handelt, einen dauernden Genusszustand aufrecht zu erhalten, muss die erste Aufgabe sein, für Veränderung zu sorgen, und beim Entwerfen eines Programms für die eigenen Genüsse oder die Anderer ist es die grosse Kunst, zu berechnen, wie lange ein Genussmittel angewendet werden kann, ehe es seine Kraft verliert oder gar zur Plage wird, und wie die Eindrücke möglichst zweckmässig abwechseln müssen, um die grösstmögliche Genusswirkung hervorzurufen. Jedes genial componirte Menü, jedes vielverheissende Tivoliprogramm ist ein Beweis dafür, wieviel Geist, wieviel Ueberlegung in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden kann. Shakespeare beweist ein klares Verständniss für die Wirkung der Abwechselung, wenn er die rührendsten Auftritte, die grässlichsten Schreckensscenen mit burlesken Darstellungen abwechseln liess; und die Griechen, die sich wohl auf Genuss verstanden und den Drang nach Abwechselung respectirten, aber nicht wie die modernen Dramatiker, die Handlung unterbrechen durften, kamen diesem Bedürfniss des Publikums dadurch entgegen, dass sie regelmässig auf eine tragische Trilogie zur Aufmunterung der Zuschauer eine komische Farce folgen liessen.

Die Bedeutung der Abwechselung für den Genuss ist ja eine unbestrittene und auch im Ganzen so anerkannte Thatsache, dass eine ausführliche Beweisführung hier ganz überflüssig ist. Die ganze Sache sieht auch auf den ersten Blick höchst einfach und leicht erklärlich aus. Sobald man aber die Rolle der Abwechselung in ihrem Verhältnis zum Genuss etwas näher betrachtet, so kommt man sehr bald zu der Ueberzeugung, dass diese Rolle keineswegs in allen Fällen dieselbe ist und dass die physiologischen Aufgaben, die die Abwechselung zu erfüllen hat, höchst mannigfaltige sind.

Das Bedürfniss nach Abwechselung geht, wie schon aus Vorhergehendem klar sein wird, aus zwei verschiedenen Umständen beim Genuss hervor: 1. verliert jedes beliebige Genussmittel bei längerer ununterbrochener Anwendung seine Wirkung, man stumpft dagegen ab, 2. wirkt jeder Genuss früher oder später ermüdend, so dass Gleichgiltigkeit, ja sogar Unbehagen eintritt. Diese beiden Folgen, Abstumpfung und Müdigkeit, sind jedoch nur zeitweilige und verlieren sich, wenn man die Einwirkung des Genussmittels eine Weile unterbricht, wieder von selbst, sodass der Genuss wieder beginnen kann; vor Allem aber hindern sie nicht, dass Eindrücke anderer Art mit voller Kraft genusserzeugend wirken können; auf diese Weise ist es möglich, einen dauernden Genusszustand zu erhalten, indem man mit den Mitteln abwechselt.

Nun sind Abstumpfung und Müdigkeit zwei in physiologischer Hinsicht ganz verschiedene Zustände. Der erstere stammt aus den

percipirenden Nervenelementen, der zweite aus dem vasomotorischen Centrum. Es ist bekannt, dass jeder lange, ununterbrochen dauernde Sinneseindruck allmählich weniger stark percipirt wird, indem die auffassenden Nervenzellen allmählich weniger empfänglich geworden sind; aber indem ihre Funktionstüchtigkeit so verringert wird, muss, wie man leicht begreifen wird, auch der von ihnen ausgehende Impuls zu dem Gefässnervencentrum geschwächt und die emotionelle Reaction dadurch herabgesetzt werden. Brillat Savarin, ein feiner Beobachter auf dem Gebiete des Geschmacks, konnte eine so rapide Abschwächung der Geschmackseindrücke constatiren, dass er einen beständigen Wechsel der Weine bei der Mahlzeit verlangt, wenn man den vollen Genuss beim Trinken haben soll. Diese ganz populär gewordene Anschauung wird durch exacte physiologische Versuche, — zum Theil so einfacher Natur, dass Jeder sie mit Leichtigkeit nachmachen kann, — vollkommen bestätigt

Zwaardemaker u. A. haben gefunden, dass der für gastronomische Genüsse so wichtige Geruchssinn bei anhaltender Einwirkung eines und desselben Geruches schon nach einigen Secunden abgeschwächt wird, und dass die Empfindung nach einigen Minuten ganz aufhört. Aehnlich verhalten sich Gesichts- und Gefühls-Eindrücke; bei den ersteren ist die Abschwächung schon nach dem Bruchtheil einer Secunde merklich (Exner). Es ist also verständlich, dass jedes anhaltend einwirkende Genussmittel schnell an Wirkungsvermögen verliert.

Das kann wohl Abstumpfung, Unempfänglichkeit für lange fortgesetzte Genüsse hervorrufen, aber nicht Müdigkeit, Unbehagen; sie kommen auf ganz anderem Wege zu Stande, nämlich durch lange andauernde vasomotorische Erregung. Die Muskeln der Gefässwände ermüden bei fortgesetzter Contraction, die Gefässe werden schlaff und der emotionelle Zustand hört auf, obschon die centripetale Reizung, die zu Anfang als Genuss aufgefasst wurde, unverändert weiter besteht. Durch Verstärkung dieses Reizes gelingt es eine Zeit lang, die vasomotorische Erschlaffung zu überwinden. Aber früher oder später wird dieselbe so stark, dass nichts mehr im Stande ist, die Gefässmuskeln zum Zusammenziehen zu bringen; alle Emotionen, alle Genüsse von der Art, die die Ermattung hervorgerufen haben, sind für den Augenblick unmöglich und es tritt ein unangenehmes Gefühl von „Abspannung“, Mattigkeit, Schlaffheit ein. Will man sich unter diesen Umständen gleichwohl in einem dauernden Zustand von Genuss, von Lustgefühl erhalten, so kann dies nur durch ein Abwechseln mit den Genussmitteln geschehen, und zwar muss man darauf bedacht sein, eine andere Form der Gefässinnervation hervorzurufen, als die bisher bestehende. Man kann seinen Kummer lindern, indem man sich der Spannung oder dem Zorne aussetzt, sie aufsucht, oder mit anderen Worten: Wenn der

Gefässkrampf mit der entsprechenden Schwächung der willkürlichen Innervation wegen Ermüdung der Gefässmuskulatur nicht weiter fortdauern kann, so kann man sich weiterhin in einem Zustande affectiver Erregung erhalten, indem man Gefässspasmus — der erweiternden oder der verengernden Fasern —, verbunden mit Contraction der organischen Muskeln und erhöhter Innervation der willkürlichen Muskeln (Spannung), oder gesteigerte, aber incoordinirte willkürliche Innervation (Zorn) oder überhaupt einen neuen affectiv-vasomotorischen Zustand hervorruft.

Abwechselung wird also bei jeder fühlbar werdenden Abschwächung des Genusses nöthig sein, gleichviel ob dieselbe auf Abstumpfung der Sinnesempfindung oder auf vasomotorischer Ermüdung beruht, aber natürlich muss sie, je nachdem die eine oder die andere dieser Aufgaben zu erfüllen ist, ganz verschiedenen Character haben. Um der geschwächten Perception wieder aufzuhelfen, ist es nothwendig und meist auch genügend, mit den sensorischen Reizmitteln zu wechseln. Hat man so lange auf einen grünen Gegenstand gestarrt, dass man die grüne Farbe schon kaum mehr wahrnimmt, so kann man sich einen vollen Farbengenuss verschaffen, indem man ein anderes farbiges Object ansieht, ja man kann die Perception sogar verstärken, indem man die Complementärfarbe wählt. (Helmholtz.)

Hat man etwas Süsses gegessen, — so lange, dass man dem Geschmack gegenüber indifferent geworden ist, so wirken saure oder bittere Sachen desto intensiver usw. usw.

Anders verhält es sich mit der Abwechselung, die der vasomotorischen Ermattung abhelfen soll; hier wird ein Wechseln der Sinneseindrücke durchaus nicht immer zum Resultat führen, und zwar aus dem einfachen Grunde, dass ganz verschiedene Sensationen das Gefässnervensystem in genau derselben Weise beeinflussen können. Soll ein Genusszustand aufrecht erhalten werden trotz der Ermüdung, die bestimmte Gefässmuskeln, z. B. die verengernden, ergriffen hat, so muss man für Innervation von anderen Muskelgruppen, z. B. der erweiternden, Sorge tragen. Man muss hier rein empirisch zu Werke gehen und nach summarischer Erfahrung, die allerdings in den einzelnen Fällen nicht immer zutrifft. Bei den meisten Zuschauern im griechischen Theater hat wohl das Lachen die tragische Stimmung abgelöst, wenn nach Iphigenia oder Medea der Kyklop oder Silen auf die Bühne trat, aber es kommt doch einer oder der andere darunter vor, der durch etwas, was bei dem einen Gelächter hervorruft, in sentimentale Stimmung versetzt wird. Die Wirkungen auf die Gefässnerven lassen sich nie mit voller Sicherheit vorherbestimmen. Bestimmte Regeln für die Anwendung der Abwechselung können daher auf diesem Gebiete nicht gegeben werden: diese müssen von der Erfahrung und Menschenkenntnis dictirt werden und je nach den augenblicklichen Umständen wechseln. Was die eigene

Person anbelangt, so weiss natürlich jeder so ziemlich Bescheid über das Bedürfniss nach Abwechselung, sodass er in seinem Bemühen, dasselbe zu befriedigen, nicht leicht fehl gehen wird.

Wechsel der genusserregenden Eindrücke ist somit für das längere Aufrechterhalten eines Genusszustandes eine unabweisbare Bedingung; sorgt man nicht in entsprechender Weise für Abwechselung, so setzt man sich einer Pause im Genusse aus, die so lange dauert, bis sich der ermüdete vasomotorische Apparat erholt hat oder die abgestumpften Sinnesnerven wieder functionstüchtig geworden sind.

Damit aber ist die Rolle, welche die Abwechselung beim Genusse spielt, noch nicht vollkommen erschöpft; in manchen Fällen kommt ein Genuss überhaupt nur durch Abwechselung zu Stande, sodass man diese fast an sich als Genussmittel bezeichnen kann, jedenfalls aber als unentbehrliches Zubehör bei Sinneseindrücken im Allgemeinen, wenn diese einen unmittelbaren Genuss hervorrufen sollen. Die physiologischen Verhältnisse hierbei sind wohl streng genommen dieselben, welche überhaupt die Bedeutung der Abwechselung für den Genuss bedingen, aber die Phänomene und Resultate können einen wesentlich anderen Character haben, als dort, wo es sich darum handelt, gegen die Ermüdung und Abstumpfung anzukämpfen.

Der Anblick einer gleichmässig gefärbten Fläche, der fortgesetzte Eindruck eines ununterbrochenen Klanges gewährt keinen Genuss. Das Genussgefühl entsteht durch eine Veränderung der vasomotorischen Innervation. Bleibt diese unverändert, so entsteht kein Lustgefühl; der einförmige Sinneseindruck kann deshalb nur einen momentanen Genuss gewähren.

Es genügt also nicht, mit den Genussmitteln zu wechseln, um Abspannung zu vermeiden; es dürfen auch die einzelnen Eindrücke selbst nicht monoton sein. Hierin wurzelt das grosse Kunstgebiet der Decoration; hierin viel von den Gesetzen des musikalischen Genusses.

Aber gerade diese Beispiele für die Anwendung der Abwechselung in der Kunst führen nur zu der Thatsache hin, dass es hier nicht mit Abwechselung schlechthin gethan ist, sondern dass dieselbe, wenn sie volle Wirkung erzielen soll, mit Plan und Methode angewendet werden muss. Ich will nicht davon reden, dass es, wie wir alle wissen, Abwechselungen giebt, die nichts weniger als angenehm auf uns wirken und uns durchaus nicht in einen Genusszustand versetzen; darauf komme ich später zurück. Was uns hier interessirt und von eingreifender Bedeutung ist, ist der Umstand, dass die Abwechselung ganz bedeutend stärker wirkt, ja oft erst überhaupt zur Geltung kommt, wenn sie in gesetzmässiger bestimmter Form geboten wird, und zwar hauptsächlich so, dass ein und derselbe Sinneseindruck mit bestimmten Zwischenräumen wiederholt wird; diese Zwischenräume können entweder ganz

leer oder mit irgendwelchen anderen Eindrücken ausgefüllt sein. So entsteht das, was wir Rhytmus nennen. Wenn ich einer einfarbigen Fläche überdrüssig bin und sie mit unregelmässigen Strichen und Punkten oder mit beliebigen Farbenklexen bedecke, so habe ich gewiss Abwechselung in die Sache gebracht, dem Auge wechselnde Eindrücke verschafft, aber gar keine oder doch nur eine sehr geringe Genusswirkung erzielt. Ordne ich dagegen die Linien und Punkte in regelmässig wechselnden Gruppen oder Figuren an, so kann ich damit, wie manche Formen der Decoration beweisen, sehr wohl eine Genusswirkung hervorbringen.

Und wie mit den Gesichtseindrücken, verhält es sich nun auch mit denen des Gehörs. Es ist kein Genuss, eine Reihe eintöniger Laute von verschieden langer Dauer mit eingestreuten Pausen von ungleicher Länge anzuhören, wohingegen ein rhytmisches Wechseln von Tönen oder Tongruppen ja zu den stärksten Wirkungsmitteln der Musik gehört.

Es kann in dieser Uebersicht von summarischer Kürze keine Rede davon sein, auf eine nähere Analyse der einzelnen Genussmittel einzugehen, am wenigsten, wo es sich um ein so ausserordentlich reiches Phänomen handelt, wie den Rhytmus. Auf der anderen Seite ist seine Bedeutung so gross, dass ich mich einen Augenblick dabei aufhalten muss, um den Lesern, die noch nicht selbst über diesen Punkt nachgedacht haben, klar zu machen, welchen unendlichen Reichthum an Genuss wir durch Benutzung des Rhytmus mit den einfachsten Mitteln hervorbringen können. Nur wenn man hierfür einen Blick hat, wird man die grosse Wirkung vieler, anscheinend simpler Kunstmittel begreifen.

Der denkbar einfachste Rhytmus ist der, wo alle Sinneseindrücke einfach und gleichartig sind, mit Zwischenräumen von gleicher Länge, also:

— — — — — — —

Eine etwas stärkere Wirkung wird erreicht, indem man den Zwischenräumen eine andere Länge giebt als den Eindrücken, z. B.:

— — — — — — — — — — —

oder: ——— ——— ——— ——— ——— ———

und noch mehr, indem man den Zwischenräumen verschiedene Längen giebt:

— —   — —   — —   — —   — —

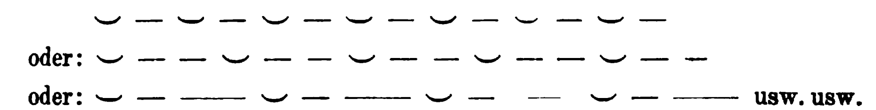
oder: — —  —  — —  —  — —  —  — —  —  usw.

Ebenso kann man die Eindrücke verschieden lang sein lassen, etwa:

——— — ——— — ——— .. — ——— —

oder: - -. — — ——— — — ——— — — ——— —

Schliesslich kann nun noch mit der Art und Form der Eindrücke abgewechselt werden, zugleich mit der Dauer der Zwischenräume und Eindrücke selbst, also z. B.:



Rhytmen der allerelementarsten Form können so nicht allein auf die mannigfaltigste Art combinirt, sondern auch bis ins Unendliche variirt werden, durch Farben und Formen, Laute und Töne. Man kann leicht sehen, dass sich auf diese Weise bei einer ganz einfachen ornamentalen Ausschmückung oder kunstlosen Melodie eine zahllose Menge von Abwechselungen hervorbringen lassen. Wenn man nur eine ganz einfache mäandrische Verschlingung von Linien daraufhin ansieht, was für rhytmische Abwechselung sie enthält, wird man bald entdecken, dass er vor einer Riesenarbeit steht. Aber unser Auge nimmt sie auf und wir empfinden dabei einen Genuss, obschon wir uns über die Wirkung der Einzelheiten keine Rechenschaft geben.

Worin liegt denn nun die Macht der rhytmischen Abwechselung oder Wiederholung? Diese Frage kann Niemand mit voller Bestimmtheit beantworten. Indessen kommt es mir doch vor, als liesse sich folgendes Raisonnement anstellen: Was ist in physiologischer Beziehung der Unterschied zwischen regelmässiger und regelloser Abwechselung? Doch wohl hauptsächlich der, dass bei der regelmässigen Abwechselung in jedem Zwischenraum zwischen den Eindrücken ein Zustand der Erwartung eintritt, — darauf sogleich eine Erfüllung dieser Erwartung, — und wieder eine Erwartung, wieder eine Erfüllung, — wovon natürlich bei rein zufälliger, regelloser Abwechselung keine Rede sein kann. Jedermann weiss z. B., wie man beim Lesen griechischer Distichen jedesmal beim Schluss des Hexameters in angenehmer, bestimmter Erwartung des Pentameters sich befindet. Jede Erwartung ist nun mit Spannung identisch: der Reiz des Rhytmus besteht also in beständig wiederkehrender Spannung mit darauf folgender Lösung, und die grosse Bedeutung der Spannung als Lustgefühl habe ich ja schon früher erörtert.

Nun könnte man allerdings gegen diese einfache Erklärung des Rhytmus als Genussmittel einwenden, dass, wenn es sich hier in der That nur um die durch Wiederholung geweckte Erwartung und Spannung handelt, man auch durch rhytmische Reizungen der niederen Sinnesorgane einen Genuss hervorzubringen im Stande sein müsste, was faktisch nicht der Fall ist. Das rhytmische Lustgefühl wird nur durch Auge und Ohr, in ganz minimalem Grade durch das Hautgefühl und absolut gar nicht durch Geruch und Geschmack hervorgerufen, obschon man

selbstverständlich auch auf die drei letztgenannten Sinne rhytmisch einwirken kann. Warum wird der Genuss an dem Duft einer Rose nicht dadurch erhöht, dass der Sinneseindruck durch regelmässige, wechselnde, längere oder kürzere Zwischenräume unterbricht? Warum wird die Freude, der Genuss beim Wein nicht intensiver, wenn man die nothwendige Abwechselung rhytmisch eintreten lässt, sodass zwischen zwei Glas Rheinwein immer ein Glas Burgunder getrunken werden muss? Diese Thatsache ist leicht verständlich, wenn man an die langsame Entwickelung und das gradweise Verschwinden der niederen Sinneseindrücke im Vergleich mit den höheren denkt. Es vergeht eine relativ lange Zeit, ehe man die Sachen schmeckt, die man auf die Zunge bringt. Sie müssen zum Theil aufgelöst werden, die Epithelzellen und die Schmeckbecher durchdringen, bis sie die Geschmacksnerven beeinflussen können, und dann müssen sie erst wieder resorbirt und verdrängt werden, ehe ihre Wirkung aufhört; und ebenso geht es mit den Geruchsstoffen, wenn diese auch vielleicht, Dank ihrer luftförmigen Beschaffenheit, etwas schneller wirken.

Hier kann, wie man leicht einsehen wird, eine rhytmische Wiederholung von Eindrücken nicht leicht einen reinen, scharf umgrenzten Sinneseindruck hervorrufen; der eine Eindruck wird noch nicht verschwunden sein, ehe der andere beginnt, — und eine gewisse Schnelligkeit in der Abwechselung ist natürlich die Bedingung dafür, dass etwas überhaupt als Rhytmus aufgefasst wird.

Mit dem Gefühl verhält es sich auf diesem Gebiete wie mit Geruch und Geschmack, wenn auch vielleicht nicht ganz so scharf ausgeprägt, weshalb ein gewisses Wohlbehagen bei bestimmten rhytmischen Einwirkungen nicht ganz ausgeschlossen ist.

Die Abwechselung ist ein mächtiges Mittel zum Hervorrufen oder Verstärken vasomotorischer Phänomene, die durch Sinneseindrücke ins Leben gerufen werden, und oft ist dieselbe nothwendige Bedingung dafür, dass ein Eindruck zum Genuss wird, Lustgefühle erweckt. Aber damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass jede Abwechselung genussbringend ist, — das weiss ja jeder aus eigener Erfahrung. Auch Unlust und Unbehagen hängen ja von der Innervation unserer Blutgefässe ab, und von vornherein haben wir keinen Grund, anzunehmen, dass die Abwechselung nicht ebenso gut eine Plage sein könnte, wie ein Genuss.

Dass es sich in Wirklichkeit so verhält, dafür hat gewiss jeder eine reiche Fülle von Beispielen aus seiner Erfahrung bei der Hand. Nun wäre es aber zum Verständniss der Rolle, die die Abwechselung in der Kunst spielt, in hohem Grade wünschenswerth, dass man Gesetze aufstellen könnte für die Wirkung der Abwechselung, denn nur so wäre es möglich, dieselbe wirklich rationell anzuwenden, mit ganz sicherer Berechnung des Resultates.

Und doch liegt diese Möglichkeit noch in weiter Ferne, und die Verhältnisse sind auf diesem Gebiete noch so verwickelt, unsere Einsicht in diese Dinge noch zum Theil so unklar, dass man sich noch gar nicht an das Problem machen kann. Ich habe mich hier lediglich darauf beschränkt, auf einige Umstände hinzuweisen, die bei der Wirkung der Abwechselung auf uns zweifellos mitspielen.

So fällt es zuerst ins Auge und ist auch leicht begreiflich, dass die Wirkung der Abwechselung wesentlich von ihrer Intensität abhängt, oder mit anderen Worten von dem Gradunterschied der wechselnden Eindrücke. Blendend weisse und kohlschwarze Streifen nebeneinander bringen entschieden eine stärkere Wirkung hervor, als zwei verschiedene Nüancen von Grau. Kräftige Complementärfarben wie ausgesprochenes Hellgelb und Kornblau wirken intensiver als z. B. blau und grün. Ein sehr hoher und ein sehr tiefer Ton abwechselnd angeschlagen geben eine stärkere Wirkung als zwei Töne von ungefähr gleicher Höhe usw. usw. Bei sehr starkem Gegensatz zwischen den wechselnden Eindrücken kann es sogar dazu kommen, dass die Wirkung stärker wird als einem lieb ist. Die Farben „schreien“ dann, wie wir es nennen, die Klangkontraste sind zu scharf.

Von noch grösserer Bedeutung für die Intensität der Wirkung ist die Schnelligkeit, mit der die Abwechselung eintritt. Wie peinlich, ja geradezu unerträglich ein schnelles Wechseln sehr starker Eindrücke werden kann, hat gewiss schon jeder erfahren, der an einem Staketenzaun vorbeiging, durch den die Sonne schien. Ebenso kann man sich davon überzeugen, wenn man das Auge schnell über eine stark beleuchtete weisse Fläche gleiten lässt, auf der kräftige, parallellaufende schwarze Streifen gezogen sind. Während die Wirkung der Abwechselung im Allgemeinen erhöht wird, je schneller das Tempo dabei ist, so gilt das doch natürlich nur so lange, als man die einzelnen Eindrücke noch klar von einander unterscheiden kann; geht der Wechsel so schnell vor sich, dass die Eindrücke „zusammenfliessen“, so hört die Wirkung zuletzt vollständig auf.

Auch die Beschaffenheit des Rhytmus ist offenbar von Bedeutung für seine Wirkung; wenn er unklar, complicirt und schwer aufzufassen ist, so wirkt er nicht nur weniger kräftig als ein leicht fasslicher, ins Auge und ins Ohr fallender Rhytmus, sondern er kann sogar ausgesprochenes Unbehagen erregen.

Dazu kommt ferner, dass die Abwechselung, mag sie sonst noch so gut angepasst sein und sich, was Form, Geschwindigkeit und Grad anbetrifft, sehr gut zur Erweckung von Genuss eignen, doch die entgegengesetzte Wirkung hat, weil sie auf irgend eine Weise Anstoss erregt, weil sie vielleicht nicht zur Umgebung, zur augenblicklichen Situation, zu unserer Stimmung oder zu unseren vorgefassten Meinungen

passt, oder weil sie uns in unseren Gewohnheiten oder in unserem angeborenen Naturell verletzt. Auf diesen letzteren Punkt werde ich sogleich zurückkommen.

Um einem Missverständniss vorzubeugen, wenn später die Rede von der Bedeutung der Abwechselung in der Kunst sein wird, will ich hier daran erinnern, dass das Wort Abwechselung im Vorhergehenden, — wie es auch später geschehen wird, — in zwei nicht ganz kongruenten Bedeutungen gebraucht wird, eine nothwendige Folge der Armuth unserer Sprache, die für diese beiden Arten der Abwechselung keine besonderen Bezeichnungen hat. Wie man sich erinnern wird, handelt es sich bei dem Worte Abwechselung sowohl um das Wechseln der Eindrücke, das nothwendig ist, damit sie überhaupt einen Genuss erwecken, als auch um das, was der Ermüdung unseres Gefässnervencentrums und der Schlaffheit unserer Sinneswerkzeuge, die durch zu lange dauernde einförmige Reizung stumpf geworden sind, vorbeugen soll. Beide Arten von Abwechselung spielen wichtige Rollen in der Kunst, die erstere besonders durch die Bestrebungen, Genuss zu erwecken, die sich in den einzelnen Kunstwerken offenbaren, speziell in den dekorativen und architektonischen, ebenso wie in der Musik und zum Theil auch in der Poesie; — die andere besonders in der Schaffung immer neuer Kunstformen und Kunstrichtungen; und diese letztere Art der Abwechselung erstreckt ihren Einfluss auf alle Kunstarten, wenn auch in verschiedenem Grade.

Aber wie gross auch die Bedeutung beider Formen der Abwechselung für den Kunstgenuss sein mag, sind sie doch nicht gleich unentbehrlich, Wenn Formen, Farben oder Töne einen Genuss hervorbringen sollen, so ist es, wie wir gesehen haben, eine physiologische Bedingung. dass Abwechselung in den Eindrücken vorhanden ist, sonst bleiben sie wirkungslos. Auf diesem Gebiet ist der Drang nach Abwechselung also absolut, imperativ und stets vorhanden. Nicht so steht es mit dem Drang nach Ablösung der schon zu lange dauernden Eindrücke, dem „Neuheitsbedürfniss“, wie wir es nennen könnten. Dieses Bedürfniss ist gewiss oft ausserordentlich stark, und der Kunstgenuss hängt gewiss in vielen Fällen ganz allein von seiner Befriedigung ab, aber es hängt in viel höherem Maſse als das Bedürfniss nach wechselnden Sinneseindrücken von den individuellen Eigenthümlichkeiten und Dispositionen des Betreffenden ab.

Es giebt kein allgemein gültiges Gesetz dafür, wie schnell unter dem Einfluss monotoner Eindrücke die Sinnesorgane erschlaffen, der vasomotorische Apparat ermüdet; das geschieht bei dem einen schneller, bei dem anderen langsamer; manche brauchen daher einen schnellen Wechsel der Eindrücke, wenn sie dauernd im Genusszustand bleiben wollen, andere können denselben Eindrücken lange mit gleichbleibendem

Genuss unterworfen bleiben und merken erst viel später ein Bedürfniss nach Abwechselung. Diese Verschiedenheiten tragen ja gerade so sehr viel dazu bei, den Menschen ihren verschiedenen geistigen Habitus aufzuprägen.

Direct in Opposition zu dem „Neuheitsdrang" steht, wie schon erwähnt, das was wir die „Macht der Gewohnheit" nennen, infolge welcher das Neue überhaupt, besonders auf dem Gebiete der Kunst, bloss in seiner Eigenschaft als „Neues" Unbehagen an Stelle von Genuss erweckt; besonders muss man in Betracht ziehen, dass der Genusszustand nicht etwas ist, das allen Menschen erwünscht ist. Der vasomotorische Zustand, der den Genuss bedingt, harmonirt ja gar nicht mit dem Zustande, der bei intensiver Anwendung der Verstandeskräfte besteht; der Forscher und der Denker lieben es nicht, durch die emotionelle Störung des Hirnkreislaufs allzusehr aus ihren intellectuellen Gleisen herausgeführt zu werden, wie neue und wechselnde Eindrücke es mit sich bringen.

Die emotionelle Innervation wirkt — durch Derivation oder collaterale Fluxion — störend auf den Kreislauf im Gehirn zurück und ist dem Forscher aus dem Grunde unbequem und störend. Für ihn kann daher die Abwechselung, das Neue mit seiner kräftigen Wirkung auf das emotionelle Gefässsystem leicht zur Plage, zur unwillkommenen Ablenkung werden; er bleibt lieber bei seinen Gewohnheiten. Der Hauptunterschied zwischen dem künstlerisch veranlagten und dem Verstandesmenschen dürfte wohl in ihrer verschiedenen Stellung zur Abwechselung zu suchen sein, mag diese nun aus angeborenen oder durch lange Gewohnheit erworbenen Dispositionen stammen. Im übrigen aber ist der Drang nach den vasomotorischen Spannungen der Abwechselung auch für die ethische Seite des Lebens nicht ohne Bedeutung. Derjenige, welcher, wie der Mann in der bekannten Komödie Holberg's, „sehr bald eine Art Essen und eine Art Weiber über kriegt" und nur treu bleibt „dir, du schöner Branntwein", wird es einigermaſsen schwierig finden, mit der conventionellen Moral auf gutem Fuss zu bleiben, und so wird es auch mancher künstlerisch veranlagten Natur mit ihrem angeborenen starken Abwechselungsbedürfniss gehen.

Die an sich schon starke emotionelle Wirkung der Abwechselung kann nun noch bedeutend erhöht werden durch Anwendung eines Mittels, das sich in der Kunst grosser Beliebtheit erfreut, nämlich dadurch, dass man bei dem Wechseln der Eindrücke gelegentlich einen unterlaufen lässt, der nach den gegebenen Voraussetzungen gar nicht zu erwarten war. Man wird leicht einsehen, dass diese Methode vorzugsweise da verwendbar ist, wo die Abwechselung im übrigen einen rhytmischen Character trägt und wo man deshalb jederzeit ganz genau zu wissen glaubt, was kommen wird. Unterbricht man hier plötzlich den Rhyt-

mus, lässt man z. B. zwischen regelmäfsigen Glockenklängen plötzlich einen völlig anderen Laut einfallen, oder setzt man nach einer wechselnden Reihe blau und gelber Streifen plötzlich einen rothen, so schafft man damit eine verstärkte vasomotorische Wirkung und es entsteht das Phänomen, das wir in der Psychologie als Ueberraschung bezeichnen. Der starke Affect, der diesen Namen trägt, kann nun von dem Betreffenden auf sehr verschiedene Weise empfunden werden. Ueberraschung kann, wie jede plötzliche, gewaltsame Abwechselung, unbehaglich, qualvoll wirken, bloss durch ihre Intensität; sie kann aber auch, — und das geschieht oft, — als ein Mittel gebraucht werden, um die Genusswirkung der Abwechselung zu erhöhen, ganz besonders, um sie wieder zu beleben, wenn der Rhythmus selbst durch häufige Wiederholung desselben Motivs in Gefahr ist, wirkungslos zu werden. So lange der Rhythmus dagegen, so wie er ist, Spannung hervorruft und Genuss bereitet, wird die Ueberraschung leicht zur unangenehmen Enttäuschung über das Ausbleiben des erwarteten Eindrucks, und die Enttäuschung ist, wie man sich erinnern wird, der grösste Feind des Genusses, ja die Negation des Genusses. Die Ueberraschung muss daher mit viel Takt und Vorsicht verwendet werden.

Selbstverständlich ist nicht ausschliesslich die durch den Rythmus hervorgebrachte Erwartung die Grundlage für die Ueberraschung. Eine wohlbegründete Vermuthung der Art und Beschaffenheit der zu erwartenden Eindrücke kann sich auf ganz andere Umstände stützen als auf eine bisher innegehaltene regelmässige Abwechselung; und wenn nun etwas ganz dieser Vermuthung entgegen geschieht, so ist die Wirkung ganz ähnlich, wie bei der Unterbrechung des Rythmus. Wenn z. B. der Künstler in einem Werk, das durchweg in einem bestimmten Stil und Ton gehalten ist, an irgend einem Punkte plötzlich ganz aus dem Stile fällt, indem er Gedanken, Formen, Ausdrücke anbringt, die zu dem sonstigen Ton, der das Werk characterisirt, durchaus nicht passen, so giebt das eine Ueberraschung, die je nach den Umständen angenehm oder unangenehm sein kann, deren Genusswirkung aber oft ausserordentlich stark ist und die deshalb in der Kunst, besonders der Musik und Poesie vielfach Anwendung findet. Dass diese Methode sich für die bildenden Künste nicht besonders eignet, liegt auf der Hand. Die Ueberraschung hört doch eben auf das zu sein, was sie ist, wenn man sie beständig vor Augen hat, denn auf dem unerwarteten Erscheinen beruht ja eben ihre Wirkung und ihre ganze Kraft. Wenn man an einem Bauwerk, das sonst im strengen Renaissancestil durchgeführt ist, an irgend einer Stelle ein gothisches oder maurisches Ornament anbringt, so bringt das wohl bei dem Fremden, der das Gebäude zum ersten Mal sieht, eine Ueberraschung und damit eine Genusswirkung hervor; aber für die Bewohner der Stadt, die dieses Kunstwerk

beständig vor Augen haben, ist die Sache längst keine Ueberraschung mehr und hat natürlich auch nicht die Wirkung einer solchen. Anders in der Poesie, wo die Wirkung der Ueberraschung ganz momentan ist und nur nach so langen Zwischenräumen wiederholt wird, wie man sie für den Kunstgenuss zweckmässig findet. Hier ist die Ueberraschung an der rechten Stelle und lässt sich mit gutem Erfolg verwenden unter der Bedingung, dass sie nicht zu häufig in derselben Form verwendet wird. Oft sind diese Ueberraschungen rein sprachlicher Natur, so z. B. wenn mitten in ganz einfachem schlichtem Stil plötzlich auffallende Worte, Neologismen etc. vorkommen, oder dergleichen; aber disse Methode muss mit ganz besonderer Discretion und Vorsicht verwendet werden, und sie bringt auch nicht so starke Wirkungen hervor, wie z. B. ein plötzliches Wechseln des Gefühlstones, wo der leichte, spielende Ton plötzlich in einen melancholisch-elegischen umschlägt, oder umgekehrt. Heine's Effecte beruhen bekanntlich auf diesem Kunstgriff.

Die Methode ist, wie die Erfahrung lehrt, gut und wirksam, aber in weniger kundigen, geübten Händen ist sie eine gefährliche Sache, denn eine Uebertreibung des Prinzips führt leicht auf Gebiete, auf die man gar nicht kommen wollte. Wenn nämlich der Gegensatz zu krass, die Ueberraschung zu stark wird, so fällt die Wirkung unter den ästhetischen Begriff der „Komik", die ja an sich eine sehr gute Sache ist, nur dann nicht, wenn man etwas ganz anderes angestrebt hat, wenn sie unfreiwillig kommt. In sehr vielen Fällen wird ja die Ueberraschung gerade mit der Absicht, komische Wirkungen zu erzielen, angewendet, oder, um es korrekter auszudrücken, die stärksten, krassesten Effecte dieser Art, die stilistischen Ueberraschungen, die aller wohlbegründeten Erwartungen zu spotten, und was Stil und Sinn betrifft, die ungereimtesten zu sein scheinen, gerade sie werden sehr häufig und in sehr ausgedehntem Maasse in den Dienst der Dichtkunst gestellt, und fallen hier unter jene Kategorie von Kunstmitteln, die wir unter dem Namen „Komik" zusammenfassen. Selbstverständlich kann eine komische Wirkung auch auf ganz andere Art erzielt werden, und alle Versuche, die mannigfachen Arten von Komik unter eine Definition zusammenzufassen, sind immer missglückt. Die hier erwähnte Art der Komik, die in einer auf die Spitze getriebenen stilistischen Ueberraschung besteht, wird besonders von den englischen Humoristen und ihren Nachahmern angewendet; oder es ist vielleicht richtiger, zu sagen, dass der Humor in der Anwendung grotesker stilistischer Ueberraschungen besteht; diese kommen zu Stande durch ein Gruppiren von mehr oder weniger incommensurablen Dingen unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt, – etwas, was man wohl immer als Characteristikum des Humors angesehen hat. Zahllose Beispiele hierfür findet man in Dickens, der überhaupt als typischer Vertreter dieser Art von Komik gelten kann.

Bisher war immer nur die Rede von Ueberraschungen, die die Dichtkunst mit Hilfe von Sprache und Stil in Anwendung bringt, und doch giebt es noch solche von weit kräftigerer Wirkung. Ich meine hier die unerwarteten Gedanken, mit denen ein Dichterwort uns überraschen kann, das hat, wie man mir bei etwas Ueberlegung leicht zugeben wird, nichts mit der Kunst zu thun. Gedanken sind Naturproducte und können uns als solche Genuss bereiten, aber keinen Kunstgenuss; dieser hängt nicht von den Gedanken selbst, sondern nur von der Form ab, in welcher sie uns dargeboten werden. Dagegen werden überraschende Begebenheiten und Handlungen sehr häufig und mit viel Glück und grosser Wirkung in der Poesie verwandt, — mit um so grösserer Wirkung, je ungereimter, vernunftwidriger der Bruch mit allem, was man nach den gegebenen Voraussetzungen erwarten durfte, ist; diese Wirkung fällt dann in das Gebiet der Farce.

---

## IV. Die sympathische Gemüthserregung.

Ich habe im Vorhergehenden schon öfters auf die in physiologischer Beziehung höchst bemerkenswerthe Thatsache hingewiesen, dass man von einer Gemüthsbewegung ergriffen, in eine Stimmung versetzt werden kann nur dadurch, dass man diese Stimmung bei Andern beobachtet: dass man sich mitgrämen kann, wenn man einen recht sorgenvollen Menschen sieht, ohne für eigene Rechnung irgend welchen Grund zum Kummer zu haben, dass man von Schrecken ergriffen wird, bloss durch Zusammensein mit einem Menschen, der Furcht und Schrecken empfindet, u. s. w. Indessen haben wir alle Ursache, diesen Verhältnissen etwas näher auf den Grund zu kommen, da sie in der Psychologie der Gemütsbewegungen von ausserordentlicher Bedeutung sind, und beim Genuss, speciell beim Kunstgenuss, eine hervorragende Rolle spielen, — ganz zu schweigen von der Wichtigkeit derselben für die Beziehungen von Mensch zu Mensch, als geistiges Vereinigungsband zwischen ihnen; aber die letztere Seite der Sache gehört ja nicht hierher.

Diese Fähigkeit, von einer Stimmung zur anderen überzugehen, diese Uebertragbarkeit der Gemüthsbewegungen bildet das psychische Phänomen, das von Alters her mit dem Worte Sympathie (sympathische Gefühlserregung) bezeichnet worden ist. Dieser, seiner Zeit wunderbar treffende, präcise Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch im Lauf der Zeit bald eingeschränkt, bald erweitert worden ist, ist heute bereits so un-

klar und verschwommen, dass es oft, selbst bei Anwendung des Wortes auf wissenschaftlichem Gebiete, schwierig ist, genau festzustellen, was eigentlich damit gemeint ist.[1])

Im Dänischen hat man das Wort mit „Mitleid“ zu übersetzen gesucht; aber auch dieses Wort hat eine ganz andere Bedeutung bekommen, als das Original ursprünglich besass, und die hier beibehalten werden soll. Dies Wort „Mitleid“ ist doch vor allem nur auf die schmerzlichen, sorgen- und kummervollen Stimmungen beschränkt, denn bei Zorn oder Freude spricht man nicht von Mitleid. Eine viel bessere Uebersetzung des Wortes Sympathie ist „Mitgefühl“, aber auch dieses Wort haben wir vorzugsweise auf die schmerzlichen Stimmungen beschränkt, und ganz ähnlich geht es mit dem Wort „Theilnahme“.

Man muss nämlich festhalten, dass eine sympathetische Ansteckung mit allen Gemüthsbewegungen stattfinden kann, jedenfalls mit allen denen, deren physiologische Phänomene ins Auge fallend und deutlich bemerkbar sind. Diese Uebertragbarkeit ist ja übrigens so wohlbekannt, dass es unnöthig ist, näher darauf einzugehen; ich will darum hier nur in aller Kürze die wichtigsten Affecte berühren. Am häufigsten hat man wohl Gelegenheit, zu sehen, dass Freude ansteckt; jeder, der der Aufheiterung bedürftig ist, wird wissen, dass es kein besseres Mittel dafür giebt, als sich mit frohen Gesichtern zu umgeben und sich so direct der Ansteckungsgefahr auszusetzen; und wer hätte nicht schon das Unwiderstehliche des „ansteckenden“ Gelächters erfahren, das ja manchmal so gross ist, dass es einem recht unangenehm sein kann. — Ebenso allgemein anerkannt ist die Uebertragbarkeit der Furcht, des Schreckens, und wenn auch die Beispiele dafür weniger alltäglich sind, so sind sie dafür oft um so schlagender, wie z. B. die Fälle, wo eine Truppe, ein ganzes Heer, von „Panik“ überfallen wurde, ohne anderen Grund, als dass irgend einer Angst bekommen hatte, und die Sache allzu deutlich bemerkbar wurde. Notorischermaassen ist mehr als ein Gefecht verloren worden, weil die Soldaten plötzlich die Waffen fortwarfen und riefen: sauve qui peut! — nur weil sie den Einen oder Anderen Fersengeld geben sahen! Ebenso ist es ja bekannt, dass ein erschrecktes Pferd eine ganze Herde zu wilder Flucht veranlassen kann. Wie Zorn und Erbitterung sich von einem zum anderen fortpflanzen und schliesslich eine ganze Bevölkerung ergreifen kann, ohne dass der Einzelne eigentlich Grund zur Verbitterung hätte, dafür hat man besonders in Revolutionszeiten deutliche Beispiele; ohne

[1]) Höffding, der selbstverständlich präcise genug ist in der Anwendung des Wortes, braucht es in seiner Psychologie als Synonym für Altruismus, giebt dem Begriff also einen ganz anderen Umfang, als demselben, — in Uebereinstimmung mit seiner ursprünglichen Bedeutung, — hier beigelegt wird.

die Ansteckungskraft des Zornes, der Entrüstung, wären wohl die meisten Volkserhebungen nicht zu Stande gekommen.

Aber auch im Kleinen hat man häufig Gelegenheit zu sehen, wie die Erregung um sich greift, sich von einem auf den anderen überträgt, so dass schliesslich nichts als eine allgemeine Schlägerei die erhitzten Gemüther zu beruhigen vermag. Ebenso geht es mit der Sorge, dem Kummer. Bekanntlich ist es sehr schwer, seine heitere Stimmung zu bewahren, wenn man mitten in einer Schaar betrübter Menschen ist. Kummer und Trauer sind ja, wie schon bemerkt, die Affecte, die im allgemeinen Bewusstsein ganz besonders als Gegenstand von „Mitgefühl" und „Theilnahme" gelten, Begriffe, die in Bezug auf diese Affecte genau dem umfassenderen Begriffe Sympathie entsprechen. Die ausserordentliche Uebertragungsfähigkeit der Extase, wie sie sich bei vielen Gelegenheiten und in manchen Himmelsstrichen gezeigt hat und die Veranlassung so vieler wunderbarer Erscheinungen, namentlich auf religiösem Gebiet war, habe ich bereits weiter oben Gelegenheit gehabt, zu erwähnen.

Um die wahre Natur der (suggestiven) sympathischen Gefühlserregung in dem Sinne, welchen wir hier dem Worte beilegen, nicht zu verkennen, müssen wir uns nothwendigerweise erst darüber klar werden, was denn eigentlich so ansteckend wirkt, müssen wir einsehen, dass es sich hier lediglich um eine Uebertragung rein körperlicher Erscheinungen handelt; dabei bin ich mir wohl bewusst, dass es einige Schwierigkeiten haben wird, alteingewurzelte Vorstellungen auf diesem Gebiet auszurotten. Die allgemeine Auffassung scheint zu sein, dass der Anblick von Freude oder Sorge entsprechende Seelenzustände, d. h. also „die eigentlichen Gemüthsbewegungen" in uns erweckt, deren Ausdruck dann die äusseren emotionellen Erscheinungen sind. Diese Anschauungsweise hat ihren Ursprung in der immer noch nicht ganz überwundenen Auffassung der Gemüthsbewegungen als seelischer Entitäten. Was eine seelische Begebenheit zu dem macht, was wir Gemüthsbewegung nennen, ist, um es zu wiederholen, der Umstand, dass dieselbe unser vasomotorisches Nervensystem beeinflusst, und dass dadurch mittelbar oder unmittelbar körperliche Phänomene entstehen, die wir empfinden und auffassen. Kummer oder Sorge, ohne diese körperlichen Erscheinungen ist nichts, — ebensowenig wie Spannung, Freude etc. etc., und es bedarf, wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, überhaupt nicht immer einer seelischen Begebenheit, um diesen emotionellen Prozess hervorzurufen. Aber ist eine solche wirklich vorhanden, so bleibt sie eine einfache Erinnerung oder Gedankenverbindung oder was es sonst sein mag, bis sie eine Störung in der Innervation unserer Blutgefässe hervorgebracht hat; erst von diesem Augenblick an haben wir die Gemüthsbewegung. Die Mittheilung, dass ich in der Lotterie gewonnen habe, vermehrt meine Erkenntniss um eine Thatsache, die für meine

Finanzen von Interesse ist; aber eine Gemüthsbewegung, eine Freude verursacht sie mir erst, wenn sie eine Erweiterung meiner Blutgefässe verursacht, dadurch einen verstärkten Bewegungsimpuls schafft, u. s. w. u. s. w.

Es sind nun in der That auf dem Gebiet der Gemüthsbewegungen nur die körperlichen Erscheinungen, die ansteckend wirken, — sind sie doch das einzige für Andere bemerkbare an der Gemüthsbewegung; ein in der Tiefe der Seele versteckter Affect hat keine Möglichkeit, ansteckend auf die Umgebung zu wirken, wohingegen eine fingirte Gemüthsbewegung oft ebenso ansteckend wirkt, wie eine echte; daran kann man sich ja bei unbefangener Beobachtung, wenn man die Dinge anders als in der Beleuchtung vorgefasster Meinungen ansieht, mit Leichtigkeit überzeugen. Wir gerathen in gute Laune, wenn wir recht lustige Gesichter sehen, ja wir müssen mitlachen, wenn wir ausgelassenes Gelächter hören, — oft ohne die Ursache zu kennen — dafür aber kann uns irgend jemand noch so eifrig versichern, er sei unendlich lustig und froh, ja wir haben vielleicht allen Grund, anzunehmen, dass es wirklich so ist, und doch werden wir keine Spur sympathischer Gefühlserregung verspüren, wenn Gesicht und Gesten des Betreffenden gar nicht Zeugniss ablegen für seine glänzende Stimmung. Jeder Säugling lacht mit den Lachenden und weint mit den Weinenden, ohne dass man bei ihm irgend einen seelischen Ausgangspunkt für Freude oder Trauer annehmen könnte; ja es kann passiren, dass wir einem Bildwerk gegenüber, das irgend eine Stimmung treffend ausdrückt, unwillkürlich lächeln oder ein betrübtes Gesicht machen, obschon doch hier von irgend einer seelischen Uebertragung nicht die Rede sein kann. Welche grosse Macht die äusseren Zeichen der Gemüthsbewegungen besitzen, eben diese Phänomene auch bei anderen hervorzurufen, kann man am besten an den Mitteln sehen, die die Rhetorik verwendet, wenn es gilt, ein Publikum hinzureissen. Wenn es sich darum handelt, die Geschworenen zu rühren, die Leidenschaften eines Volkshaufens zu entflammen oder eine Versammlung in religiöse Extase zu versetzen, so wird ein kaltblütiger, ruhiger Redner, selbst wenn ihm die stärksten Gründe, die rührendsten, die schneidendsten Worte zu Gebote stehen, wenig ausrichten, hier bedarf es eines Danton mit seinen von Leidenschaft verzerrten Zügen, eines hl. Franziskus, dessen Augen von tiefer Begeisterung strahlen, eines Cicero, der über den Jammer seiner Klienten Thränen vergiesst.

Gerade auf Cicero selbst will ich mich hier berufen; sein Urtheil hat in dieser Sache ganz besonderes Gewicht, da er sich nicht nur auf's Eingehendste mit Theorie und Methode der Beredsamkeit beschäftigt hat, sondern selbst ein so anerkannter Meister in der Kunst, die Theilnahme des Publikums zu wecken, war, dass ihm, wenn die Rollen zwischen den zwei Vertheidigern vertheilt wurden, stets der Theil zufiel,

den die Römer „Commiseratio“ nannten, das Mitleiderwecken bei den Richtern, ein unentbehrliches Glied der römischen Vertheidigung. Er verstand sich also auf die Sache, ihm standen sowohl natürliche Anlagen, als Erfahrung und Uebung auf diesem Gebiete zur Seite, und es ist daher höchst interessant, wie bestimmt er sich über die Macht der äusseren emotionellen Phänomene auf die Zuhörer ausdrückt. „Ich war stets“ — so lässt er seinen Redner Antonius sagen — „wenn ich den Wunsch hatte, mit meiner Rede Mitleid oder Trauer, Unwillen oder Hass zu erwecken, von demselben Gefühle erfüllt, das ich hervorrufen wollte. Es ist nicht leicht, die Richter zum Zorn über ein Individuum zu bringen, wenn man selbst so aussieht, als nähme man die Sache nicht weiter ernst; oder zum Hass, wenn man ihnen nicht den Eindruck macht, als wäre man selbst von Hass gegen den Betreffenden erfüllt, oder zum Mitleid, wenn man ihnen nicht durch Worte, Ausdruck und Stimme, ja durch Thränen den Beweis liefert, dass man selbst Schmerz empfindet.[1]) Giebt es doch auf der ganzen Welt keinen so leicht entzündlichen Stoff, dass er von selbst in Flammen aufgehen könnte, und so giebt es auch keinen Menschen mit so lebhaftem, empfänglichem Geist, dass er beim Anhören einer Rede in Feuer gerathen könnte, wenn der Redner ihm nicht selbst Gluth und Flamme entgegenbringt. Und sollte man es befremdend finden, dass jemand so oft in Zorn entbrennen, Schmerz empfinden oder die Beute aller möglichen verschiedenen Gemüthsbewegungen werden sollte, besonders wenn es sich um die Angelegenheiten anderer handelt, so muss man in Betracht ziehen, dass in den Gesichtspunkten und Umständen, die man in seiner Rede darlegt und behandelt, eine grosse Gewalt liegt, sodass es keiner Simulation, keiner Schauspielerei bedarf.“ — — Soweit Cicero. — Ein anderer berühmter Redner, der gefragt wurde, welches wohl die Hauptpunkte der Beredsamkeit wären, antwortete darauf: „Vortrag, Vortrag und wieder Vortrag!“ Und das war ein Däne! Um die gewaltige sympathetische Macht der Rede recht zu würdigen, muss man einen Redner aus jenen Ländern gehört — und gesehen — haben, wo man es versteht, Stimme, Gesichtsausdruck, Gestikulationen mit aller diesen stimmungweckenden Mitteln zu Gebote stehenden Stärke anzuwenden. Bei uns nördlichen Völkern, die wir nur in geringem Grade über mimische Ausdrucksmittel verfügen, spielt ja die zündende, begeisternde oder rührende Beredsamkeit gar keine Rolle, — entschieden zum Vortheil der Besonnenheit unserer Entschlüsse, der Gerechtigkeit unserer Urtheile — aber sehr zum Nachtheil für unser Genussleben.

---

1) . . . . Pour bien exprimer ces caprices heureux,
C'est peu d'être poëte, il faut être amoureux.
Boileau: l'art poët. II, 44.

Die öffentliche Beredsamkeit nimmt bei uns nie den Character der Volksbelustigung an, was sie doch offenbar bei südlichen Nationen war und noch ist.

Man muss also im Klaren darüber sein, dass das Auffassen der körperlichen Symptome einer Gemüthsbewegung durch Auge oder Ohr im Stande ist, in uns unmittelbar, ohne jedes seelische Zwischenglied, dieselben Phänomene hervorzurufen, die wir beobachten. Die Sache ist ohne Zweifel vom physiologischen Standpunkt aus sehr merkwürdig, oder mit anderen Worten sehr dunkel, indessen ist sie kein isolirtes Phänomen, im Gegentheil stehen wir hier nur vor einer einzelnen Aeusserung eines umfassenden psycho-physiologischen Phänomens von grosser Tragweite, nämlich dem unwillkürlichen, „instinctiven" Impuls, den jeder Mensch hat, eine Bewegung, einen Laut, den er bei anderen hört, sofort selbst nachzuahmen, — was ja, wie jede andere sympathische Imitation durch Nachahmung der Muskelbewegungen geschieht. Dass dieser Nachahmungstrieb keine grössere Rolle in unserem Leben spielt, als es thatsächlich der Fall ist, dass wir also nicht beständig hintereinander herlaufen und uns gegenseitig nachäffen, liegt theils daran, dass wir gleichzeitig ein Bestreben haben, diesen Drang zu beherrschen, zu unterdrücken, theils auch in dem Umstande, dass er sich vorzugsweise gegenüber stark ausgeprägten Phänomenen und bei aufmerksamer Beobachtung derselben geltend macht. Eine nur flüchtig bemerkte und an sich nicht besonders in die Augen fallende Handlung giebt in der Regel keinen sehr starken Impuls zur Nachahmung ab, wenigstens bei Erwachsenen.

Im Uebrigen kann ja jeder bei einiger Selbstbeobachtung sich von dieser Thatsache leicht überzeugen, — die wohl auch allgemein anerkannt ist, wenn auch nicht mit gehöriger Würdigung ihrer Bedeutung auf verschiedenen psychologischen Gebieten. An und für sich ist ja die Schwierigkeit der Beherrschung des Nachahmungstriebes so gross, namentlich bei Kindern, dass förmlich eine Art Sport damit getrieben wird. Haben wir doch seiner Zeit alle erfahren, wie schwer es ist, nicht zu blinzeln, wenn der, dem wir in die Augen starren, es thut, oder einem Lächelnden ins Gesicht zu sehen, ohne selbst zu lächeln.[1])

Die Sache kann sogar manchmal recht peinlich werden, wenn wir z. B. durchaus gähnen müssen, sobald wir einen anderen gähnen sehen, oder wenn wir es nicht lassen können, uns zu räuspern, wenn Andere sich räuspern. Jede plötzliche, starke Bewegung ist an und für sich ansteckend; ich ertappe mich nicht selten darauf, dass ich die Bewegungen eines Mannes, der vor mir hergeht, nachahme, — z. B. mit den Armen fuchtele, wenn der vor mir Hergehende ausgleitet und dabei

---

[1]) Vergl. den Schlusspassus in Goncourt's „La Faustin".

mit den Armen um sich schlägt und wenn man mit Jemand spricht, der seine Rede mit lebhaften Gestikulationen begleitet, so kostet es oft Selbstbeherrschung, all die Bewegungen nicht nachzuahmen. Ja, wenn man sich sehr aufmerksam in Bewegung und Stellung einer Statue vertieft, kann es einem passiren, dass man sie unwillkürlich nachahmt.

Alles dies sind nur Kleinigkeiten. Eine wichtige Rolle spielt indessen die unwillkürliche Nachahmung bei Erziehung und Unterricht der Kinder, jedenfalls auf den frühen Entwickelungsstufen, ehe man ihnen durch gesprochene Worte Kenntnisse beibringen oder Intentionen bei ihnen erwecken kann. Man hat ja in der That kein anderes Mittel, einem ganz kleinen Kinde die ersten Fertigkeiten beizubringen, als indem man seinen Nachahmungstrieb benutzt. Hühnerzüchter bringen ihren in der Brütmaschine ausgekrochenen Küchelchen das Picken der Nahrung bei, indem sie ihnen mit der Fingerspitze die Pickbewegungen vormachen; und das kleine Kind lernt „wie gross es ist", ganz ohne zu verstehen, was das bedeutet, indem man die Arme hochhebt und diese Bewegung von ihm nachahmen lässt. Das beste Beispiel hierfür ist jedoch das Sprechenlernen. Man spricht dem Kinde die Laute vor, die man ihm beibringen will, und kraft seines Nachahmungstriebes wiederholt es dieselben, ohne dass dabei irgend ein bewusstes Streben mitspielte. Später, wenn die Reflexion sich entwickelt hat, ist es dann natürlich nicht so leicht, die Rolle der unwillkürlichen Nachahmung in Unterricht und Erziehung nachzuweisen.

Dass die emotionellen Bewegungsphänomene ansteckend wirken, darf uns also nicht so sehr verwundern, da diese Ansteckung, diese Uebertragung, durchaus kein vereinzelt dastehendes Phänomen, sondern im Gegentheil nur der spezielle Fall eines allgemeineren physiologischen Gesetzes ist, nach welchem Bewegungen durch blosse Beobachtung analoger Bewegungen bei Anderen hervorgerufen werden können.

Nichts destoweniger ist die Sache höchst merkwürdig, oder doch mit anderen Worten schwer mit unseren sonstigen nervenphysiologischen Vorstellungen zusammenzureimen. Dass der Anblick eines Bewegungsphänomens eine vasomotorische Innervation hervorrufen kann, ist an sich nicht das Merkwürdige; das gehört zu den bekannten Aeusserungen der Reflexwirkung; jeder Sinneseindruck übt, wie wir gesehen haben, gewisse Einflüsse auf den Contraktionsgrad unserer Blutgefässe aus; aber wie es zugeht, dass Gesichts- oder Gehöreindrücke gewisser Bewegungsphänomene gerade solche Innervationszustände hervorruft, dass ganz dieselben Erscheinungen beim Zuhörer oder Zuschauer auftreten, das liegt, meines Erachtens, bis jetzt noch ganz ausserhalb unseres Verständnisses, und muss als Thatsache schlechthin aufgefasst werden.

Eine wie grosse Rolle die sympathetisch erweckten Stimmungen für die Menschen in ihren Beziehungen zu einander spielen, darauf braucht nicht näher hingewiesen zu werden, und das liegt auch ausserhalb unseres heutigen Themas. Dagegen muss ich mich einen Augenblick bei dem Punkte aufhalten, welche Bedeutung diese Stimmungen für den Kunstgenuss haben. Nicht als ob es etwas Neues wäre, dass Sympathie und Kunst etwas mit einander zu thun haben, — werden doch die zwei Worte oft genug in einem Athem genannt — sondern weil man sich ihr Verhältniss zu einander noch nicht so recht klar gemacht, in seiner ganzen Tragweite begriffen hat, besonders da man ja im Ganzen überhaupt gewöhnt ist, das Wort Sympathie in anderer Bedeutung zu gebrauchen, als wir ihm hier beilegen.

Schon eine oberflächliche Beobachtung wird leicht zeigen, dass das sympathische Hervorrufen von Stimmungen ein viel weiteres Gebiet umfasst, als das, von dem bisher hier die Rede war. Jedermann weiss, dass nicht nur der Anblick eines emotionell bewegten Menschen selbst, — eines Kummervollen, eines Erschreckten etc. — sympathische Stimmungen bei uns erweckt, sondern schon die blosse Schilderung solcher Zustände, sei es in bildlicher Darstellung, sei es in Worten. Das liegt ja in der Natur der Sache. Was in letzter Instanz den vasomotorischen Effect hervorruft, aus dem nun wieder die sympathische Emotion hervorgeht, ist natürlich ein bestimmtes Gesichts- oder Gehörbild, das sich in unserem Sensorium gebildet hat. Auf welche Weise dieses Bild entstanden ist, ist vollkommen gleichgültig. Der Umstand, dass die körperlichen Aeusserungen der Affekte dasjenige sind, was sich überträgt, was „ansteckend wirkt“, macht es einleuchtend, dass gemalte oder plastische Wiedergaben solcher Zustände dieselbe Wirkung auf uns ausüben, wie der ursprüngliche Ausdruck selbst. Verwickelter ist schon der Prozess, wenn die sympathische Gefühlserregung durch Worte erweckt werden soll, durch die Schilderung der Gemüthsbewegungen Anderer in gesprochenen oder geschriebenen Worten, wie es sich ja die Dichtkunst so oft zur Aufgabe gestellt hat. Hier ist das subjective Bild der Gemüthsbewegung bei dem sympathisch Afficirten nicht ein unmittelbares Resultat der gelesenen oder gehörten Worte; wenn letztere ein Bild hervorrufen sollen, ist es nothwendig, dass Erinnerungsmaterial vorhanden ist, aus dem sich dieses zusammensetzen kann. Hat man nie einen Weinenden, einen Erschrockenen gesehen, so wird die Schilderung des Kummers und Schreckens mit Worten keinen entsprechenden Affekt in uns wachrufen. Die Aufgabe, allein durch Worte sympathische Stimmungen zu erwecken, gehört zweifellos zu den schwierigsten Aufgaben der Kunst, und wir wissen alle, wie viel stärker eine Tragödie auf uns wirkt, wenn wir sie spielen sehen, als wenn wir sie lesen, wenn die Worte durch das sichtbare Bild des Affectes unterstützt werden, als wenn

sie ganz auf eigene Hand wirken sollen. Dass es bei der dichterischen Schilderung von Gemüthsbewegung und Stimmungen in Wirklichkeit das Bild ihrer äusseren Erscheinungen ist, was sympathisch auf uns wirkt, davon haben die Dichter auch selbst manchmal ein instinktives Bewusstsein. Wenn es gilt, Mitgefühl zu erwecken, Theilnahme zu erregen, so wird der Dichter nicht sagen: „sie grämte sich“, oder „sie war froh“ oder „sie erschrak sich“, sondern: „jammernd und Hände ringend irrte sie umher“, oder „ihr silberhelles Lachen klang durch die Räume“ oder „sie stiess einen Schreckensschrei aus“ u. dergl., kurz, er giebt uns ein fertiges Bild und verlässt sich nicht darauf, dass wir uns erst selbst eines aus unseren Reminiscenzen zusammensetzen. Denn entbehren kann man das Bild nicht, — die Gestalt, mit der man sympathisiren soll, muss man vor sich sehen; Macbeth wird durch den Bericht von Banquo's Morde nicht im Mindesten erschüttert, — das Entsetzen fasst ihn erst, als das Bild des Ermordeten so lebhaft vor seiner Seele steht, dass er ihn vor sich zu sehen glaubt, und Shakespeare, dem es daran liegt, die Zuschauer, nicht Macbeth, zu erschüttern, lässt das Publikum diese Hallucination miterleben.

Diese Thatsache müssen wir also festhalten; Gemüthsbewegungen — und damit oft Genussempfindungen — werden von einem auf den andern übertragen durch blosse Perception ihrer sicht- und hörbaren Erscheinungen, gleichviel ob dieser Affekt ein natürlicher oder künstlicher, d. h. fingirter oder auch nur geschilderter ist. Dieses Verhältnis spielt die grösste Rolle auf dem Gebiet der Kunst und Aesthetik, und bildet die wesentliche Grundlage für alle grossen Kunstrichtungen. Wir haben oben gesehen, wie schwer es ist, unseren Bedarf an Genuss, unseren Drang nach emotionellen Aufregungen durch die Eindrücke zu decken, die uns, ohne eigenes Zuthun, durch die Aussenwelt zu Theil werden und die ja immer zufällig und unberechenbar sind; und ferner habe ich darauf aufmerksam gemacht, welche grossen Unannehmlichkeiten, ja Gefahren damit verbunden sein können, wenn man manche dieser genussreichen Stimmungen, — wie z. B. die Raserei, die Angst, das Entsetzen — auf natürlichem Wege hervorruft, d. h. indem man sich selbst in Situationen bringt, die solche Stimmungen erzeugen. Da die Menschen nun bald auf das Ansteckende solcher Stimmungen aufmerksam wurden und merkten, dass man ohne irgend welche Gefahren sich all diese Lustgefühle verschaffen kann, bloss, indem man die emotionellen Phänomene bei andern beobachtete, machten sie sich daran, diese Erfahrung auszunützen und sich die raffinirten Genüsse von Schreck und Raserei auf Kosten Anderer mit Hilfe von Kampfspielen, blutigen Arena-Vorstellungen, Menschenschlächtereien, Autodafés u. s. w. zu verschaffen. Und neben diesen mannigfachen Mitteln, die schwerlich das menschliche Bedürfniss nach dieser Art Genuss völlig befriedigen

konnten, und die ja auch meist von der Gesellschaft nicht gern gesehen werden, kam man schon seit den frühesten Zeiten darauf, Nachahmungen der Affekterscheinungen hervorzubrigen, mimisch oder bildnerisch, und sich von diesen sympathisch beeinflussen zu lassen, und so hatte man es endlich in seiner Macht, sich zu jeder Zeit und auf höchst ungefährliche Weise in einen Genusszustand zu versetzen; oder man befleissigte sich, so lebendige Schilderungen dieser Affekte in Worten zu geben, dass auch auf diesem Wege sympathische Gefühlserregung zu Stande kommen konnte. Die Werke und Leistungen, die als Frucht dieser Bestrebungen entstanden, hat man als Kunst bezeichnet; die beiden grossen Aufgaben der Kunst und zugleich ihre Faktoren sind also: Abwechselung und sympathische Gefühlserregung.

## Zweiter Abschnitt.

---

# Die Kunst.

## I. Einleitende Bemerkungen.

Das Genussverlangen des Menschen hat an der Natur allein nie völlige Befriedigung gefunden; was die Natur gewähren kann, steht nicht immer zur Verfügung, und ist namentlich nicht abwechslungsvoll und nicht pikant genug; der Mensch ist nicht für ein ewiges Idyll geschaffen.

Wenn die dem Menschen eigene Begier nach Genuss wirklich befriedigt werden sollte, so musste der Mensch selbst Genussmittel hervorbringen, die einerseits stets verfügbar sind, andererseits weder für den Geniessenden, noch für andere Menschen Gefahren mit sich bringen. Auch den Herrschenden wurde die Bedeutung des „Circenses“ bald klar. Aus dem Bestreben, dem ewig regen Drange nach Genuss entgegenzukommen, entsprang die Kunst; dem Begriffe nach rechnen zu ihr die Werke und Darstellungen, die mit dem genannten Zwecke vor Augen hervorgebracht worden sind.

Die Frage nach den Mitteln der Kunst scheint von grundlegender Bedeutung für die Aesthetik zu sein.

Die Frage nach dem Inhalte des Begriffes Kunst ist meiner Meinung nach folgendermassen zu beantworten: Kunstwerk nennen wir jedes Menschenwerk, das seinen Ursprung in dem bewussten Bestreben hat, einen Genuss durch das Auge oder durch das Ohr hervorzubringen.

Aber nicht jedes genussbereitende Menschenwerk ist ein Kunstwerk, selbst nicht jedes, das durch solche Mittel zu Stande gekommen ist, die sonst geeignet sind, einen Kunstgenuss hervorzurufen. Und ein Menschenwerk gilt nur dann als Kunstwerk, soweit es auf uns durch die „höheren“ Sinne, durch Auge und Ohr wirkt; nach der herrschenden Auffassung können nur diese — „geistigen“ — Genüsse zu den Kunstgenüssen zählen.

---

Die Kunst umfasst nur solche Genussmittel, welche von den Menschen selbst hervorgebracht worden sind. Die zu diesem Zwecke angewendeten Mittel müssen im Stande sein, merklich auf die Gefässinnervation einzuwirken. Als solche haben wir drei generelle Kunst-

mittel kennen gelernt. Es handelt sich um die Schaffung von Abwechslung, deren Einfluss physiologisch leicht zu verstehen ist; dann hat man die Thatsache, dass der Anblick oder die Schilderung eines Affektes die Kraft hat, bei den Zeugen eine entsprechende Erregung oder Stimmung hervorzurufen, dazu benutzt, um auf sympathischem Wege emotionelle Genusszustände hervorzurufen. Auf diesem Wege hat die Kunst fast alle Gemüthsbewegungen in ihren Dienst gestellt. Eine Sonderstellung unter den Affekten kommt der Ekstase zu oder, wie sie in ihrer mehr alltäglichen Form genannt wird, der Bewunderung, die zugleich eine höchst übertragbare Stimmung ist.

Die genusserfüllte Stimmung, welche die Wirkung eines jeden Werkes ist, dem wir den Rang eines Kunstwerkes beimessen, kann also durch Abwechslung oder durch Erweckung sympathischer Gefühle oder durch Bewunderung hervorgerufen werden.

Ich werde nun in Folgendem einige der wichtigsten Kunstarten genauer mustern, um zu untersuchen, ob denselben andere als die eben genannten drei Kunstmittel zur Verfügung stehen.

Vorher sei noch eine kurze Digression gestattet. Weniger in der Aesthetik wird so verschieden beurtheilt, wie das Princip: l'art pour l'art; es verlangt, dass ein Kunstwerk allein nach seinen künstlerischen Eigenschaften beurtheilt werden soll, und macht so die Bewunderung zu dem einzig berechtigten Genusse den Kunstwerken gegenüber.

Gewiss nimmt die Bewunderung in der Würdigung von Kunstwerken eine um so wichtigere Stelle ein, je höher das Kunstverständniss, die Einsicht in die Anwendung der Kunstmittel, die Kenntniss der Technik steht. Am einseitigsten macht sie sich natürlich bei ausübenden Künstlern geltend, die die Schwierigkeiten der Technik aufs Genaueste kennen. Künstler und Kunstkenner werden deshalb oft so gleichgiltig gegen das behandelte Sujet. Man kann dem wirklich Sachkundigen auch gar nicht verwehren, alle Eigenschaften eines Kunstwerkes über den Schwierigkeiten der Ausführung zu übersehen [1]). Natürlich ist das

---

[1]) Deshalb ist es in der Regel auch gar nicht gut, wenn ein tonangebender Kritiker selbst Künstler ist. Denn als solcher wird er in der Regel etwas für das Entscheidende halten, was ausserhalb der Künstlerkreise kaum ganz gewürdigt werden kann; dagegen wird er andere Eigenschaften des Kunstwerks übersehen, die Laien gegenüber gerade betont werden müssen, weil der Laie ihnen ausschliesslich seinen Kunstgenuss verdankt.

Man vergisst zu oft, dass die Kunst mittels ganz verschiedener Factoren wirkt, und dass der Kunstgenuss keineswegs für alle Menchen dieselbe Herkunft und dieselbe Natur besitzt.

Ein naiver oder dem Kunsttreiben fernstehender Mench kann von einem Werke erfreut oder ergriffen werden, dessen künstlerische Eigenschaften sich seiner Wahrnehmung oder Würdigung ganz entziehen.

aber eine einseitige Betrachtung, denn die übrigen Momente des Kunstgenusses haben auch Anspruch auf Beachtung, und jene Betrachtung ist gefährlich für die Kunst selbst, denn sie reducirt deren Publikum auf den kleinen Kreis der Eingeweihten; die Künstler würden, wenn es dahin käme, sehr bald die Wahrheit fühlen, die in den Worten d'Alembert's liegt: „Malheur aux productions de l'art dont toute la beauté n'est que pour l'artiste."

Die grosse Rolle der Bewunderung für den Kunstgenuss überhaupt tritt deutlich darin hervor, dass wir eine sehr verschiedene Haltung einnehmen gegenüber einer beginnenden, aufstrebenden Entwicklung — sei es nun beim einzelnen Künstler oder in einer ganzen Epoche — und gegenüber der erreichten Reife, welche die Technik vollendet beherscht und sich völlig der Manier bewusst ist, deren sie sich zum Ausdrucke ihrer Intentionen bedient.

Solange wir fühlen, dass der Künstler oder dass die Epoche eben erst emporstreben, noch im Kämpfen und Ringen stehen um ihre vollendetste Form und einen reichsten Gehalt, solange nehmen wir Schwächen und Mängel gerne hin; ein technisch unvollkommenes und inhaltsarmes Werk, von dem wir wissen, dass es während des mühevollen Aufstrebens seines Schöpfers oder seiner Zeit in die Welt gekommen ist, bereitet uns trotz seiner Mängel mehr Genuss, als ein Werk, welches die Frucht einer ausgebildeten Technik und völliger innerer Abklärung ist.

Der Zauber, mit dem eine primitive, archaistische Kunst so oft wirkt, — natürlich nur auf den sich ihrer historischen Stellung Bewussten —, verglichen mit den Früchten reifer Kunstperioden, das Fesselnde der in der Regel weder formvollendeten noch ideenreichen Volksdichtung, kurz die verhältnissmäfsig starke Wirkung der Werke von Anfängern und Unentwickelten scheint kaum eine andere Ursache zu haben, als die Verwunderung darüber, die Bewunderung dafür, was mit so kleinen Mitteln und unter so geringen Voraussetzungen ausgerichtet werden konnte, also die Bewunderung überwundener Schwierigkeiten.

Wir rühmen die an sich sehr unvollkommenen Versuche unserer prähistorischen Ahnen, mit einem Feuersteinsplitter eine Tierfigur auf eine Knochenplatte zu ritzen, oder die Zeichnungen der Buschmänner auf südafrikanischen Felswänden. Diese Erzeugnisse würden sofort allen Werth und alles Interesse verlieren, wenn wir erführen, dass sie Fälschungen eines civilisierten Zeitgenossen sind.

Dieser ganze Zusammenhang bringt es mit sich, dass keine Richtung oder Schule der Kunst eine lange Dauer haben kann. Wenn sie ihre Ideen und Objecte durchgearbeitet, ihre Technik auf den Höhepunkt gebracht hat, wenn sie „uns nichts mehr Neues zu sagen hat", wenn wir sie „in- und auswendig kennen", so will man nichts mehr mit ihr zu thun haben; nicht, weil ihre Technik und Gedanken nicht mehr aus-

reichten, um ebenso gute, ja an sich vollkommenere Leistungen hervorzubringen, als die von uns zur Zeit ihres Aufblühens bewunderten; sondern weil das neue zu leicht geworden ist. Wen wird ein heiliges Kunstgefühl vor einer Kopie des Parthenonfrieses ergreifen, wenn sie auch noch so vollkommen ausgeführt ist? Tintoretto war ein schlechter Aesthetiker, wenn er es wirklich für seine Aufgabe erklärt hat, Michelangelo's Formen mit Tizians Farben zu vereinen; die Nachwelt wäre ihm für solche Versuche nicht besonders dankbar gewesen.

Das höhnischste Wort, das man von einer Kunstrichtung oder einem Kunstwerk sagen kann, ist der recht moderne Ausdruck „banal"; es sagt garnichts von der Beschaffenheit des so bezeichneten Dinges aus; dieses könnte an sich tadellos sein; aber die Bemerkung sagt aus, dass man so etwas schon kennt, dass der Künstler zu leicht zu seinem Ziele gelangt ist, und dieser Umstand lässt uns für seine sonst vielleicht vortrefflichen Leistungen kalt.

So ist die Kunst der Renaissance banal geworden, wie die Gothik. das Rokoko wie die Renaissance; der Naturalismus welkt dahin, wie die Romantik, wie der Classicismus, und wie es bald auch mit dem Symbolismus gehen wird; so entgeht keine Richtung ihrem Schicksal; aber es giebt eine schiefe Vorstellung von dem wirklichen Vorgange, wenn es heisst, die eine Richtung wurde von der anderen verdrängt, denn die neue Richtung ist nicht besser als ihre Vorgängerin, und Abwechselung ist noch nicht Fortschritt.

Jede Richtung trägt den Keim des Unterganges in sich; sie wird nicht tot gemacht, sondern sie verwelkt.

Natürlich kann es passieren und passiert thatsächlich oft, dass man mangels eines ganz Neuen zu alten Formen greift, die schon wieder etwas weniger banal erscheinen. Nachdem die dünnbeinigen französischen Empire-Möbel mehrere Jahrzehnte lang als Beispiele verderbten Geschmacks verbannt waren, sehen wir sie ja jetzt wieder die Herzen erobern, selbst in mässigen englischen Nachahmungen u. s. w.

Solche gespenstischen Existenzen dauern natürlich selten lange; das verhindert schon die Erinnerung an ihre Vorbilder; sie werden schneller banal, als zur Zeit ihrer frischen Originalität.

Der Horror vor der Banalität ist durchaus berechtigt, denn sie schliesst einen wichtigen Factor des Kunstgenusses aus, nämlich die Bewunderung. Daher die oft wunderlichen Folgen der Furcht vor der Banalität. Da die Banalität am wenigsten die frisch aufstrebenden wenn auch manchmal unvollkommenen Kunstrichtungen betroffen hat, so kam man — natürlich ganz unbewusst — zu dem wunderlichen Fehlschlusse. man könne ihr heute am sichersten dadurch entgehen, dass man die Technik und die Gedanken der Primitiven nachahmte; daher die grosse Rolle, welche „Praeraphaeliten" und „Quattro-" oder „Cinquecentisten"

im vorigen Jahrhundert gespielt haben, namentlich in manchem Milieu, dessen Fähigkeit artistischen Geniessens noch wenig entwickelt war. Man ahnte nicht, dass man auf der Flucht vom Banalen in eine potenzierte Banalität gerathen war, die schliesslich doch entdeckt wurde.

Die krampfhaften Anstrengungen, die man heute trifft — namentlich in den emancipierten (Secessions- u. dgl.) Ausstellungen vieler Länder — der Banalität zu entgehen, und in denen manche Künstler ganz aufgeben, sodass ihr ganzes Bestreben ist, nur etwas uoch nie gesehenes hervorzubringen, mag es auch sonst ausfallen wie es will, — diese oft so kuriosen Bemühungen sind noch erträglich, wenn die Künstler nicht in die Falle gerathen, in welche die Praeraphaeliten sich in ihrer Herzensunschuld locken liessen; man vergisst aber, dass die blosse Abwesenheit der Banalität eine rein negative Eigenschaft ist, die ein Atelierproduct allenfalls davor bewahren kann, einfach unbemerkt zu Boden zu fallen, die aber für sich allein natürlich keinen Kunstgenuss schaffen kann. Das Unglück ist eben nur, dass gerade diejenigen, die in der Malerei, in der Poesie, in der Musik u. s. w. alles daran setzen, stark durch blosses Nichtbanalsein zu wirken, nicht immer auch die sind, denen die positiven Anlagen gegeben sind, um uns sei es den wahrhaft artistischen, sei es den populären Genuss an der Kunst durch ihre Leistungen zu gewähren.

---

Zu den wirksamsten Kunstmitteln rechnet man vielfach die Illusion, den Vorgang, durch den man einem Kunstwerk gegenüber dazu kommt, es für das Wirkliche zu halten, von dem es nur eine Darstellung giebt. Mit dem Erreichen der Illusion soll die Kunst, oder doch mancher Zweig der Kunst, ihren absoluten Höhepunkt erreichen.

Diese Auffassung ist merkwürdig naiv. Im Theater kommt so etwas bei einem wenig reflektirenden Publikum ja vor;[1]) aber offenbar hört der Kunstgenuss in dem Augenblick auf, wo der Betrachtende der Wirklichkeit gegenüber zu stehen glaubt; denn die Wirklichkeit kann ja keinen Kunstgenuss gewähren.

Wenn die alte Anekdote wahr ist, dass Rembrandt's Nachbarn nach einem Fenster hin grüssten, in das der Künstler ein Portrait von sich und seiner Frau gestellt hatte, weil man das Bild für diese Personen selbst hielt, so hatten die Nachbarn solange keinen Kunstgenuss an dem Bilde, wie die Täuschung dauerte.

---

1) Wenn z. B. ein naiver Zuschauer in Drohungen und Injurien gegen den Schurken des Theaterstückes ausbricht.

Die Illusion kann deshalb bis zu einem gewissen Grade Zeugniss ablegen von der Vollkommenheit, womit ein nachbildendes Kunstwerk ausgeführt ist, aber sie ist ganz unvereinbar mit unmittelbarem Kunstgenuss.

---

## II. Die Dekoration.

Das Bestreben, sich durch Ausschmücken der umgebenden Gegenstände mit gefälligen Formen und Farben einen Genuss zu bereiten, ist so alt, wie die Menschheit selbst, und hat eine unendliche Menge von Kunsttechniken und Werken hervorgerufen, die hier gar nicht einmal einzeln aufgezählt werden sollen. Alle lassen sich indessen — je nachdem, ob es Farben oder Formen sind, die zur Anwendung kommen — auf zwei Hauptarten zurükzuführen. Beide Arten will ich hier unter den Begriff der Dekoration zusammenfassen, — mit welchem Worte oft vorzugsweise der durch Farbenwirkung erzielte Schmuck gemeint ist. Das Thema wird auf diese Weise äusserst umfangreich, und um nun in Folgendem nicht in einem Athem Gegenstände zu behandeln, die ihrem Wesen nach und besonders hinsichtlich ihrer Genusswirkung allzu verschieden sind, will ich hier ganz von derjenigen Art der Ausschmückung abstrahiren, die durch Kunstwerke selbstständigen Charakters hervorgebracht wird, wie z. B. durch die stimmungsvolle Malerei auf einer Vase, durch geistreiche Kompositionen, wie im Vorsaal der Kopenhagener Universität, oder an der Aussenseite des Thorwaldsenmuseums, oder durch die Skulpturen an einem Tempelfries etc. etc. Solche Kunstwerke, die ihren Werth behalten würden, selbst wenn sie ein selbstständiges Dasein führten, und nicht nur zum Schmuck für andere Gegenstände dienten, gehören für diese unsere Betrachtung eher in das Kapitel über Maler- und Bildhauerkunst, als zu dem über dekorative Kunstformen.

Die eine von den beiden Hauptmethoden der Dekoration ist also die Ausschmückung mit Hilfe der Farbenwirkung. Diese letztere kann in der verschiedensten Weise verwendet werden, worauf näher einzugehen hier keine Veranlassung ist. Höchstens kann es von Interesse für uns sein, darauf hinzuweisen, dass sehr häufig eine dekorative Farbenwirkung ohne Anwendung von Farbstoffen oder farbigen Gegenständen einzig und allein dadurch hervorbringt, dass man dem zu dekorirenden Gegenstande eine ungleichmässige Oberfläche giebt, z. B. an einer Stelle glatt, an einer anderen rauh, wodurch der ursprüngliche Farbenton gebrochen und bald heller, bald dunkler wird, und manch-

mal ganz zu verschwinden, ins Weisse überzugehen scheint. Bei gewebten oder geflochtenen Stoffen lässt man sich die Fäden zu diesem Zweck auf besondere Weise kreuzen, oder man bringt am Halse des Gefässes, das dekorirt werden soll, eine Furche an, oder einen Kranz von kleinen Vertiefungen oder Erhöhungen, die selbstverständlich nur durch den Lichteffekt oder die Veränderung im Farbenton, die sie hervorbringen, dekorativ wirken. Man braucht daher in diesem Falle zwischen der plastischen und der malerischen Ausschmückung der Fläche keinen Unterschied zu machen, denn die dekorative Wirkung ist ja in beiden genau dieselbe, ob man Reliefdekorationen oder täuschend gemachte malerische Nachahmungen von Reliefs anbringt, ist ja, was die Wirkung für das Auge anbelangt, ganz gleichgültig. Auch wo es sich nicht um die Dekoration einzelner Gegenstände handelt, sondern darum, die Räume, in denen wir leben oder andere Lokalitäten durch Anbringung von Draperien, Vasen, Metallgegenständen etc. auszuschmücken, sind es ja in Wirklichkeit immer Farbenwirkungen, nach denen wir streben, und durch die wir uns einen Genuss zu verschaffen suchen.

Woher entspringt nun der Drang, den die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten gehabt haben, ihre Umgebung mit Farben auszuschmücken? Offenbar aus dem natürlichen, physiologischen Bedürfniss des Auges, — sowie aller übrigen Sinne, — nach wechselnden Eindrücken. Desshalb wird auch nur von Dekoration, von Kunst die Rede sein, wo wir eine Zusammenstellung verschiedener Farben und Farbentöne vor uns haben. Die ganz einförmige Färbung einer Fläche wird man nicht als Kunstgenuss betrachten und das mit Recht. — Eine Farbe ist nicht an und für sich schöner, dem Auge wohlthuender als die andere, davon ist schon früher die Rede gewesen. Wenn ich gewisse Farben an meinen Wänden, meinen Möbeln anderen vorziehe, so kann ich ja gute und triftige Gründe hierfür haben, ohne dass die absolute Qualität der Farbe in Betracht kommt: Es kann die Zusammenstellung mit anderen farbigen Gegenständen in Frage kommen oder Lichtverhältnisse etc. etc., ganz zu schweigen von dem mächtigen Einfluss, den Gewohnheit, Mode, Erinnerungen, Veränderungslust und dergleichen oft auf die Wahl der Farben ausüben. Wenn es wirklich vorkommt, dass eine ganz eintönige Farbe auf einer Wand, einem Teppich, einer Vase, bloss durch ihre Qualität einen Genuss hervorruft, so kann das in Wirklichkeit lediglich darauf beruhen, dass diese Farbe einen angenehmen Contrast zu einem früher gehabten Farbeneindruck bildet, der uns langweilte, oder möglicherweise sogar ermüdete[1]); sobald die Wirkung der Abwechselung vorbei ist, ist es auch aus mit dem

---

1) Vergl. Seite 26.

Genuss. Wenn man nichts anderes hat, auf das man seinen Blick lenken kann, als die einfarbige Fläche, keinen Farbeneindruck, um damit abzuwechseln, so sieht man nach einiger Zeit gar nicht mehr die eigentliche Farbe, sondern ihre Complementärfarbe, was beweist, dass die Empfänglichkeit des Auges aufgehört hat, — ausgelöscht ist. Schliesslich hat man gar keinen Farbeneindruck mehr, der Sehnerv hat seine Exitabilität für den einförmigen, unveränderlichen Eindruck verloren.

Farbendekorationen wirken also nicht durch Farben schlechthin, sondern durch Farbenzusammenstellungen. Es gehören mehrere Farben dazu, eine dekorative Wirkung hervorzubringen oder jedenfalls ein Zusammenwirken von farblosen — schwarzen — und farbigen Parthien. Aber wenn das Zustandekommen einer Genusswirkung eine Abwechselung von Farben oder einzelnen Farbentönen verlangt, so ist damit noch nicht gesagt, dass es einzig und allein auf den Reiz der Abwechselung ankommt. Dass die Abwechselung an und für sich einen Genuss hervorbringen kann, ja dass sie eine unumgängliche Bedingung für jeden Genuss ist, wird man hoffentlich nach dem oben Gesagten bereitwillig einräumen. Aber es wäre ja denkbar, dass das Zusammenwirken der Farben auch auf andere Art ein Lustgefühl verursachen könnte, und die allgemeine Annahme geht auch von dem Gedanken aus, dass dies der Fall ist, ja sie legt das Hauptgewicht auf ganz andere Momente, als die Abwechselung.

Wenn man die Frage aufwirft, worauf es denn nun eigentlich ankommt, wenn eine Farbenzusammenstellung Genuss bringen, ein Lustgefühl erwecken soll, so wird man ohne Zweifel die Antwort kriegen: Alles beruht darauf, wie die Farben zu einander stimmen, und wenn jemand hierdurch noch nicht völlig aufgeklärt über die Sache ist, sondern zu wissen wünscht, was das nun eigentlich bedeutet, dass die Farben zusammen stimmen, so wird man ihm erklären, es bedeutet, dass sie in harmonischem Verhältniss zu einander stehen; es wird verlangt, dass ihre dekorative Anwendung eine Farbenharmonie, unter Umständen eine „Farbensymphonie“ hervorbringe. Was darunter zu verstehen ist, lässt sich nicht erklären, aber jeder mit einigermaassen feinen Sinnen begabte Mensch hat es im Gefühl. Und glücklicherweise ist dieses Gefühl, dieser Farbensinn heutzutage weit verbreitet. Welche Dame, die Anspruch auf guten Geschmack, würde es auf sich sitzen lassen, dass die Farben in ihrem Promenadenkostüm oder in ihrem Boudoir „nicht gut zu einander passen!“ Keine Forderung ist zugleich elementarer in der guten Gesellschaft und zugleich ein untrüglicheres Zeichen von künstlerischem Sinn, den sich heutzutage niemand gern absprechen lässt.

Wenn man nun vielleicht auch wagte, von der Voraussetzung auszugehen, dass gerade auf diesem Gebiet vieles nur aus Affectation oder Nachbeterei geschieht, so wird es doch niemand einfallen, zu leugnen, dass uns unter bestimmten Verhältnissen eine Farbenzusammenstellung besser gefallen wird, als eine andere, dass uns die eine einen wirklichen Genuss bereitet, während wir uns von einer anderen abgestossen fühlen. Diese Thatsache selbst steht ohne Zweifel fest, es handelt sich nur darum, vom ästhetischen Standpunkt im Reinen darüber zu sein, was hierbei das Entscheidende ist; aber es herrscht hier ohne Zweifel einige Unklarheit.

Es beruht auf einem Irrthum, wenn man annimmt, dass bestimmte Farben an und für sich, zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen, besser zu einander passen, als andere. Eine solche Annahme hat keine physiologische Grundlage, und es lässt sich leicht nachweisen, dass sie durch die Erfahrung, aus der sie ja ihre Begründung schöpfen sollte, keineswegs bestätigt wird. In der Natur „stimmen" alle Farben vorzüglich zu einander. Niemandem wird es einfallen, dass Kornblumen, Mohnblumen oder Pechnelken oder überhaupt irgend welche Blumen von beliebiger Farbe, schlecht zu einander oder zu dem grünen Grase passen könnten, in dem sie wachsen, — höchstens könnte es einem bei Gartenblumen so gehen, von denen man weiss, dass sie der Farbenwirkung wegen nebeneinander gepflanzt sind. Keine der vielen Farbennüancen am Himmel passt schlecht zu der anderen oder zu den Tönen des Meeres oder der Felder, ebenso steht keines Thieres Farbe in Disharmonie zu seiner Umgebung. Da sich nun die Natur hinsichtlich der koloristischen Wirkungen nicht die geringsten Schranken auferlegt hat, so liegt es auf der Hand, dass die Behauptung, bestimmte Farbenzusammenstellungen wären an und für sich disharmonisch und abstossend, ohne alle Berechtigung ist; es giebt keine Kombination, die unter allen Umständen eine peinliche Wirkung auf unser Auge ausübt.

Aber in der Kunst könnte ja die Sache möglicherweise anders liegen, und das ist auch in gewissem Sinne der Fall, nur muss man es auch hier nicht so auffassen, als wirkte die eine Farbenzusammenstellung an und für sich mehr genussbringend als die andere.

Es giebt auf dem Gebiete der Kunst — die Toiletten der Damen mit inbegriffen — keine Farbenzusammenstellung, die nicht zu bestimmten Zeiten schön gefunden und modern gewesen wäre, — durchläuft doch der Geschmack in dieser Hinsicht oft die unglaublichsten Veränderungen im kürzesten Zeitraum. Was das eine Jahr als grässlichste Ketzerei gilt, ist vielleicht im nächsten der Beweis für den allerfeinsten Farbensinn. Zu einer Zeit will man nur von den zartesten, mildesten Combinationen, den diskretesten Uebergängen etwas wissen, — zu einer

andern Zeit verlangt man ausgesprochene, ja schreiende Farben, und brutale Gegensätze. Mit Leichtigkeit liessen sich Beispiele hierfür aus allen Gebieten der Farbendekoration finden, aber das nähme sich fast pedantisch aus, wenn man bedenkt, wie reiche Gelegenheit jeder Einzige hat, die Thatsache zu konstatieren, dass nichts mehr wechselt, als die Farbenwirkungen, mit denen wir unser Auge zufriedenzustellen suchen, und an denen wir zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Umständen einen Genuss finden. Und ganz und gar willkürlich und unberechtigt wäre es nun, wenn man, um die Theorie von den Farbenharmonieen zu retten, behaupten wollte, die Anschauungen, sozusagen „die Augen“ der einen Zeit wären im Rechte gegenüber einer andern Zeit. Wer sollte hier der Schiedsrichter sein? Künstler und Aesthetiker wechseln ja ihre Ansichten auf dem Gebiet ebenso rasch, wie der grosse Haufe. Und überdies, — wenn es wirklich Farbenharmonieen gäbe, die an und für sich vollkommen wären, die unter allen Umständen die meiste Lust erwecken, so hätte die Menschheit doch schon, in ihrem von den ältesten Zeiten her so eifrig verfolgten Bestreben, sich den grösstmöglichen Genuss zu verschaffen, herausgefunden, welches diese Combinationen sind; oder es müsste in der Geschichte der Kunst doch wenigstens ein stetiges Streben nach einem Ideal hin zu verfolgen sein, statt dieses ewigen Wechsels, der nichts unversucht lässt, der nichts dauern lässt, und der stets nach einiger Zeit wieder auf das schon einmal Erprobte und inzwischen wieder Vergessene zurückkommt, — etwas Neues lässt sich nämlich nicht immer bringen auf diesem Gebiet, das nun einmal nicht über unerschöpfliche Hilfsquellen verfügt. Dass sich vom physiologischen Standpunkte aus keine Beweismittel beibringen lassen, welche die Annahme von bestimmten Farbenzusammenstellungen als an sich harmonisch, stützen könnten, ist bereits gesagt worden. Das Einzige, was hier in Betracht kommen könnte, wäre der bereits erwähnte Umstand, dass die Complementärfarben einander hervorheben und nebeneinander intensiver wirken, als neben andern Farben. Diese Thatsache kann ohne Zweifel hin und wieder bei der Wahl der zusammenzustellenden Farben eine Rolle spielen, aber nicht mit besonderer Rücksicht auf die Genusswirkung. Roth und Grün oder Gelb und Blau werden ja als Zusammenstellung nicht mehr bevorzugt, als andere Combinationen.

Wenn es nun eine unbestreitbare Thatsache ist, dass die unserm Auge begegnenden Farbenwirkungen uns in sehr verschiedenem Grade gefallen, ja manchmal ganz unerträglich erscheinen können, so liegt das durchaus nicht allein in der Art der Farbenzusammenstellung: an und für sich harmonieren alle Farben gleich gut. Es ist nur unsere Auffassung, die wechselt, sodass uns heute eine Combination gefallen kann, die wir morgen abscheulich finden, und umgekehrt.

Und hierfür kann es ja viele gute Gründe geben, nur keine von allgemeiner, objectiver Beschaffenheit. So z. B. können patriotische oder dynastische Gefühle der Grund sein, warum sich in bewegten Zeiten ein ganzes Volk mit den Farben seines Landes oder seines Fürstenhauses schmückt, oder es kann sich um soziale Gefühle handeln, sodass z. B. bestimmte Farbenzusammenstellungen zu einer Zeit als simpel und deshalb hässlich gelten, weil sie für die Kleider oder Möbel des gemeinen Mannes charakteristisch sind, bis sie eines schönen Tages im Lauf der wechselnden geistigen Strömungen gerade aus demselben Grunde wieder die Herzen gewinnen und modern werden. Aber mehr als alles andere ist es der Drang nach Veränderung, nach Neuem, der auf diesem, wie auf allen andern Kunstgebieten ausschlaggebend wirkt. Hierin muss man den Hauptgrund dafür suchen, dass die Mode, was Farbenwirkungen betrifft, so beständig wechselt und wechseln wird und muss, mehr als irgend eine andere Kunstform, weil es keine giebt, unter deren Einfluss wir so dauernd stehen, und bei der unsere Sinne so schnell erschlaffen, wenn sie nicht fortwährend Abwechselung bietet, wie die Mode.

Der Genuss, den bestimmte Farbenzusammenstellungen hervorrufen, hat daher nichts mit der unmittelbaren Farbenwirkung zu thun: er ist nicht absolut, er kann eintreten oder ausbleiben, je nach der augenblicklichen Disposition des Beschauers, und je nach den Umständen kann jede beliebige Farbenzusammenstellung Lust oder Unlust erregen, Regeln und Gesetze giebt es hierfür nicht, denn es handelt sich dabei um Dinge, die ausserhalb aller Aesthetik liegen. Farbige Dekorationen, die darauf berechnet sind, ganz im Allgemeinen zu gefallen, schön zu erscheinen, müssen daher mit ganz anderen Mitteln, Kunstmitteln im eigentlichen Sinne wirken, die, ohne Rücksicht auf zufällige, individuelle Disposition, sich unmittelbar an unser emotionelles Nervensystem wenden. Als ein solches Mittel habe ich die Abwechselung genannt. Und man wird bei einiger Ueberlegung finden, dass, wenn es sich bei der Wirkung von Farbenzusammenstellung nicht um d i e  A r t der Farben handelt, gar kein anderes Moment in Betracht kommen kann, als die Abwechselung. Es giebt, soviel ich sehe, hier gar keine andern Momente, als diese beiden.

Für uns, die wir mitten in dem voll entwickelten Reichthum der Farbendekoration stehen, geblendet von ihrem anscheinend unerschöpflichen Vorrath an Motiven, ist es allerdings einigermaſsen schwierig, das Gemeinsame in all dieser Mannigfaltigkeit zu sehen, und zu merken, dass es sich in künstlerischer Beziehung beständig nur darum dreht, dem Auge einen wechselnden Eindruck zu verschaffen und um weiter nichts. Die Abwechselung kann gradweise oder plötzlich geschehen, sie kann milder oder intensiver, einfacher oder mannigfaltiger, ärmer

oder reicher sein; aber sie ist und bleibt die einzige Saite auf dem Instrument, das einzige Mittel, das man in der dekorativen Verwendung der Farbe besitzt, um einen Genuss hervorzurufen. Das wird man am ehesten einsehen, wenn man seinen Blick von dem uns heutzutage umgebenden bunten, verwirrenden Farbenreichthum abwendet, die frühesten elementarsten Versuche farbiger Dekorationen betrachtet, und den Zusammenhang aufsucht zwischen diesen ersten Anfängen und den reichsten, vollendetsten Formen der künstlerischen Dekoration.

Die Funde in Gräbern aus der Steinzeit zeigen, dass schon ein so einfaches Mittel wie die Furche um den Hals des irdenen Gefässes unseren schlichten Vorfahren Genuss bereitete; und das ist bei Menschen, die, was Dekoration betrifft, nichts Besseres gewöhnt sind, heute noch der Fall. Ein Wunder ist es auch nicht, denn jedem aufmerksamen Beobachter wird es auffallen — was an und für sich ganz natürlich ist, wie ein so elementarer, armseliger Schmuck, bei dem die Farbenwirkung noch dazu auf das geringste Maſs beschränkt ist, hinreicht, um den Eindruck, den der betreffende Gegenstand auf uns macht, vollständig zu verwandeln. Dass die Wirkung desselben bei primitiven Menschen intensiver ist als bei uns, die wir schon durch stärkere dekorative Effecte verwöhnt sind, darf man wohl annehmen. Indessen war dieses Motiv doch zu armselig, als dass man nicht bald den Drang nach wirksameren Abwechselungen gehabt haben sollte; und glücklicherweise hatte man es ja in seiner Macht, in Gestalt einer neuen, parallel mit der vorigen verlaufenden Furche eine ganz neue, doppelt so wirksame Abwechselung zu schaffen. Bei einer Wiederholung des Motivs war man zugleich in der Lage, die Wirkung desselben bedeutend zu verstärken, indem man diese Furchen oder Linien in gewisser, rhytmischer Weise gruppirte. Zu demselben Zwecke konnte man diese Furchen auch in eine Reihe kleiner Linien oder Punkte auflösen, die dann wieder ihrerseits rhytmisch zusammengesetzt werden konnten. Oder man konnte die Richtung der Linie unterbrechen, sie in Zickzack-, Wellen- oder Maeanderform verlaufen lassen u. s. w. u. s. w. Und war endlich alles erschöpft, was mit diesen einfachen Mitteln an wechselnden Sinneseindrücken geschaffen werden konnte — war doch ein Holzstäbchen der einzige Apparat, mit dem diese in der That erstaunlichen Wirkungen hervorgerufen wurden — so konnte man dann endlich zur Farbe greifen und mit ihrer Hilfe eine Unendlichkeit neuer Motive und Rhytmen hervorbringen, aber immer nur — darüber wird man sich, wenn man die Natur dieser Wirkungen einigermaſsen aufmerksam beobachtet, ohne weiteres klar sein — indem man immer reichere, mannigfaltigere Abwechselung erstrebt. Das Verfahren blieb natürlich in allem Wesentlichen dasselbe, gleichviel ob man Hausgeräth, Kleider oder Wände zu dekorieren hatte, oder gar die eigene Haut, welche nackt gehende Volks-

stämme tättowiren, um an Schmuck nicht hinter denen zurückzustehen, die sich mit bunten Kleidern schön machen.[1])

Und von diesen elementaren Bestrebungen aus hat die Kunst sich im Lauf der Zeit weiter und weiter gearbeitet, hat eine unglaubliche Erfindungskraft entwickelt und immer reichere Hülfsmittel sich zu verschaffen gewusst, so dass es ihr geglückt ist, mit den unersättlichen, stetig steigernden Anforderungen der Menschheit auf diesem Gebiete Schritt zu halten, — wenn auch manchmal nicht ohne Schwierigkeit, sodass gelegentlich etwas forcirt Krampfhaftes in ihren Bestrebungen zu entdecken ist. Diese Aufgabe ist ja in unserer Zeit mit ihrem unauslöschlichen Durst nach neuen Abwechselungsformen durchaus nicht leicht; und es ist schwer zu sagen, wie es werden wird, wenn wir nicht mehr aus den Quellen schöpfen können, die wir in der heutigen Zeit so reichlich benutzt haben, wenn die eigene schöpferische Kraft nicht ausreichte, nämlich aus den Dekorationsmotiven fremder, exotischer Völker, z. B. der Perser, Japaner etc. etc.

* * *

Die dekorative Anwendung der Farbe geschieht ja in den meisten Fällen in der Weise, dass zugleich mit der Farbenwirkung auch eine Formenwirkung zu Stande kommt. Die Farben werden gebraucht, um Figuren, Muster, Ornamente u. dergl. auf der Oberfläche der Gegenstände anzubringen und man sucht dann diese Muster möglichst so zu gestalten, dass sie schon durch ihre Form Freude erwecken, das Verhältniss zwischen den beiden zusammenwirkenden Momenten, Form und Farbe, kann indessen höchst verschieden sein. Manchmal kann das Lustgefühl in ganz überwiegendem Grade durch die Form hervorgerufen werden, so bei zierlichen, phantastischen Ornamenten, die in die Oberfläche einer Lehmurne eingeritzt sind. Ein anderes Mal liegt das ganze Gewicht auf der Farbe, wie es oft mit orientalischen Dekorationen der

---

1) Der früheste bekannte Versuch einer Hervorbringung dekorativer Farbenwirkungen liegt offenbar in dem interessanten Fund aus der Rennthierzeit vor, den man in der Grotte von Maz-d'Azil in Frankreich gemacht, und den E. Piette ausführlich beschrieben hat. (L'Anthropologie T. VII, 1896, mit Atlas.) Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die durchaus primitiven Menschen jener Zeit danach gestrebt haben, sich einen Kunstgenuss zu verschaffen, wie ihn wechselnde Farbeneindrücke zu geben vermögen, indem sie helle, glatte Steine mit Streifen und Punkten aus kräftiger rother Ockerfarbe bemalten, und wie sie es verstanden, alle die Abwechselung hervorzurufen, die diese einfachen Motive möglich machen, indem sie diese Linien und Punkte auf alle mögliche Weise zusammenstellten, indem sie die Streifen verschieden breit und den Zwischenraum verschieden gross machten, und die Linien selbst bald gerade und parallel, bald gewellt, zickzackförmig oder gekreuzt verlaufen liessen.

Fall ist, deren verworrene unrhytmische Formen schwerer für das Auge aufzufassen sind. Oft wirken Farben und Formen so zusammen, dass es schwer zu entscheiden ist, ob die Genusswirkung mehr dem einen Moment zuzuschreiben ist oder dem andern, wie bei den Loggien im Vatikan. Aber unter den Begriff der Dekoration fällt auch diejenige Formengebung mit der wir irgend einen Körper, — Möbel, Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände u. s. w., u. s. w., u. s. w. — so gestalten, dass sein Anblick schon allein durch die Form einen Genuss bereitet, unabhängig davon, ob und wie seine Oberfläche ausgeschmückt ist. Das ist die plastische Dekoration im Gegensatz zu der malerischen.

Mit der Form und ihrer Beziehung zum Kunstgenuss geht es ganz ähnlich wie mit der Farbe, d. h. es handelt sich auch bei ihr gar nicht um besondere Eigenschaften, durch die sie mehr oder weniger genussreich wird, sondern einzig und allein um ihre Anwendungsart und zwar auch hier ganz besonders um das Hervorbringen von Abwechselung, durch beständiges Aufsuchen und Schaffen neuer Formen zur Ablösung der alten, schon dagewesenen, die im Lauf der Zeiten ihre Fähigkeit, uns Stimmung zu erwecken, verloren haben, mit einem Worte banal geworden sind. Wenn man eine Reihe von Jahren hindurch in einem Rokoko-Milieu gelebt und sich an den geschwungenen Curven und sonderbaren Linien erfreut hat, dann kommt zuletzt ein Zeitpunkt, wo die so lange fortgesetzten einförmigen Eindrücke ihren Einfluss auf unser emotionelles Nervensystem verloren haben und nicht länger im Stande sind, uns Behagen und Lustgefühl zu erwecken. Wir müssen dann um jeden Preis etwas Neues haben, wenn unsere Umgebung wie bisher einen angenehmen Reiz auf uns ausüben soll, einen „neuen Stil“, und wir suchen dann Befriedigung in neuen Formen, selbst wenn diese an sich so mager und dürftig sind wie im „Empirestil“, bis wir uns auch hieran satt gesehen haben und nun, falls wir nicht schöpferische Kraft genug besitzen etwas ganz Neues, noch nie Gesehenes selbst zu erfinden, greifen wir wieder auf weiter entlegene Zeiten zurück, deren Kunstformen eine Zeit lang vergessen waren und uns darum wieder wirkungsvoll erscheinen, wie der klassische, der mittelalterliche, der Renaissance-Stil oder gar der Bauernstil; — alle sind gleich gut, wenn sie nur in gleich hohem Maſse Abwechselung bringen.

Um diese Behauptung zu beweisen und näher zu beleuchten, eignet sich vielleicht von all den einzelnen Zweigen der Kunstindustrie keiner so gut, als die Keramik, deren Erzeugnisse weniger als die irgend eines andern Industriezweiges an die Nutzanwendung gebunden sind. Die Keramik eignet sich besonders gut und wird besonders oft benutzt, um Dinge hervorzubringen, die gar keinen Nutzen haben, sondern nur zur „Augenweide“ dienen, und sie ist von ganz besonderem Interesse dadurch, dass sie wohl den am universellsten vertretenen

Industriezweig darstellt. Schon die frühesten vorhistorischen Generationen strebten offenbar danach, ihren Töpfereien ansprechende Formen zu geben und dieselben Bestrebungen findet man bei fast allen primitiven Völkern, deren ganze Kunstindustrie — da sie aus triftigen Gründen in der Anfertigung ihrer Kleider keinen Ausdruck finden kann — hierauf beschränkt ist. Eine wie ausserordentlich grosse Rolle die Keramik bei allen künstlerisch entwickelten Nationen spielt und gespielt hat, braucht natürlich nicht erst ausdrücklich nachgewiesen zu werden.

Je höher entwickelt der Formensinn war, desto eifriger strebte man danach, sich Lust und Behagen auch durch diese Gegenstände zu schaffen, die ein so freies und reiches Spiel der Phantasie zulassen, um beständig Abwechselung, beständig neue Formen zu schaffen, dass man selbst nach Jahrtausenden, nach den vereinten Bestrebungen aller Nationen noch immer nicht alle Möglichkeiten erschöpft hat.

Aber hat denn nun wirklich die Form an sich gar keine Bedeutung für die Kunst? Ist keine Form an sich schöner, dem Auge angenehmer als die andere? Natürlich nicht. Es geht mit den Formen in dieser Beziehung genau so, wie mit den Farbenzusammenstellungen: wenn uns in einem gegebenen Augenblick die eine Form mehr zusagt, als die andere, — was ja sehr häufig geschieht — so liegt das nicht an der Beschaffenheit der Form selbst, sondern an einem oder dem andern Nebenumstande, der ganz abseits von der Kunst liegt und in manchen Fällen wohl in der Neuheit der Form und der damit verbundenen Abwechselung. Sie kann uns zusagen infolge von Gedankenverbindungen, die sie erweckt, von Doctrinen, unter deren Einfluss wir leben, von Mode-Einflüssen u. s. w. u. s. w. Es kann ja vorkommen, dass irgend eine Vase oder Schale eine für ihre Bestimmung so auffallend unzweckmässige Form hat, dass wir nicht anders können, als uns darüber ärgern oder sie kann unsere vorausgefasste Meinung darüber, wie eine Schale oder Vase eigentlich beschaffen sein soll, verletzen; oder endlich kann sie durch ihre Form an irgend etwas erinnern, das aus irgend einem Grunde, z. B. wegen der Ideenassociationen, die es weckt, abstossend wirkt, z. B. an eine Bierflasche, ein Wasserfass oder an Gebrauchsgegenstände noch tieferen Ranges u. s. w. u. s. w. Alle solche äusserlichen Gründe dafür, ob uns eine Form gefällt oder nicht, können im einzelnen Fall gültig und berechtigt sein; aber sie sind ja rein zufälligen, zum Theil persönlichen Charakters und haben selbstverständlich nichts mit der allgemeinen Wirkung von Formeneindrücken auf unsern Organismus zu thun.

Es klingt wie schreckliche Ketzerei, wenn man die Behauptung aufstellt, dass jede Vase oder Urne an sich gleich schön ist, d. h. mit andern Worten, eine gleich grosse Genusswirkung bei uns hervorruft,

vorausgesetzt, dass die Abwechslung, auf der die Wirkung beruht, intensiv genug ist, zum richtigen Zeitpunkt einsetzt u. s. w. Sollten die Formen der antiken, griechischen Keramik „aus der besten Zeit“ nicht schöner sein und — abgesehen von allen nicht zur Kunst gehörenden Nebenumständen — dem Auge besser gefallen, als die Erzeugnisse irgend einer andern Zeit oder eines andern Landes? Nach der in der Kunstgeschichte geltenden Auffassung sollte man es meinen. Aber wenn das wirklich der Fall wäre, so müssten ja alle späteren Bestrebungen auf dem Gebiete der keramischen Kunstindustrie darauf gerichtet sein, die Höhe dieses idealen Vorbildes wieder zu erreichen, — und wir wissen doch, wie ganz andere Aufgaben sie sich gestellt hat. Wenn wir die athenischen und korinthischen Töpferwaaren, was künstlerische Wirkung anbelangt, über alle andern keramischen Erzeugnisse stellen, so geschieht das unter dem Einfluss des überlieferten Glaubens an die Unfehlbarkeit und Unerreichbarkeit der Griechen in allen künstlerischen Dingen. Uebrigens versäumt man doch meistens, wenn man die unvergleichliche Feinheit und Formenschönheit griechischer Vasen lobt, uns zu sagen, welche von ihnen man eigentlich meint, als ob man nicht schon im alten Griechenland alle Formen repräsentirt fände, die man einem Thongefäss nur irgend geben kann. Die Sache ist die, dass es den Griechen ging, wie es uns geht, und wie es nach der psychologischen Organisation des Menschen nun einmal allen gehen muss: es waren nicht bestimmte Formen, die ihr Kunstbedürfniss befriedigten, sondern die Abwechselung in der Form; und wenn sie einen ganz besonders ausgebildeten Kunstsinn besassen, so bestand derselbe darin, dass sie einmal die Abwechselung im richtigen Maſse und zur richtigen Zeit anzubringen verstanden und dass sie ferner alle positiv abstossenden Momente der obenerwähnten Art zu vermeiden wussten. Und wie kann man die Doctrin von dem absolut Schönen und Unschönen in der Form aufrecht erhalten, wenn man bedenkt, was uns die Keramik schon alles geboten hat, und was die Menschen auf diesem Gebiete schon Alles gelobt, bewundert und schön gefunden haben. Und sind schon in den griechischen Vasen die verschiedensten Formen repräsentirt, was soll man da zu all den andern Erzeugnissen der Keramik sagen, — zu den egyptischen, trojanischen, etruskischen, indischen, japanischen Vasen und Schalen, dem Sevreporzellan und all den Werken, die aus den königlichen Porzellanfabriken und all den andern grossen keramischen Manufakturen hervorgegangen sind. Die Geschichte der Keramik bezeichnet, was die Formengebung betrifft, keinen Entwickelungsgang, kein Streben nach einem Ideal, nach etwas absolut Schönem, sondern man will nur Abwechselung, etwas beständig Neues, weil das Gewohnte mit Naturnothwendigkeit seine Genusswirkung verliert. Und dasselbe gilt natürlich von all den unzähligen anderen Arten dekorativer Formengebung.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Sache klar zu machen. Die unendlich vielen, verschiedenartigen Mittel, welche die dekorative Kunst in Anwendung bringt, um uns einen Genuss zu verschaffen, gehen alle darauf aus, Abwechselung hervorzubringen, sei es nun in der einen oder der andern der zwei verwandten Bedeutungen, in denen das Wort hier gebraucht worden ist, und nur durch die Abwechselung, — deren Kraft, Genuss hervorzurufen, wir kennen — wird dieses Ziel erreicht. Noch richtiger und klarer wird das ganze Verhältniss, wenn wir sagen, dass die Menschen in ihrem natürlichen Drange nach wechselnden, beständig neuen Sinneseindrücken ein Verfahren ausfindig gemacht haben, die sie umgebenden Gegenstände in Form und Farbe so zu gestalten, dass dieser Drang Befriedigung findet; und dieses Verfahren hat die Bezeichnung Dekoration erhalten. Es ist in Wirklichkeit nur der Drang nach Abwechselung, den man auf diese Weise zu befriedigen sucht, nicht irgend ein Verlangen nach bestimmten Formen oder Farben oder Farbenzusammenstellungen. Man kann physiologische Gründe dafür anführen, dass Abwechselung Genuss verschafft, aber nicht dafür, dass die griechische Vasenform besser gefällt, als die arabische, oder die blaue Farbe mehr als die gelbe, und die Erfahrung widerspricht auch durchaus der Behauptung, dass die eine Form oder Farbe an sich einen Vorzug vor der andern haben sollte. Etwas ganz anderes ist es, dass man in bestimmten gegebenen Momenten in der Regel die eine Form oder Farbe vor der andern bevorzugt, das kann auf allerlei augenblicklichen oder individuellen, mehr oder weniger zufälligen Umständen beruhen und ist natürlich für unser faktisches Verhalten gegenüber einer bestimmten Dekoration von grösster Bedeutung; es kann machen, dass was für die Augen des Einen schön ist, dem Andern hässlich erscheint und dass etwas uns zu einem Zeitpunkt gefällt, zu einem andern nicht; aber das Alles geht die Aesthetik als Wissenschaft nichts an, die sich nur mit dem beschäftigen kann, was allgemeine Giltigkeit hat, und die Aesthetik hat daher gegenüber den dekorativen Künsten einzig und allein die Aufgabe, dieselben als Abwechselungsmittel zu würdigen, — eine Aufgabe, die weittragend genug ist.

---

## III. Die Malerei.

Die Malerei verhält sich, was ihre gemalten Genussmittel anbelangt, ganz ähnlich wie die Skulptur. Auch sie besitzt ihr eigentliches Kunstmittel in der Gefühlserregung, nebeu welcher die Bewunderung von grosser, ins Auge fallender Bedeutung ist. Trotz dieser Uebereinstimmung in ihren Wirkungsmitteln ist die Malerei viel leichter zugänglich, hat ein viel grösseres Publikum als die Skulptur und zwar aus leicht verständlichen Gründen. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, dass die Malerei viel leichter im Stande ist, das Gefühl zu erregen und daher auch viel öfter und wirksamer zu diesem Mittel greift als die Skulptur, der durch ihre Stoffe, sowie durch die ihr eigenthümliche Technik viele Hindernisse im Wege stehen. Und wie wir wissen, giebt es kein sichereres Mittel, den grossen Haufen, dem es an Kunstverstand im eigentlichen Sinne fehlt, zu gewinnen, als dass man an das Gefühl appellirt.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass das Mitschwingen des Gefühls ein unumgänglicher Factor in der Genusswirkung der Malerei ist; oder auch nur, dass die Bewunderung, absolut genommen, bei der Malerei eine geringere Rolle spielt, als bei der Skulptur, im Gegentheil. Es giebt überhaupt kaum eine Kunst, an der man so gut wie an der Malerei beweisen kann, eine wie exklusive Bedeutung die Bewunderung oft beim Kunstgenuss haben kann, mit Ausschluss der eigentlichen Kunstmittel: der Abwechselung — die überhaupt, abgesehen natürlich von dem Bedürfniss nach etwas Neuem - für die Malerei kaum in Betracht kommt und der Gefühlserregung, die ja bei der Genusswirkung eines Gemäldes durchaus nicht immer eine Rolle spielt.

Ich muss hier, auf die Gefahr hin, durch Wiederholung zu langweilen und zu ermüden, noch einmal auf diesen Umstand zurückkommen, der nicht nur für das Verständniss der Genusswirkung einzelner Kunstwerke von entscheidender Bedeutung ist, sondern auch für die richtige Auffassung der Geschichte der Malerei, besonders was die Frage nach der Abwechselung und der Entstehung bestimmter Richtungen betrifft.

Wer von uns könnte sich nicht an hunderte von Bildern erinnern, deren Gegenstand ohne das mindeste Interesse ist und weder durch seine Neuheit, noch dadurch, dass er an unser Gefühl appelliert, ein Behagen hervorruft. Wir kennen gewiss alle eine Menge von Bildern, zum Theil von grossen Meistern, wo der Künstler sich darauf beschränkt hat, das insipide Gesicht, oder den nicht minder ausdruckslosen Rücken seines Modells abzumalen, ohne besonderen Titel, oder mit einer beliebigen Bezeichnung. Sein Bestreben war einzig darauf gerichtet, Farbe und Glanz der Haut, und das Relief der darunter liegenden Theile

mit möglichster Genauigkeit wiederzugeben. Oder er malt mit eben demselben einzigen Ziel einer möglichst genauen Wiedergabe ein Scheunenthor, eine Citrone auf einem Tellerchen, einen todten Vogel, oder andere Gegenstände, die in Natur unsere Aufmerksamkeit kaum eine Sekunde zu fesseln im Stande sind, irgend welche Gefühle aber ebensowenig erregen, wie der Rücken des Modells. Trotzdem kann das Bild bei dem Beschauer ein Lustgefühl erregen, ihn in einen Zustand des Geniessens versetzen und zwar in um so höherem Grade, je naturgetreuer die Abbildung ist, je vollkommener mit anderen Worten der Sinneseindruck, den das Bild hervorbringt, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Der Genuss kommt hier also nicht unmittelbar durch den Eindruck, den das Auge aufnimmt, zu Stande: es kann absolut nicht die Rede davon sein, dass es die Linien und Farben an sich sind, die uns Genuss bereiten, denn die sind ja dieselben, ob wir sie nun an dem wirklichen Rücken des Modells, an dem wirklichen todten Vogel, oder auf dem Bilde sehen, das uns vielleicht entzückt; besteht ein Unterschied zwischen Vorbild und Nachbildung, so bedingt derselbe stets eine Verringerung unseres Genusses. Der Genuss hat also seinen Ursprung einzig und allein in dem Umstande, dass das Bild ein Erzeugniss der Kunst ist; und ein Lustgefühl, das aus dieser Quelle stammt, einen Zustand des Geniessens, hervorgerufen durch das Bewusstsein, dass der Gegenstand, dem wir gegenüberstehen, Menschenwerk ist, bezeichnet man, wie wir aus dem vorhergehenden wissen, als Bewunderung.

Nun hat man bekanntlich für die Malerei oft genug die Behauptung aufstellen wollen, dass das Erreichen dieser künstlerischen Bewunderung die einzige wahre Aufgabe des Künstlers wäre; dass es gleichgültig sei, was gemalt würde, und einzig und allein das wie mafsgebend wäre. Man hat diesen Satz vielfach discutirt, behauptet und bestritten. Aber der Streit ist ganz unangebracht, denn diese Behauptung ist dem einen Publikum gegenüber richtig, und einem anderen gegenüber durchaus falsch. Jemand, der keinen besonderen Kunstverstand besitzt, kann einem Bilde gegenüber sehr wohl in Stimmung gerathen, er kann einen intensiven Genuss davon haben, aber sein Genuss kann nur auf dem Wege des Gefühls zu Stande kommen, also nur durch den Inhalt des Bildes, sein Sujet. Ist letzteres nicht so beschaffen, dass es in ihm irgend welche Gefühle anregt, dann bleibt er beim Beschauen kalt. Die Wiedergabe irgend eines ganz ausdruckslosen, gleichgültigen Gegenstandes kann ihm keinem Genuss verschaffen. Anders verhält es sich mit dem, der selbst Künstler ist, oder doch in jedem Falle soviel von der Kunst versteht, dass er die Schwierigkeiten, die der Maler zu überwinden gehabt hat, würdigen kann; er wird das Kunstwerk mit ganz anderen Augen ansehen, bei ihm hängt der Genuss vielleicht zum grössten Theil von der Bewunderung der Ausführung, der überwundenen Schwierig-

keiten ab. Und in demselben Grade, in welchem dies der Fall ist, tritt das Interesse für den Inhalt in den Hintergrund. Wenn man über die Ausführung selbst in Extase geräth, so ist es offenbar ziemlich gleichgültig, was das Bild darstellt, ob es ein Stück Steinpflaster ist, oder eine Frühlingslandschaft; eine Schüssel Krebse oder die Transfiguration. Wir sind im Princip hier wieder bei dem *l'art pour l'art* angelangt.

Die einzelnen Erzeugnisse der Malerei, die einzelnen Kunstwerke wirken also genussbringend entweder durch die Erregung und Anregung unseres Gefühls, oder durch Bewunderung. Bald handelt es sich um das eine dieser generellen Wirkungsmittel, bald um das andere; aber in vielen Fällen wirken auch beide Factoren zusammen, sodass ein Bild, wenn es überhaupt etwas taugt, sowohl das grosse Publikum entzückt, als den einsichtsvollen Kenner befriedigt, wenn auch gewöhnlich beide Parteien nicht in gleich hohem Grade. Dass Rafael Jahrhunderte hindurch für den vollendetsten aller Maler gegolten hat, lässt sich wohl mit Bestimmtheit daraus erklären, dass er wie kein anderer, künstlerische Vorzüge mit der Fähigkeit, auf das Gefühl zu wirken, vereinigt hat. Verfügt ein Künstler nur über eine dieser Bedingungen, so wird er auch nur eine Sorte Publikum haben, aber vielleicht ein nicht weniger begeistertes. Maler wie Carlo Dolce und Sassoferrato wurden ihrerzeit von dem grossen Haufen fast eben so sehr verehrt, wie Rafael, weil sie ohne Zweifel die grosse Gabe besassen, gewisse, leicht übertragbare Stimmungen auszudrücken, während ihre künstlerische Schwäche ihnen stets eine gewisse Geringschätzung von Seiten derer eintrug, deren Drang nach künstlerischem Genuss nur durch Bewunderung zu befriedigen war. Umgekehrt wird vieles von dem, was die Kenner, die künstlerisch Sachverständigen bis in den Himmel erheben, immer „Kaviar fürs Volk“ bleiben. Was ist ein Bild von Mantegna, oder Albrecht Dürer, oder eine Rembrandt'sche Radirung anderes?

Die Erregung des Gefühls und die artistische Bewunderung stehen natürlich als entscheidende Momente bei der Würdigung eines Gemäldes Seite an Seite. In jedem Zeitalter wird es Menschen geben, die die Kunst von diesem, und solche, die sie von jenem Standpunkte aus betrachten und geniessen. Aber ganz wunderbar und von höchstem Interesse für die Geschichte der Malerei ist es, dass die Stellung zu diesen zwei Factoren des Kunstgenusses im Laufe der Zeiten wechselt, dass bald die eine, bald die andere tonangebend ist, sodass man zu einer Zeit vorwiegend mit Hülfe der Malerei seinen Stimmungsdrang zu befriedigen sucht, zu einer anderen Zeit seinen Drang nach Bewunderung. Dass diese wechselnden Bedürfnisse auch Schwankungen in den Tendenzen der Kunst und in dem Charakter ihrer Bestrebungen

erzeugen müssen, liegt auf der Hand; das Resultat davon sind die verschiedenen Kunstrichtungen, die einander im Laufe der Geschichte der Malerei abgelöst haben, und die gar nicht zu verstehen sind, wenn diese Verhältnisse nicht genügend berücksichtigt werden.

Die Malerei des Alterthums ist zu wenig bekannt, als dass wir uns eine wohlbegründete Ansicht über ihre Wirkungsmittel und die verschiedenen Richtungen, die sie etwa durchlaufen hat, zu bilden vermöchten. Dagegen weiss Jeder, wie die ärmliche, spärliche Malerei des Mittelalters — so wie wir sie aus den Wandmalereien der Katakomben, den byzantinischen Mosaiken in den Kirchen und den Miniaturen der alten Handschriften kennen — schon ganz deutlich darauf angelegt war, fromme, andächtige Stimmungen zu erwecken und, zufrieden, wenn ihr das gelang, gar nicht danach strebte, durch künstlerische Wirkungsmittel Lust zu erwecken. In dieser ganzen Zeit wurde die Malerei so wenig als möglich um ihrer selbst willen betrieben, um Bewunderung über ihr Können zu erwecken, sondern stand fast ausschliesslich im Dienste einer einseitigen, aber zweifellos tiefen, genussreichen Gefühlserregung. Die Umwälzung, welche die Renaissance hier, wie auf allen übrigen Kunstgebieten mit sich brachte, war durchgreifender Natur. Wenn die Malerei auch bis in die Renaissancezeit hinein vorzugsweise religiöse Gegenstände malte, so wurde das Repertoir doch reicher dadurch, dass man die ganze Bibelgeschichte und alle Heiligenlegenden mit in den Kreis hineinzog; auch die Behandlung wurde genremäſsiger, es wurde weniger Gewicht auf das Hervorrufen andächtiger Gefühle gelegt, während die rein künstlerischen Momente: Form und Farbe, Composition etc. etc. in den Vordergrund des Interesses traten und im Laufe von kurzer Zeit all die riesigen Eroberungen machten, von denen die Malerei dann lange Zeit hindurch gelebt hat. Aber im selben Grade, wie das geschah, wie das Hauptgewicht auf das Technische — im weitesten Sinne des Wortes — gelegt wurde, in demselben Maſse verlor die Malerei ihren Einfluss auf die grosse, künstlerisch ungebildete Masse und konnte nur von Kennern, von Sachverständigen verstanden und gewürdigt werden, und zwar um so mehr, je häufiger der Gegenstand der Darstellung aus dem profanen Leben oder aus der Mythologie gewählt wurden, ganz ohne Rücksicht auf das Hervorbringen andächtiger Gefühle. Es war eine Kunst, nicht für den gemeinen Mann, sondern für Amateure und Mäcene, die in der Villa Farnesina und im Palazzo di Te Kunstschätze aufhäuften. Um sie zu geniessen, gebrauchte man das ganze Kunstinteresse, den ganzen Kunstverstand, von dem die gebildeten Kreise der Renaissance in so hohem Grade durchdrungen waren, oder durchdrungen zu sein behaupteten; es war immer weniger die Stimmung, worauf es beim Kunstgenuss ankam, und immer mehr die Bewunderung.

Aber eine Kunstrichtung, die einzig und allein oder auch nur vorwiegend auf dem Genuss, den die Bewunderung mit sich führt, beruht, muss, wie wir bereits oben gesehen haben, nothwendiger Weise in Routine endigen und daran zu Grunde gehen; so war es auch mit der Malerei der italienischen Renaissance der Fall, aber während diese im Sterben lag, blühte in den Niederlanden eine neue Malkunst empor, die einen ganz anderen Charakter hatte und auch ganz andere Stoffe behandelte. Die Mittel, mit denen sie zu wirken suchte, waren neu, und sie konnte daher eine Zeit lang ganz üppig gedeihen, obschon ihre Wirkungen in der Hauptsache dieselben waren, wie die der aufgebrauchten Renaissancemalerei. Wenn auch ihre Stoffe populärer waren, so war diese Kunst selbst doch nicht volksthümlicher; auch sie wirkte vorzugsweise durch die Bewunderung und hat relativ wenig aufzuweisen, was das Gefühl in lebhaftere Schwingungen versetzt. Es ist ja wohl möglich, dass Maler wie Jan Steen, Adriaen Brouwer, oder auch wie Ostade u. A. durch drastische Stoffe eine burleske Wirkung hervorzurufen im Stande waren, aber das Hauptinteresse geht bei allen diesen Malern auf rein malerische Effekte hinaus, wobei das Sujet ihnen verhältnissmäfsig gleichgültig ist und, wenn es auch bisweilen stimmungsweckende Momente enthält, doch an Interesse gegenüber der rein malerischen Ausführung zurücksteht. Man vergleiche z. B. Rembrandt's Behandlung religiöser Stoffe mit der Art und Weise, wie sich die italienische Renaissance solchen Gegenständen gegenüber verhielt. Die niederländische Kunst war im Grossen und Ganzen für die Kunstverständigen berechnet und wirkte nur durch Bewunderung. Wenn Pieter de Hooch ein Mädchen malte, das unthätig und ausdruckslos in einem leeren Raume sitzt, so bereitete er dadurch nur Denen einen Genuss, die die Voraussetzungen dafür besassen, über seinen wunderbaren Blick für Lichtreflexe und Schattentöne unp über seine Virtuosität in der Wiedergabe derselben in Extase zu gerathen. Wir sind hier schon ganz in dem *l'art pour l'art* und nur einen Schritt von der Klippe entfernt, an der die Kunst hier so leicht strandet: der Künstelei, wie sie Schalcken mit seinen Lichteffecten u. s. w. repräsentiren.

Die Malerei in ihrer niederländischen Epoche hatte also, wie gesagt, mehr und mehr ihren Einfluss auf die grosse Menge verloren, jedenfalls da, wo sie nicht, wie in Spanien, noch eine religiöse Mission hatte, und sie verlor ihn noch mehr unter dem Regime der allegorischen Kunst, das ungefähr mit der Herrschaft des Classicismus in der Literatur zusammenfiel. Weiter unten, bei Besprechung der Dichtkunst, will ich Gelegenheit nehmen, etwas näher auf diese Kunstperiode einzugehen, deren Charakteristikum in der Malerei, sowie in der Dichtkunst darin besteht, dass in ihr Natur und Menschen nicht so geschildert werden, wie sie

sind, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, sondern als Symbole, als Repräsentanten, Verkörperungen abstracter Vorstellungen. Man nahm seinen Ausgangspunkt nicht vom individuellen Menschen oder von der Landschaft; was man schildern wollte, waren Tugenden und Laster, Gefühle und Leidenschaften, Arkadien oder Elysium, und dieser Aufgabe wurden nun Menschen und Gegenden, die man darstellen wollte, angepasst. Hier war wenig oder gar kein Platz übrig für die Anregung des Gefühls, wozu vor Allem wahre, individuelle Menschen nöthig sind. Bei aller Verschiedenheit der niederländischen Malerei und der allegorischen, in ihren Stoffen und ihrem ganzen Charakter, haben doch beide Richtungen das gemeinsam, dass beide im Beschauer ein Lustgefühl erwecken durch Bewunderung, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln. Was wir in der allegorischen Kunst bewundern, ist nicht das rein Künstlerische, die Vollendung der malerischen Wirkung, sondern das Sinnreiche des Gedankens, der Erfindung, und die Kraft und Klarheit, mit der der Künstler seine Idee zum Ausdruck gebracht hat, ganz wie bei der entsprechenden Poesie. Das Sinnreiche kann sich offenbaren in der Wahl der Figuren oder Stoffe, mit Rücksicht auf die Gedankenverbindungen, die dadurch beim Beschauer geweckt werden sollen, so wenn im Schlafzimmer Morpheus oder Eros angebracht, oder die Decke des Speisezimmers mit einem Göttermahl oder einer Jagdscene ausgeschmückt wird; denn jene Zeit war auch die Glanzperiode der Dekorations- und Emblemmalerei. Wieviel Kanonen, Helme, Standarten, Blitzstrahlen u. s. w. gehörten damals nicht zu einem Offiziersporträt; wieviel Folianten, Eulen, Globen und Minervabüsten zu dem eines gelehrten Mannes! All dieser Gedanken- und Erfindungsreichthum war darauf berechnet, die Bewunderung herauszufordern, und hielt die Bedeutung der Malerei als Genussmittel aufrecht, obschon die beiden Hauptfactoren, die Gefühlserregung und die Erweckung von Bewunderung für das rein Künstlerische, ganz bei Seite gesetzt und ausser Acht gelassen wurden. Es ist Sitte, diese Kunstperiode mit grosser Geringschätzung zu behandeln, und das ist ja auch ganz berechtigt, sowohl von Seiten Derer, die in der Malerei eine Anregung für ihr Gefühl suchen, als bei denjenigen, die nur durch die rein künstlerische Bewunderung befriedigt werden; aber alle die, welche an der Tiefe und Feinheit der Idee sich erfreuen, an dem Erfindungsreichthum in den Ausdrucksmitteln, an der Kraft und der Klarheit dieses Ausdrucks, werden nicht zugeben, dass diese Kunstrichtung an sich geringwerthiger ist, als eine andere. Die Berechtigung, der Werth der verschiedenen Richtungen hängt doch einzig von ihrer Genusswirkung ab. Aber man muss, wie schon oft betont, sich von dem Vorurtheil frei machen, als könnte die Malerei und die Künste überhaupt nur eine bestimmte Stellung gegenüber unserem Gefühlsleben einnehmen

und stets auf dieselbe Weise mit denselben Mitteln Lust und Genuss hervorrufen.

Die Malerei war also, wie die Poesie wenig populär, bis auch auf ihrem Gebiet — im Ganzen wohl etwas später als in der Dichtkunst -- die Romantik erschien und mit ihr die rein künstlerische Bewunderung durch die Anregung des Gefühls abgelöst wurde. Man hat in der Malerei bekanntlich diesen Wendepunkt von dem im Pariser Salon ausgestellten Bilde Géricault's hergeleitet, das Schiffbrüchige von einer französischen Fregatte darstellt, die auf einem Floss, von stürmischen Wellen umtost, dahintreiben. Das Thema des Bildes gab Gelegenheit, die verschiedensten Formen und Grade des Elends und der Verzweiflung darzustellen, nicht mit dem realistischen Bestreben nach möglichst grosser Naturtreue, sondern mit der Absicht, den emotionellen Ausdruck der Gesichter und Gestalten so deutlich wie möglich wiederzugeben, und hiermit ein möglichst starkes Gefühl im Beschauer anzuregen. Natürlich ist es nicht Géricault's Bild, das die neue Richtung in der Malerei geschaffen hat; aber es ist wohl das erste gewesen, das diesen Drang befriedigte, der allmählich in der Menge erwacht war, den Drang. das Gefühl auch durch die Malerei in recht lebhafte Schwingungen versetzt zu sehen, nachdem man sich überzeugt hatte, wie gut sich das durch die Poesie thun liess. Dieser Drang hatte ungefähr um dieselbe Zeit dazu geführt, dass man versuchte, der religiösen Stimmungsmalerei der Renaissance neues Leben einzublasen. Indessen musste dieser Versuch missglücken, nicht allein wegen der geringen Lebensfähigkeit, die Nachahmungen stets anhaftet, sondern auch weil man hier nur eine einzelne Saite unseres Volkslebens anschlug, eine Saite, die im Mittelalter genügen mochte, wo die religiösen Stimmungen die Gemüther in so hohem Grade beherrschten, aber offenbar im 19. Jahrhundert mit seinem reichentwickelten Gefühlsleben allzu armselig war. Man musste hier eine grössere Mannigfaltigkeit, eine grössere Skala der Gefühle verlangen. Man hatte ja allmählich gelernt, dass man auch durch die Erweckung anderer, als religiöser Stimmungen Lustgefühle hervorrufen und Genuss schaffen kann, und dass es kein Verbrechen ist, unter dem Bann solcher anderer Gefühle zu stehen, ja sogar in ihren Bann gerathen zu wollen. Diese Vielseitigkeit der Gefühlserregung fand in der Romantik ihren Ausdruck. oder vielmehr die exclusiven Bestrebungen der Kunst, durch die Erregung von Stimmungen und Gefühlen genussbringend zu wirken, hat die Aesthetik als „Romantik“ bezeichnet.

Wie gross indessen die Umwälzung auch sein mochte, und eine wie eingreifende Bedeutung sie auch hatte, sowohl auf die Wahl der Stoffe als auf ihre Behandlung, so gewann doch die Romantik während der wenigen Jahrzehnte ihrer Existenz in der Malerei keineswegs so ausschliesslich die Uebermacht wie in der Dichtung und zwar aus ganz

naheliegenden Gründen. Die Malerei hat lange nicht so freie Hand wie die Poesie, kann nicht unter allen Umständen ihrem eigenen Kopfe folgen. Sie hat oft andere Anforderungen zu befriedigen, als die, welche das Genussverlangen des Publikums an sie stellt. Selbst in Zeiten, wo das Publikum noch Stimmung und Ergriffenheit verlangt, kann die Malerei in grossem Mafsstabe im Dienste repräsentativer Zwecke stehen, im Dienste von Dekoration, Apotheosen, Festschmuck u. dergl., Aufgaben, bei denen der Inhalt zumeist schon gegeben und wo Symbolik und Allegorik unumgänglich sind — wie es immer der Fall ist, wenn der bildende Künstler zum Dolmetscher allgemeiner Gedanken und Ideen gemacht wird. Ein Blick auf die Malerei der mittleren Dezennien dieses Jahrhunderts, ergiebt daher ein bunteres, weniger einheitliches Bild, als wir es vom psychologischen Standpunkt aus von der Dichtkunst desselben Zeitalters haben. Was die Poeten in dieser Zeit an Apotheosen, Festdichtungen etc. gezeitigt haben, deckt heutzutage meistentheils der Schleier der Vergessenheit und verwirrt daher nicht das klare Bild dieser Literaturperiode; aber die entsprechenden Erzeugnisse der Malerei haben wir beständig vor Augen und es ist daher nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von dem romantischen Zeitalter der Malerei zu bilden. Uebrigens ist es auch denkbar, dass die Malerei in ihrer relativ kurzen romantischen Epoche überhaupt nicht die Möglichkeit gehabt hat, sich zu einer so fein durchgebildeten Stimmungskunst zu entwickeln, wie die Poesie unter dem Regime der Romantik. Die Malerei hat ja, wie bereits erwähnt, weniger Mittel und minder kräftige Mittel zur Verfügung als die Poesie, wenn es gilt, auf die Gefühle der Menschen einzuwirken. Jedenfalls sah die Malerei, die doch viel später zur Romantik gelangte als die Poesie, zur selben Zeit mit dieser alle ihre Hilfsmittel erschöpft und sich genöthigt, eine neue Richtung einzuschlagen, wenn sie ihre Bedeutung als Genussmittel behalten wollte.

Jedermann weiss, wie ungefähr um die Mitte dieses Jahrhunderts natürlich zuerst in Frankreich, von wo alle Umwälzungen in der Kunst auszugehen pflegen, die Doctrin verkündet wurde, die wahre Aufgabe und die einzige Stellung der Kunst und speziell der Malerei bestände in einer möglichst genauen, gewissenhaften Wiedergabe der Natur. Der Gegenstand der Behandlung war verhältnissmässig gleichgültig oder besser gesagt, je dürftiger, je alltäglicher ein Thema war, desto besser erschien es, denn desto weniger konnte es den Künstler verleiten, sich in den für die wahre Kunst so gefährlichen und verderblichen Gebieten der Romantik zu verlieren. Es galt für besser, jedenfalls für sicherer, eine Ecke gepflügtes Feld zu porträtiren, als eine Claude-Lorrain'sche Ideal-Landschaft zu componiren; ehe der Künstler seinen Pinsel dazu gebrauchte, rührende, oder schauervolle,

oder freudige Affecte im Beschauer zu erwecken, sollte er sich lieber damit begnügen, das ganz ausdruckslose Gesicht eines Modells so genau wie irgend möglich wiederzugeben. Wieder einmal war es die Bewunderung der künstlerischen Fähigkeit und Fertigkeit, wodurch der Genuss zu Stande gebracht werden sollte, man war wieder einmal bei der vornehmen, exclusiven Kunstproduktion, dem *l'art pour l'art* angelangt; nicht wie in der allegorischen Epoche, wo die Erfindungsgabe, der sinnreiche Gedanke vorzugsweise bewundert werden sollte, sondern eher wie zur Zeit der alten Niederländer, mit deren Hauptrepräsentanten, Rembrandt ja in diesem ganzen Zeitalter, der naturalistischen, realistischen Epoche, eine Art Götzendienst getrieben worden ist. Dass es jedoch wesentliche Unterschiede giebt, in der Art, wie die niederländischen Realisten und die unserer Epoche die Aufgaben der Kunst auffassten, liegt auf der Hand. Die ersteren nehmen die Sache mehr positiv, für sie lag die Hauptaufgabe darin, dem rein malerischen Element das grösstmögliche Bethätigungsfeld zu verschaffen und es so viel wie möglich bei der Behandlung aller beliebigen Stoffe zu seinem Recht kommen zu lassen. Unsere Realisten sehen das wesentliche Ziel in etwas Negativem, in der Aufgabe, alles Unwirkliche aus der Kunst zu verbannen; man kann daher ein überzeugter Realist sein, ohne doch eigentlich malerisches Talent zu besitzen, während auf der andern Seite die Holländer ihre grosse malerische Begabung oft an durchaus unrealistischen Gegenständen bethätigen.

Die realistische Malerei hat niemals einen vollständigen Sieg gefeiert, zu keiner Zeit uneingeschränkte Herrschaft besessen, dazu hatte das grosse Publikum, für das sie natürlich in der Hauptsache unzugänglich war, eine zu grosse Bedeutung in Allem, was die Kunst angeht, erlangt; sein Kunstinteresse — was mit anderen Worten bedeutet, das Gefühl, dass man sich vermittels der Kunst Genüsse verschaffen kann — war durch die romantische Periode geweckt worden und es verlangte nun beständig von der Malerei einen Apell an seine Affekte — einen Gefallen, den ihm der Naturalismus grundsätzlich nicht that. Indessen hat der Realismus doch eine Reihe von Jahren hindurch eine recht grosse Rolle gespielt, wenn er auch oft — besonders in unserer heimathlichen Kunst — von seinen strengen Prinzipien dabei Manches ablassen musste, und er war auch insofern von unschätzbarer Bedeutung, als er den Blick des Künstlers für die Natur und das wirkliche Aussehen der Dinge geschärft und die Technik der Wiedergabe dessen, was sie sahen, bedeutend entwickelt hat.

Heute ist ja seine Rolle in der Malerei in starkem Rückgang begriffen, wenn auch noch nicht ganz ausgespielt. Die Gefahren für die Lebensfähigkeit des Naturalismus, die er stets in sich selber trägt, sind bereits erwähnt, und schon seit einer geraumen Zeit sieht er eine

durchaus von ihm verschiedene Richtung siegesbewusst das Haupt erheben, eine Richtung, die bis jetzt noch keine scharf ausgeprägte Form angenommen hat und sich daher schwer in präziser Weise charakterisiren lässt, die aber wie die Romantik in der Anregung des Gefühls ihre Hauptaufgabe zu sehen scheint, wenn auch natürlich mit andern Mitteln als die romantische Kunst. Der Symbolismus, wie diese neue Richtung meistens nicht ohne Berechtigung bezeichnet wird, sieht seine hauptsächlichsten Wirkungsmittel in dem Dunkeln, Mystischen, Räthselhaften, das er aber nicht einzig und allein dazu anwendet, um Angst und Grauen zu erwecken, die ja so oft in den Fussspuren des Geheimnissvollen auftreten, sondern auch — und darin besteht der eigentliche Symbolismus — um durch die tiefe, sinnreiche Bedeutung, die er in die Bilder legt, Bewunderung zu erregen. Oft ist ja allerdings dieses Räthselrathen oder Rebuslösen, das die neuen Werke erfordern, so schwierig, dass der Künstler, wie wir an Beispielen gesehen haben, sich genöthigt sieht, um verstanden zu werden, den Bildern einen Commentar in Worten beizugeben. Die symbolistische Richtung könnte man fast eine Verschmelzung der romantischen und allegorischen nennen, denn sie sucht sowohl durch Gefühlserregung zu wirken als auch durch Erweckung der Bewunderung für die Idee, die tiefere Bedeutung des Werkes, aber sie hat ihre beiden Komponenten sozusagen potenzirt, auf die Spitze getrieben. Sie stellt an das Naive, Kindliche in uns noch grössere Anforderungen, als die Romantik that, — Anforderungen, die manchmal einigermaſsen schwierig zu befriedigen sein können. Es gehört ja ein gewisser Stand der Unschuld dazu, um sich von einer mystischen Jungfrau, die auf einem fabelhaften Einhorn durch einen Zauberwald reitet, in unerklärliche Schauer lullen zu lassen, oder von einem Dämon unbekannter Art, der über einem Bette schwebt, darin ein Kopf ohne Körper liegt, oder von alten Burgen in unglaublichen Klippenlandschaften bei nie gesehener Beleuchtung, oder von anderen Klinger'schen oder Böcklin'schen Appellen an unser emotionelles Nervensystem. Auf der andern Seite aber verlangt der Symbolismus lebhaftere, intensivere Bewunderung, als die allegorische Kunst und macht den Anspruch auf grösseren Ideenreichthum und grössere Tiefe des Gedankens, was er durch eine Dunkelheit und Unerklärlichkeit zu beweisen sucht, neben der sich die Räthsel der Allegorie gar nicht sehen lassen können. Das sicherste Mittel, in den Ruf grosser Gedankentiefe zu kommen, ist doch immer, sich so ausdrücken, dass eigentlich Niemand so recht weiss, was man meint. (Vergl. weiter unten den Symbolismus in der Dichtung.)

---

## IV. Die Dichtung.

Es liegt hier kein Grund vor, eine präzise Begrenzung der verschiedenen Kunstarten zu geben, — es wäre sonst unter anderem nothwendig, sich auf eine Discussion über den Begriff der Dichtkunst einzulassen, der einmal nur sehr schwer mit Genauigkeit festzustellen ist und ferner in den verschiedenen Sprachen durchaus nicht dieselbe Bedeutung hat. Die Dichtkunst erstrebt und erreicht eine Genusswirkung mit Hülfe von Worten; aber dasselbe ist der Fall mit Erzeugnissen, die eigentlich nicht zu dieser Kunst, ja überhaupt nicht zu den „schönen Künsten" gerechnet werden. Ich habe weiter oben die Genusswirkung berührt, die gewisse Arten von Beredsamkeit erreichen und oft vorsätzlich in Anwendung bringen. Aber überhaupt kann die „Kunst des Wortes" sich in sozusagen jeder schriftlichen und mündlichen Darstellung geltend machen, die dadurch an sich, ganz abgesehen von dem Inhalt, zum Genusse wird. Jede historische Erzählung, jede Schilderung wirklicher Begebenheiten oder Gegenstände, jede Gedankenentwickelung kann durch ihre künstlerische Form Bewunderung erwecken, und auf diese Weise bei den Sachverständigen ein Lustgefühl hervorrufen, obschon ihr das Moment der selbständigen Produktion, der Erfindung fehlt, welches gewöhnlich als Bedingung dafür gilt, dass eine Darstellung in Worten zur Poesie gerechnet wird. Was ich in Folgendem sage, gilt für die allgemein anerkannten Gebiete der Dichtkunst und ich spreche von Poesie nur da, wo das schaffende Moment auch vertreten ist. Den einzelnen Worten gegenüber können die Grenzen immer noch ziemlich schwankend sein. So sind ja z. B. die Wirklichkeitsschilderungen, die man bei Dichtern antrifft und in denen sie oft ihren Ruhm und ihre Stärke suchen, oft nicht nur in der Form, sondern auch dem Inhalt nach viel eher historische oder beschreibende Werke, als Früchte der freien Erfindung.

Und zu allen Zeiten ist man gewöhnt gewesen, in den Werken der Dichter Ingredientien belehrender, agitatorischer, polemischer Natur zu finden, — oft so reichlich vertreten, dass man den Eindruck hat, als wäre dies die Hauptsache, während die eigentlich künstlerischen Aufgaben mehr in den Hintergrund treten. Hier, wo die Poesie nur vom Standpunkte des Genussmittels aus betrachtet wird, kann natürlich auf all die anderen Zwecke, denen sie gelegentlich dienen muss, nicht Rücksicht genommen worden; es handelt sich hier einzig und allein um die Poesie als Kunst.

Das Wort in seiner Eigenschaft als Laut, als Sinneseindruck kann durch einen directen Impuls an unser vasomotorisches Nervensystem in gewissem Grade zur Hervorbringung eines unmittelbaren Genusses be-

nutzt werden. Schon durch ganz einfache Wortkombinationen können angenehme Lauteindrücke, mit andern Worten „Wohllaut“, also Genuss hervorgebracht werden. Von ungleich grösserer Bedeutung ist jedoch die weit ausgedehntere Anwendung des Wortes zum Hervorrufen rhythmischer Abwechselung, die ja, wie wir oben gesehen haben, eines unsrer wichtigsten Genussmittel ist. Die ganze Verskunst verdankt ihr Dasein dem Wunsche, sich auch mit Hilfe des Wortes den Genuss des Rhythmus zu verschaffen. Ich kann mich indessen hier nicht mit dieser Seite der poetischen Genusswirkung befassen, obschon dieselbe gar keine so geringe Rolle spielt, kennen wir doch alle Beispiele von Poesie, deren ganze Stärke in ihren klingenden Reimen und einschmeichelnden Rhythmen liegt, während Gedanke und Sinn höchst nebensächlich ist. Aber von der Abwechselung als Genussmittel ist schon an anderer Stelle genug gesagt worden.

Die Hauptaufgabe der Dichtung ist ja auch gar nicht, auf solche Weise zu wirken. Durch das Wort kann auf anderen Wegen Genuss hervorgerufen werden, und die Poesie besteht ja auch gar nicht ausschliesslich aus Versdichtung; der Inhalt ist bei ihr ebenso wichtig wie die Form, wenigstens manchmal, und es kommt vor, dass das Hauptgewicht auf ihm liegt. Die unmittelbare Genusswirkung tritt dann in den Hintergrund oder fällt ganz fort und es handelt sich nur um das Wecken von Stimmung, Gefühl oder Bewunderung, also um lauter indirecte, corticale Genusswirkungen.

Das Schema für die Psychologie dieser Genusswirkung ist indessen, wie bereits bemerkt, etwas komplizirter als bei den anderen indirecten Genüssen. Um Stimmung oder Bewunderung zu erwecken, müssen die gehörten oder gelesenen Worte selbstverständlich erst die Vorstellung in uns erwecken, für die sie Symbol sind, und diese Vorstellung muss dann erst eine andere Gedankenverbindung hervorrufen, von der die Wirkung auf unser Gefässnervencentrum ausgeht. Lesen oder hören wir Aladins Lied am Grabe seiner Mutter, wo seine Flöte klagt

„schwach und leise
wie ein trüber Abendwind
durch die feuchten Winterzweige“ —

so ist, wenn wir gerührt sein sollen, die erste Bedingung, dass wir die Bedeutung der Zeichen und Laute gelernt haben, dass wir wissen, was die Worte „Abendwind“, „Winterzweige“ etc. bedeuten und die nächste Bedingung ist, dass diese Begriffe früher entstandene Vorstellungen von Dunkel, Einsamkeit, Verlassenheit, Trauer u. dergl. in uns erwecken, die nun ihrerseits auf unser Gefässnervensystem wirken. Hier sind also viele Voraussetzungen nöthig, damit das Lustgefühl zu Stande kommt. Da ist von einer directen Genusswirkung beim Sehen oder Hören des

Wortes, — analog dem unmittelbaren Genuss, den eine Dekoration. ein Bauwerk, manchmal auch ein Bild oder eine Skulptur hervorbringt, keine Rede. Das Wort spricht nicht, wie die bildlichen Darstellungen, alle Sprachen. Für den, der ihre lexikalische Bedeutung nicht gelernt hat und in seinem Gehirn nicht von früheren Erlebnissen oder Erfahrungen her Eindrücke bewahrt, von denen aus ein Impuls zu seinem emotionellen Nervensystem gehen kann, für ihn bleiben diese Worte eine tote Materie, sie verschaffen ihm vielleicht ein Wissen, aber keinen Genuss. Das einzelne Dichterwerk hat daher nie, wie es bei so vielen Erzeugnissen der bildenden Kunst ist, — eine universelle, allgemein gültige Genusswirkung. Ein Gedicht, das den einen tief ergreift, kann dem Andern gleichgültig, ja unverständlich bleiben. Eine religiöse Hymne hat schon oft extatische Stimmungen hervorgerufen, aber natürlich nur bei denjenigen, die überhaupt religiöse Voraussetzungen besitzen und die ferner im Laufe ihres Lebens Eindrücke aus dem Vorstellungskreis in sich aufgenommen und bewahrt haben, in denen der Dichter sich bewegt, ebenso kann ein Liebesgedicht nur da rühren und bewegen, wo in des Lesers Brust verwandte Saiten mitschwingen. Dass es heut zu Tage noch Menschen giebt, die so organisirt sind, dass sie über Pindar'sche Oden in Extase gerathen können, scheint eine Thatsache zu sein. Jedenfalls aber handelt es sich da doch nur um einige auserwählte, mit philologischer Transsubstantiationsfähigkeit begabte Individuen, die eben in Folge dieser Fähigkeit in die Haut eines antiken Griechen su schlüpfen im Stande sind. Wir übrigen modernen Menschen bleiben dieser mythologisch dunklen Lyrik gegenüber verständnisslos und gleichgültig, während dieselbe bei ihren ursprünglichen Zuhörern. die sie unter ganz anderen Voraussetzungen als wir aufnahmen, ohne Zweifel aufrichtige Beifallsstürme hervorrief.

Auf der andern Seite giebt es ja Voraussetzungen und durch Eindrücke, Erlebnisse, Ueberlieferungen etc. erworbene Geisteszustände, deren wir alle theilhaftig sind und die deshalb Gemeingut Aller sind, — oder doch wenigstens Gemeingut vieler Nationen, Menschenrassen, Gesellschaftskreise und Zeitperioden. Und je besser der Dichter Stoffe zu wählen versteht, die in solche weiten Vorstellungskreise hineinpassen, desto universeller ist die Wirkung, die er hervorbringt und desto grösser sein Publikum. Gesänge zum Preise der Gottheit, zur Ehre des Herrschers. von der Liebe Lust und Qual, von den Schrecken des Krieges oder von der Stärke und Behendigkeit von Mensch und Thier haben zu allen Zeiten in weiten Kreisen Wiederhall gefunden.

Die Poesie ist wohl die populärste von allen Kunstarten, oder richtiger ausgedrückt, sie hat die Bedingungen es zu sein und hat Perioden gehabt, in denen sie es auch war. Es mag vielleicht nicht mehr Dichter geben als Maler und Bildhauer etc., aber es giebt unend

lich viel mehr Menschen, die einen Genuss in der Dichtkunst suchen, als in den bildenden Künsten. Das kann in verschiedenen, zum Theil unwesentlichen Umständen seinen Grund haben, aber die Hauptursache ist wohl die, dass die Möglichkeit, Stimmungen zu erwecken, überhaupt nachdrücklich auf das Gefühl zu wirken, bei der Dichtkunst weit grösser ist, als bei der Malerei z. B. Es leuchtet doch ohne Weiteres ein, dass ein Bild sich in der Regel damit begnügen muss, eine einzelne Stimmung hervorzurufen, während es der Dichter oft in seiner Macht hat, den Leser durch eine ganze Reihe wechselnder und deshalb um so stärkerer emotioneller Erregungen hindurchzuführen. Von grosser Bedeutung ist es auch, dass das stimmungsweckende Repertoir der Poesie überhaupt reicher ist, als das der bildenden Künste. Es giebt keinen Affect, der ausserhalb ihres Bereiches läge, während es doch so manche giebt, die weder Skulptur noch Malerei erfolgreich verwenden können. Das gilt vor Allem von der Spannung, die von der Dichtkunst, wie schon erwähnt, so überaus häufig als Kunstmittel verwendet wird, dass ganze grosse Richtungen innerhalb ihres Gebietes fast ausschliesslich auf Hervorrufung dieses Affects ausgehen. Dazu kommt ferner, dass die Stimmungswirkungen der Poesie nicht nur mannigfaltiger, sondern, im Ganzen genommen, auch intensiver sind, als die der bildenden Künste und zwar aus dem Grunde, weil die indirecten Stimmungen überhaupt die stärksten sind. Es kommt daher, ceteris paribus bei der dichterischen Schilderung eines Affects eine kräftigere Gefühlswirkung zu Stande, als bei einer malerischen. Selbst wenn ein Rubens uns den bethlehemitischen Kindermord mit allen seinen Schrecken schildert, oder Géricault uns die Verzweiflungsraserei der Schiffbrüchigen auf dem Floss vor Augen führt, so kann die Malerei doch niemals, was die Macht der erzeugten Stimmung betrifft, mit gleich talentvollen dichterischen Schilderungen desselben Vorganges konkurriren; nicht allein, weil die dichterische Schilderung uns die Schrecken in all ihren Stadien in ihrem ganzen Entwickelungsgang vorführen kann, sondern auch weil die Wirkung des Wortes überhaupt hier intensiver ist.

Die ungeheure Popularität der Poesie als Genussmittel hat indessen auch noch andere Gründe. Die Bewunderung scheint eine weit grössere d. h. viel weiter ausgedehnte Rolle zu spielen bei dem Lustgefühl, das die Erzeugnisse der Dichtkunst in uns wachruft, als bei der Genusswirkung der übrigen Kunstarten. Es giebt viel mehr Menschen, die der Poesie gegenüber den Genuss der Bewunderung kennen, als gegenüber der Malerei oder der Skulptur und zwar aus naheliegenden Gründen. Bei der Dichtung ist die Kunstverständigkeit, die ja die erste Bedingung für die Bewunderung ist, viel weiter verbreitet und allgemeiner als bei den andern Kunstarten. Es giebt hier viel mehr Menschen, die das Ueberwinden der Schwierigkeiten nach Gebühr

würdigen und bewundern können, denn, ohne selbst Poeten zu sein, müssen sich doch viele auf die eine oder andere Weise die Technik der Sprache in gewissem Grade aneignen, während es doch für die übrigen Künste nur eine ganz kleine Zahl Eingeweihter giebt, die sich auf die Technik verstehen. Sehr viele haben schon gelegentlich einmal solchen Aufgaben gegenüber gestanden, wie die, mit denen der dichtende Künstler sich beständig beschäftigt, z. B. die Schilderung von etwas Gesehenem, Erlebtem, sprachliche Darstellung von Gefühlen etc. etc. etc. Wir handhaben ja alle dasselbe Material, das der Dichter berufsmässig bearbeitet und können uns daher eine Vorstellung davon machen, was dazu gehört, es in künstlerischer Weise zu beherrschen. Nur wenige besitzen begründete Einsicht in die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, auch nur einen Stein oder eine Kasserole zu malen und deshalb können auch nur wenige den Genuss der Bewunderung bei der Wiedergabe solcher an sich interesseloser Dinge empfinden: viele dagegen vermögen die Kunst zu schätzen, die in der ganz einfachen schlichten Erzählung einer an sich vielleicht trivialen Begebenheit liegt, (mit anderen Worten die Schwierigkeiten, die der Erzähler zu überwinden gehabt hat) oder in der Wiedergabe eines alltäglichen Dialogs. In solchen Dingen hat ja der Naturalismus zum grossen Theil seine Aufgabe und seine Stärke gesucht und er hat auf dem Gebiete der Literatur viel mehr Verständniss und ein weit grösseres Publikum gefunden, als auf dem weniger zugänglichen Felde der Skulptur — wenn auch natürlich in der Literatur sein Publikum, absolut genommen, stark begrenzt ist.

Es sind also Bewunderung und indirecte Gefühlserregung, die sich bei dem Genuss, den die Poesie uns verschafft, in die Rollen theilen: aber das Verhältniss zwischen diesen zwei Factoren ist ganz verschieden. Manchmal wirken sie Seite an Seite. Der Genuss an einem Dichterwerk beruht dann theils auf der Gefühlserregung, dem Affect, den es in uns hervorruft, theils auf der Bewunderung darüber, was der Verfasser alles vermag; das eine Moment wirkt vielleicht stärker bei dem Naiveren, Beweglicheren, das andere spielt die Hauptrolle bei dem Reflektirenden, literarisch Entwickelten, Verfeinerten. Aber beide können zugleich zu dem vollen Eindruck des Werkes beitragen. Auf der andern Seite ist es nicht nur ästhetisch, sondern socialpsychologisch von grossem Interesse, zu beobachten, wie die Dichtung, — ebenso wie die Malerei — sich in verschiedenen Perioden abwechselnd des einen oder des anderen dieser zwei Wirkungsmittel: Stimmung und Bewunderung vorzugsweise bediente und damit beständig ihren Charakter wechselte. — zu einer Zeit vornehm, artistisch, leidenschaftslos, stimmungsarm war, zu andern Zeiten populär wurde, die allen verständliche Sprache der Affecte redete und gegen die künstlerische Form ziemlich gleich-

gültig war. Es ist wieder der ewig herrschende Drang des Menschen nach Abwechselung, der sich auch auf diesem Gebiete geltend macht und vielleicht deutlicher als bei irgend einer anderen Kunstgattung; vielleicht darum, weil die Dichtung im Ganzen in noch intimeren Beziehungen zu unserem ganzen Geistesleben steht, als die übrigen Künste.

Die grossen Epochen der Literaturgeschichte empfangen hierdurch ihr Gepräge oder besser gesagt, sie gehen aus diesem Bedürfniss des Menschen noch Abwechselung überhaupt hervor. Die Poesie des Classicismus hatte einen durchaus literarischen Charakter, sie sprach nicht zum Gefühl, sie wollte nur Bewunderung erregen. Unser Herz erwarmt nur bei dem, was Fleisch von unserem Fleisch ist und Blut von unserem Blut, aber nicht Personificationen, Typen gegenüber: ein Cid, ein Jakob von Thyboe, ein Tartuffe, ein Mahomet, alle diese Figuren sind nicht selbst etwas, sie bedeuten nur etwas, genau wie die allegorischen Figuren der gleichzeitigen bildenden Kunst; sie sind nur Sprachrohre, durch die der Verfasser in möglichst geistreicher Weise und möglichst gut gewählten Worten alles ausdrückt, was der betreffende Charakter in allen möglichen verschiedenen Situationen zu sagen haben könnte. Für so etwas können wir aufrichtige Bewunderung fühlen, aber gerührt werden wir davon nicht. Die handelnden Personen und ihre Schicksale lassen uns kalt, unser Gemüth bleibt unberührt und unsere ganze Aufmerksamkeit ist davon in Anspruch genommen, zu beobachten, ob die Vaterlandsliebe, Todesverachtung, Gier, Hochmuth, Prahlerei, Mutterliebe, oder was die Personen sonst noch repräsentiren, auch in solche Situationen und Konflikte gebracht werden, die geeignet sind, alle ihre Eigenschaften in helles Licht zu setzen, und ob der Dichter seinen Personen auch genügend prägnante Worte als Ausdruck ihrer Gefühle in den Mund gelegt hat.[1])

Aber Verständniss und Bewunderung dafür ist natürlich nicht Sache des grossen Haufens, dem es an sprachlichen und psychologischen Voraussetzungen dafür fehlt. Man darf nicht glauben, dass Molière oder Holberg jemals eigentlich populäre Dichter gewesen sind, sowohl Holberg's als Molière's „Bühne“ waren literarisch höchst verfeinert und nüancirt, nicht für das grosse Publikum, das in's Theater geht,

---

1) Es giebt Keinen, dessen Aeusserungen in dieser Beziehung von so grosser Bedeutung sind, als P. Corneille, um so mehr als er zu den Dichtern gehörte, die es mit ihren Aufgaben ernst nehmen. In seinem „premier discours du poëme dramatique“ heisst es mit Bezug auf die Rolle des Gefühls im Drama: „Cette partie — d. h. „les sentiments“, die als obligates Ingrediens gelten, — „a besoin de la Rhétorique pour peindre les passions et les troubles de l'esprit, pour consulter, déliberer, exagérer ou extenuer etc.“ Es handelt sich also gar nicht um die naturgetreue Darstellung von Gefühlen, sondern nur um eine in schöne Worte gesetzte Beschreibung und Analyse derselben.

um sich rühren, erschüttern, aufregen zu lassen; und sie selbst würden sich nach einem solchen Publikum nicht besonders gesehnt haben. Die Kunst, „Menschen lachen zu machen“, betrachtete Holberg eher als eine Concession gegenüber dem zweifelhaften Geschmack des Publikums, wie als eine Aufgabe des dramatischen Dichters, der hauptsächlich schrieb, um zu „moralisiren“, wenn es nicht war, um „die Sprache zu verbessern“.

Aber der Zeitpunkt musste kommen, wo der Classicismus seine Mittel erschöpft hatte, — die Situationen und Kollisionen, in die sich die verschiedenen Charaktere bringen liessen, waren alle schon einmal dagewesen, und die Personen hatten Alles gesagt, was sich sagen liess und die Situation erforderte. Man wusste schon auswendig, was der zwischen Pflicht und Liebe schwankende Held in seiner peinlichen Lage vorzubringen haben würde, wie der geizige Vater, der verschlagene Diener, der Schmarotzer und der Pedant sich unter den verschiedenen Umständen benehmen würden, in die der Dichter sie brachte; und ausserdem, was wohl, wenn Alles zu Allem kam, das entscheidende war: man empfand einen instinktmäſsigen Drang nach anderer innerer Erregung, als die, welche man bei der Bewunderung über das Geschick des Dichters fühlte. Das Gefühl, das unter der Herrschaft des Classicismus keine Nahrung, keinen Impuls bekam, weder von der Poesie noch von der bildenden Kunst, war gleichsam aufgehäuft, aufgespart, und machte nun seine Rechte geltend. Man verlangte, in Affect zu gerathen, „gerührt“ zu werden; im täglichen Leben zeigte sich das in grosser Empfindsamkeit, Sentimentalität; die Stimmung musste immer möglichst hochgeschraubt sein, Thränen und übermäſsiges Entzücken waren bei jeder Gelegenheit bei der Hand. Wenn zwei Freunde von einander Abschied nahmen, weil der eine in einem anderen Stadttheil etwas besorgen wollte, so ging es selten ab ohne heftige Umarmungen und Thränenvergiessen; bekam man zufällig einen schönen Sonnenaufgang zu sehen, gleich fühlte man den Drang in sich, jubelnd auf die Kniee zu stürzen, oder über die Grösse des Schöpfers Thränen zu vergiessen. Die Damen bekamen alle Augenblick ihre Ohnmachten oder Krämpfe, bald vor Rührung, bald vor Schreck, bald vor Freude; kurz, das vasomotorische Nervensystem der Menschen war zu jener Zeit — d. h. Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts — in einem Zustande von Beweglichkeit und Unruhe, die man wohl am besten als Reaktion auf die Kaltsinnigkeit und Verstandesherrschaft der vorhergehenden Zeit bezeichnen kann. In der Literatur war das Resultat dieses Affecthungers die sogenannte romantische Poesie. Dieser Name ist eigentlich durchaus unzutreffend, denn er drückt an und für sich gar nichts aus, sagt nichts als etwas rein konventionelles über den ästhetischen Charakter der Richtung, noch weniger über physiologische

Eigenthümlichkeit und darüber, dass das Ziel der Dichtkunst ein ganz anderes geworden war, dass sie nicht mehr Bewunderung hervorrufen und dadurch Genuss verschaffen, sondern die Leser in ihrem Gefühlsleben anregen und stimuliren wollte. Natürlich mussten bei diesen neuen Zielen die Dichter ganz anders zu Werke gehen. Damit, dass sie die Macht der Gefühle durch ihre Personen schildern liessen, sei es auch in noch so schlagenden Worten, konnten sie keinen Nachhall im Herzen der Leser erwecken. Um das zu erreichen, mussten sie vor Allem das Interesse für die Personen erwecken, und zu diesem Zwecke dieselben erst als wirkliche lebendige Menschen, nicht als classicistische Personificationen schildern, und sie dann als Leute von Affecten darstellen, weinend vor Kummer, schaudernd vor Entsetzen, schäumend vor Wuth. Die griechischen und römischen Helden mussten von einem Werther, einem Karl Moor, einer Julie abgelöst werden, die wohlgesetzten, aber kühlen Romane von Scudéry mussten Lafontaine's Thränenpresse Platz machen, Molière's und Holberg's Verstandesdramen den herzbrechenden Empfindsamkeiten von Kotzebue und Iffland. Alle erdenklichen Gemüthserregungen wurden in diesen gefühlvollen Decennien zur Anwendung gebracht, um das Gefässnervensystem des Publikums in beständiger Unruhe zu erhalten, und Räuberromane und Graulgeschichten, mystische Schrecken à la Hoffmann und Byron'sche und Heine'sche Lebensmüdigkeit und Verzweiflung wechselten mit mehr elegischer Poesie ab. Und das mächtige Genussmittel, die Spannung, wurde zu einer wahren Virtuosität entwickelt und zu einem der wichtigsten, meist benützten Ingredientien des Dramas und des Romans erhoben.

Indem die Poesie diese Richtung einschlug, gewann sie die Herzen des grossen Publikums und wurde erst jetzt wieder eine populäre Kunst, was sie seit dem Mittelalter, seit der Zeit, wo die Minnesänger und Troubadours ihre Zuhörer durch Schilderungen von der Qual und Süssigkeit der Liebe, von der Schönheit des Frühlings etc. etc. rührten, nicht mehr gewesen war. Das Bedürfniss der Menge nach gemüthlicher Anregung ist natürlich ebenso gross, als das des literarischen Publikums, vielleicht sogar grösser, und ihre Sehnsucht nach Genuss konnte daher vollkommen durch die gefühlsreiche Poesie befriedigt werden, mit der die Romantik sie versah, während sie den Erzeugnissen des Classicismus, zu dessen Bewunderung sie nicht die nöthigen Bedingungen besass, im Ganzen verständnisslos gegenüberstand. Es war jetzt keine Kenntniss, keine psychologische Einsicht mehr nöthig, um die Dichterwerke zu geniessen, sondern nur ein Herz, das im Takt mit denen der geschilderten Personen schlug, ihre Sorgen und Freuden, Schrecken und Spannungen mitfühlen konnte, oder sich durch eine Naturstimmung, eine Kindheitserinnerung und dergl. rühren liess.

Da nun die literarische Bewunderung allmählich ein untergeordneter Factor des poetischen Genusses wurde, indem man das ganze Gewicht auf die Darstellung von Stimmungen und Affecten legte, musste das Interesse für die Technik natürlich zum grossen Theil verloren gehen; die alten straffen Regeln lockerten sich und wurden sogar oft Gegenstand der Geringschätzung, ja man bot ihnen wissentlich Trotz. Welche Berechtigung konnten sie haben, wenn das einzige Ziel war, das Gefühl des Lesers zu erregen? Hier waren sie nicht nur unnöthig, sondern wurden sogar oft als lästig empfunden, als unnöthiger Zwang der Kunst gegenüber. Man gefiel sich häufig darin, so deutlich wie möglich an den Tag zu legen, dass man sich keine Gesetze vorschreiben lassen mochte. keine Ars poetica irgend welcher Art, respective man mischte die verschiedenen Kunstformen zusammen und kümmerte sich so wenig um Einheit des Orts, der Zeit oder der Handlung, dass der Leser nicht selten absichtlich durch alle Zeitalter und Tonarten und Kunstformen geschleppt wird, nicht gerade zum Besten der Klarheit des Eindrucks. Man denke nur an Oehlenschläger's Fischer, Tieck's Dramen u. s. w. u. s. w.

Das hiess ja auf eine Art sich die Arbeit leicht machen, aber es hatte gewiss seine Berechtigung, so lange die Welt nur gerührt und erschüttert sein wollte, und sich verdriesslich abwendete wie von Pedanterie, sobald Einer Miene machte, ihr Bewunderung für die Form abzuringen. Solch eine Haltung war natürlich nichts als Reaction gegen die vorausgehende poetische Richtung; aber an und für sich schliessen diese beiden Factoren des Kunstgenusses einander gar nicht aus: es kann eine energische, gefühlserregende Schilderung bestehen und daneben sehr wohl jedes poetische Kunstmittel in bewunderungswürdiger Weise angewendet sein; gerade die Werke der grössten Dichter, wie Goethe, Byron, Victor Hugo sind die Beweise dafür.

Nun musste aber der unablässige Appell an unser Gefühl, der lange Jahre hindurch sowohl auf natürlichem Wege als durch die Kunst stattfand, nothwendiger Weise mit der Zeit damit enden, die Wirksamkeit dieses Genussmittels abzuschwächen. Er verlor seine Wirksamkeit auf unseren vasomotorischen Apparat, wie es mit jedem lange Zeit hindurch angewendeten Reizmittel geht. Wenn ein Geschmackseindruck. eine Farbe nicht länger reflectorische Erscheinungen in unserem Gefässsystem hervorrufen, kommen sie uns matt und schaal vor. Es musste also unvermeidlich der Zeitpunkt kommen, wo die Darstellung romantisch-schwärmerischer Liebe, oder träumerischer Melancholie, statt ähnliche Empfindungen im Leser zu erwecken, ihm nur widerwärtig und schaal vorkamen, und wo Lebensüberdruss und Weltschmerz für gerade so kindisch und geschmacklos galten, wie die Geschichten von Gespenstern und Alräunchen. Wenn die Poesie also ihre Rolle als Genuss-

mittel, als Kunst, nicht aufgeben wollte, musste sie nothwendiger Weise auf neue Wirkungsmittel sinnen, denn die bisher angewandten hatten nicht nur ihre Kraft verloren, sondern sie standen in Gefahr, lächerlich zu werden, oder vielmehr man musste auf das alte Mittel, das lange vergessene Mittel, das Erwecken künstlerischer Bewunderung zurückgreifen; denn wenn das Gefühlsmoment als Hauptfactor fortfiel, blieb in der That nichts anderes übrig.

Aber natürlich war die Sache nicht einfach damit geschehen, dass man dem alten Classicismus neues Leben einblies. Die Zeit der classischen Poesie lag noch nicht so fern, diese selbst war noch nicht so ganz aus dem Bewusstsein der Menschen entschwunden, dass man sie ihnen als etwas ganz Neues, mit der Wirkung von etwas Neuem, anbieten könnte. Ausserdem hatte sich ja seit der Zeit, als der Classicismus auf seinem Höhepunkt stand, vieles verändert. Wenn die Dichtkunst von Neuem gezwungen war, sich desselben Mittels zu bedienen, wie der Classicismus, so musste sie es wenigstens unter einer ganz neuen Form thun, man musste eben auf anderen Wegen Bewunderung zu erwecken suchen, als auf den bisher betretenen. Die alten Personificationen in den längst bekannten Kollisionen, mit den noch nicht vergessenen Deklamationen würden vielleicht alle möglichen anderen Empfindungen geweckt haben, nur nicht andachtsvolle Bewunderung. Dagegen gewannen allmählich die Bestrebungen, die Wirklichkeit, die Personen und ihr Milieu mit der grösstmöglichen Genauigkeit und Anschaulichkeit zu schildern, die Herzen für sich oder vielmehr die Köpfe, und hieraus konnte eine neue Richtung in der Literatur aufkeimen: der Realismus, der Naturalismus. Eine ausführliche Wirklichkeitsschilderung hatte natürlich für die Romantik kein weiteres Interesse gehabt, ja sie wäre hier eher hinderlich gewesen, bot sie doch kein Mittel zu intensiver Gefühlsanregung. Im Gegentheil bedienten sich die Romantiker mit Vorliebe unnatürlich affectvoller Figuren und eines keineswegs realistischen, oft mystischen und manchmal ganz übernatürlichen Arrangements von stimmungsweckenden Situationen und Begebenheiten; und von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht. Die Welt war also völlig davon entwöhnt, in der Literatur mit wirklichen Menschen und natürlichen Verhältnissen zu thun zu haben. Die Abwechselung war daher sehr gross und um so wirkungsvoller, als der Naturalismus es sich zum Ziel machte, uns Welt und Menschen zu zeigen, wie sie wirklich sind, nicht um zu moralisiren, — das hätte sich ja mit der rein objectiven Schilderung nicht vereinen lassen, nicht um das Gefühlsleben zu stimuliren, denn das geschieht ja, wie wir gesehen haben, am besten, wenn man sich aus der Wirklichkeit hinausbegiebt, auch nicht um über Probleme zu debattiren, denn das ist überhaupt keine künstlerische Aufgabe, sondern als einfache künstlerische Leistung, ohne irgend welchen Nebenzweck,

bei der der Gegenstand gleichgültig war, weil der Genuss nur in dem Gefühl der Bewunderung dafür bestehen sollte, wie vollkommen die Aufgabe einer Wirklichkeitsschilderung in Worten gelöst war.

Wahrscheinlich wird sich der Naturalismus verletzt fühlen, wenn ich ihn mit dem Classicismus zusammenstelle, und das könnte ja auch insofern ungereimt erscheinen, als die Erzeugnisse dieser beiden Literaturrichtungen einander absolut nicht ähnlich, und ebenso die Mittel, mit denen sie ihre Zwecke erreichen, grundverschieden sind. Nur ihre Wirkung ist dieselbe, und das ist ganz gewiss vom psychologischen Standpunkt aus das Entscheidende. Es liegt ein Abgrund, so tief, wie man ihn sich nur denken kann, zwischen den Helden von Corneille und Racine auf der einen Seite und Flaubert's und Zola's Figuren auf der anderen, und nicht nur was ihre ganze Erscheinung betrifft, sondern auch mit Bezug auf ihr ästhetisches Verhältniss zum Leser oder Zuschauer. Aber etwas haben sie doch gemeinsam, und gerade das, worauf es ankommt: sie wirken auf uns, verschaffen uns einen Genuss durch die künstlerische Bewunderung, die sie in uns wachrufen, wogegen das Mitschwingen unseres Gefühls hierbei nicht in Betracht kommt, oder doch relativ wenig in Betracht kommt, denn nichts ist ja absolut auf diesen Gebieten. Wir finden einen Genuss darin, die Naturtreue zu bewundern, mit der ein schrecklicher Trunkenbold wie Copeau und seine Umgebung geschildert wird; aber wenn der Verfasser durch das Gefühl, durch Sympathie auf uns wirken wollte, so hätte er seine Mittel falsch gewählt, denn dieser Zweck wird durch eine trockene Berichterstattung selbst des grössten Elends nicht erreicht; und wenn Flaubert unser Gefühl für seine sterbende Heldin erwärmen wollte, so war es gewiss nicht das rechte Mittel, eine detaillirte Darstellung aller Symptome der Arsenikvergiftung zu geben. Wir können hier vielleicht die Genauigkeit und Energie der Schilderung bewundern und auf diese Weise uns einen Kunstgenuss verschaffen, aber unser Gefühl bleibt ungerührt, in Affect gerathen wir nicht.

Die naturalistische Poesie ist artistisch und hat als solche nur ein relativ begrenztes Publikum. Was für einen Genuss kann die grosse Menge daran haben, irgend einen alltäglichen Gegenstand in den alleralltäglichsten Worten beschrieben zu lesen. Welcher Affect kann in ihnen ausgelöst werden, wenn sie dieselben Worte und Gespräche über gleichgültige Dinge lesen, die sie beständig im täglichen Leben um sich herum hören. Sie haben ja kein Gefühl dafür, dass hier vielleicht grosse Schwierigkeiten zu überwinden waren, und dass sie also vor etwas Bewunderungswürdigem stehen. Je reiner die Form ist, in der die naturalistische Poesie auftritt, je weniger romantische Effecte sich in ihr finden, desto unzugänglicher wird sie für alle anderen als die literarisch Gebildeten, die Belesenen; es ist wieder einmal *l'art pour*

*l'art.* Aber nicht einmal dieses verhältnissmässig kleine Publikum bleibt dem Naturalismus lange treu; eine Kunstrichtung, die nur durch Bewunderung wirkt, verliert in der Regel sehr bald ihre Macht, denn sie besitzt ja keine unendlichen Entwickelungsmöglichkeiten. Wenn ihre Methode, ihre Technik eine Vollkommenheit erreicht hat, die vorläufig nicht mehr übertroffen werden kann, so kann es ja weiterhin eben nichts mehr geben, als Nachahmung, Epigonentum, „Banalität"; und das ist um so eher der Fall, als die, welche eine Richtung zuerst schaffen und festigen, in der die Technik die Hauptsache ist, in der Regel bedeutende Künstler sind, die diesen Zweig der Literatur mit einem Schlage auf eine gewisse Höhe der Vollkommenheit gebracht haben. Es möchte nicht leicht sein, den Naturalismus in der Literatur über den Punkt hinaus zu führen, wohin Zola ihn gebracht hat; aber ein Stehenbleiben in der Entwickelung führt hier nothwendig zum Untergang.

Dazu kommt ferner, dass, wenn selbst die literarisch Gebildeten noch eine Zeit lang am Naturalismus Gefallen fänden — was aus den oben angeführten Gründen nicht sehr wahrscheinlich ist —, sich bei der grossen Menge, die nur wenig Verständniss für den Naturalismus hat, doch sehr bald ein Verlangen nach Gemüthsnahrung geltend machen wird, und dieses Verlangen wird nicht ungehört bleiben. Die Romantik hat sie gelehrt, welche berauschende Wollust der Dichter seinen Lesern bereiten kann, wenn er die Gefühlssaiten anschlägt — nach diesen sehnt man sich zurück; aber wieder muss man auf neue Mittel sinnen, denn die alten Mittel der Romantik haben ihre Kraft verloren. Wir leben ja augenblicklich in einer wenig ausgeprägten Literaturperiode zwischen den Resten des hinsiechenden Naturalismus und neuen Bestrebungen, die noch kaum irgend eine bestimmte, geschweige eine definitive Form angenommen hat. Man hat die Schatten von Edgar Poe und Baudelaire heraufbeschworen, und um seine Richtung zu kennzeichnen, die Namen dieser Dichter auf sein Banner geschrieben, die mit ihrer auf die Spitze getriebenen Stimmungsdichtung sogar ihren romantischen Zeitgenossen etwas starker Tabak schienen und die man eigentlich nicht mehr als die Vorbilder der modernen Dichtung betrachten kann. Als eigentlichen Zukunfts-Messias der Poesie hat man wohl oft Ibsen bezeichnet, als typische Vertreter der neuen Richtung gelten Dichter wie Maeterlinck und seine Nachahmer. Wie die Romantik, so ruft auch diese neue Richtung dadurch Genuss hervor, dass sie Stimmung schafft, aber die Mittel, die sie benutzt, sind anders als die der Romantik, raffinirter, weniger einfach und direct. So schlichte, uncomplicirte Affecte, wie die der Romantik, kann man heute keinem Publikum, wenigstens keinem reflectirenden Publikum mehr auftischen. Ein richtiger altmodischer Schreck über Gespenster mit rasselnden Ketten, mit träumerisch-schmachtender Mondscheinstimmung, oder

wildes Trotzen gegen Himmel und Hölle, — das Alles steht heut zu Tage nicht mehr hoch im Kurse, jedenfalls bei einem nicht so ganz naiven Publikum. Man ist jetzt literarisch schon so gewitzt und erfahren, dass man diesen Effecten sofort auf den Grund sieht, und das stört ihre Wirkung am allermeisten. Gespenster und Mördergruben, Zerrissenheit und unglückliche Liebe, Mondschein und Waldeinsamkeit u. s. w. u. s. w. war nur allzu lange das tägliche Brod in der Poesie gewesen, man war allzu reichlich damit vollgestopft worden, als dass man es nicht hätte allmählich mit einer gewissen Gemüthsruhe nehmen lernen, besonders wenn man über das physiologische oder literarische Kindesalter hinaus war. Nun können ja gewiss nicht ganz neue Affecte zur Ablösung der alten, aufgebrauchten geschaffen werden; der Dichter muss sich, wenn er unser Gefühl anregen will, mit den alten Mitteln zu helfen suchen, so abgenutzt sie auch sein mögen. Aber natürlich muss er, wenn er auf einige Wirkung hoffen will, darnach streben, den alten Wein in neue Schläuche zu füllen, was sich immer besser thun lässt, als das Umgekehrte. Durch ein instinktives Erfassen dieses Umstandes ist man auf die Bahn gerathen, die zu der neuesten Phase der Dichtkunst, dem Symbolismus, mit all seinen Abarten, geführt hat. Die Herrschaft des Symbolismus bezeichnet ein Zurückkehren zu dem alten Mittel, der Gefühlserregung, und er verfügt, wie schon gesagt, über keine anderen Affecte als die, mit denen schon die Romantik operirte. Der Kunstgriff, den man hier anwendet, um der dichterischen Darstellung von Gemüthsbewegungen und Stimmungen neue Wirkung zu verleihen, besteht hauptsächlich darin, dass man derselben sozusagen einen doppelten Boden giebt. Der Symbolismus schildert nicht Affecte als einfache Resultate natürlicher oder übernatürlicher Begebenheiten oder Einwirkungen; er lässt sie aus einem Hintergrund herauswachsen, der mehr zu ahnen als zu sehen ist und für den sie einen Ausdruck, ein Symbol bilden, während er ihnen dafür das Oberflächliche nimmt, das ihnen in den Tagen der Romantik anhaftete, und ihnen eine Tiefe verleiht, die um so wirkungsvoller ist, als sie immer schwer, manchmal gar nicht zu ergründen ist. Ich bin mir wohl bewusst, dass sich diese Definition von dem Charakter des Symbolismus nicht gerade durch Klarheit auszeichnet, aber es ist eine schwierige Sache, Dinge klar zu machen, die ihrem ganzen Charakter nach unklar sind und sein sollen. Alle Symbolik verlangt ja ihrer Natur nach ein Räthselrathen, und die Lösung darf natürlich nicht zu sehr auf der Hand liegen, wenn der Eindruck der bedeutungsreichen Tiefe nicht verloren gehen soll. Klarheit ist daher etwas, was der Symbolismus absolut nicht brauchen kann, weder in der Kunst, noch da, wo er sich auf den Gebieten der Wissenschaft Platz zu schaffen sucht, und seine Dunkelheit schadet seinem Einfluss auf das menschliche Gemüth durchaus nicht. Das Unverstandene, gelegentlich auch das Unverständ-

liche hat grosse Macht über uns Alle. Wir bilden uns dann leicht ein, vor einer Weisheit zu stehen, — zu hoch oder zu tief für unsere Fassungskraft, oder vor einer Poesie, die ein Ausdruck für Gefühle ist, so stark und tief, wie wir sie noch nie empfunden haben. Ein ganz richtiger Instinkt leitet also die symbolistischen Schriftsteller, wenn sie ihren Personen Worte in den Mund legen, „so weise, dass Sterbliche sie nicht begreifen" (Euripides, Medea V. 659); und die Stimmungen, mit denen sie unsere Sympathie erwecken wollen, von dunklem Ursprung und daher auch oft genug unbestimmt in ihren Formen sein lassen.

Im Uebrigen sieht man leicht, dass der Symbolismus auch in der Poesie complicirtere Mittel verwendet, als die Romantik. Bei ihm beruht die Wirkung nicht ausschliesslich auf der Erweckung von Gefühlen, sondern es kommt durch die symbolische Anwendung der Affecte ein neues Moment hinzu, und damit beginnt wieder die Bewunderung, eine Rolle im Kunstgenuss zu spielen. Nicht die Bewunderung der Form oder der Technik, diese sind dem Symbolismus ebenso gleichgültig, wie der Romantik, sondern die Bewunderung gegenüber der Tiefe, der Unergründlichkeit des Gedankens, der Feinheit der Symbole. Die Tiefe der Allegorie scheint dagegen gehalten nur flach, denn bei ihr lässt sich immer noch Grund finden; er giebt wohl Räthsel, aber Räthsel mit einer Auflösung, was der Symbolismus sich immer zu thun hütet. Die Sache liegt hier bei der Poesie genau so wie bei der symbolistischen Malerei.

---

## V. Die Bühne.

Ich will hier von vornherein bemerken, dass ich bei dieser Betrachtung der scenischen Künste keine bestimmte Grenze zwischen den verschiedenen Arten von Schaustellungen anerkennen kann, sondern sie alle: das Schauspiel in engerem Sinne, die Pantomime, das Ballet und equilibristische Darstellungen etc. etc. von einem gemeinsamen Standpunkt aus betrachten will. Wenn von ästhetischer Rangordnung die Rede sein sollte, so müsste die eigentliche Schauspielkunst wohl den untersten Platz einnehmen, da sie die geringste Selbstständigkeit besitzt; tritt sie doch einzig und allein als Dienerin und Interpretin der dramatischen Poesie auf. Eine ganz andere Sache ist es natürlich, dass sie von allen scenischen Künsten diejenige ist, welche die höchsten Anforderungen an die geistigen Eigenschaften der Künstler, ihre

Intelligenz und Phantasie stellt, und auf der anderen Seite dem in geistiger Beziehung am höchsten entwickelten Publikum das höchste Maass des Genusses verschafft.

Dass unser Genuss bei den equilibristischen Künsten: bei gymnastischen und Bereitervorstellungen ganz überwiegend bewundernder Natur ist und auf dem Erstaunen darüber beruht, was der menschliche Körper infolge von Uebung und Trainirung zu leisten im Stande ist, darauf bedarf es keines weiteren Hinweises, ebenso wenig wie auf den Umstand, dass die sympathischen Affekte, — Spannung und Angst, — gelegentlich das ihrige zu dem Genusse beitragen, wenn z. B. der Akrobat sein Trapez so hoch wie möglich anbringt, oder vielleicht gar den Effekt noch dadurch steigert, dass er plötzlich einen drohenden Fall simulirt oder dergleichen. Bei manchen Schaustellungen hat ja sogar diese Seite der Sache das Uebergewicht oder hatte es doch jedenfalls früher, zur Zeit der Gladiatorenspiele und der Kämpfe zwischen Menschen und wilden Thieren etc., ja heute noch lebt in manchen Gegenden das Bedürfniss nach heftigen Emotionen dieser Art, wenn auch etwas abgeschwächt fort. Ist es doch eine sehr merkwürdige Erscheinung, dass man noch in neuester Zeit in Frankreich dem instinctiven Bedürfniss der heissblütigen provençalischen Bevölkerung nach Stierkämpfen — diesem Ersatz für die Gladiatorenspiele der Alten — Concessionen machen musste, sodass die Südfranzosen ihre spanischen Nachbarn nicht mehr um diese unvergleichliche Quelle des Genusses zu beneiden haben. Und selbst wir Nordländer können uns von diesem Triebe nicht freisprechen, der tief in der menschlichen Natur begründet zu sein scheint. Oder was veranlasst denn sonst das Publikum, nach den Buden der Thierbändiger zu strömen, wo sich ein Mensch zu wilden Bestien in den Käfig wagt, wenn es nicht der Gedanke ist, dass er doch einmal zerrissen werden kann, und dass der Artist selbst jeden Augenblick das Bewusstsein der grossen Gefahr hat.

Der Genuss beim Ballet ist ungefähr derselbe, wie gegenüber den equilibristischen Künsten, — er besteht zum grossen Theil in der Bewunderung für das, was der Mensch mit seinem Körper ausrichten kann; dazu kommt bei vielen „choreographischen“ Darstellungen ein Wohlbehagen, das denselben Ursprung hat, wie die Freude an dekorativen Ausstattungs-Stücken, wie z. B. das vor wenigen Jahren so berühmte Excelsior, kann dieses Moment die Hauptrolle spielen, während auf der anderen Seite in unseren heimischen, mehr pantomimeartigen Balletten auch die sympathische Gefühlserregung ins Gewicht fällt. In der eigentlichen Pantomime ist letzteres Moment ganz entschieden das Ueberwiegende.

Die Schauspielkunst im engeren Sinne hat nur die Aufgabe, uns den Genuss, den die dramatische Dichtung ihrer Natur nach zu bereiten

im Stande ist, zu erleichtern und dadurch zu verstärken. Es ist nicht so ganz leicht und vor allem nicht Jedermanns Sache, beim Lesen eines Dramas den vollen Genuss davon zu haben. Zum Hervorrufen der sympathischen Stimmung, auf welcher der Genuss in vielen Fällen beruht, ist es, wie bereits oben bemerkt, unumgänglich nöthig, sich von der Person oder der Situation, durch die der Dichter unsere Sympathie erwecken wollte, ein mehr oder weniger lebendiges Bild zu machen. Es wird damit eine starke Anforderung an unsere Einbildungskraft gestellt und die geistige Arbeit, die dazu nöthig ist, die Worte in klare Bilder umzusetzen, ist für die Meisten mehr oder weniger anstrengend, für viele durchaus unerreichbar. Man befindet sich ja in dieser Hinsicht einem Drama gegenüber in einer viel schwierigeren Stellung als einer lyrischen oder erzählenden Dichtung gegenüber, in welcher der Künstler alles so ausführlich und eindringlich schildern kann, wie er es für nothwendig findet, und dann unserer Phantasie das vollständig fertige Bild übergiebt. Wenn ein erzählender Dichter, der wie Homer oder Dickens ein hervorragendes Schilderungstalent besitzt, uns mit treffenden Worten die Gemüthsbewegungen seines Helden, — seine Furcht, seinen Kummer, seinen Zorn, vorführt, so sehen wir das alles ohne jede Schwierigkeit deutlich vor uns und kommen leicht in den Zustand sympathischer Gefühlserregung Dazu bedarf es nur wenig oder gar keiner Phantasie-Thätigkeit. Aber Niemand giebt dem Leser ein wirkliches Bild von Othello in seiner Raserei, von Oswald in seiner Furcht oder von Romeo in seiner Verzweiflung. Daran liegt es auch, dass die dramatische Dichtung einen so viel beschränkteren Leserkreis hat, als Romane und Novellen. Zum Geniessen eines dramatischen Werkes bedarf es einer geistigen Anstrengung, die wir uns ersparen können, wenn wir uns irgend eine erzählende oder schildernde Dichtung vornehmen.

An dieser Stelle tritt nun die Schauspielkunst ein, als eine so mächtige Unterstützung bei der Aneignung der dramatischen Poesie, dass diese letztere überall da, wo sie ein Theater für sich findet, es in Bezug auf Popularität mit jeder anderen Dichtungsart aufnehmen kann; ja ein Schauspiel wird oft noch leichter mit Genuss goutirt als irgend eine Erzählung oder Schilderung. Das Bild, das ich mir beim Lesen des Stückes in meinem Sensorium bilde, um von dort aus mein Gefässnervensystem in Thätigkeit zu versetzen, ist jetzt ganz entbehrlich, denn ich bekomme das Bild fertig geliefert aus der Aussenwelt, d. h. von den Schauspielern; die Wirkungen werden direct von meinen Sinnesorganen — Augen oder Ohren — auf das Gefässnervensystem übertragen und sind auf diese meist viel intensiver, als die oft blassen, verschwommenen Bilder, die sich meine eigene Phantasie schafft.

Dass die Schauspielkunst hierdurch etwas Selbstständiges wird, sich von dem Dichterwerk, das sie verdolmetschen soll, emanzipirt, steht

fest. Ich denke hier nicht an den Fall, wo einem die gute Darstellung eines an sich minderwerthigen, durchaus unerfreulichen Stückes Freude machen kann, oder wo sie etwas anderes ausdrückt, als was der Dichter eigentlich gemeint hat. Aber die Darstellungskunst kann einer ganzen Gattung dramatischer Dichtungen eine Genusswirkung verschaffen, die beim Lesen der Natur der Sache nach nicht erreicht werden kann. Das gilt besonders für die Dramen des Classicismus, die, wie schon oben erwähnt, ganz vorzugsweise durch die Bewunderung wirken, nicht durch sympathische Gefühlserregung. Wenn aber die Schauspieler bei der Darstellung doch einen Ausdruck für Gemüthsregungen finden, wenn Phädra sich nicht mit einer Beschreibung ihrer Seelenqualen begnügt, sondern dieselben den Zuschauern durch Mienen und Gesten vor Augen führt, so ist damit die Möglichkeit geschaffen, dass sympathische Stimmungen beim Genuss mitwirken.

Bei den heutigen Darstellungen dieser Art in Paris wird es offenbar darauf angelegt, Wirkungen dieser Art hervorzubringen, und das gelingt wohl auch grossen Schauspielern. Aber ob das in früheren Zeiten, besonders zur Entstehungszeit dieser Stücke, auch so gewesen sein mag? Dachten wohl Corneille und Racine an eine solche Spielweise? Ich weiss nicht, ob es darauf bezügliche Berichte oder Traditionen giebt, — jedenfalls aber möchte ich bezweifeln, dass die ursprüngliche Darstellung dieser Dramen einen solchen Character besessen hat. Wenn Kaiser Augustus, Cinna, Belisar u. s. w. damals in Kostümen auftraten, die durchaus nicht klassisch zu nennen waren, die im Gegentheil nicht bedeutend von denen abweichen, welche Personen ähnlichen Ranges im Jahre 1700 trugen, so war nichts dagegen einzuwenden, so lange es nur die Aufgabe des Spielers war, kaiserliche Gefühle gegenüber einer Schaar Verschworener, oder eines verbannten und gekränkten Helden Verzweiflung darzustellen, und es kommt mir sehr unberechtigt vor, über solche sogenannten „Anachronismen“ zu spotten, die doch eigentlich gar keine waren. Es sollten ja gar nicht alte Römer sein, die der Zuschauer zu sehen bekam, sondern nur Personifikationen von Gefühlen, die unter bestimmten Umständen auftreten. Wenn die Schauspieler dagegen diese als wirkliche Menschen hinstellten (welche die Beute von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sind), und dadurch die Zuschauer in eine sympathische Gefühlserregung versetzten, so mussten sie ja so gut wie möglich auch die Persönlichkeiten vorstellen, deren Rolle sie spielten; dazu gehörte denn auch ein historisch richtiges Kostüm, wie dies heute in diesen Stücken getragen wird. Das gebildete Publikum im Zeitalter Ludwigs XIV. wusste natürlich so gut wie wir auch, dass Griechen und Römer nicht in Pariser Röcken herumgelaufen sind. Ich kann mir nicht denken, dass die Schauspielkunst jener Zeit darauf ausging, durch ihre Leistungen Sympathie mit einer Phädra in

Fischbeinkorset und Hackenschuhen zu wecken; ich sehe aber nichts Absurdes darin, dass eine Schauspielerin in der damals modernen Tracht geistreiche und treffende Sachen über die Verderblichkeit einer verbrecherischen Liebe sagte und doch dabei als Phädra vorgeführt wurde; in diesem Namen sah Niemand etwas anderes als ein Symbol.

Der Genuss des Theaterbesuchers kommt also im Wesentlichen durch dieselben Factoren zu Stande, wie beim Lesen des Stückes, nur bequemer und unter stärkerer Intensität. Dazu kommt aber als ein ganz neuer Factor der Genussbereitung die Bewunderung für die Kunst des Darstellers, für das, was er kraft natürlicher Anlage, Uebung und Studium zu leisten vermag, also derjenige Factor des Genusses, der allen Zweigen der Kunst gemeinsam ist. Aber für den Genuss der Schauspielkunst hat die Bewunderung eine besondere Bedeutung. Bei allen anderen Künsten steht sie als einer neben anderen genussbereitenden Factoren, der Abwechselung oder der sympathischen Gefühlserregung; die Schauspielkunst als solche — abgesehen von der Dichtung, als deren Interpret sie auftritt — hat in der Bewunderung ihr einziges specifisches Genussmittel, sie existirt nur für die mehr oder weniger Kunstverständigen. Das Theater hat also zwei Arten von Publikum, nämlich einerseits die Kenner, diejenigen, welche den Genuss eben in der Kunst des Schauspielers finden und denen die Unterlage desselben, nämlich das aufgeführte Stück, erst in zweiter Reihe etwas bedeutet, andererseits den grossen Haufen, der seine Affecte durch den Inhalt des Stückes in Schwingungen versetzt haben will, und der von der Schauspielkunst nur in soweit einen Genuss hat, als sie ihm das Stück verständlich macht und die suggestive Sympathie steigert. Dieser Theil des Publikums kann manchmal so sehr im Banne seiner Stimmungssympathie stehen, dass er ganz vergisst, wo er ist, vollkommen der Illusion verfällt und den Schurken des Stückes mit Flüchen und faulen Eiern regalirt, während dem Helden zugejubelt wird, nicht weil er so gut spielt, sondern weil er so sehr edel ist. Kommt es soweit, so kann man natürlich nicht länger von Kunstgenuss reden; freilich kann der Genuss sehr gross sein, welchen die gerechte Empörung über den Schurken oder die Bewunderung für den Helden oder das Mitgefühl mit den Liebenden hervorruft.

Der Kenner lehnt dagegen jede Illusion ab und er würde, sowie sie einträte, den Genuss verlieren, den er im Theater sucht. Ja der wahre Amateur wünscht im Theater gar nicht in die sympathische Stimmung zu gerathen, welche der Schauspieler durch seine Interpretation des Stückes bei dem Zuschauer hervorzurufen vermag. Diese kann er, wenn er sich überhaupt etwas aus einem solchen Genusse macht, sich auch zu Hause verschaffen, wenn er das Stück auf dem Sopha liest; auf den Stuhl im Theater setzt er sich nur, um den Genuss der Be-

wunderung für die Kunst des Schauspielers zu finden; es ist eben wie auf allen Kunstgebieten nur er, der Kundige, „der Kenner", welcher für diese Art von Genuss empfänglich ist, den einzigen, welchen die Schauspielkunst zu bieten hat. Er ist also in hohem Grade exclusiv, bei ihm gilt das Wort *l'art pour l'art* ausschliesslicher als bei irgend einer anderen Kunst. Wenn ein Genuss wie dieser sich einer so grossen Popularität beim grossen Haufen erfreut, so gilt sie thatsächlich viel mehr der Interpretation stimmungsvoller Poesie, als der Kunst an und für sich; dazu kommt noch, dass eine gewisse Sachverständigkeit bei einem allgemein gebildeten Publikum weit verbreitet sein muss, dessen Mitglieder sich in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens eine nicht geringe Geschicklichkeit erworben haben müssen, in allerlei Rollen aufzutreten; gar nicht zu reden von der Bewunderung für die Personen, die, wie bei jeder directen Einwirkung des Künstlers durch persönliches Auftreten vor seinem Publikum, leicht vom Werke auf seinen Schöpfer übergeht, jedoch trotz aller Extase mit Kunstgenuss natürlich gar nichts zu thun hat.

---

## VI. Rückblick und Schluss.

Bei meinem Versuche, die allgemeinen Factoren ausfindig zu machen, mittels welcher Kunstgenuss hervorgebracht wird, hat sich keine Nothwendigkeit ergeben, andere Factoren in Betracht zu ziehen, als die Abwechselung, die sympathische Gefühlserregung und schliesslich die Bewunderung, also dieselben Factoren, die wir auch sonst wirksam gefunden haben, wo es sich darum handelt, planmässig Genuss hervorzubringen.

Für den Kunstgenuss hat jeder dieser Factoren eine andere Bedeutung; die Abwechselung und die Sympathie sind die eigentlichen Kunstmittel, die überlegt und planmässig angewendet werden und die zur Erreichung immer grösserer Fülle und Vollkommenheit gepflegt und entwickelt werden können. In diesem Sinne ist die Bewunderung, die Extase kein Kunstmittel, sie ist vielmehr ein besonderer Zustand des Genusses selbst; dieser Zustand wird hervorgerufen durch das Gefühl, vor überwundenen Schwierigkeiten, gleichviel welcher Art, zu stehen: er ist im Voraus nicht zu berechnen, weil ganz und gar abhängig von den für den Geniessenden geltenden Voraussetzungen, also nicht beruhend auf irgend einer bestimmten Manier bei dem Kunstwerk, nicht

hervorgerufen durch bewusstes und berechnendes Streben, trotzdem aber so eminent bedeutend für die Kunst, dass, wie wir sehen, ganze Kunstrichtungen, ja manche Kunstarten gar keinen Genuss würden hervorrufen und deshalb gar nicht für Kunst würden gelten können, wenn sie nicht gerade Bewunderung erregende Eigenschaften hätten.

Interessant ist unser Resultat deshalb, weil wir von vornherein erkannt und auch einigermaassen verstanden haben, dass die genannten drei Factoren des Kunstgenusses die Kraft besitzen, die physiologischen Vorgänge der vasomotorischen Innervation hervorzurufen, durch welche das Genussgefühl bedingt wird. Von physiologischer Seite steht also nichts entgegen, sie als die allgemeinen Mittel der Erzeugung des Kunstgenusses gelten zu lassen.

Die Abwechselung war, wie wir gesehen haben, eine Bedingung für jeden Genuss, die Sympathie ein mächtiges Mittel zur Erregung genussreicher Stimmungen, die Extase sogar ein absoluter Genusszustand. Wir verstehen also leicht, dass die Menschen instinktiv zu diesen drei Mitteln gegriffen haben, um ihr immer waches Genussverlangen künstlich zu befriedigen, wenn die natürlichen Genussmittel nicht ausreichten. So wurden Werke hervorgebracht, die nicht etwa auf Grund irgend einer Wesenseinheit, sondern wegen ihrer gleichen Wirkung unter einer Bezeichnung zusammengefasst und Kunst genannt wurden. Danach ist die Kunst zu definiren als der Inbegriff der menschlichen Werke, welche durch Abwechselung, sympathische Stimmungserregung oder Erweckung von Bewunderung Genuss gewähren, gewiss eine nüchternere Definition des Begriffes Kunst, als er sonst gewöhnlich erfährt, die aber wohl verständlicher ist und sich besser zum Ausgangspunkte einer ernsten Untersuchung eignet. Ich kann mir wohl denken, dass die Nebeneinanderstellung so heterogener Dinge, wie Abwechselung. Sympathie und Bewunderung ein fein entwickeltes logisches Gefühl verletzen und irrationell erscheinen mag. Das ist sie auch, aber nur deshalb passt sie auf den Begriff Kunst, denn dieser ist ja selbst — ich habe das schon wiederholt hervorgehoben — in dem heute allgemein acceptirten Umfange, von dem ich doch ausgehen musste, ganz irrationell. Man darf, woran ich hier wieder erinnere, nicht vergessen, dass der Kunstgenuss in der üblichen Bedeutung des Wortes doch in psycho-physiologischer Beziehung nichts Einsartiges ist; man kann also auch nicht von der Annahme ausgehen, dass die Kunstmittel in ihrer Natur und Wirkungsweise einsartig sind; was sie miteinander verknüpft, ist nur ihr schliessliches Ergebniss, der Genuss, und die Thatsache, dass die den Genuss hervorbringenden Mittel künstlich zur Wirkung gebracht sind.

Das ästhetische Verständniss eines Kunstwerks muss davon ausgehen, durch welches allgemeine Kunstmittel das Kunstwerk dazu kommt, Genuss hervorzubringen; ob es durch Abwechselung, durch

sympathische Gefühlserregung oder durch Wecken von Bewunderung wirkt. Die Einsicht, dass die Kunst so heterogene aber gleichberechtigte Mittel zu ihrer Verfügung hat, ermöglicht es erst, gerecht und kritisch den verschiedenen Kunstperioden und Kunstrichtungen gegenüberzustehen und zu begreifen, wie es kommt, dass die Aufgaben und Ziele der Kunst beständig wechseln müssen, nicht in Folge zufälliger Umstände oder Zeitverhältnisse, sondern in Folge einer Naturnothwendigkeit.

Indessen muss gerade hier betont werden, dass es ja z. Th. von der Art zu suchen abhängt, was man findet. Wenn ich bei meiner rein empirisch vorgehenden Analyse der Wirkungsweise verschiedener Kunstarten keine andern allgemeinen Kunstmittel gefunden habe, als die drei wiederholt genannten, so ist das vielleicht meine Schuld, und meine Art zu suchen hat vielleicht den Gedanken- und Anschauungskreis eingeengt. Wenn man nicht von feststehenden Prinzipien ausgeht, von denen alles abgeleitet wird, so kann wohl das eine oder das andere trotz aller Behutsamkeit übersehen werden.

Sollte mir das so gegangen sein und es sich herausstellen, dass die zahllosen speziellen Genussmittel, welche die Kunst in Anwendung bringt, doch mehr allgemeine Factoren in sich schliessen, als Abwechselung, sympathische Stimmungserregung und Bewunderung, so wäre meine Arbeit doch nicht vergebens, denn es würde sich dann nur um eine Ergänzung, nicht um eine Auflösung meines Gedankenganges handeln.

---

Beim Durchblättern meines Manuscripts fällt es mir auf, dass sich an keiner einzigen Stelle der Ausdruck „das Schöne“ findet, während ich mir doch nicht der Absicht bewusst geworden bin, ihn zu vermeiden. Zwar enthält diese kleine Abhandlung nur das Fundament einer Aesthetik und wagt sich nirgends auf das Gebiet dieser Wissenschaft selbst, aber anscheinend möchte gerade beim Erörtern der Ausgangspunkte der Aesthetik eine Untersuchung über „das Schöne“ unvermeidlich erscheinen, denn dieser Begriff oder dieses Ding ist doch immer als der eigentliche Gegenstand dieser Wissenschaft betrachtet worden, und jede allgemeine Aesthetik giebt von ihm eine pflichtgemässe Definition.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich ja nun mit dem Gegenstande und der Aufgabe der Aesthetik. Wenn das „Schöne“ dabei ohne alle Absicht unerwähnt geblieben ist, so ist daran vielleicht die instinktive Furcht schuld, mit ihm zu unrichtigen Vorstellungen von dieser Aufgabe zu gelangen; dieser Gefahr ist man nicht immer entgangen. Nennt man „das Schöne“, so weckt man schon die Vorste-

lung von etwas an und für sich existirendem, einem Object, einer „Entität", die durch eine absolute Definition bestimmt werden kann, wie sie bekanntlich auch oft versucht worden ist. Ich will mich nicht mit dem Nachweis aufhalten, dass man sich über diese Definition nie auch nur annäherungsweise hat einigen können; es ist prinzipiell ungehörig, eine absolute Definition von einem durchaus relativen Begriff zu geben. Dabei kann nie etwas Richtiges herauskommen. Das „Gute", wie es vom Standpunkte Hamlet's aus erscheint — ob er in soweit darin Recht hat ist hier gleichgültig — ist jedenfalls durchaus ein Analogon für das Schöne: Nichts ist an sich schön; erst unsere Auffassung macht es dazu. Das ist so einfach und einleuchtend, dass man sich billig verwundern darf. wenn man das Schöne in seiner Eigenschaft des Gegenstandes der Aesthetik als etwas definirt findet, das eine eigene objective Existenz hat.

Aber selbst wo man, was wohl zumeist der Fall ist, seine Relativität erkannt hat, in soweit es schön ist und Genuss gewährt, scheint man doch anzunehmen, dass diese Wirkung von gewissen Eigenschaften der uns schön vorkommenden Objecte herrührt, die immer vorhanden sind, wo von Schönheit die Rede ist und die andererseits stets, wenn sie vorhanden sind, einen Genuss hervorbringen. Dieser neuere Standpunkt ist fast noch schlimmer als der ältere, denn er will absolute Kriterien für einen Begriff aufstellen, dessen relative Natur man selbst anerkannt hat. Definirt man ein Gift allgemein als einen Stoff, welcher lebende Organismen auf chemischem Wege schädigt, so kann man nicht zugleich bestimmte absolute Eigenschaften als für das Gift charakteristisch hinstellen; nicht minder unlogisch ist es, das Schöne erst durch seine Beziehung zum Subject zu definiren und dann bestimmte Qualitäten dafür zu postuliren; das streitet nicht allein gegen die Vernunft, sondern es stürzt die Aesthetik auch in die grössten praktischen Verlegenheiten und führt sie zu den traurigsten Resultaten. Man sagt z. B., dass ihr Gegenstand das Schöne ist und legt diesem Begriffe gewisse positive Eigenschaften von mehr oder weniger „idealer" Natur bei. Aber nun kann man das Hässliche, das Komische u. s. w. doch unmöglich von diesem Gebiete ausschliessen. Auch kann man das Hässliche nicht als schön bezeichnen, dem Komischen oder Schrecklichen nicht dieselben Eigenschaften beilegen, welche das Schöne charakterisiren sollen. Es ist ein wahrer Jammer, alle die vergeblichen Anstrengungen mit anzusehen, solche unbequemen Kategorieen als Arten und Formen „des Schönen" in das System zu zwängen.

Vielleicht ist es eine Ehrensache für die Aesthetik, den Namen der Lehre vom Schönen zu behalten; diese Bezeichnung hat ja viel Lockendes und Schmeichelndes, aber sicher auch wie wir sehen, etwas Unklares und Irreführendes.

Die Wissenschaft muss nun einmal vor allem über ihre Objecte und Aufgaben im Klaren sein; wenn die Aesthetik eine Wissenschaft werden will, so muss sie den Versuch eines Kompromisses mit der ganz unklaren und unbestimmten populären Auffassung von der Schönheit und vom Schönen aufgeben und begreifen, dass ihr Gegenstand, wenn er auch seinen alten Namen behalten kann, damit doch nur unzutreffend bezeichnet wird.

Die Schönheit ist der Eindruck, den wir von gewissen Einwirkungen erhalten, welche unser Organismus erfährt. Soll der Aesthetik die Aufgabe gestellt werden, das Schöne zu analysiren, so heisst das mit anderen und klareren Worten, dass ihr Ziel die Untersuchung des Vorganges ist, durch welchen Genusszustände in uns zu Stande kommen. Für die Aesthetik der Kunst beschränkt sich dann die Untersuchung auf die künstlich hervorgebrachten Einwirkungen, welche durch das Auge oder durch das Ohr aufgenommen werden. Die Aufgabe ist ihrem Wesen nach rein physiologischer Natur. Ist es mir geglückt, das klar zu machen, dann ist das Ziel dieser kleinen Abhandlung erreicht; die Sache ist an und für sich sicher so, und wenn ich dies Ziel nicht erreicht habe, so sind nur meine abnehmenden Kräfte daran schuld.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

# Grenzfragen

des

# Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben von

**Dr. L. Löwenfeld** in München. und **Dr. H. Kurella** in Breslau.

Heft I: **Somnambulismus und Spiritismus.** Von Dr. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.

Heft II: **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.

Heft III: **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius, Leipzig. M. 1. —.

Heft IV: **Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übers. v. Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—.

Heft V: **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.

Heft VI/VII: **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.

Heft VIII: **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.

Heft IX: **Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.** Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.

Heft X: **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20.

Heft XI: **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—.

Heft XII: **Wirtschaft und Mode.** Von W. Sombart, Breslau. M. —.80.

Heft XIII: **Der Zusammenhang von Leib und Seele das Grundproblem der Psychologie.** Von Prof. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60.

Heft XIV: **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Prof. Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—.

Heft XV: **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.20.

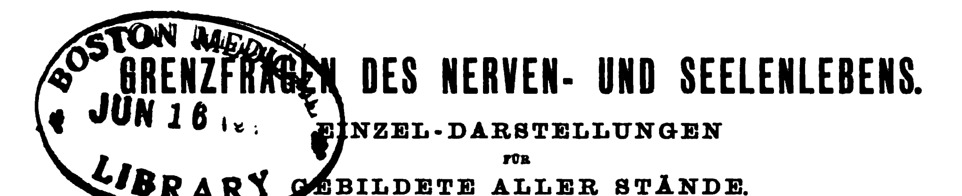
Heft XVI: **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiolog. Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—.

Heft XVII: **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 2.80.

Heft XVIII: **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg. M. 1.60.

Heft XIX: **Sadismus und Masochismus.** Von Geh. Med.-Rat Professor Dr. A. Eulenburg in Berlin. M. 2.—.

Buchdruckerei von Carl Ritter in Wiesbaden.




GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD UND Dr. H. KURELLA
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

XXI.

UEBER

# DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG

## DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

**L. LOEWENFELD**
IN MÜNCHEN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

---

EINUNDZWANZIGSTES HEFT:

# UEBER DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG

## DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

---

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

UEBER

# DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG

## DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

**L. LOEWENFELD**
IN MÜNCHEN.

---

**WIESBADEN.**
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

**Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.**

Meiner lieben Frau

gewidmet.

# Inhaltsübersicht.

## Erster Theil.

### Ueber die geniale Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie.

## Zweiter Theil.

## Analyse der geistigen Persönlichkeit genialer Künstler.

(Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffaelo Santi, Dürer, Holbein jun., Rubens, Rembrandt, Meissonnier, Millet, Böcklin, A. Feuerbach.)



## Dritter Theil.

# Vorwort.

Man hat in Deutschland, seitdem durch Lombroso das Studium des Genies den Irren- und Nervenärzten nahegelegt worden ist, zwar vielfach die eine oder andere Gelegenheit benützt, zu der vielumstrittenen Frage Stellung zu nehmen, aber noch ist Niemand darangegangen, durch eine Specialuntersuchung etwas zur Lösung des Problems beizutragen. In der Arbeit, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich einen derartigen Versuch unternommen, weder als Parteigänger noch als Gegner Lombroso's, sondern als ärztlicher Forscher, der nichts im Auge hat, als Feststellung des Thatsächlichen und der daraus sich ergebenden Schlüsse.

Die Arbeit zerfällt in 3 Abschnitte: einen allgemeinen, einen speciellen und einen Schlusstheil.

In dem allgemeinen Theile sind die Ansichten dargelegt, zu welchen ich über das Wesen der genialen Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie gelangt bin.

Im speciellen Theile wird die Analyse einer Reihe genialer Künstlerpersönlichkeiten unternommen, um zu zeigen, inwieweit für dieselben die Darlegungen des ersten Theiles zutreffen.

In den Schlussfolgerungen sind die Ergebnisse zusammengefasst, welche die Analyse zunächst für die untersuchte Künstlergruppe, dann aber auch für das Genie im Allgemeinen und das Genie für bildende Kunst im Besonderen geliefert hat.

Bei der Sammlung des für den 2. Theil erforderlichen sehr umfänglichen biographischen Materials wurden mir von verwandter und befreundeter Seite wesentliche Dienste geleistet. Den Betheiligten sei auch an dieser Stelle herzlichst gedankt. In besonderem Maasse bin ich meiner kunstbegeisterten und kunstverständigen Schwägerin, Frau Bertha Hellmann, verpflichtet, welche sich die Förderung meiner Arbeit in aufopfernder Weise angelegen sein liess.

München, December 1902.

**L. Loewenfeld.**

## I. Ueber die geniale Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie.

Unter den wissenschaftlichen Problemen, welche dem Gebiete unserer Grenzfragen angehören, hat wohl keines die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in den letzten Decennien in höherem Maſse auf sich gelenkt als das Wesen des Genies. Es ist dies auch nur zu begreiflich. Wir Alle, ob hoch- oder niederstehend, reich oder arm, gebildet oder ungebildet, wir zehren von den Früchten des Schaffens genialer Männer; wir leben und bewegen uns in dem Lichte, das unvergänglich von ihrem Geiste ausströmt. Welche Elemente unserer heutigen Cultur wir auch in Betracht ziehen mögen, Künste und Wissenschaften, die Gestaltung von Industrie und Handel, die Organisation unseres Staatswesens oder die Entwickelung der dem Verkehr dienenden Einrichtungen, überall finden wir das Wirken genialer Männer als die Quelle jedes wahrhaft bedeutenden Fortschritts. Indess würden diese Thatsachen, die schon lange, wenn auch nicht allgemein gewürdigt, doch bekannt sind, sicher nicht genügt haben, das Interesse weitester Kreise der Forschung nach dem Wesen des Genies zuzuwenden, wenn nicht in den letzten Decennien die Idee, die wohl schon früher manche Vertreter hatte, mit einer Art dogmatischer Sicherheit ausgesprochen worden wäre, dass Genialität etwas ausserhalb des Bereiches menschlicher Norm Liegendes, durch einen krankhaften Gehirnzustand Bedingtes sei, sohin eine Art Geistesstörung repräsentire. Das Studium des Genies ist dadurch zu einer Aufgabe der medicinischen Psychologie, ja man könnte sagen, der Psychiatrie geworden. Lombroso, welcher zur Zeit allgemein als Hauptvertreter obiger Anschauung gilt und derselben auch in seinen Werken „Genie und Irrsinn“ und „der geniale Mensch“ besonders scharfen Ausdruck verlieh, hat durch seine Ausführungen ungemein viel Staub aufgewirbelt und bei Vielen energischen Widerspruch hervorgerufen. Es liegt nahe, dass die Auffassung, welche uns Lombroso von dem geistigen Wesen jener Personen beibringen will, die wir als die Blüthe der Menschheit betrachten müssen, in höchstem Maſse geeignet ist, unseren menschlichen Stolz und die Freude an unserer derzeitigen culturellen Entwickelung

herabzudrücken. Wenn alles das, was wir als die Grundfactoren unserer Cultur betrachten müssen, wenn aller mühselig im Laufe von Jahrtausenden errungene Fortschritt menschlicher Einrichtungen und menschlicher Erkenntniss, nicht als die Frucht normaler, stetig sich vervollkommnender Leistungen, sondern eines in seinen Wirkungen unberechenbaren krankhaften Zustandes ist, so müsste es um die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geistes höchst traurig bestellt sein. Und doch sprechen die Thatsachen, denen wir auf allen Gebieten der Geschichte begegnen dafür, dass in allen Fortschritten unserer Cultur, unserer Erkenntniss und unserer Leistungsfähigkeit ein gewisser Zusammenhang besteht, dass das Neue stets seine Wurzeln in Aelterem, Ueberkommenem hat. Ein derartiger Zusammenhang und eine derartige Weiterentwickelung wäre aber doch kaum denkbar, wenn jeder bedeutsame Fortschritt lediglich Product einer krankhaften Geistesthätigkeit wäre. Diese und ähnliche Erwägungen können und dürfen uns jedoch nicht abhalten, mit nüchternster Kritik an die Prüfung der Frage zu gehen, die nun einmal aufgeworfen ist, ob und wie weit das Genie mit seinen Leistungen bereits dem Gebiete der Pathologie angehört.

Vielfach ist in neuerer Zeit zum Theil aber auch schon früher der Versuch unternommen worden, das Wesen des Genies zu definiren, jene seelischen Eigenthümlichkeiten festzustellen, welche das Genie nicht nur vom Durchschnittsmenschen, sondern auch vom Talentirten unterscheiden. Wir müssen, bevor wir diese Versuche berühren, zunächst die Grundlage berücksichtigen, auf der die Annahme eines Genies bei einem Menschen beruht. Diese Grundlage bildet ausschliesslich sein Schaffen auf einem oder mehreren Gebieten jener Geistesthätigkeiten, deren Resultate für die gesammte Menschheit von Wichtigkeit sind. Einem Menschen, der lediglich durch körperliche Leistungen, wie erstaunlich dieselben auch sein mögen, sich hervorthut, werden wir nie zu den Genies zählen, ebensowenig aber auch einen Menschen, der seine Gedankenwelt, und wäre dieselbe noch so grossartig, nicht durch irgendwelche Werke offenbart. Das Gleiche gilt für denjenigen, der seine Fähigkeiten an für die Menschheit werthlose Dinge wendet. So können wir einem Meister des Schachspiels, einem hervorragenden Taschenspieler, einem Matador im Schnellzeichnen, einem grossen Rechenkünstler bei aller Virtuosität auf ihren individuellen Thätigkeitsgebieten nichts von Genialität zuerkennen. Hiermit ist jedoch die Art der Leistungen. welche den Anspruch auf Genialität begründen, noch nicht genügend charakterisirt. Man könnte zunächst daran denken, dass sich die Werke des Genies durch eine gewisse Vollkommenheit von anderen auf dem gleichen Gebiete unterscheiden müssen; dies trifft jedoch nicht allgemein zu. Wenn auch die Schöpfungen des Genies vielfach den höchsten

Anforderungen entsprechen und den Eindruck des in seiner Art Vollendeten hervorrufen, so ist doch Vollkommenheit kein Erfordernis für den genialen Charakter einer Leistung. Das vollkommenste Werk auf irgend einem Gebiete, dessen Ausführung lediglich auf Verwerthung bekannter Regeln und Grundsätze beruht, hat ungleich weniger Anspruch auf Genialität als eine an sich mangelhafte Leistung, der aber die Anwendung ganz neuer Principien zu Grunde liegt. Das Neue kann unzulänglich, selbst mit Irrthümern behaftet sein und doch den Stempel der Genialität unverkennbar an sich tragen. Das geniale Geistesproduct muss etwas in irgend einer Art Neues, Originelles in sich schliessen, und dies Neue darf nicht lediglich einer Marotte, einer Sucht nach Absonderlichem entspringen, wie z. B. irgend eine Modethorheit; es muss einen werthvollen Fortschritt, eine Errungenschaft auf dem Gebiete, dem es angehört, bedeuten.

Die Leistungen die uns bestimmen, einem Menschen Genie zuzuschreiben, sind jedoch ausserordentlich verschieden und legen deshalb den Gedanken nahe, dass ihnen verschiedene Veranlagungen zu Grunde liegen müssen. Der Dichter und der Componist, der Forscher in den Natur- und Geisteswissenschaften, der Staatsmann und der Feldherr, der Erfinder, der darstellende Künstler bieten uns eine solche Mannigfalt in jenen Producten ihrer Geistesthätigkeit, denen wir den Charakter der Genialität zuerkennen, dass es a priori als ein aussichtsloses Unternehmen erscheint, dieselben von einer einzigen und einheitlichen seelischen Qualität abhängig machen zu wollen. Die hier vorliegende Frage veranlasst uns, zunächst die Momente kurz einer Betrachtung zu unterziehen, in welchen man das Wesen des Genies erblickt hat.

Die hauptsächlich in Frage kommenden Anschauungen lassen sich in 3 Gruppen sondern:

I. Eine Gruppe von Autoren hält das Genie lediglich für eine ganz hervorragende geistige Befähigung, i. e. einen hohen Grad von Talent. (Sulzer, Riedel, Baumgarten, Herder, Galton, Toulouse, Möbius u. A.).

II. Eine weitere Gruppe von Autoren erklärt als das Wesentliche beim Genie Originalität und schöpferische Kraft, speciell schöpferische Phantasie (Hagen, Mendelssohn, Weise, Radestock, J. Bona Meyer, Forel u. A.).

Hierher gehören auch die Ansichten Gérard's und Kant's Ersterer Autor betrachtete als das Wesentliche beim Genie eine reiche und thätige Phantasie, die jedoch durch eine starke Urtheils-

kraft geleitet und beherrscht werden muss. Für das vollkommene Genie hält er ein gewisses Gleichgewicht von Phantasie und Urtheilskraft erforderlich. Kant kam nach verschiedenen Wandlungen [1]) seiner Ansicht über das Genie dahin, das Wesen desselben in der mustergiltigen Originalität seines Talentes (Schaffens) zu erblicken (Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht).

III Eine dritte Gruppe von Autoren will das Wesentliche des Genies in gewissen Eigenschaften finden, die sich in dessen Werken offenbaren: so im Fleisse (F. A. Wolf), in der vollkommensten Objectivität (Schopenhauer), in der vollkommensten Selbstlosigkeit oder Liebe zum Gegenstande (Türck).

Neben diesen von bestimmten einzelnen Autoren auf Grund mehr oder minder stichhaltiger Argumentationen vertretenen Definitionen haben sich noch andere mehr populäre Anschauungen über das Wesen des Genies entwickelt und verbreitet. Nach diesen wäre das Genie hauptsächlich in der Fähigkeit zu mühelosem Schaffen auf Grund höherer Eingebung und in der Geringschätzung von Regeln und Formelkram zu suchen. Der Ungebundenheit des Genies im Schaffen wie im Leben wurde die Pedanterie, die ängstliche Wahrung des Formellen seitens des Philisters gegenüber gestellt. Hierbei hat man jedoch mehr die lärmende Gebahrung junger, noch nicht ausgereifter Genies, so-

---

1) Kant änderte im Laufe seines Lebens seine Ansicht über das Genie mehrfach wie aus Schlapp's interessanter Arbeit (Kant's Lehre vom Genie und die Entstehung der „Kritik der Urtheilskraft", Göttingen 1901) ersichtlich ist. So bemerkte er vor dem Erscheinen der „Kritik der Urtheilskraft" unter anderem: „Talent bedarf der Unterweisung, Genie aber entbehrt sie und ersetzt alle Kunst.

Was dazu gehört, ist alles angeboren und also der Kunst entgegengesetzt. Genie ist ein schöpferisches Talent, d. h. etwas hervorzubringen ohne alle Anleitung, ohne alle Regel.

„Das Genie des Dichters, des Schriftstellers kann nicht durch Unterricht hervorgebracht werden. Man kann das Genie zwar erwecken, aber nicht aus dem Talent ein Genie machen. So kann man Keinem die Philosophie lehren, aber sein Genie zum Philosophiren erwecken, da zeigt es sich, ob er Genie habe oder nicht. Die Philosophie ist eine Wissenschaft des Genies." (Schlapp, S. 123 u. f).

Während Kant, wie wir sehen, hier ein Genie für die Wissenschaft annahm, gelangte er später dazu, das Genie auf die Kunst zu beschränken. So bemerkte er in einem Colleg über Anthropologie (s. Schlapp, 285): „Es gibt kar keine Wissenschaften, sondern nur Künste des Genies, denn jede Wissenschaft ist an gewisse Regeln gebunden. Daher kann sich das Genie nur in den Künsten zeigen, welche Geschmack betreffen. Genie muss Einbildungskraft, Urtheilskraft, Geist und Geschmack haben. Einbildungskraft ist die Schöpferin des Genies und wird durch Urtheilskraft eingeschränkt; Geist ist das Princip der Belebung durch Ideen. Ideen sind Vorstellungen, denen kein Ausdruck angemessen ist, und die Belebung der Einbildungskraft durch solche Ideen ist eine Haupteigenschaft des Genies u. s. w."

genannter „Kraftgenies“ in ihrer Sturm- und Drangzeit berücksichtigt als das Verhalten der meisten Geistesheroen auf der Höhe ihrer Entwickelung.

Die Unzulänglichkeit der 3. Gruppe von Anschauungen lässt sich unschwer darlegen. Wir haben bereits gesehen, dass die Vollkommenheit einer Leistung, sofern dieselbe lediglich auf Anwendung bekannter Regeln beruht, noch keinen Anspruch auf Genialität begründet. Um hier noch ein Beispiel zu geben, so mag an die erstaunlichen Werke der Uhrmacherkunst in früherer Zeit erinnert werden, deren Urheber wir doch nicht als Genies betrachten könnten, weil sie bei ihren Glanzproducten doch nur bekannte Principien zur Anwendung brachten. Ebensowenig genügt aber die vollkommenste Objectivität selbst für den Künstler, auf den Schopenhauer mit Kant das Genie beschränken will, um denselben zur Production genialer Werke zu befähigen. Wenn das Genie auch tiefer in die Welt hineinblickt und die Vorgänge in derselben objectiver auffasst als das Talent und der Durchschnittsmensch, so bedarf es doch für dasselbe noch einer besonderen Gabe, um das Erfasste darzustellen. Und wie soll man sich die Leistungen des Tonkünstlers aus der objectivsten Auffassung der Aussenwelt erklären, wie soll man sich den Phantasiereichthum, die Vollendung des sprachlichen Ausdrucks, den rhythmischen Fluss der Rede bei unseren genialen Dichtern mit Objectivität der Auffassung äusserer Vorgänge zusammenreimen? Wir sehen bei annähernd gleicher Objectivität der Auffassung die grössten Unterschiede in der Ausdrucksform zwischen unseren Philosophen und Dichtern: auf der einen Seite oft die grösste Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, auf der anderen Seite vollendete Formenschönheit der Darstellung. Auch die selbstloseste Hingabe an den Gegenstand des Interesses bedingt allein kein Genie. Wir sehen z. B. gar manche Menschen, die ihr Leben ganz der Musik weihen und es trotzdem zu keiner genialen Leistung auf diesem Gebiete bringen. Ebensowenig kann aber auch der äusserste Fleiss allein, wenn es an höherer Begabung fehlt, zu genialer Production führen. Viele der Leistungen des Genies erheischen zweifellos unermüdliche Arbeit und zäheste Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, und es ist, wie Mosso mit Recht hervorhebt, wenigstens soweit Wissenschaft und Künste in Betracht kommen, ein Irrthum, wenn man glaubt, dass dem Genie die Früchte mühelos in den Schoos fallen, die Andere nur im Schweisse ihres Angesichtes ernten. Allein der Fleiss ist nur eine der Bedingungen des genialen Schaffens auf vielen Gebieten, nicht das einzige Erfordernis desselben.

Zweifellos mehr Berechtigung haben dagegen jene Anschauungen, welche auf Originalität und schöpferische Kraft für die Charakterisirung des Genies das grösste Gewicht legen. So verschiedenartig auch die

Gebiete sind, auf welchen sich das Genie bethätigt, in allen ächt genialen Leistungen treten uns diese beiden Merkmale und zwar vereint entgegen. Die Originalität allein verleiht, wie wir schon gesehen haben, einer Leistung noch nicht den Charakter der Genialität. Sie muss etwas Neues von höherem und dauerndem Werthe in sich schliessen, eine Grundlage und einen Ausgangspunkt für weitere Fortschritte auf einem Gebiete darstellen. Hierzu ist eine Fähigkeit nothwendig, die man nicht mit Unrecht als „schöpferisch“ bezeichnet hat, eine Fähigkeit, die nicht lediglich weiter bildet und weiter spinnt, was Andere begonnen haben, sondern auf neuen Wegen zu eigenartigen Resultaten gelangt. Von vielen Seiten wurde die schöpferische Phantasie als der Grundquell der genialen Thätigkeit angesehen. Diese Auffassung stützt sich offenbar auf den Umstand, dass für eine Gruppe genialer Leistungen, so die des Dichters, des Componisten, des bildenden Künstlers, die Phantasiethätigkeit von vorwiegender Bedeutung ist und gerade auf dem Gebiete dieser das Genie durch die Leichtigkeit des Schaffens, sowie den Reichthum und die sinnliche Lebhaftigkeit der erzeugten Bilder (Vorstellungen) sich auszeichnet. Es ist jedoch psychologisch nicht gerechtfertigt, die schöpferische Thätigkeit des Genies ausschliesslich auf die Phantasie zu beschränken, die Gabe, aus den Elementen der Sinneswahrnehmungen neue Vorstellungen zu bilden, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht.

Diese Fähigkeit spielt nicht einmal beim Dichter, dessen Werke man so gerne lediglich als Producte seiner Einbildungskraft betrachtet, die ausschliessliche Quelle seiner schöpferischen Leistungen. Der Dichter schafft nicht blos Gestalten, welche reden und handeln, lieben und hassen; er macht seine Gestalten auch zu Repräsentanten von Ideen, welche nicht Erzeugnisse der Phantasie, sondern nüchternster Verstandesthätigkeit sind, und er legt seinen Personen Wahrheiten in den Mund, zu welchen er durch kritische Beobachtungen der Welt gelangte, und neue tiefgründige Gedanken, welche das Ergebniss langer Reflexionen sind. Der Dichter bedarf daher zur Schaffung genialer Werke neben der reichen Phantasie noch einer anderen Gabe, die ebenfalls ein schöpferisches Element in sich schliesst und allgemein als Combinationsgabe sich bezeichnen lässt, der Fähigkeit, aus gegebenen Thatsachen neue, nicht lediglich auf der Hand liegende Schlüsse zu ziehen und diese weiter zu verwerthen, in der Mannigfalt und im Wechsel der Erscheinungen das Uebereinstimmende wie das Verschiedene, das Wesentliche wie das Unwesentliche sicher zu erkennen. Die Combinationsgabe kann bei dem poetischen Schaffen neben der schöpferischen Phantasie eine grössere oder geringere Rolle spielen; letztere muss aber immer, wie schon Gérard und Kant hervorgehoben haben, beim Poeten wie bei anderen Künstlern durch nüchterne, kritische Verstandesthätigkeit geleitet und beherrscht werden, und je schärfer die Urtheils-

kraft bei reicher Phantasie, um so vollendeter wird das künstlerische Werk. Bei den genialen Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft, wohl auch der Staatskunst und der Strategie spielt die schöpferische Combinationsgabe wohl die Hauptrolle, während der reinen Phantasiethätigkeit nur ein untergeordneter Antheil zukommt. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu glauben, dass der hervorragende Gelehrte, speciell der Naturforscher, der Phantasie ganz zu entbehren vermag, oder dass eine reichere Entwickelung dieser Gabe seinem Schaffen sogar abträglich sein könnte. Der Gelehrte bedarf nur einer anderen Art der Phantasie als der Dichter und der darstellende Künstler, einer Phantasie, die nicht freiwaltend beliebige Gebilde hervorzaubert, sondern vom Willen bestimmt wird und deren Erzeugnisse dem verfolgten Zwecke entsprechen. Auf der anderen Seite kommt in Betracht, dass die Combinationsgabe beim Genie ebenso wie die Phantasie willkürlich sowohl als unwillkürlich thätig sein kann, d. h. dass es nicht immer bewusster Anstrengung bedarf, um aus gegebenen Thatsachen neue Schlüsse zu ziehen. Die unwillkürliche d. h. scheinbar ohne Directive des Willens arbeitende, sozusagen freiwaltende Combinationsgabe kann sogar zu Producten führen, welche an Bedeutung über die Resultate angestrengter Denkthätigkeit hinausgehen.

Die 3. oben erwähnte Gruppe von Anschauungen läuft im Grunde darauf hinaus, dass beim Genie lediglich eine aussergewöhnliche Steigerung allgemeiner menschlicher Geistesfähigkeiten vorliegt. Diese Auffassung ist mit der 2. Gruppe von Anschauungen nicht unvereinbar. Die schöpferische Phantasie und Combinationsgabe des Genies können als einfache Steigerung der dem Talente wie dem Durchschnittsmenschen zukommenden Phantasie und Combinationsgabe gedeutet werden. Dieser Anschauung steht eine andere gegenüber, welche bis in die jüngste Zeit einzelne Vertreter gefunden hat und als das Wesentliche des Genies exceptionelle, zu den allgemeinen menschlichen Fähigkeiten hinzutretende Gaben erblicken will. Diese Divergenz der Anschauung nöthigt uns, auf die Beziehungen des Genies zum Talent und zur Durchschnittsbegabung etwas näher einzugehen.

Für die älteren Anschauungen, welche hauptsächlich die dichterische Thätigkeit berücksichtigten, bildete das Genie eine eigenartige höhere geistige Potenz, welche mit den gewöhnlichen menschlichen Geistesgaben nichts gemein hat und zu diesen bei den Auserlesenen nur hinzutritt. Auf die Unabhängigkeit und Eigenart dieser geistigen Potenz schien mancherlei hinzuweisen: das nur zeitweilige in Thätigkeittreten derselben, die Unberechenbarkeit und scheinbar selbständige, ohne Einfluss der Persönlichkeit sich abspielende Arbeit derselben und die Art ihrer Leistungen, welche über das durch gewollte Anstrengung Erreichbare hinausging. In den Zeiten des heid-

nischen Götterglaubens spielten Götter, Musen und Schutzgeister die Factoren, welche jene geistige Potenz dem Auserwählten verliehen, sie in Thätigkeit versetzten und sich ihrer als eines Instrumentes für ihre Offenbarungen bedienten.[1]) In der christlichen Zeit wurde dem heiligen Geiste diese Aufgabe zugetheilt, und noch zur Stunde fehlt es nicht an Autoren, welche die geniale Production auf eine übernatürliche Quelle zurückführen wollen.[2]) Eine kritischere Prüfung der genialen Leistung führte jedoch andererseits mehr und mehr zu der Erkenntniss, dass zur Annahme einer mystischen höheren geistigen Potenz beim Genie kein genügender Grund vorliegt, und das geniale Schaffen lediglich durch eine ausserordentliche Steigerung der dem Durchschnittsmenschen zukommenden psychischen Thätigkeit bedingt ist.

Diese Auffassung hat wie die entgegengesetzte[3]) schon im 18. Jahrhundert manche Vertreter gefunden. Mit Schärfe hat derselben später Schopenhauer Ausdruck verliehen. Er bemerkt in Bezug auf den Künstler: „Der Genius hat vor ihnen (den übrigen Menschen) nur den viel höheren Grad und die anhaltendere Dauer jener Erkenntnisweise voraus, welche ihn bei derselben die Besonnenheit behalten lassen, die erfordert ist, um das so Erkannte in einem willkürlichen Werk zu wiederholen, welche Wiederholung das Kunstwerk ist."

In neuerer Zeit haben von medicinischen Forschern W. Hirsch und Toulouse für das Genie im Allgemeinen sich zu der Ansicht bekannt, die Schopenhauer in Bezug auf den Künstler vertrat. Ersterer Autor kommt nach längeren Ausführungen zu dem Schlusse, dass die geniale Thätigkeit überhaupt niemals in ihrer Art von der des gewöhnlichen Menschen verschieden ist, sondern es sich bei derselben immer nur um verschiedene Grade der Intensität allgemeiner psychischer Vorgänge handelt. Nach dem Autor lässt es sich daher nicht sagen, wo die Grenze des Gewöhnlichen aufhört und das Genie anfängt. Toulouse erklärt, nachdem er die Definitionen des Genies kurz berührt hat: „Bei alledem sind die Unterschiede, welche sie (die Genies) von der Menge trennen, eher solche des Grades als der Art, wie Séailles bemerkte", und er gelangt zu dem Schlusse, dass Genie nichts Anderes als eine

---

1) In dem Worte Genie hat, wie schon Kant andeutete, diese Auffassung eine Art dauernde Verkörperung erhalten. Genie leitet sich von dem lateinischen Worte Genius her, das ursprünglich Schutzgeist bedeutet.

2) So Neumann in seinem Werke über Rembrandt.

3) Von Anhängern der Ansicht von der Wesensverschiedenheit von Genie und Talent im 18. Jahrhundert seien hier nur Voltaire und Johann Ad. Schlegel genannt. Letzterer Autor bemerkte in einer Abhandlung über das Genie: „Genie ist von Talent verschieden. Talente lehren wohl die gebrochene Bahn mit leichten und geschwinden Schritten wandeln, doch das Vermögen, eine neue Bahn zu brechen, können sie nicht verleihen."

ausserordentliche cerebrale Ueberlegenheit ist (une extrème supériorité cérébrale).

Eine scharfe Grenze zwischen Genie und grossem Talente kann er nicht finden.

Die von W. Hirsch und Toulouse vertretenen Ansichten haben jedoch in den hier in Betracht kommenden Kreisen keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden, und in jüngster Zeit ist es über die Beziehungen des Talentes zum Genie zu einer beachtenswerthen Controverse zwischen zwei hervorragenden Forschern, Möbius und Forel, gekommen. Während ersterer Autor in Uebereinstimmung mit W. Hirsch und Toulouse das Talent nur als Steigerung einer allen Menschen zukommenden Fähigkeit und das Genie lediglich als einen hohen Grad des Talents betrachtet, sohin eine scharfe Grenze zwischen Genie und Talent nicht anerkennt, erklärt Forel Talent und Genie ihrem Wesen nach für verschiedene, sogar einen gewissen Gegensatz aufweisende Hirnbegabungen, und er glaubt, dass die Möbius'sche Ansicht in Widerspruch sowohl mit den herkömmlichen Begriffen als mit den Thatsachen steht. Dass das Genie keine einfache Steigerung des Talentes ist, will Forel schon aus dem Umstande folgern, dass es talentlose Genies und noch weit mehr absolut genielose Talente giebt. „Neues leisten, d. h. neue geistige Combinationen schaffen", ist nach Forel nie und nimmer eine Eigenschaft der Talente; dabei räumt er jedoch ein, dass talentirte und selbst untalentirte Menschen durch glücklichen Zufall „Neues" entdecken können, wie z. B. Schwann die Zelle entdeckte. „Das receptive Talent", bemerkt Forel weiter, „arbeitet sicher und leicht, assimilirt sich rasch grosse Leistungen Anderer und macht sie zu den eigenen.[1]) Diese mehr reproductive Thätigkeit nimmt das Gehirn stark in Anspruch und hemmt dadurch nicht selten, ähnlich wie das sogenannte Riesengedächtniss, seine plastische Combinationsfähigkeit, d. h. die Phantasie. Das Genie geht dagegen, wie triebartig dazu hingezogen, mühsame, plastische, eigene Wege."

Die Idee, dass das Talent als lediglich receptiv, das Genie dagegen im Gegensatz hiezu als productiv zu betrachten sei, ist jedoch durchaus irrthümlich. Es giebt keine geniale Leistung auf irgend einem Gebiete, der nicht ein Stadium receptiver Thätigkeit vorhergegangen wäre. Es giebt keine geniale Production aus dem Nichts; das Genie schafft lediglich aus dem Materiale, das es sich von aussen angeeignet hat, wie andere Menschen. Napoleon wäre kein genialer Feldherr geworden, wenn er nicht mit den Kriegswissenschaften sich vertraut gemacht hätte, und Goethe wäre nicht Goethe, wenn ihm Literatur und Kunst verschlossen geblieben wären. Das Genie unterscheidet sich nur darin

---

[1]) Wir citiren wörtlich.

von dem Talente, dass es über die einfache receptive Thätigkeit hinausgeht zu einer Productivität, welche neue Gedanken von bahnbrechender Bedeutung zu Tage fördert, nicht lediglich den Kleinkram, an dem das Talent hängen bleibt.

Die Production neuer Gedanken auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit ist heutzutage eine sehr grosse. Wohin wir auch unsere Blicke richten mögen, ob auf die Leistungen der Industrie und Technik, die Wissenschaften oder auf die bildenden Künste, die poetische Literatur u. s. w., überall begegnen wir der gleichen Productivität; die Erfindungen und Verbesserungen in der Industrie und Technik, die Fortschritte in den Wissenschaften, die neuen poetischen Werke, wie die Erzeugnisse der bildenden Kunst — alles schliesst neue Gedanken in sich. Unter dieser Fülle von Neuem finden sich sicher viele Elemente, die nicht bedeutungslos für unser Wissen und Können sind; aber sie tragen zum weitaus grössten Theile nur dazu bei, einen Fortschritt in bereits gegebenen Richtungen zu vermitteln, nur sehr wenige von den neuen Ideen weisen die Charaktere des Bahnbrechenden, neue Richtungen Schaffenden auf. Betrachten wir letztere Gedanken als geniale und ihre Erzeuger daher als Genies, die Producenten neuer Gedanken von untergeordneter oder keiner Bedeutung dagegen als Talente und prüfen wir beide Gruppen von Begabten auf ihre Leistungen, so zeigt sich, dass die Genies durchaus nicht immer Geniales produciren und die Leistungen der Talente nicht selten sehr nahe an das Geniale heranreichen. Ziehen wir beispielsweise die Meister der Tonkunst in Betracht, so wird Niemand die Genialität eines Haydn, Mozart, Beethoven und Wagner bestreiten wollen. Aber neben diesen Heroen im Reiche der Töne haben auch andere Meister die Welt mit ganz hervorragenden Schöpfungen beschenkt, Gluck, Weber, Schumann, Mendelssohn-Bartholdy, Rossini, Verdi etc., und wenn man diesen die übrigen hervorragenden Tonkünstler des letzten Jahrhunderts anschliesst, wer will da streng die Grenze ziehen, wo das Genie aufhört und das blosse Talent anfängt?

Im Gebiete der Malerei verhält es sich ganz ähnlich. Wenn auch unter den italienischen Künstlern Lionardo da Vinci, Michelangelo, Rafael und Tizian in Rücksicht auf die Gesammtheit ihrer Schöpfungen zweifellos eine überragende Stellung einnehmen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, auch wenn wir von dem „grossen“ Giotto absehen, dass die Leistungen mancher anderer Italiener, Correggios[1]).

---

[1]) Wir wollen hier nur anführen, was Herm. Grimm (Michelangelo Bd. II. S. 176) über Correggio sagt: Grösser als alle, die nach Lionardo, Rafael und Michelangelo kamen, hat Correggio in mancher Beziehung sogar diese drei übertroffen. Er blieb nicht wie die Venetianer in der Zeichnung zurück: er umfasste die ganze Kunst und brachte sie vorwärts. Dächte man sich Ströme ausgehend vom Geiste Rafael's, Michelangelo's, Lionardo's und Tizian's, die zusammenträfen, um einen neuen Geist zu bilden, so würde Correggio entstehen.

Giorgione's, Paolo Veronese's, Bellini's, Signorelli's, Tintoretto's u. A. zum Theil sehr nahe an die der genannten Kunstheroen heranreichen.

Wie in den Künsten, ist auch in den Wissenschaften eine Kluft zwischen Genie und Talent nicht zu entdecken. Lassen wir die hervorragendsten Vertreter der Naturforschung im letzten Jahrhundert unseren Blick passiren, Cuvier und Gay Lussac, Johannes Müller, Faraday, Liebig, Robert Mayer und Helmholtz, Darwin, Pasteur u. A., so lässt sich, wie hoch wir auch die Leistungen dieser genialen Männer anschlagen mögen, doch nicht behaupten, dass die anderer bedeutender Naturforscher ihnen nicht zum Theil wenigstens sehr nahe oder gleich kommen. Allerdings giebt es einzelne geniale Persönlichkeiten, die so weit über ihre Standes- und Zeitgenossen emporragen, dass es als vergebliche Mühe erscheint, zwischen ihnen und den auf gleichem Gebiete Thätigen einen Uebergang herstellen zu wollen. Solche Persönlichkeiten sind z. B. Julius Caesar, Napoleon I. und Bismarck. Indess ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die Genialität dieser Männer doch nur deshalb uns so überragend erscheint, weil die Richtung ihres Wirkens ihrer Natur nach von ausserordentlicher Tragweite war und eine Combination günstiger äusserer Umstände die volle Entfaltung ihrer genialen Thatkraft gestattete. Das Genie eines Feldherrn und eines Staatsmannes ist für die Völker von ungleich grösserer Bedeutung als das eines Künstlers, und Napoleon I. wie Bismarck hätten die Bedeutung in der Weltgeschichte, die ihnen zukommt, nicht erlangt, wenn sie ein Jahrhundert früher geboren worden wären. Dagegen ist es wohl denkbar, dass Michelangelo und Rafael sich zu Künstlern von gleicher Grösse entwickelt hätten, wenn sie ein Jahrhundert früher oder später das Licht der Welt erblickt hätten. Diese scheinbaren Ausnahmsfälle können daher die Regel nicht umstossen, dass wie überall in der Natur auch im Bereiche der menschlichen Begabung sich keine Sprünge, keine Klüfte finden.

Die Thatsachen sprechen also nicht zu Gunsten einer Wesensverschiedenheit von Genie und Talent, sondern klar und entschieden zu Gunsten der Auffassung, dass das Genie lediglich das Endglied einer nicht scharf von einander zu trennenden aufsteigenden Reihe von Begabungsgraden darstellt.

Man hat verschiedene Arten des Genies unterschieden und zwar nicht nur entsprechend den verschiedenen Gebieten, auf welchen Genialität sich bethätigen kann, sondern auch je nach dem Vorwalten der einen oder der anderen geistigen Thätigkeit bei den einzelnen genialen Persönlichkeiten. Zweifellos muss das Genie des Philosophen, des Dichters, des bildenden Künstlers u. s. w. bei näherer Betrachtung seiner Elemente gewisse Unterschiede aufweisen, allein mit der Annahme eines

philosophischen, künstlerischen etc. Genies erhalten wir keine Aufklärung über die Differenzen der einzelnen genialen Begabungen. Anders verhält es sich mit jener Eintheilung, welche die Genies unter Berücksichtigung der 3 Hauptfactoren des Seelenlebens in 3 Klassen, solche des Intellects, des Willens und des Gefühls scheidet. Dieser Eintheilung liegt die Anschauung zu Grunde, dass für das Zustandekommen genialer Leistungen nicht nur der Intellect, sondern auch Gefühl und Wille ausschlaggebend sein können, eine Anschauung, gegen die sich gewichtige Bedenken erheben. Bei der genialen Production spielen die 3 genannten seelischen Factoren in den einzelnen Fällen eine sehr verschiedene Rolle. Für die Bearbeitung philosophischer oder naturwissenschaftlicher Probleme ist das Gefühl im Allgemeinen von keiner Bedeutung, die Verfeinerung des Gefühlslebens für den Forscher daher kein Förderungsmittel. Bei dem dichterischen und musikalischen Schaffen erweist sich dagegen das Gefühlsleben unter Umständen als mächtig anregendes oder bestimmendes Moment. Der Gelehrte und der Künstler hinwiederum haben bei ihrer genialen Thätigkeit nicht jenes ungewöhnliche Maſs von Willensenergie nöthig, dessen der geniale Feldherr und Eroberer zur Durchführung seiner Pläne bedarf. Indes das, was in dem einen wie in dem anderen Falle die geniale Leistung in erster Linie bedingt und ermöglicht, ist doch immer nur derselbe Factor, die vorstellende Thätigkeit und somit der Intellect, nicht das Gefühl oder der Wille. Der energischste Wille und die grösste Thatkraft können einer Handlung nicht den Charakter der Genialität aufprägen, wenn dieselbe nicht von genialen Gedanken ausgeht. Es wird z. B. Niemanden einfallen, einen Fastenkünstler wegen seiner zähen Ausdauer im Verzicht auf Nahrung als Genie zu betrachten oder den Vertheidiger eines kleinen befestigten Platzes, der alle Entbehrungen und Gefahren einer langen Belagerung unentwegt trägt, deshalb als Genie zu erklären. Auch die grösste Lebhaftigkeit und Verfeinerung des Gefühlslebens begründet keinen Anspruch auf Genialität, wenn die Gefühle nicht zu neuen Gedanken führen, die in irgend einer Form einen vollendeten Ausdruck finden. Wir begegnen speciell unter den Angehörigen des weiblichen Geschlechtes nicht selten Personen, deren Gefühlsleben durch eine ganz ausserordentliche Entwickelung und auffällige Schwankungen ausgezeichnet ist. Diese zartbesaiteten Seelen, deren Gemüth sozusagen bei jedem Lufthauch in Schwingung geräth, stehen intellectuell oft auf keineswegs hoher Stufe. Selbst die Vereinigung von ausserordentlicher Gemüthstiefe und hoher Willensenergie bedingt noch keineswegs Genialität. Ein sehr bemerkenswerthes Beispiel in dieser Richtung bildete Garibaldi, der Heros des jungen Italiens. An feuriger, hingebendster Vaterlandsliebe hat ihn keiner seiner Zeitgenossen übertroffen, ebenso ist die Kühnheit und Willensenergie, die er in Noth und Gefahren an den Tag legte, phänomenal.

Trotz alledem kann er nicht als Genie betrachtet und mit einem Napoleon verglichen werden. Die Ideen, die ihn bei seinen wichtigsten Unternehmungen leiteten, gingen von Anderen aus, er war mehr Werkzeug in den Händen Anderer, als der Vollführer eigener weitschauender Pläne.

Wir müssen bei Erwägung des Dargelegten zu dem Schlusse kommen, dass trotz aller Verschiedenartigkeit der genialen Leistungen und der diese bedingenden Begabungen ein einheitliches Moment das Wesen des Genies charakterisirt: die Art seiner vorstellenden Thätigkeit, seine Gedankenwelt. Das Gefühl mag dem Genie den mächtigsten Ansporn zur Bethätigung und Entfaltung seiner intellectuellen Kräfte liefern und die Durchführung seiner Gedanken mag an den Willen die höchsten Anforderungen stellen, aber nur der Gedanke kennzeichnet die geniale Leistung, und wo die Fähigkeit zur Conception genialer Gedanken fehlt, bleibt das Gefühl machtlos, und die grösste Willensenergie kann zu keiner genialen That führen.

Wenn wir nunmehr die geniale Geistesthätigkeit einer näheren Betrachtung unterziehen, drängt sich vor Allem die Frage auf, worin das schöpferische Element derselben, von dem die Bildung neuer bahnbrechender Gedanken ausgeht, begründet ist. Wie wir an früherer Stelle schon erwähnten, hat man das Genie vielfach als eine zu den allgemeinen Geistesgaben des Menschen hinzutretende höhere Potenz betrachtet, für deren Walten die Gesetze des gewöhnlichen Geisteslebens nicht gelten, und noch jetzt denkt man bei der genialen Production vielfach an ein Schaffen ohne Prämissen, an ein Schaffen aus einer Quelle, die keinen Zusammenhang hat mit dem, was der Geist von aussen aufgenommen und in sich verarbeitet hat. Auf eine derartige Auffassung weist wenigstens die Ableitung der genialen Geistesthätigkeit von Inspiration oder Intuition hin. Wir müssen uns daher vor Allem darüber klar werden, ob die genialen Geistesoperationen denselben psychologischen Gesetzen unterliegen wie die geistigen Vorgänge beim Durchschnittsmenschen oder nicht. Ueber diesen Punkt besteht bei den mit dem derzeitigen Stande der psychologischen Forschung Vertrauten kaum eine Meinungsverschiedenheit. Wenn auch dem Gehirne des genialen Menschen Eigenthümlichkeiten zukommen mögen, die vorerst noch nicht näher festgestellt sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass dasselbe in seiner äusseren Gestaltung wie in seinem inneren Bau in keinem wesentlichen Detail sich von dem des Durchschnittsmenschen unterscheidet, dass es weder structurelle Elemente, noch Gruppen solcher (Fasersysteme, Zellanhäufungen) enthält, die dem Durchschnittsgehirne mangeln. Ebensowenig ist anzunehmen, dass die physiologischen Vorgänge im Gehirne des genialen Menschen anderen Gesetzen unterliegen, als die

im Gehirne des Durchschnittsmenschen. Da unsere Denkprocesse an physiologische Vorgänge in der Grosshirnrinde gebunden sind und die Art derselben von der Lokalität, Ausbreitung und Beschaffenheit dieser Processe abhängt (psycho-physischer Parallelismus), so ergiebt sich schon hieraus, dass die Gedankenoperationen des genialen Menschen unter allen Umständen denselben Gesetzen folgen müssen, wie die jedes Alltagsmenschen. Unser Denken wird aber durch die bekannten Associationsgesetze beherrscht, i. e. in der Art seines Ablaufes, wie verschiedenartig und unberechenbar sich dieser auch gestalten mag, kommen doch immer die in Frage stehenden Gesetze zum Ausdruck. Damit ist gesagt, dass auch die geniale, anscheinend schöpferische Geistesthätigkeit an dieselben Wege gebunden ist und mit demselben Materiale arbeitet wie jede normale Geistesthätigkeit überhaupt. Der genialste Gedanke erheischt zu seiner Weckung ebenso gewisse associative Reize und gewisse Prämissen wie die einfachste Erwägung, und der Anschein des Unvermittelten, der Inspiration entsteht in der Hauptsache dadurch, dass die psychische Causalreihe, deren Endglied derselbe bildet, weil zum Theil im Unterbewusstsein (Unbewussten) liegend, sich nicht vollständig verfolgen lässt. In treffendster Weise hat Goethe gezeigt, wie wenig das Genie aus sich selbst heraus zu schaffen vermag und welche Bedeutung für seine Leistungen das von aussen aufgenommene, in seinem Geiste verarbeitete Material besitzt. „Das grösste Genie," bemerkt er, „wird niemals etwas werth sein, wenn es sich auf seine eigenen Hilfsmittel beschränken will. Was ist denn Genie anderes, als die Fähigkeit, Alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden: allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe Alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden."

Man kann nun fragen, wenn das Gehirn des genialen Menschen nach denselben physiologischen Gesetzen thätig ist und in seiner Denkarbeit dieselben psychologischen Regeln zum Ausdruck kommen wie beim Durchschnittsmenschen, wie es sich erklärt, dass doch nur die Geistesthätigkeit einzelner und zwar eben der genialen Menschen zur Production neuer Gedanken von grösserer Tragweite führt. Ein Licht auf diese Frage mag zunächst ein Vergleich werfen. Die Herstellung neuer textiler Stoffe erheischt nicht eine neue Webart; ein neuer Stoff kann durch die Verwendung eines ganz neuen Materials, ebenso aber auch durch eine Vermischung von neuen und schon früher gebrauchten oder

durch eine eigenartige Combination schon lange benützter Materialtheile hergestellt werden. Man kann sich z. B. denken, dass durch eine Combination von Sammt-, Seide- und Metallfäden ein in seiner Art neues Gewebe producirt wird. Um ähnliche Verhältnisse handelt es sich bei der Entstehung neuer genialer Gedanken. Man kann zunächst annehmen, dass das Genie wenigstens auf gewissen Gebieten über ein umfassenderes Vorstellungsmaterial als andere Menschen verfügt, ein Vorstellungsmaterial, welches neue, durch Beobachtungen und Studium gewonnene Elemente enthält. Diese Elemente führen mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Bildung neuer Gedanken. Diese an sich naheliegende Annahme trifft jedoch jedenfalls nur in sehr beschränktem Maſse zu, am meisten noch auf dem Gebiete der Naturforschung. Die neuen bahnbrechenden Gedanken bilden sich zum grössten Theile aus Elementen, die in überlieferten Vorstellungen enthalten sind und dem geistigen Besitze mehr oder minder zahlreicher Personen angehören. Diese Elemente combiniren sich jedoch beim Genie allein zu wohl ausgeprägten neuen Gedankengebilden, während sie bei den übrigen Menschen isolirt und daher unfruchtbar bleiben.[1]) Man kann z. B. sagen, dass im 17. Jahrhundert die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, die wir Robert Mayer und Helmholtz verdanken, noch nicht möglich war, weil der damalige Stand der Naturforschung keine ausreichende Thatsachengrundlage für die Ableitung dieses Gesetzes lieferte. Die Thatsachen, aus welchen im letzten Jahrhundert die beiden erwähnten Forscher das Gesetz erschlossen, waren dagegen jedenfalls auch in der Hauptsache anderen Forschern bekannt, doch nur in dem Intellect der beiden erwähnten genialen Männer fanden sie jene Verknüpfung, welche als Schluss das fragliche Gesetz ergab.

Es handelt sich demnach bei der Schaffung neuer (genialer) Gedanken nur um eine geistige Operation, die qualitativ nicht wesentlich von denjenigen Denkprocessen verschieden ist, die nichts Neues zu Tage fördern. Es bleibt dabei nur zu erklären, welche Vorgänge, resp. Umstände es dem Genie ermöglichen, die bei anderen Menschen isolirt bleibenden psychischen Elemente zu combiniren.

Bevor wir uns mit dieser Frage beschäftigen, müssen wir auf die Modalitäten eingehen, unter welchen neue Gedanken in das Bewusstsein eintreten. In der Hauptsache handelt es sich um folgende Vorgänge:

A. Neue Gedanken entwickeln sich rascher oder langsamer im Verlaufe längere Zeit fortgesetzter, mühevoll fortschreitender oder auch leichter sich abspielender Denkoperationen, deren Ergebniss sie darstellen.

---

[1]) Vergl. den Schluss der Anmerkung in Betreff Schopenhauer's S. 17. Aehnlich wie Schopenhauer l. c. äusserte sich auch Heine.

B. Sie werden geweckt durch einen zufälligen äusseren Eindruck, wobei sie zunächst in unklaren, schwankenden Umrissen erscheinen und noch der Begründung ermangeln; sie erhalten in diesem Falle ihre Bestimmtheit, Abrundung und Begründung erst durch hinzutretende längere oder kürzere Gedankenarbeit.

C. Sie tauchen ohne erkennbare äussere Anregung plötzlich und unvermittelt, wie aus einer Tiefe auf. Auch in diesem Falle ist gewöhnlich eine weitere Ausarbeitung und Begründung noch nöthig.

Diese Verschiedenheiten in dem Erscheinungsmodus neuer Gedanken lassen nicht auf eine verschiedene Entstehungsweise schliessen. Die Production neuer Gedanken unterliegt stets den gleichen Gesetzen, und die Verschiedenheit der Modalitäten, unter welchen dieselben zu Tage treten, hängt wenigstens in der Hauptsache von den Denk- und Arbeitsgewohnheiten des Individuums, sowie von der Art des behandelnden Gegenstandes (des Denkobjectes) ab; im Grunde handelt es sich dabei immer um die gleichen Vorgänge. Der Eine arbeitet in rastlosem, durch keine Schwierigkeit gedämpftem Eifer, bis seine geistigen Operationen das Ziel erreichen, das er sich gesteckt hat; er gelangt zu neuen Gedanken auf Wegen, die er sich mehr oder minder mühsam mit vollem Bewusstsein bahnt. Ein Anderer liebt diese stetige, ausdauernde Arbeit nicht und erreicht damit auch weniger; er beschäftigt sich mit seinem Problem nur zeitweilig, wenn er sich dazu besonders disponirt fühlt. Indes ist bei ihm die dem Probleme gewidmete Gedankenarbeit nicht mit der bewussten Beschäftigung mit demselben abgethan: sie setzt sich nach dem Verlassen des Gegenstandes im Unterbewusstsein fort, und die Ergebnisse dieser unter- (oder un-) bewussten psychischen Thätigkeit können bei bestimmten äusseren Anlässen oder auch scheinbar ohne solche in das Bewusstsein übertreten. Endlich ist es auch möglich, dass äussere Eindrücke eine Kette unterbewusster Gedankenoperationen anregen, deren Endglied als neuer Gedanke im Bewusstsein auftaucht.

Wir sehen demnach, dass die genialen (neuen) Gedanken, ob dieselben das Product mühsamer und langwieriger Denkarbeit repräsentiren oder mühelos wie durch Inspiration entstehen, stets das Endglied und Resultat einer Kette psychischer Processe bilden. Die geniale Denkarbeit kann mehr bewusst oder unbewusst, rascher oder langsamer, in einem Zuge oder mit Unterbrechungen vor sich gehen; die neue Münze, die sie liefert, erheischt immer Material, dàs geschmolzen werden muss, bevor es zur Prägung gelangt.

Wir haben im Vorstehenden erwähnt, dass an der Bildung neuer Gedanken auch die unter- (oder un-) bewusste geistige Thätigkeit einen

Antheil haben kann. Man hat jedoch früher vielfach das schaffende Genie mit einem Nachtwandler verglichen und die schöpferische Thätigkeit speciell bei Dichtern als eine unbewusste bezeichnet in Fällen, in welchen von einem Mangel des Bewusstseins zweifellos keine Rede sein kann. So bemerkt Goethe in Betreff seines Werther, dass er dieses Werkchen ziemlich unbewusst, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben habe, und Schiller verlangte, dass der Dichter mit dem „Bewusstlosen" beginne. Jürgen Bona Meyer geht so weit, zu erklären: „es giebt nichts Unbewussteres, Unwillkürlicheres als einen genialen Gedanken." Was man als unbewusstes Schaffen oder nachtwandlerartigen Zustand bezeichnet hat, ist jedoch lediglich jene Form der Denk- oder Phantasiethätigkeit, die ohne deutliche Beeinflussung seitens des Willens vor sich geht, bei der sich Vorstellung an Vorstellung, Bild an Bild reiht, ohne dass es einer bewussten Anstrengung bedarf. Diese Art geistiger Thätigkeit, die anscheinend unwillkürlich sich vollzieht und deshalb als automatisch bezeichnet wird, geht ohne irgend welche Grenzen in jene Denkprocesse über, deren Verlauf durch den Willen, resp. gewollte Anstrengung in allen Phasen bestimmt und regulirt wird. Was man beim Genie dem unbewussten Schaffen zugeschrieben hat, ist überwiegend nicht das Resultat von psychischen Processen, die ohne Bewusstsein im gewöhnlichen Sinne verlaufen, sondern jener automatischen, zweifellos mit Bewusstsein einhergehenden Denkarbeit, bei der das Ich des Individuums sich in gewissem Sinne passiv, wie ein Zuschauer verhält. Besonders gilt dies für die dichterische Phantasiethätigkeit, deren anscheinend ganz freies Walten zu Vorstellungen und Bildern führen kann, die für den Denkenden selbst unerwartet und überraschend sind. Der leichte Fluss der Gedanken und Bilder bei der automatischen Geistesthätigkeit ist es insbesonders, der die Idee von dem mühelosen Schaffen des Genies hervorgerufen hat. Dieser leichte Fluss, der sich ebensowohl bei der reflexiven Gedankenarbeit [1])

[1]) Ein treffendes Beispiel dieser Art des Ablaufes rein reflexiver Processe liefert uns Schopenhauer, welcher 1813 schrieb: „Unter meiner Hand, noch mehr aber in meinem Kopfe reift eine Arbeit, eine Philosophie, welche Ethik und Metaphysik zugleich ist, die man bisher immer unvernünftiger Weise von einander getrennt hat, ebenso wie man den Menschen in Seele und Leib zerlegt. Das Werk wächst und krystallisirt sich stufenweise und langsam wie der Fötus im Mutterleibe; ich weiss noch nicht, was dabei zuletzt herauskommt. Ich erkenne ein Glied, ein Organ, einen Theil nach dem anderen, ich schreibe, ohne zu untersuchen, was daraus entspringen kann, denn ich weiss, Alles wächst auf demselben Boden. So kommt ein organisches, lebensfähiges System zu Stande.

Das Gesammtbild des Werkes ist mir nicht klar, ebensowenig wie eine Mutter den Fötus kennt, der sich in ihrem Leibe entwickelt, den sie aber sich rühren fühlt. Mein Geist saugt Nahrung aus der Welt vermittelst der Intelligenz und des Denkens. Diese Nahrung giebt meinem Werke den Körper; gleichwohl begreife ich nicht, warum das in mir und nicht bei Anderen geschieht, die doch dieselbe Nahrung aufnehmen.

als bei dem reinen Phantasievorstellen findet, ist aber gewöhnlich die Folge vorhergehender, unter der Schwelle des Bewusstseins verlaufender psychischer Processe also einer Art vorbereitender Thätigkeit, von deren Statthaben und Richtung das Individuum keine directe Kenntniss besitzt. Neben der thatsächlich un- (resp. unter-) bewussten und der automatischen, irrthümlich als unbewusst bezeichneten psychischen Thätigkeit spielt aber bei den Leistungen des Genies mit grösserer oder geringerer Willensanstrengung verknüpfte reflexive Denkarbeit eine sehr bedeutende Rolle. Auf wissenschaftlichem Gebiete muss ihr sogar der Hauptantheil an der Production bedeutender neuer Gedanken zugewiesen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass hier die wichtigsten Fortschritte — abgesehen von den Fällen, in welchen zufällige Beobachtungen wie bei der Entdeckung der galvanischen Elektricität und der Röntgen-Strahlen den Anstoss gaben — die Resultate zielbewusster, unermüdlicher geistiger Anstrengung bilden. Da die mühevolle Arbeit sich mit dem Nimbus des Genies wenig zu vertragen schien, war man früher vielfach geneigt, bei der Entdeckung einzelner fundamentaler Thatsachen auf dem Gebiete der Naturforschung der durch zufällige Beobachtung angeregten Inspiration eine Rolle zuzuschreiben, die dem wirklichen Sachverhalte keineswegs entspricht. So wurde erzählt, dass bei Newton die Idee des Gravitationsgesetzes durch den Anblick eines von einem Baume herabfallenden Apfels geweckt worden sei; Newton selbst bezeichnet jedoch als die Quelle seiner Entdeckungen seinen ausdauernden Fleiss und seine Geduld. Und von dem Genie des gelehrten Forschers gilt vor Allem der Satz: das Genie ist der Fleiss. Bei den Dichtern hinwiederum sind die genialen Leistungen bald mehr auf die erwähnte automatische Geistesthätigkeit, bald mehr auf die mühevolle, vom Willen geleitete und beherrschte Gedankenarbeit zurückzuführen. Bei Goethe war jener erste Modus des dichterischen Schaffens, bei Schiller und Lessing der zweite vorherrschend. Dabei kommt jedoch in Betracht, dass Goethe nur wenn er eine Anregung oder Drang hierzu fühlte, sich dichterischer Thätigkeit hingab, während Schiller, unbekümmert um momentane Stimmung und Angeregtheit, an einem angefangenen Werke weiterschaffte. Bei Goethe spielte die unterbewusste. vorbereitende psychische Thätigkeit offenbar eine ungleich grössere Rolle, als bei Schiller. Bei Goethe, bei dem zwischen Anfang und Beendigung eines Werkes oft eine Reihe von Jahren lag, konnten die Ideen, mit denen er sich dichterisch beschäftigte, ungleich mehr zur Reife gelangen, bevor er an die definitive Gestaltung derselben schritt. als dies bei Schiller der Fall war.

Wenn wir nunmehr zu den Vorgängen übergehen, welche dem Genie es ermöglichen, aus den, bei anderen Menschen isolirt bleibenden psychischen Elementen neue bahnbrechende Gedanken zu produciren, so

müssen wir von der subjectiven Seite der in Frage kommenden Geschehnisse absehen und uns an die diese begleitenden centralen, i. e. in der Grosshirnrinde sich abspielenden Processe halten; nur durch Erwägung dieser, die uns eine Art mechanischer Erklärung liefern, können wir zu einem gewissen Verständnisse der so merkwürdigen Phänomene gelangen, während uns die subjective Seite derselben keinen Fingerzeig zu deren Aufhellung bietet. Wir müssen hier von der psychophysiologischen Associationslehre ausgehen; nach dieser entspricht jeder im Bewusstsein auftretenden Vorstellung ein Thätigkeits- (Erregungs-) vorgang gewisser Rindenelemente (Ganglienzellen und diese verknüpfender Nervenfasern). Die zeitliche Aufeinanderfolge zweier Vorstellungen A und B ist nach dieser Auffassung dadurch bedingt, dass die Gruppe von Rindenelementen, die das Substrat der Vorstellung A bildet, mit der Gruppe von Rindenelementen, an welche die Vorstellung B geknüpft ist, durch leitende nervöse Bahnen lückenlos verbunden ist und der Erregungsvorgang von der ersten Gruppe von Rindenelementen nach der zweiten mit ihr zusammenhängenden sich fortpflanzt und in dieser den gleichen Vorgang auslöst. Die Vorstellungsassociation wird bei dieser Auffassung durch Erregungsleitung bewirkt, und eine Association ist nicht möglich, wo es an verknüpfenden Bahnen zwischen den in Betracht kommenden Rindenelementen fehlt oder dieselben unterbrochen sind. Auch bei der Production neuer genialer Gedanken handelt es sich um einen Associationsvorgang, d. h. subjectiv gesprochen, die neuen Gedanken schliessen sich an andere vorhergehende Bewusstseinselemente an, mit denen sie sich nach den bekannten Associationsprinzipien verbinden. So lange die Vorstellungselemente, aus welchen die neuen Gedanken sich formiren, isolirt sind, sind auch die Rindenelemente, deren Substrat dieselben bilden, nicht durch gutleitende Bahnen verknüpft; sie ermangeln zwar der Verbindung nicht, diese ist aber von einer Art, dass zugeleitete Erregungen durch dieselben nicht hindurchdringen, sondern sie sozusagen umgehen. Sollen die isolirten Vorstellungselemente zu neuen Gedanken combinirt werden, so müssen die leitenden Verbindungen zwischen den in Betracht kommenden Nervenelementen für die Erregungswellen gangbar gemacht, i. e. neue associative Bahnen eröffnet werden. Hiemit muss sich noch ein anderer Vorgang verknüpfen. Die Vorstellungselemente, aus welchen die neuen Gedanken hervorgehen, existiren im Geiste des genialen Menschen nicht isolirt; sie sind mit anderen Vorstellungselementen in mannigfachem Zusammenhange, ihre Vereinigung zu neuen Gedanken erheischt im gewissen Sinne eine Lösung aus diesen Verbindungen. Mit der Association, der Eröffnung neuer Bahnen, muss daher eine Dissociation einhergehen. Der associativen centralen Erregung müssen gewisse leitungsfähige Wege gesperrt und ihr Lauf nach bisher verschlossenen Pfaden dirigirt werden.

Je mehr die neuen Gedanken von dem Hergebrachten sich entfernen, um so grössere Widerstände sind bei der Herstellung der neuen associativen Bahnen zu überwinden und um so bedeutender ist auch die hemmende, dissociative Arbeit, die gefordert wird. Es liegt nahe, dass derartige Leistungen mit den gewöhnlichen Erregungskräften nicht zu Stande kommen können, dass hiezu ein Kraftüberschuss, eine erhöhte Triebkraft sozusagen, erforderlich ist. Erhöhte Trieb- und Hemmungskräfte genügen jedoch nicht zu einer mechanischen Erklärung aller bei Bildung neuer Gedanken in Betracht kommenden centralen Vorgänge.

von Gries hat bereits vor einiger Zeit an einzelnen Beispielen gezeigt, dass das sogenannte Leitungsprinzip, d. h. die Annahme einer continuirlich in bestimmten Bahnen sich fortpflanzenden Erregung nicht ausreicht, alle dem Gebiete der Vorstellungsassociation angehörenden Vorkommnisse zu erklären. Ich möchte hier nur auf einen von Gries nicht berücksichtigten Fall hinweisen. Wenn der geniale Componist die ihn thatsächlich beherrschenden oder von ihm nur gedachten Gefühle und Stimmungen in einem Tonwerk zum Ausdruck bringt, wenn er Lust und Schmerz, Jubel und Trauer, Hoffnungsfreudigkeit und Verzweiflung in Tönen malt, die das Herz des Hörers mit fortreissen, können wir die vorliegende Association eines bestimmten Gefühls mit bestimmten Tonbildern nicht einfach durch associative Erregungsleitung erklären. Unsere derzeitigen Kenntnisse gestatten uns nicht, Lust und Schmerz, Vergnügen und Trauer etc. mit umschriebenen Gruppen von Rindenelementen in Verbindung zu bringen, von welchen aus durch associative Bahnen gewisse Gruppen von Elementen des Hörcentrums in der Schläfenlappenrinde in Erregung versetzt werden könnten. Die Association von Gefühlen und Tonvorstellungen muss daher durch einen anderen Vorgang als den einfacher Erregungsleitung zu Stande kommen. Bestimmteres hierüber zu sagen, ist zur Zeit schwierig. Meines Erachtens liesse sich am ehesten an einen Vorgang ähnlich der magnetischen und electrischen Induction denken. Ein von einem electrischen Strom durchflossener Draht (ebenso auch ein Magnet) wirkt auf einen in der Nähe befindlichen geschlossenen Electricitätsleiter in der Weise, dass in demselben ebenfalls ein Strom auftritt. Den Vorgang, durch welchen hier in dem geschlossenen Leiter ein electrischer Strom hervorgerufen wird, bezeichnet man als Induction. Nimmt man an, dass den Gefühlen und Stimmungen ein gewisser, jedoch nicht näher localisirter Zustand der Rindenelemente entspricht, so könnte man denken, dass dieser Zustand nach der Art einer Induction auf die Elemente des Hörcentrums wirkt und je nach seiner Beschaffenheit wechselnde Gruppen von Hörelementen in Erregung versetzt. Wie dem auch sein möge, wird man auch hier Leistungen annehmen müssen, welche durch aussergewöhnliche Verhältnisse zu Stande kommen. Die leichte Reproducir-

barkeit und ausserordentliche Lebhaftigkeit der Tonvorstellungen bei bedeutenden Componisten spricht dafür, dass das corticale Hörcentrum bei denselben in einem Zustande erhöhter Erregbarkeit sich befindet, und dieser Zustand legt den Gedanken nahe, dass die Elemente dieses Centrums bei dem Componisten auch in höherem Maſse inducirenden Einflüssen zugänglich sind, als bei anderen Menschen. Ob es sich nun bei der Bildung neuer Gedanken um das Walten erhöhter Erregungstriebkräfte handelt, die ihre Wirkung in bestimmten ununterbrochenen Bahnen fortpflanzen, oder ob dabei inductionsartige Fernwirkungen auch im Zustande erhöhter Erregbarkeit befindliche Rindenelemente im Spiele sind, immer handelt es sich um aussergewöhnliche corticale Leistungen, und die weitere Frage, die sich für uns zunächst erhebt, ist daher die, ob wir es hierbei mit Vorgängen zu thun haben, die noch im Bereiche des Normalen liegen, oder solchen, die als pathologisch angesprochen werden müssen. Die Beantwortung dieser Frage stösst auf erhebliche Schwierigkeiten.

Zunächst müssen wir zusehen, ob neue Ideen überhaupt das Product zweifellos krankhafter geistiger Vorgänge sein können. Die Beobachtungen an Irren lassen hierüber keinen Zweifel. Von den Wahnideen, denen wir bei Verrückten, Paralytikern und Maniakalischen begegnen, kann manchen der Charakter der Originalität nicht abgesprochen werden. Die Wahnideen Geisteskranker, ob sie den Charakter der Originalität besitzen oder nicht, sind jedoch nie das Produkt einer einfach gesteigerten, jedoch in normaler Form ablaufenden associativen Thätigkeit, wie dies bei den genialen Ideen der Fall ist. Die Wahnideen kommen nur dadurch zu Stande, dass bei der Denkarbeit gewisse associative Glieder, die bei geistig gesunden Menschen regelmässig auftauchen, ausfallen, entweder weil dieselben in Folge destructiver Gehirnveränderungen dauernd verloren gegangen sind (so z. B. bei Paralyse) oder in Folge einer Art Betriebsstörung im Associationsmechanismus nicht reproducirt werden können (so bei Paranoia). Ein ähnliches Verhalten liegt der Bildung neuer Gedanken beim Genie niemals zu Grunde. Wenn auch die Quellen, aus welchen die neuen Ideen bei der genialen Geistesthätigkeit entspringen, nicht immer sichtbar zu Tage treten und zum Theil selbst der Erkenntniss des schaffenden Genies sich entziehen mögen, so ist doch soviel sicher, dass nicht der Ausfall nothwendiger Associationsglieder, sondern eher das Gegentheil, Verarbeitung eines aussergewöhnlich reichen associativen Materials, resp. ungewöhnlich reiche Verknüpfung von Vorstellungselementen, vorliegt. Die neuen genialen Gedanken beruhen auf einem Plus associativer Leistungen, die originellen Wahnideen auf einem Minus. Indess sind nicht alle neuen Ideen, welche von Irren producirt werden, Wahnvorstellungen; man hat bei Geisteskranken öfters eine zeitweilige Steigerung der intellek-

tuellen Thätigkeit oder wenigstens die Bethätigung einzelner Fähigkeiten beobachtet, deren sie in ihrem normalen Zustande gänzlich ermangelten. Lombroso hat in seinem Werke „Der geniale Mensch“ eine ganze Reihe von Fällen zusammengestellt, in welchen Irre beachtenswerthe dichterische und künstlerische Leistungen, sowie brauchbare Erfindungen zu Stande brachten, zu welchen dieselben im gesunden Zustande nicht befähigt waren. Forel erwähnt eines an circulärem Irrsinn Leidenden, der in der manischen Phase dieser Erkrankung und nur in dieser Genialität zeigte.

Dies Alles beweist jedoch Nichts für die pathologische Natur der genialen Geistesthätigkeit. Nicht alle Gedanken eines Irrsinnigen sind krankhaft, und wenn ein Irrer eine werthvolle neue Idee producirt, zu der er im normalen Zustande nicht gelangen würde, so kann dies daher kommen, dass bei ihm nur in Folge eines pathologischen Processes jene höhere geistige Triebkraft sich einstellt, die neue associative Bahnen eröffnet. Die gleiche Triebkraft mag aber auch unter normalen Verhältnissen vorkommen. Es mag hier ein ähnliches Verhalten wie bezüglich der Körperkraft sich zeigen. Einen schwächlichen Menschen können im Zustande grosser gemüthlicher Erregungen (in der Angst z. B.) Kraftleistungen gelingen, die er unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu Stande bringt; die gleichen Leistungen kann aber ein sehr robuster Mensch ohne jede gemüthliche Erregung vollbringen.

Wenn nun auch die geniale Geistesthätigkeit, sofern dieselbe lediglich eine Steigerung psychischer Verrichtungen darstellt, welche auch dem nicht genialen Menschen zukommen, an sich nichts Pathologisches bilden muss, so bleibt doch die Möglichkeit, dass dieselbe auf einem krankhaften Boden zu Stande kommt. Es ist a priori denkbar, dass die Steigerung einzelner seelischer Leistungen bei dem genialen Menschen ausschliesslich oder wenigstens theilweise auf Kosten anderer seelischer Thätigkeiten zu Stande kommt, oder dass die geniale Geistesthätigkeit nur unter abnormen Bedingungen, d. h. in einem seelischen Ausnahmszustande vor sich geht. Letztere Auffassung findet in den Aeusserungen mancher genialer Männer eine gewisse Stütze. Schon die Alten betrachteten vielfach den Zustand dichterischer Begeisterung als eine Art gelinden Wahnsinns. Alfieri erschien die geistige Verfassung, in welcher sich der Schaffensdrang bei ihm geltend machte, als ein Fieber; Goethe und Byron verglichen selbst den Zustand, in dem die poetische Production bei ihnen statthatte, dem Traume eines Nachtwandlers. Man darf jedoch die Tragweite derartiger Aeusserungen nicht überschätzen. Es ist zwar unzweifelhaft, dass Schaffensdrang und Schaffenskraft bei manchen genialen Personen, insbesonders den Dichtern, nur zeitweilig in stärkerem Maſse sich geltend machen und während dieser Perioden das zu schaffende Werk derart den Geist in Anspruch nimmt, dass für

diesen die Aussenwelt nicht mehr existirt. Allein dabei handelt es sich noch nicht um krankhafte Vorgänge, sondern lediglich um Steigerung und längere Andauer jenes Zustandes, in den auch der Alltagsmensch geräth, wenn er in Gedanken tief versunken ist. Beim Genie kommt zu der Absorption von dem Objecte der Beschäftigung nur noch der Schaffensdrang, der übrigens in gleichem Maſse sich auch bei vielen höher Talentirten findet. Indess hat das geniale Schaffen nicht einmal bei allen Dichtern, wie wir zum Theil schon sahen (Schiller), periodisch und anfallsweise statt, noch weniger bei der genialen Production auf anderen Gebieten, speciell im Bereiche der Wissenschaft.

Wenn nun auch die Modalitäten, unter welchen die schöpferische Thätigkeit des Genies vor sich geht, keinen sicheren Anhaltspunkt für die pathologische Natur derselben liefern, so bleibt immer noch die ersterwähnte Möglichkeit, dass Genialität auf einem Gebiete sich nicht unabhängig von pathologischen Mängeln auf anderen Gebieten findet. Dies nöthigt uns auf die Beziehungen des Genies zum Irrsinn und der Entartung etwas näher einzugehen.

Dass bei grossen Geistern seelische Anomalien öfters angetroffen werden, hat sich schon der Wahrnehmung der Alten aufgedrängt. Aristoteles soll sich nach einer Mittheilung Seneca's sogar zu dem Ausspruche verstiegen haben: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ [1]). In neuerer Zeit haben von Philosophen insbesonders Diderot und Schopenhauer den Zusammenhang von Genie und Irrsinn hervorgehoben; letzterer bemerkte, dass die nahe Berührung und zum Theil selbst das Ineinanderfliessen von Genialität und Wahnsinn durch die Biographien sehr genialer Menschen z. B. Rousseau's, Byron's, Alfieri's und durch Anekdoten aus dem Leben Anderer erhärtet werde. Er erwähnt ferner, dass er bei Wahnsinnigen in Irrenanstalten Anzeichen von Genialität beobachtete und es demnach scheinen möchte, dass jede Steigerung des Intellekts über das gewöhnliche Mass hinaus als eine Abnormität schon zum Wahnsinn disponirt.

Von Aerzten hat sich zuerst Réveillé-Parise eingehend mit den psychischen Störungen bei geistig hochstehenden Personen beschäftigt. Der Autor gelangte zu der Annahme, dass die exceptionellen Fähigkeiten der höher Talentirten diese zu geistigen Anstrengungen veranlassen, welche die Reizbarkeit ihres Gehirns stetig steigern und dadurch allmählich zu krankhaften Erscheinungen führen. Zu einer wesentlich anderen Auffassung der Beziehung zwischen Genie und Geistesstörung gelangte der hervorragende Irrenarzt Moreau de Tours in einem 1859 veröffentlichten Werke. Moreau de Tours betrachtet einen primär vorhandenen krankhaften oder wenigstens abnormen Zu-

[1]) „Kein grosser Geist war von einer Beimengung von Irrsinn frei.“

stand des Nervensystems (die Neuropathie) als eine Hauptbedingung höherer geistiger Leistungen. Genie und Neuropathie sind nach seiner Auffassung durch verwandte Erscheinungen charakterisirt, die Neuropathie durch Steigerung der vitalen Vorgänge, das Genie durch Steigerung der Gedanken und Stärke der Gefühle. Dies führt ihn zu dem Schlusse, dass aussergewöhnlichen geistigenAnlagen dieselben organischen Bedingungen zu Grunde liegen, wie der Neuropathie und der Geistesstörung. Moreau erinnert auch an die Steigerung der intellectuellen Thätigkeit durch manche krankhafte Processe (Vergiftungen, Fieberdelirien etc.) und er gelangt bei seinen Ausführungen schliesslich zu der Anschauung, dass das Genie sich als Neurose betrachten lässt, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass man die Bezeichnung „Neurose" als gleichbedeutend mit Steigerung (nicht mit Störung) der intellectuellen Fähigkeiten gelten lässt: „Das Wort „Neurose" würde dann eine besondere Disposition dieser Fähigkeiten anzeigen, eine Disposition, welche immer zum Theil dem physiologischen Zustande angehört, aber dessen Grenzen überschreitet und in den entgegengesetzten Zustand übergeht, was sich übrigens aus der krankhaften Natur seines Ursprungs erklärt." Moreau bemühte sich seinen Ansichten dadurch eine Stütze zu schaffen, dass er eine erhebliche Anzahl von Fällen sammelte, in welchen bei geistig hervorragenden Personen psychisch-nervöse Krankheitssymptome (die Erscheinungen der Neuropathie) bestanden hatten.

Wie wir sehen, hat Moreau mit sehr sachverständiger Zurückhaltung über das Pathologische in dem Wesen des Genies sich geäussert und seiner Ansicht eine Fassung gegeben, die Anstoss zu erregen wenig geeignet war. Aus diesem Grunde wohl hat das Werk Moreau's ungleich weniger allgemeine Beachtung gefunden, als die späteren Publikationen Lombroso's über den gleichen Gegenstand.

Lombroso, der bedeutendste und eifrigste Nachfolger auf dem von Réveillé-Parise und Moreau betretenen Wege, hat in seinen beiden Werken „Genie und Irrsinn" und „Der geniale Mensch" ein reiches und für die Beurtheilung der Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn zum Theil auch werthvolles Material zusammengetragen. Der gelehrte Autor beschäftigte sich nicht nur mit den krankhaften seelischen Erscheinungen bei geistig hervorragenden und zweifellos genialen Menschen, sondern auch, wie wir schon erwähnten, mit den den verschiedensten Gebieten angehörigen hervorragenden oder wenigstens bemerkenswerthen Leistungen Irrsinniger und halb Verrückter (Mattoider) ohne höhere intellectuelle Begabung. Lombroso glaubt auf Grund seiner Untersuchungen an der krankhaften Natur des Genies festhalten zu müssen, doch giebt er zu, dass neben den zahlreichen geisteskranken Genies auch einzelne sich finden, die von Wahnsinn unberührt blieben, so z. B. Galilei, Lionardo da Vinci, Voltaire, Macchia-

velli, Michelangelo, Darwin, doch bestanden auch bei diesen „gesunden, lauteren“ Genies nach seiner Meinung psychische Anomalien ähnlicher Art, nur mit erheblich geringerer Ausprägung wie bei den geisteskranken Genies, und er trägt deshalb kein Bedenken, das Genie als eine Degenerationspsychose aus der Gruppe der Epilepsie zu erklären.

Dem sehr naheliegenden Einwande, dass bei einer Anzahl genialer Persönlichkeiten bisher ausgesprochene psychische Krankheitserscheinungen nicht nachgewiesen werden konnten, begegnet der Autor in einer neueren Publikation (Zukunft, Bd. V) durch die Behauptung, dass wenn bei echt genialen Naturen die Zeichen einer anormalen Veranlagung fehlen, eine blosse Täuschung vorliege. Man hat in derartigen Fällen nach seiner Meinung entweder nicht nach Anomalien gesucht oder mit lückenhaften Dokumenten zu thun gehabt. Als Beweis für diese Aufstellung führt der Autor gewisse Daten aus der Lebensgeschichte Michelangelo's, auf die wir an späterer Stelle zu sprechen kommen werden, und mehrere Citate aus Dante's „göttlicher Comödie“ an. Aus letzteren will der Autor folgern, dass Dante, der bisher zu den gesunden Genies gezählt wurde, an Epilepsie litt. Bei näherer Prüfung der betreffenden Stellen ergiebt sich jedoch, dass dieselben zu einem derartigen Schlusse keineswegs berechtigen und Lombroso's Annahme bezüglich Dante's in der Luft schwebt.

Indess müssten wir auch, wenn Lombroso's Annahme bezüglich des Verfassers der göttlichen Comödie begründet wäre, die Schlüsse, die er hieran bezüglich des Vorkommens psychischer Anomalien bei genialen Personen knüpft, als zu weitgehend bezeichnen.

Lombroso folgert seine Annahme, dass Dante an Epilepsie litt, aus dem Umstande, dass der Dichter in der göttlichen Comödie des öfteren, am häufigsten im Inferno, seltener im Purgatorio und schliesslich nur vereinzelt im Paradiso von sich Zustände schildert, in welchen er das Bewusstsein verlor und hinstürzte. Von den Stellen, welche Lombroso als Belege für seine Ansicht erachtet, seien hier nur folgende angeführt:

Inferno Canto III, Vers 44—45:

Als dies geendigt hatte, zitterte das finstere Land so stark, dass der Schrecken der Erinnerung mich noch jetzt in Schweiss badet. Die thränenreiche Erde erbrauste in einem Sturm, ein rothes Licht, das aufblitzte, verdrängte jede Empfindung in mir, und ich fiel hin wie ein Mensch, den der Schlaf überfällt.

Canto V, Vers 47:

Während der eine Schatten dieses sagte, weinte der Andere so, dass ich vor Mitleid ohnmächtig wurde, wie wenn ich stürbe, und hinfiel, wie ein todter Körper hinfällt.

Purgatorio. Canto XXXI, Vers 30:

Ein solches Wiedererkennen schnitt mir ins Herz, dass ich besiegt hinfiel, und wie mir damals ward, weiss sie, die dies hervorrief. Denn als das Herz mir wieder Kraft nach aussen zu blicken gab . . . . . .

Die Ansicht Lombroso's betreff Dante's, die sich auf diese und ähnliche Stellen in der göttlichen Comödie stützt, muss in zweifacher Hinsicht als irrthümlich bezeichnet werden. L. betrachtet es als gleichsam selbstverständlich, dass Dante nur Selbsterlebtes schildert. Ein Dichter von reicherer Lebenserfahrung wie Dante kann jedoch nicht nur vorübergehende krankhafte Zustände, sondern sogar eine andauernde Krankheit mit ihren wichtigsten Details schildern, ohne sich dabei auf Erfahrungen an der eigenen Person zu stützen. Die von Lombroso citirten Stellen gestatten daher keinerlei Schluss auf Dante's Gesundheitsverhältnisse. Indess selbst, wenn Dante in den betreffenden Versen Selbsterlebtes geschildert hätte, würde dies doch noch nicht mit Bestimmtheit schliessen lassen, dass der Dichter an Epilepsie litt. Anfälle mit Bewusstseinsverlust und Hinstürzen kommen bei Hysterie ebensowohl vor als bei Epilepsie. Die von dem Dichter geschilderten Umstände würden, wenn bei ihm eines der beiden genannten Leiden vorhanden gewesen wäre, mehr auf Hysterie, als auf Epilepsie hinweisen.

Der Auffassung Lombroso's könnte nur dann eine gewisse Berechtigung zuerkannt werden, wenn bei jenen genialen Personen, über deren Lebensschicksale und geistiges Verhalten wir zweifellos ausreichende Kenntnisse besitzen, ausgesprochen krankhafte Erscheinungen auf psychischem Gebiete stets zu constatiren wären. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Unter den genialen Männern der Neuzeit sind manche, deren Leben sozusagen vor den Augen der Nation sich abspielte und über deren geistiges Verhalten nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in den verschiedensten äusseren Verhältnissen eingehende Berichte vorliegen. Es sei hier nur an Bismarck und Moltke erinnert.

Man mag über Bismarck urtheilen, wie man will; allein selbst diejenigen, die während seines Lebens seine schroffsten Gegner waren, sind nicht in der Lage, auf ausgesprochen krankhafte Züge in seinem geistigen Wesen hinzuweisen. Ebenso verhält es sich mit Moltke. Auch die Lebensgeschichte des ruhmreichen Strategen liegt zur Zeit in solcher Vollständigkeit vor uns, dass man wohl nicht behaupten kann, für die Beurtheilung seines geistigen Verhaltens fehle es an der erforderlichen Grundlage. Vorübergehende psychische Anomalien, die auch bei jedem Geistesgesunden unter gewissen Umständen vorkommen können, dürfen natürlich nicht in Betracht gezogen werden. Wie mit Bismarck und Moltke verhält es sich noch mit einer Anzahl anderer Männer, die der Stolz unserer Nation sind. Kant, Schiller, Liebig. Helmholtz, Virchow u. A. seien hier nur erwähnt. Es ist begreiflich, dass je weiter zurück das Leben eines genialen Menschen liegt, um so spärlicher und unsicherer die biographischen Mittheilungen über denselben werden. Es können daher bei Persönlichkeiten, deren Leben sich vor Jahrhunderten abspielte, die Nachrichten über ihr Leben so lückenhaft sein, dass uns das Urtheil darüber unmöglich wird, ob dieselben von erheblicheren psychischen Anomalien frei waren. Bei dem Mangel be-

stimmter Angaben in dieser Hinsicht sind wir jedoch keineswegs berechtigt, dieselben lediglich auf Grund ihrer Genialität als geistig abnorm zu betrachten, um eine Regel zu statuiren, für welche zur Zeit die Beobachtungsgrundlage fehlt. Wir würden uns den gröbsten Irrthümern aussetzen, wenn wir uns hier mit Annahmen, die lediglich auf Analogieschlüssen beruhen, begnügen wollten Das Vorhandensein psychischer Störungen irgend welcher Art muss vielmehr in jedem Falle durch einwandfreie Belege dargethan sein, wenn wir eine geniale Persönlichkeit als geistig abnorm ansprechen wollen.

Die Ansichten Lombroso's über die pathologische Natur des Genies haben ungemein zahlreiche Angriffe erfahren, von denen manche in dem Bestreben, das Genie von allen Flecken zu reinigen, über das Ziel hinausschossen, andere hinwiederum in ihrer Gehässigkeit und Geschmacklosigkeit dem ernsten Bemühen des verdienten Forschers keinerlei Gerechtigkeit widerfahren liessen. Wir wollen hier von jenen Schöngeistern absehen, die sich dagegen empörten, dass man ihre Ideale in den Staub zog und als Product einer Krankheit hinstellte, was sie als die höchste Leistung der Menschheit erachteten. Indess auch die Vertreter ernster wissenschaftlicher Forschung, Neurologen nnd Psychiater, haben die Lombroso'sche Theorie zumeist mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Auch diejenigen von den hier in Betracht kommenden Autoren, die einer Auffassung des Genies als pathologische Erscheinung nicht principiell abgeneigt sind, haben sich gegen die Lombroso'sche Hypothese von der epileptischen Natur des Genies ausgesprochen. Von den wissenschaftlichen Antipoden Lombroso's sei hier nur W. Hirsch erwähnt, welcher die von Lombroso zusammengestellten Krankheitssymptome des Genies: Hallucinationen, Melancholie, Excentricitäten etc. nicht als krankhafte, sondern als physiologische Erscheinungen betrachtet wissen will, deren Erklärung Aufgabe der Wissenschaft sei. Der Autor hat zweifellos Recht, wenn er verlangt, dass man sich daran gewöhne, das Genie von seiner eigenen Organisation aus und nicht von dem philisterhaften Standpunkt des sogenannten normalen Durchschnittsmenschen zu beurtheilen. Allein es ist nicht zu ersehen, warum gewisse auffällige Neigungen, die wir bei anderen Menschen als psychopathische Erscheinungen (psychopathische Minderwerthigkeiten nach Koch) betrachten, beim Genie nicht ebenso aufgefasst werden, warum Hallucinationen bei diesem immer physiologischer Natur und nicht gelegentlich durch einen vorübergehenden krankhaften Zustand bedingt sein sollen. In einem noch entschiedeneren Irrthume befindet sich Hirsch, wenn er annimmt, dass beim echten Genie die erhöhte Leistungsfähigkeit auf einer allgemeinen Verfeinerung des psychischen Organismus beruht, und er jene Individuen, bei welchen glänzende Begabung auf einzelnen Gebieten neben mangelhafter Ent-

wicklung anderer psychischer Fähigkeiten sich zeigt, nur als „Pseudogenies“ gelten lassen will, deren geistige Verfassung die Folge einer Entwicklungsstörung bildet und dem Gebiete der Entartung angehört, was beim echten Genie nie der Fall sein soll. W. Hirsch übersieht hier gänzlich, dass das Genie mit völlig gleichmässiger höherer Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, wie sie eine allgemeine Verfeinerung des psychischen Organismus bedingen müsste, erst noch zu entdecken ist [1]). Die sogenannten Universalgenies, von denen so viel schon gesprochen wurde, existiren nur in der Phantasie Ununterrichteter. In Wirklichkeit haben selbst diejenigen Geistesheroen, deren Seelenleben relativ die grösste Harmonie aufwies, in Bezug auf einzelne geistige Fähigkeiten grosse Unterschiede gezeigt. So besass Goethe für Mathematik keinerlei, für Zeichnen nur ein sehr bescheidenes Talent, und seine Leistungen auf letzterem Gebiete waren trotz vieler Bemühungen recht mittelmässig. Ob und in wie weit bei jenen Auserwählten, deren Genialität von keiner Seite angezweifelt wird, geistiges Ebenmafs bestand. ist eine Thatfrage, die noch vieler eingehender Untersuchungen bedarf. Forel hat sicher Recht, wenn er bemerkt: „Unter den berühmten Genies ist zweifellos sehr viel Flittergold als Zuthat oder Nimbus hinzugekommen, das sehr schwer aus dem Wahren auszuscheiden ist.“ Meines Erachtens kann man nach den derzeitigen Erfahrungen wohl vielseitige und einseitige Genies unterscheiden, aber es ist wissenschaftlich unzulässig, bei dem echten Genie eine Art der Begabung vorauszusetzen, für welche der Nachweis fehlt, und auf Grund einer solchen Annahme das Genie von der Entartung principiell abzusondern und letzterer lediglich die einseitig Hochbegabten ausnahmslos zu überweisen. Noch weniger ist es zu rechtfertigen, wenn Hirsch die einseitigen Genies, die er nur als „Pseudogenies“ gelten lassen will, als Repräsentanten eines Krankheitstypus mit bestimmten Symptomen bezeichnet.

Schon der Umstand, dass unter den geistig hervorragenden Personen, die bekanntermaassen psychisch erkrankten, sich auch einzelne zweifellos echte Genies befinden und die Form der Erkrankung bei diesen auf hereditäre Veranlagung hinweist (periodische Melancholie bei Tasso, Paranoia bei Rousseau) spricht dafür, dass Genie und Entartung sich nicht principiell trennen lassen. Man wird hierin absolut nichts Anstössiges, der richtigen Schätzung des Genies Abträgliches finden können, wenn man sich gewöhnt hat, mit Moebius als Ent-

[1]) Moebius bemerkt: Man kann unbedenklich zugeben, dass ein genialer harmonischer Mensch denkbar sei, und dass man nur auf den Nachweis warten wolle. Aber man darf nicht leugnen, dass soweit die Erfahrung reicht, die Disharmonie nachzuweisen ist und zwar um so deutlicher, je vollständiger unsere Kenntnisse sind.

artung jede vererbbare Abweichung vom Typus aufzufassen, und darunter nicht, wie es noch so vielfach geschieht, lediglich eine Abweichung in der Richtung der Verschlechterung, insbesonders auf ethischem Gebiete, zu erblicken. Das Genie ist zweifellos eine Abweichung vom Typus, der man die Vererbungsmöglichkeit nicht absprechen kann, sohin ist das Genie von dem Gebiete der Erscheinung, die man der Entartung im allgemeinsten Sinne zuzuweisen hat, nicht auszuscheiden und zwar gleichgiltig, ob bei demselben auf seelischem Gebiete mehr oder weniger Disharmonie sich geltend macht[1]).

Von den Autoren, die in der uns hier beschäftigenden Frage einen mehr vermittelnden Standpunkt einnehmen, verdient insbesonders Toulouse Erwähnung, der in seiner Arbeit „Zola“ für das Verständniss höherer geistiger Begabung durch individual psychologische Untersuchungen eine neue und sichere Grundlage zu schaffen unternahm. Der Autor gibt zu, dass die Theorien, welche für den Zusammenhang des Genies mit der Neuropathie eintreten, sich auf zahlreiche Thatsachen stützen, die insbesonders von Moreau und Lombroso gesammelt wurden. Toulouse betont jedoch zugleich, dass bei näherer Prüfung des von den genannten Forschern zusammengestellten Materials sich Mängel finden, welche den Werth desselben bedeutend reduciren. So erwähnt Toulouse unter Anderem, dass Lombroso unter den geisteskranken Genies Poë und Gounod anführt, während in keiner Weise erwiesen ist, dass die Genannten irrsinnig waren. Toulouse hält es für möglich, dass eine feinere nervöse Organisation (das neuropathische Temperament) in gleicher Weise für die Schaffung exceptioneller Werke wie für die Erzeugung psychopathischer Störungen nöthig ist. „Die Ursprungsbedingungen wären dann für beide die gleichen, und man würde verstehen, dass die beiden Hauptfolgen, das Talent und die Neuropathie, zusammen oder isolirt, je nach dem Vorliegen verschiedener dunkler Combinationen eintreten könnten.“ Der Autor erklärt auch, dass nach seinen persönlichen Erfahrungen das neuropathische Temperament mit der intellectuellen Superiorität gewöhnlich verknüpft zu sein scheint. Trotz alledem ist Toulouse weit davon entfernt, die Neuropathie als eine nothwendige Vorbedingung des Genies zu betrachten. „Ich glaube“, bemerkt er, „dass die Gesundheit, das vollkommene Gleichgewicht für die geistige Arbeit ebenso nützlich ist wie für körperliche. Wenn hervorragende Geister schöne Werke inmitten von neuropathischen Störungen zu Stande gebracht haben, bin ich geneigt, anzunehmen, dass ihnen dies gelang trotz dieser und nicht wegen dieser Schwächen (infirmités).“

---

1) Einen ähnlichen Gedanken hat Schopenhauer geäussert, wenn er Bd. V, S. 218 bemerkt: die Physiologie könnte der Strenge nach einen solchen Ueberschuss an Gehirnthätigkeit (das Genie) den monstris per excessum beizählen.

Toulouse kommt zu dem Schlusse, dass die Nervenkrankheiten lediglich parasitäre Affectionen des Genies bilden.

Lombroso zählt trotz aller Verunglimpfungen, die ihm zu Theil wurden, zu jenen hervorragenden Forschern, die selbst durch ihre Irrthümer befruchtend auf die Wissenschaft wirken. Durch seine Arbeiten erhielt das Studium des Genies eine mächtige Anregung. Wie wir sahen, hat der Autor nicht darin geirrt, dass er das Genie mit der Entartung in Verbindung brachte, sondern, dass er dasselbe als eine ganz besondere und in gewissem Sinne schwere Form der Entartung, eine dem Gebiete der Epilepsie angehörende Degenerationspsychose, hinstellte. Lombroso hat sich offenbar von den krankhaften Elementen, die bei zahlreichen geistig hochstehenden Personen nachweisbar sind, in der pathologischen Taxirung des Genies zu weit fortreissen lassen und ist dabei zu einer ganz unhaltbaren Deutung derselben gelangt. Die vorliegenden Erfahrungen gestatten weder das Genie allgemein als Psychose (Geisteskrankheit) aufzufassen, noch viel weniger dasselbe dem Gebiete der Epilepsie zuzuweisen. Wir wissen heutzutage, dass die Epilepsie sich in Anfällen äussern kann, die sich lediglich als psychische Störungen von kürzerer oder längerer Dauer charakterisiren (psychische Epilepsie). Die Kranken können während solcher Anfälle die complicirtesten Handlungen unternehmen, sich auf Reisen begeben u. s. w., es ist aber bisher noch nie beobachtet worden, dass dieselben während der fraglichen Anfälle, ähnlich wie dies in gewissen somnambulen Zuständen der Fall ist, eine höhere Intelligenz als in ihrem normalen Zustande bekundeten und Leistungen zu Stande brachten, die ihnen ausserhalb des Anfalls nicht gelangen. Die geistige Verfassung im Zustande des psychisch-epileptischen Anfalles ist im günstigsten Falle dem normalen Zustande gegenüber unter-, nicht überwerthig. Den Zustand genialen Schaffens mit einem epileptischen Anfall zu identificiren, ist daher ganz und gar unzulässig. Epileptische mit sehr seltenen Anfällen können zwar, wie ich selbst mehrfach beobachtete, einen sehr hohen Grad von Intelligenz aufweisen; mehrere der geschichtlich bedeutsamsten Genies, so Julius Caesar und Napoleon, sollen auch an seltenen epileptischen Anfällen gelitten haben, allein das Genie, resp. die Intelligenz hatte hier sicher nicht ihre Quelle in der Epilepsie.

Wenn wir zu einer Verständigung darüber gelangen wollen, ob und inwieweit dem Genie ein pathologischer Zug anhaftet, und wie es sich speciell mit den so viel diskutirten Beziehungen des Genies zum Irrsein verhält, müssen wir vor allem berücksichtigen, dass wir es hier mit schwankenden Begriffen zu thun haben. Die Bezeichnungen „pathologisch“ und „Irrsein“ werden nicht allseitig und überall in demselben Sinne gebraucht. Unser Urtheil darüber, ob ein Zustand als patho-

logisch (krankhaft) zu betrachten ist, hängt davon ab, was wir als Norm erachten. Für das als normal, speciell auf geistigem Gebiete Anzusehende, existiren jedoch keine feststehenden Regeln; der geistige Normalmensch muss erst noch construirt werden. Hiezu kommen noch weitere Schwierigkeiten. Wie Finzi in seiner trefflichen Arbeit[1]) gezeigt hat, führen die Schwankungen des normalen Seelenlebens zu Erscheinungen, welche nicht nur mit psychopathischen Symptomen Aehnlichkeit haben, sondern wahre Abbilder derselben darstellen. Ein Zustand kann ferner abnorm sein, ohne desshalb als krankhaft angesehen werden zu müssen. Der Besitz einer 6. Zehe z. B. ist eine Abnormität, aber keine Krankheit. Mit dem Irrsinn verhält es sich ähnlich wie mit dem Pathologischen. Viele Psychiater haben eine Neigung, dem Irrsinn psychische Anomalien zuzuweisen, die von anderen nicht als Symptome geistiger Erkrankung gedeutet werden. Man spricht z. B. von einem Zwangsvorstellungsirrsein in Fällen, in welchen andere nur eine Zwangsvorstellungsneurose annehmen und Irrsein ausschliessen.

Fragen wir uns nunmehr, welcher Art die geistigen Anomalien im Allgemeinen sind, welche bisher bei genialen Personen festgestellt werden konnten, so müssen wir, um zu einer richtigen Würdigung derselben zu gelangen, vor Allem eine wichtige Unterscheidung hier berühren.

Wie auf körperlichem, so ist auch auf geistigem Gebiete zwischen Gesundheit und Krankheit keine strenge Grenze zu ziehen. Es giebt seelische Phänomene, die nicht mehr als völlig dem Bereiche der Norm angehörig und auch nicht als ausgesprochen krankhaft sich betrachten lassen, die also an der Grenze von Normalem und Pathologischem stehen. An diese Erscheinungen schliessen sich die zweifellos pathologischen psychischen Abweichungen an, welche den seelischen Gesammtzustand nicht beeinflussen und auch nicht aus einer Veränderung desselben hervorgehen und deshalb nicht Symptome einer Geisteskrankheit bilden. Das Bestehen einer einzelnen oder einer Mehrzahl solcher psychischer Anomalien macht den Befallenen also noch nicht geisteskrank. S. B. Koch hat die hier in Frage stehenden seelischen Abweichungen unter dem Titel „psychopathische Minderwerthigkeiten“ zusammengefasst. Von diesen unterscheiden sich die Symptome der Geisteskrankheiten dadurch, dass dieselben den Kern der geistigen Persönlichkeit in irgend einer Form betreffen. Eine Phobie, eine Zwangsvorstellung z. B. lässt die geistige Persönlichkeit des Individuums in ihrem Wesen intakt, zählt daher nur zu den psychopathischen Minderwerthigkeiten; eine Wahnidee bedeutet dagegen eine viel schwerere

---

[1]) Finzi: Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft IV.

Störung im geistigen Organismus und bildet daher immer ein Symptom einer geistigen Erkrankung. Die psychischen Anomalien, die sich bei genialen Menschen finden, gehören weitaus vorherrschend dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten an, bedeuten also zumeist kein Irrsein. Diese Unterscheidung hat nicht lediglich den Werth eines Wortstreites, sondern ist von wesentlicher Bedeutung für die Auffassung des Genies im Allgemeinen und die Beurtheilung einzelner genialer Personen im Besonderen. Es würde für unser Verständniss ein Räthsel bilden, wie sich die schwere geistige Schädigung, welche das Irrsein nach unserer Auffassung immer repräsentirt, mit der höchsten Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes vereinigen soll. Dagegen bildet das Vorkommen psychopathischer Minderwerthigkeiten, d. h. von Anomalien von geringerer Dignität auf einzelnen seelischen Gebieten bei der grossen Mehrzahl genialer Menschen keinen Umstand, der sich für unser Fassungsvermögen mit den höchsten geistigen Leistungen nicht in Zusammenhang bringen liesse. Man könnte sich zunächst denken, dass die Disharmonie, die beim Genie die übermächtige Entwicklung einzelner geistiger Gaben bedingt, zu Störungen führt, die sich in der Form der in Frage stehenden psychopathischen Erscheinungen äussern, dass also das Genie, wie man schon öfters gesagt hat, für seine Grösse durch Schwächen in der einen oder anderen Hinsicht büssen muss. Diese Auffassung scheint mir wenigstens nicht für alle Fälle berechtigt. Dieselben psychopathischen Minderwerthigkeiten, denen wir beim Genie begegnen, treffen wir sehr häufig bei nicht genialen Individuen, bei mässig begabten sowohl als geistig hochstehenden. Dieselben beruhen zum grossen Theile auf ererbter Veranlagung. Wir können daher ihr Vorkommen bei genialen Naturen nicht als eine nothwendige Folge der durch überragende Begabung gesetzten Abnormität betrachten. Soweit es sich hierbei nicht um erst während des Lebens acquirirte Schädigungen handelt, müssen dieselben zum grösseren Theil jedenfalls als Aeusserungen einer ererbten psychopathischen Disposition, die mit der ererbten hohen geistigen Begabung nur verknüpft ist, angesehen werden. Ein nicht unerheblicher Theil der pathologischen Erscheinungen beim Genie ist jedoch auf seine Thätigkeit und seine Lebensverhältnisse zurückzuführen. Die andauernden und schweren geistigen Anstrengungen, die ihm sein ungestümer Schaffensdrang auferlegt, die gemüthlichen Erregungen, welche durch Misserfolge, unverständige und missgünstige Gegnerschaft und nicht selten auch durch eine drückende materielle Lage verursacht werden, Zweifel an dem eigenen Können oder an der Wichtigkeit des eingeschlagenen Weges, all der Sturm und Drang eines an Wechselfällen reichen Lebens, zu dem sich noch schädigende Lebensgewohnheiten und körperliche Leiden gesellen mögen, können die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems auf eine schwere Probe stellen.

Es hängt von verschiedenen, zum Theil zufälligen Factoren, der ererbten Veranlagung des Nervensystems, Erziehung, Unterstützung durch einflussreiche und wohlwollende Personen, Zeitumstände etc. ab, ob das Genie unter all den erwähnten Einwirkungen sich gesund erhält und sich zur vollen Entfaltung seiner Kraft durcharbeitet oder mehr oder minder psychisch und körperlich kränklich wird oder aber auch auf seinem Wege ganz erliegt und zu Grunde geht. Zu letzterem Ende tragen zumeist schädliche Lebensgewohnheiten (Alkoholismus und sexuelle Ausschweifungen) wesentlich bei. Dass eine Zahl hervorragender Männer der verschiedensten Berufskreise in ausgesprochenen Irrsinn verfiel oder durch Selbstmord endete, kann nach dem Angeführten wohl nicht Wunder nehmen. Es seien hier nur erwähnt: von Dichtern Lucretius, Tasso, Lenau, Gutzkow, Guy de Maupassant; von Philosophen Rousseau, Comte und Nietzsche: von Naturforschern Swammerdam, Cardanus, Albr. v. Haller, Johannes Müller: von Componisten Donizetti und Schumann.

Indes steht die Zahl der von Irrsinn heimgesuchten bedeutenden Männer gegenüber den lediglich mit psychopathischen Minderwerthigkeiten behafteten offenbar so weit zurück, dass sich aus derselben irgend welche Schlüsse über eine Verwandtschaft oder gar Zusammengehörigkeit von Genie und Irrsinn nicht ziehen lassen.

In der Beurtheilung einzelner genialer Personen erweist sich unsere hier dargelegte Auffassung, wie wir schon andeuteten, von wichtiger Consequenz. Für Lombroso zählt Schopenhauer zu den geisteskranken Genies; nach seiner Auffassung ist sogar bei Schopenhauer „der ausgeprägteste Typus von Wahnsinn bei grossem Geiste“ vertreten. Nach unserer Ansicht war Schopenhauer keineswegs geisteskrank, sondern lediglich mit psychischen Anomalien behaftet, die wir als psychopathische Minderwerthigkeiten zu betrachten haben. Schopenhauer zählt unzweifelhaft nicht zu jenen Genies, die durch ihren Charakter, durch herzgewinnende Eigenschaften ebenso sehr als durch imposante Leistungen die Verehrung der Näher- wie der Fernstehenden sich erwarben. Sein Lebensbild zeigt uns eine Reihe durchaus abstossender, zum Theil sogar entschieden widerwärtiger Züge, und in seinem Charakter finden sich gar manche widersprechende Elemente. Er verachtet die Welt und legt doch auf deren Urtheil das grösste Gewicht, er ist trotz seines durchdringenden Verstandes und der eminenten Schärfe seines Urtheils nicht frei von Aberglauben (speciell in Bezug auf die Bedeutung von Träumen). Er lebt trotz seiner pessimistischen Lebensauffassung in ächt hypochondrischer Furcht vor Krankheiten u. s. w. Alle Mängel und Widersprüche in seinem Charakter sind jedoch nichts weiter als in das Gebiet der psychopathischen Minderwerthigkeiten fallende Erscheinungen, ebenso wie die melancholische Verstimmung,

die bei ihm mehrfach längere Zeit hindurch bestand, die Angstzustände, an welchen er bis in sein Alter litt, seine übermässige Empfindlichkeit gegen Geräusche, seine Neigung zu raschem Stimmungswechsel und Anderes. Was Lombroso als Symptome von Grössen- und Verfolgungswahn erachtet, sind dagegen lediglich Aeusserungen eines in gewissem Maasse jedenfalls berechtigten erhöhten Selbstgefühls und Uebertreibungen in der Beurtheilung der ihm erwachsenen Gegnerschaft, die durch eine gereizte Stimmung sich zur Genüge erklären und noch im Bereiche des Physiologischen liegen. Kurz, unter allen Momenten, welche Lombroso zur Charakterisirung der Persönlichkeit Schopenhauer's anführt, findet sich nicht eines, das mit irgend welcher Berechtigung als Symptom einer ausgesprochenen Geisteskrankheit gedeutet werden könnte.[1]) Wenn Schopenhauer auch von manchen seiner Zeitgenossen für verrückt gehalten wurde, so liegt dies nur an dem Missbrauche, der mit dem Worte „verrückt" getrieben wird. Der populäre Sprachgebrauch bezeichnet speciell gewisse auffällige Neigungen und Charakteranomalien, die wir zu den psychopathischen Minderwerthigkeiten zählen, schlechtweg als Verrücktheit. Da sich solche bei genial Veranlagten häufig finden, haben die Bezeichnungen „genial" und „verrückt" für die Auffassung gewisser Kreise eine intime Beziehung erlangt, die den uns bekannten Thatsachen keineswegs entspricht.

Was ergibt sich nun aus dem Angeführten? Wir können vorerst nur sagen, dass das Genie neben seiner ein- oder vielseitigen eminenten geistigen Veranlagung sehr häufig als ererbte Mitgabe einen pathologischen Zug, eine Disposition zu psychischen und nervösen Anomalien zur Welt bringt. Dieser Zug kann (bei mehr einseitigen Genies) mit der angeborenen höheren Befähigung ursächlich zusammenhängen, aber auch dieselbe lediglich begleiten; er kann stärker oder geringer entwickelt sein, sodass während des Lebens mehr oder weniger psychische Anomalien zu Tage treten und es unter Umständen selbst zur Ausbildung einer unbezweifelbaren geistigen Erkrankung kommt. Hiezu treten die

---

[1]) Möbius bezeichnet in der Vorrede zu seinem Werke über Schopenhauer Lombroso's Schilderung der Persönlichkeit des Philosophen als ein „Zerrbild", welches dadurch entstand, dass der italienische Gelehrte als Quelle für seine Angaben die Schmähschrift des Dr. v. Seidlitz über Schopenhauer benützte. Möbius hat seine Lebensbeschreibung Schopenhauer's offenbar von einem dem Philosophen günstigeren Standpunkte aus unternommen, dabei sich jedoch keineswegs bemüht, das Pathologische an der Persönlichkeit des Philosophen irgendwie zu bemänteln oder zu verkleinern. Wir dürfen vielmehr bei dem gründlichen Quellenstudium, auf dem die Möbius'sche Arbeit fusst, annehmen, dass in derselben die bei Schopenhauer vorhandenen psychischen Anomalien in ihrem vollen Umfange und in durchaus zutreffender Weise dargelegt werden. Doch kann ich auch unter den Angaben, welche die Möbius'sche Schrift enthält, durchaus nichts finden, was meinen oben vertretenen Anschauungen irgendwie widerspräche.

durch das Leben und den Kampf um's Dasein bedingten Schädigungen des Nervensystems mit ihren Folgezuständen. Auch die Erfahrungen bezüglich der Vererbung lassen keinen weitergehenden Schluss zu. So bemerkt Forel: „Wir sehen in Psychopathenfamilien Genie, Talent und Geistesstörung, sogar Idiotismus vielfach abwechseln. Aber man muss unterscheiden. Es giebt viele erblich degenerirte Familien von Geisteskranken, wo niemals besonders hervorragende Leute vorkommen. Es giebt aber solche, wo Genie, Psychosen, Psychopathie und Talent abwechseln. Es giebt aber auch relativ normale Familien, die viele hervorragende Menschen erzeugen. Hier liegt alles in der richtigen Zuchtwahl bedeutender Menschen, bei Vermeidung erblich degenerirender Factoren, wie Alkohol, Lues etc.“ Speciell in einzelnen Künstler- und Gelehrtenfamilien hat man die Vererbung einer hohen Begabung durch mehrere gesunde Generationen beobachtet.

Das im Vorstehenden Dargelegte, wie wichtig dasselbe auch für eine richtige Würdigung der genialen Begabung sein mag, giebt uns doch noch keine Antwort auf die Frage, ob die im genialen Schaffen sich kundgebende erhöhte Geisteskraft einer pathologischen Quelle entstammt oder nicht. Wir können zwar ohne Weiteres sagen, dass das Genie in der Regel nicht durch krankhafte, während des Lebens acquirirte Veränderungen im Gehirn zu Stande kommt, wenn auch pathologische Vorgänge im Gehirn gelegentlich zur Entfaltung einer höheren Begabung auf dem einen oder anderen Gebiete den Anstoss geben. Es bleibt daher noch zu entscheiden, ob die Natur einen Ueberschuss an geistiger Leistungsfähigkeit zu produciren vermag, ohne gleichzeitig Schulden zu machen, einen Ueberschuss auf der einen Seite, dem nicht ein Manko an Fähigkeiten auf der anderen Seite gegenüber steht. Es ist nicht zu verkennen, dass das seelische Gesammtverhalten mancher genialer Männer die Berechtigung dieser Frage ausser Zweifel stellt. Ziehen wir z. B. den Fall Schopenhauer's in Betracht, so können wir bei unbefangenster Beurtheilung seiner Persönlichkeit nicht in Abrede stellen, dass in seinem Seelenleben eine auffällige Disharmonie zu Tage trat. Seinem gewaltigen Intellekt stehen erhebliche Mängel in der Gefühls- und Willenssphäre gegenüber (namentlich der ersteren). Schopenhauer stammte von einer Mutter, welche als eine Frau ohne Gemüth geschildert wird, und so ist es begreiflich, dass bei ihm die altruistischen Gefühle wenig entwickelt waren, obwohl bei ihm zweifellos eine erhöhte Emotivität bestand. Die Steigerung der gemüthlichen Erregbarkeit beschränkte sich jedoch auf das seine Person Betreffende. Die übertriebene (krankhafte) Besorgtheit für seine Gesundheit und seinen Besitz vergesellschaftete sich nicht mit irgend welcher Rücksichtnahme auf die Gefühle Anderer. Seine Willenskraft war andererseits nicht ausreichend,

ihn von thörichten und selbt seine Interessen schädigenden Handlungen abzuhalten, wenn er unter dem Einflusse von Affecten stand. Fassen wir jedoch die bei Schopenhauer vorliegende geistige Disproportionalität näher in's Auge, so kann jedenfalls nicht daran gedacht werden, dass die Kosten des Intelligenzüberschusses bei ihm durch den Ausfall auf den Gebieten des Gefühls und des Willens gedeckt wurden. Wir dürfen uns überhaupt in den Fällen, in welchen wir neben genialer Begabung psychische Defecte beobachten, den Zusammenhang dieser Factoren nicht in der Weise vorstellen, dass die Natur hier in ihrer Laune eine ungleichmässige Vertheilung einer an sich normalen (oder übernormalen) Summe von Seelenkräften vorgenommen hat, in der Weise, dass sie der einen Seite des Seelenlebens entzog, was sie der anderen über die Norm hinzufügte. Das, was wir über das materielle Substrat der einzelnen psychischen Thätigkeitssphären wissen, leistet einer derartigen Idee keinen Vorschub. Mehr Berechtigung hat jedenfalls die Annahme, dass die geniale Gehirnveranlagung eine Abweichung vom Durchschnittstypus der Rasse in gewissen Richtungen darstellt, mit welcher sich Abweichungen in anderen Richtungen verknüpfen können. Dabei muss die Intensität der positiven Abweichung (Steigerung über die Norm) der der negativen (dem Defecte) in keiner Weise entsprechen. Nicht um einen Ausgleich, sondern um coordinirte von der gleichen Ursache abhängige Erscheinungen würde es sich dann handeln, und als pathologisch können nur die Fälle angesehen werden, in welchen im Bereiche der intellektuellen Veranlagungen oder in der Entwicklung der Gemüths- oder Willenssphäre (oder Beider) Mängel vorliegen, die über die in der Breite der Norm sich findenden Schwankungen entschieden hinausgehen.

Meine Auffassung im obigen Punkte stimmt nicht ganz mit der unseres sehr geschätzten Mitarbeiters Möbius überein. In seiner Abhandlung über Nietzsche bemerkt dieser Autor (S. 29): „Der Mangel an Harmonie, die ungleichmässige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der grossen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne sammt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung.“

Ich kann den Mangel an Harmonie und die ungleichmässige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten nicht als Merkmal der grossen Talente und Genies betrachten, da dieses Verhalten sich auch bei geistig weniger hochstehenden Individuen ungemein häufig findet. Es ist bei diesen Personen nur weniger auffällig, weil ihr geistiger Zustand weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht. Menschen mit völlig gleichmässiger Entwicklung der verschiedenen psychischen Anlagen dürften sich überhaupt nur selten finden. Ich will hier nur einige Beispiele anführen. Zahlreiche intellektuell wohlbegabte Menschen entbehren völlig des Talents für Musik oder Zeichnen, und andererseits begegnen wir wieder solchen, die bei einem sehr beachtenswerthen Talente für Musik oder Zeichnen im Uebrigen keineswegs sehr begabt sind. Man hat erhebliches musikalisches Talent selbst bei Schwachsinnigen beobachtet. Ungemein viele Gelehrte besitzen von dem, was man als praktischen Verstand bezeichnet, nur

sehr wenig, und umgekehrt ermangeln wiederum Geschäftsleute von eminentem praktischem Verstande der Befähigung für abstraktes Denken. Das Talent für Mathematik fehlt ebenfalls bei vielen im Uebrigen sehr wohlbegabten Menschen. Bei Erwägung dieser Thatsachen kann man in der aussergewöhnlichen Entwicklung geistiger Fähigkeiten und der dadurch gegebenen Disharmonie an sich noch nichts Pathologisches, sondern nur eine Abnormität, ähnlich dem Riesenwuchs auf körperlichem Gebiete, erblicken. Einen pathologischen Charakter gewinnt das Genie erst dann, wenn bei demselben psychische Defecte oder andere Erscheinungen vorhanden sind, welche zweifellos dem Gebiete des Pathologischen angehören und seinen Geisteszustand auch unabhängig von der excessiven Entwicklung einzelner Fähigkeiten zu einem pathologischen stempeln würden.

Während wir auf Grund des eben Dargelegten und bei Berücksichtigung der an früherer Stelle erwähnten psychopathischen Minderwerthigkeiten, die bei Schopenhauer bestanden, das Genie dieses Philosophen als ein pathologisches ansprechen dürfen, begegnen wir anderen Genies, bei welchen die schöpferische Kraft sicher keinem krankhaften Mutterboden entsprang. Der Typus eines solchen Genies ist Kant.

Bei dem grossen Philosophen vereinigte sich überragende Intelligenz mit bewunderungswürdiger Willenskraft. Den bescheidensten äusseren Verhältnissen entstammend und von Haus aus von schwächlicher Constitution, hätte er sein grosses Lebenswerk nicht zu Stande gebracht und bis in ein sehr hohes Alter seine Arbeitskraft sich erhalten, wenn er nicht mit gleich unbeugsamer Energie und gleicher Ausdauer an der Förderung seiner Gesundheit, wie an der Erreichung seiner wissenschaftlichen Ziele gearbeitet hätte. Wenn bei ihm neben den Grossthaten seiner Intelligenz und seines Willens das Gefühlsleben zurücktritt, so ist dies in der Art seiner Beschäftigung und seiner Verhältnisse begründet. Kant war jedoch auch in Hinsicht auf das Gemüth eine reich und vornehm angelegte Natur. Strenge gegen sich und von seltenem Pflichtgefühle, dabei aber warmherzig und zartfühlend, für seine Freunde und Verwandte jederzeit opferwillig, den Armen ein Wohlthäter, in Gesellschaft heiter und liebenswürdig, so präsentiert sich uns der grosse Denker als eine durchaus harmonische Persönlichkeit. Kant war jedoch nicht nur, was seine seelische Veranlagung anbelangt, ohne jeden pathologischen Defect, sondern auch von seinen reiferen Jahren an bis in die letzte Zeit seines Lebens frei von ausgesprochenen psychischen Anomalien, so dass er trotz seiner Genialität als geistig normal angesehen werden muss. [1])

---

[1]) Kant litt, wie berichtet wird, in Folge seiner „engen und schmalen Brust“, d. h. in Folge einer wahrscheinlich rhachitischen Thoraxdeformation, welche die Lage und Function des Herzens nicht unbeeinflusst liess, an Beklemmungszuständen, welche in seinen jüngeren Jahren zeitweilig sich mit hypochondrisch melancholischer Verstimmung verknüpften. Kant gelang es jedoch, sich von diesen Verstimmungen

Wieder einen anderen Typus der Genialität, der in psychopathologischer Hinsicht gewissermaſsen eine Mittelstellung zwischen den von Kant und Schopenhauer vertretenen Typen einnimmt, repräsentirt Goethe. Der Dichterfürst war zweifellos ebensowohl ein Genie des Intellekts als des Gefühls. Sein Gefühlsleben stand an reicher Entwicklung und anregender Kraft seinem gewaltigen Intellekt nicht nach, und wenn er sich nicht zugleich als ein Genie des Willens erwies, so liegt dies jedenfalls zum Theil in der Richtung seiner Thätigkeit, welche zur Entfaltung ganz aussergewöhnlicher Willensleistungen wenig Gelegenheit gab. Allein sein Willensvermögen stand jedenfalls mit seiner übrigen geistigen Begabung in solchem Einklange, dass er immer und überall die Ziele, die er sich gesteckt hatte, vor Augen behielt und nach Aussen keine Disharmonie in seinem Wesen hervortreten liess. Er war ein Meister in der Selbstbeherrschung, und die olympische Ruhe, die er bei allen inneren Kämpfen und Schwankungen nach Aussen hin bewahrte, ist zur Genüge bekannt. Dass seine Begabung auf allen intellektuellen Gebieten keine ganz gleichmässige war, kommt daneben nicht in Betracht. Bei ihm bestand ebenso wie bei Kant jedenfalls kein Mangel, keine Unzulänglichkeit, die als pathologisch sich ansprechen liesse. In ihm hat offenbar die Natur ein Surplus geleistet, ohne entsprechende Schulden zu machen.

Goethe war jedoch nicht frei von gewissen pathologischen Zügen, die sich bei ihm zum Theil bis in das Greisenalter geltend machten. Es seien hier nur die auffälligen, äusserlich unmotivirten Schwankungen in seinem Gemüthszustande und öfters wiederkehrende leichte Erregungszustände erwähnt.[1]) Indess waren diese psychischen Anomalien zweifellos nicht die Quelle seiner schöpferischen Kraft, sie waren nicht von einer Art, dass man sich sein Genie nicht unabhängig von denselben denken könnte, während auf der anderen Seite zugegeben werden muss, dass dieselben seine geistige Production zeitweilig mehr oder minder beeinflussten. In Goethe sehen wir daher die Genialität mit pathologischen Elementen verknüpft, diese aber nicht in einer Weise entwickelt und wirksam, dass sie seinem geistigen Gesammtwesen den Charakter des Pathologischen aufzuprägen vermögen.

durch die Macht seines Willens zu befreien, indem er sich mit Erfolg bemühte, die peinlichen Beklemmungsgefühle zu ignoriren. Wir haben daher keinen Grund anzunehmen, dass der Philosoph sich in späteren Jahren nicht völliger geistiger Gesundheit erfreute.

[1]) Bezüglich des Näheren möchte ich auf die Schrift von Möbius „Ueber das Pathologische bei Goethe“ 1898 verweisen, wenn ich auch mit den Ansichten dieses Autors über die Persönlichkeit Goethe's nicht in allen Punkten übereinstimme.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen, dass die Frage, ob die geniale Schaffenskraft pathologischen Ursprungs ist, oder lediglich eine an sich nicht krankhafte Steigerung normaler Fähigkeiten bildet, eine allgemein zutreffende Beantwortung nicht gestattet. Die bisherigen Erfahrungen nöthigen uns, mit beiden Fällen zu rechnen, und es bleibt weiteren eingehenden Untersuchungen vorbehalten zu zeigen, ob und wie weit bei einzelnen Genies und Gruppen von Genies das Physiologische oder das Pathologische überwiegt, respective allein das Feld beherrscht.

Dass zur Lösung dieser Aufgabe das Zusammenwirken Vieler nothwendig ist, muss bei dem gewaltigen vorliegenden Materiale als selbstverständlich bezeichnet werden. Viel könnte es zur Klärung der Sachlage dienen, wenn geistig hervorragende Personen, dem Beispiele Zola's folgend, in grösserer Zahl ihr psychisches Gesammtverhalten einer eingehenden psychologischen Analyse unterziehen liessen. Hiezu besteht jedoch vorerst wenig Aussicht, und sind wir daher in der Hauptsache auf die Benutzung der biographischen Literatur angewiesen, welche trotz ihres Umfanges in Bezug auf die einzelnen zu beurtheilenden Fälle zum Theil noch recht erhebliche Lücken aufweist, Lücken, die vielleicht nie sich ergänzen lassen, weil man bei der Darstellung der Lebensgeschichte hervorragender Männer sich nur zu häufig mehr mit ihren Thaten als mit ihrer Persönlichkeit, ihrem geistigen Verhalten in ihrem Privatleben, beschäftigt hat.

Im Folgenden soll untersucht werden, in wie weit das im Vorstehenden Dargelegte für eine bestimmte Gruppe genialer Männer zutrifft. Ich habe als Objecte meiner Studie Vertreter der bildenden Kunst, Maler und Bildhauer, aus zwei Gründen gewählt, einerseits weil in dem bisherigen Streite über die Natur des Genies die bildenden Künstler verhältnissmässig wenig Berücksichtigung gefunden haben, andrerseits weil die biographische Literatur über diese in neuerer Zeit mächtig angewachsen ist und daher die wünschenswerthen Aufschlüsse in grösserem Umfange gewährt, als dies früher der Fall war. Mein Bemühen war darauf gerichtet, ein möglichst vollständiges Bild der geistigen Persönlichkeit der in Betracht gezogenen Männer zu gewinnen und auf Grund dieses Gesammtbildes zu entscheiden, ob und wie weit eine Disharmonie in dem seelischen Verhalten der Betreffenden bestand und ihre geniale Kraft einem gesunden oder krankhaften Boden entsprang. Wir werden am Schlusse sehen, wie weit sich aus dieser Analyse Folgerungen bezüglich des Genies im Allgemeinen und des künstlerischen Genies im Besonderen ziehen lassen. Meine Studie beschäftigte sich mit folgenden Künstlern:

Lionardo da Vinci . . . 1452—1519
Michelangelo . . . . . 1475—1564
Tizian . . . . . . . . 1477—1576

| | |
|---|---|
| Raffaello Santi . . . . | 1483—1520 |
| Dürer . . . . . . . . . | 1471—1528 |
| Holbein . . . . . . . | 1495—1543 |
| Rubens . . . . . . . . | 1577—1640 |
| Rembrandt . . . . . . | 1606—1669 |
| Meissonnier . . . . . | 1813—1891 |
| Millet . . . . . . . . . | 1814—1875 |
| Böcklin . . . . . . . | 1827—1900 |
| Feuerbach . . . . . . | 1829—1880. |

Das Studium des benützten biographischen Materials erfolgte selbstverständlich nach einem einheitlichen Plane. Nach diesem sollte zunächst bei den einzelnen Künstlern die erbliche Veranlagung und die geistige Entwicklung in der Jugendzeit festgestellt werden und bei der Prüfung des seelischen Verhaltens des Erwachsenen die verschiedenen Seiten des psychischen Lebens gleich sorgfältige und kritische Berücksichtigung finden. Meine Nachforschungen waren im Einzelnen aut folgende Punkte gerichtet:

1. Abstammungs- und Familienverhältnisse.

2. Geistige Entwicklung im Knabenalter, Einflüsse der Erziehung und Umgebung, erste Aeusserung der künstlerischen Veranlagung.

3. Intellektuelle Sphäre beim Erwachsenen: Stand der allgemeinen Bildung, Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, hervorragende Leistungen auf anderen Gebieten als denen der bildenden Künste.

4. Gemüthssphäre: Entwicklung des Gefühlslebens, speciell der altruistischen (moralischen) Gefühle, gemüthliche Erregbarkeit, vorherrschende Stimmungen, Affecte.

5. Willenssphäre: Thatkraft und Schaffensdrang, Ausdauer bei der Verfolgung von Plänen und im Kampfe gegen Schwierigkeiten.

6. Charakter, besonders hervortretende Neigungen.

7. Religiöse Anschauungen.

8. Verhalten der vita sexualis, Nachkommenschaft.

9. Etwaige krankhafte Erscheinungen auf geistigem Gebiete, körperliche Erkrankungen.

10. Physische Persönlichkeit, Körperkraft, Verhalten im höheren Alter.

Von einer näheren Untersuchung der künstlerischen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten wurde bei meiner Analyse, wie ersichtlich, abgesehen, weil man dieselben, wenn auch nicht als völlig gleichwerthig, doch durchgehends als ganz hervorragend betrachten darf und deren kritische Würdigung sich meiner Competenz entzieht. Die Aus-

künfte, welche das mir zugängliche Material bezüglich der einzelnen angeführten Punkte gewährte, waren sehr ungleich, zum Theil sehr reichhaltig, zum Theil aber auch sehr dürftig und auch ganz negativ. Der Grund hierfür ist nicht in der Unzulänglichkeit der von mir benutzten Literatur zu suchen, sondern in dem Umstande, dass die Nachrichten über das Leben und das geistige Verhalten mancher der untersuchten Kunstheroen in vielen Beziehungen sehr spärlich sind und manchen wichtigen Punkt ganz unaufgeklärt lassen. Am deutlichsten erhellt dies aus dem jüngst erschienenen grossen Werke Neumann's über Rembrandt, in dem wohl alles auf Rembrandt bezügliche historische Material in sorgfältigster Weise zusammengetragen und verwerthet ist und man doch ganz vergebens nach zuverlässiger Auskunft über manchen wichtigen Punkt in dem geistigen Leben dieses hochbedeutsamen Mannes forscht. Dazu kommt aber auch noch ein anderer Umstand. Es ist begreiflich, dass die Kunsthistoriker bei der Darstellung des Lebens und der Werke hervorragender Künstler sich in erster Linie mit ihrer künstlerischen Persönlichkeit und ihrem Schaffen beschäftigen und ihrem Privatleben, in welchem jedoch auch ein sehr wichtiger Theil ihrer geistigen Persönlichkeit sich kundgiebt, weniger Aufmerksamkeit schenken. Hiermit verknüpft sich sehr vielfach die Neigung, aus den Schöpfungen des Künstlers Schlüsse zu ziehen, die der psychologisch einigermaassen Geschulte in keiner Weise als gerechtfertigt ansehen kann. Man hat vielfach aus dem gewählten Vorwurfe des Bildes und der Art seiner Darstellung nicht nur die Ideen oder Gefühle herauszulesen versucht, die der Künstler in seiner Schöpfung zum Ausdruck bringen wollte, sondern darüber hinausgehend auf die bei ihm vorherrschende Stimmung, sein Temperament oder seinen Charakter, selbst auf seine Lebens- und Weltanschauung schliessen zu dürfen geglaubt. Was aus den kunstgeschichtlichen Quellen nicht zu ermitteln war, hat man durch derartige hypothetische Constructionen zu ersetzen versucht. Thatsächlich gestatten jedoch die Schöpfungen eines Künstlers nur in sehr beschränktem Maasse Schlüsse auf sein Seelenleben; wollte man z. B. annehmen, dass der Künstler, welcher mit Vorliebe heitere Scenen malt, ein Mann von heiterem Temperament sein müsse, so müsste man von einem Anderen, welcher Greuelscenen malt, voraussetzen, dass er blutdürstige Neigungen besitzt, oder einem Dritten, der Kneipscenen und Gastereien darstellt, dass er der Schlemmerei ergeben ist.

Alle diese Schlüsse können vollkommene Trugschlüsse sein. Ich habe mich daher gegenüber den nicht auf directe Nachrichten gestützten, sondern lediglich aus den Werken abgeleiteten Urtheilen über die geistige Persönlichkeit dieses oder jenes Meisters vorwaltend ablehnend verhalten und es vorgezogen, da und dort eine Lücke bestehen zu lassen, statt dieselbe mit Scheinkenntnissen auszufüllen. Endlich möchte ich noch

den Missstand erwähnen, dass so manche sonst tüchtige und ernst zu nehmende Kunsthistoriker die Benutzung ihrer Arbeiten durch einen Schwulst der Darstellung und eine Neigung zum blossen Wortschwall erschweren, die sich kaum auf irgend einem anderen Gebiete der Literatur findet. Man wird hier nur zu häufig an den Ausspruch des Altmeisters Goethe erinnert: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“

Für die Auswahl der Künstler, die den Gegenstand meiner Studie bilden, war in erster Linie deren künstlerische Bedeutung maassgebend, in zweiter Linie der Wunsch, neben den älteren auch die neueren Meister zu berücksichtigen. Bei der Auswahl unter den Letzteren hielt ich es für gerechtfertigt, Deutsche und Franzosen in gleicher Weise heranzuziehen; eine Willkür war hierbei nur in sofern im Spiele, als ich an Stelle Feuerbach's vielleicht einen ähnlich hochstehenden Künstler hätte verwerthen können. Die Wahl der übrigen (speciell Böcklin's) war dagegen durch ihre kunstgeschichtliche Bedeutung bestimmt.

## II. Analyse der geistigen Persönlichkeit genialer Künstler.

(Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffaello Santi, Dürer, Holbein jun., Rubens, Rembrandt, Meissonnier, Millet, Böcklin, A. Feuerbach.)

### I. Abstammungs- und Familienverhältnisse.

Wenn wir die Abstammungs- und Familienverhältnisse unserer 12 Künstler überblicken, so tritt uns vor Allem eine höchst bemerkenswerthe Thatsache entgegen. Bei keinem derselben bestand eine schwere erbliche Belastung. Wenn auch die Nachrichten über den Gesundheitszustand und das geistige Verhalten der Eltern zum Theil spärlich sind, so darf doch als sicher angenommen werden, dass sich Geisteskranke unter denselben nicht befanden. Ein so auffälliges Factum wie Irrsinn bei den Eltern eines der in Betracht gezogenen Kunstheroen wäre der Ueberlieferung sicher nicht entgangen; doch findet sich nirgends eine auf etwas Derartiges hinweisende Angabe. Auch das Bestehen geringerer psychopathischer Anomalien (Minderwerthigkeiten) bei den Eltern ist nur in einigen Fällen sicher nachweisbar. So war der Vater Feuerbach's, dessen Familie seit Generationen bereits bedeutende Männer, aber auch einen neuropathischen Zug aufwies, nervös, von excentrischem Charakter und sein Leben lang zur Melancholie geneigt.

Von Böcklin's Vater wird berichtet, dass er ein Mann von allerlei Schrullen war. Indess muss zugegeben werden, dass geringere psychische Anomalien (oder Nervenleiden) bei den Eltern öfters vorhanden gewesen sein mögen, als aus der Ueberlieferung sich ergiebt. Hierdurch mag eine geringe psychopathische Belastung auch in Fällen bedingt worden sein, in welchen die Ueberlieferung über psychische Anomalien bei den Eltern nichts berichtet (so bei Dürer und Michelangelo).

Dem Mangel schwerer erblicher Belastung bei unseren Künstlern entspricht auch der Umstand, dass auch unter den Geschwistern derselben, soweit die vorliegenden Nachrichten reichen, wie wir sehen werden, Geisteskranke nicht vertreten sind.

Eine weitere ebenfalls sehr beachtenswerthe Thatsache, die aus einem Ueberblick über die Abstammungsverhältnisse zu Tage tritt, ist,

dass die Eltern unserer Künstler wie in ihrer socialen Stellung, so auch in ihrer geistigen Begabung auffällige Unterschiede zeigten.

Lionardo da Vinci (1452—1519) war ein Kind der freien Liebe (der einzige in der ganzen Gruppe), sein Vater ein begüterter Edelmann und Notar der Signoria in Florenz, der später eine Frau seines Standes nahm, seine Mutter ein Bauernmädchen, das sich auch mit einem Bauern verheirathete.

Die Familie der Buonarroti, welcher Michelangelo (1475—1564) entstammte, zählte zu den angesehensten florentinischen Geschlechtern. Michelangelo's Grossvater gehörte der Signoria an, sein Vater dem Collegium der Buonuomini, einer aus 12 Bürgern bestehenden Commission, welche neben der Signoria fungirte. Letzterer wurde 1474 zum Podesta [1]) von Chiusi und Caprese ernannt und siedelte kurz vor Michelangelo's Geburt nach seinem Bestimmungsorte über. Michelangelo wurde als der zweite Sohn seiner Eltern geboren. Ueber das Alter seiner Mutter zur Zeit seiner Geburt schwanken die Angaben in auffälliger Weise. Nach H. Grimm war dieselbe damals 19, sein Vater 31 Jahre alt; nach anderen Berichten soll dieselbe erheblich älter als sein Vater (40 Jahre) und bereits leidend gewesen sein, so dass sie nicht in der Lage war, ihren Sohn selbst zu nähren. Sie starb 2 Jahre nach Michelangelo's Geburt, während dessen Vater ein Alter von 92 Jahren erreichte. Von diesem ist nichts bekannt, was auf höhere geistige Fähigkeiten schliessen lässt, zudem scheint er ein Mann von schwachem Charakter gewesen zu sein, da er sich von Fremden gegen Michelangelo einnehmen liess, der ihn mit Beweisen seiner Liebe überhäufte. M. besass 3 Brüder, bei denen ebenfalls von höherer geistiger Begabung nichts zu Tage trat.

Tizian (1477?—1576) war ein Sprosse des alten, angesehenen und geistig hochstehenden Geschlechtes der Vecellio (ursprünglich Guecello genannt) in Cadore. Die meisten Vecelli gehörten dem Gelehrten- und Soldatenstande an. Conte Vecellio, Tizian's Grossvater, war wegen seiner Klugheit und Geschäftskenntniss einer der angesehensten und einflussreichsten Männer in Pieve, Tizian's Vater Soldat und gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch hohe Intelligenz. Aus der Familie Tizian's ging auch eine Reihe von Künstlern hervor; abgesehen von Tizian selbst war jedoch der bedeutendste in der Familie ein Vetter desselben, von Beruf Rechtsgelehrter, der sich aber auch im Felde Verdienste erwarb und durch Rednergabe und poetisches Talent

---

[1]) Nach einer anderen Angabe soll Michelangelo's Vater Zollschreiber in Caprese gewesen sein.

sich auszeichnete. Das Geburtsjahr Tizian's steht nicht fest (1476 oder 1477). T. hatte drei Geschwister, eine Schwester und zwei Brüder; von letzteren soll der ältere, Francesco, ebenfalls sehr talentirt gewesen sein; er malte einige Zeit, übernahm jedoch später die Geschäfte der Familie in Pieve und errang im Rathe von Cadore die erste Stellung.

Raffaello Santi (1483—1520) stammte von einem Vater, der als Maler wie als Schriftsteller bedeutend war. Derselbe verfasste eine gereimte Chronik, welche die Thaten seiner Landesherren, der Herzöge von Urbino, behandelt und von welcher das Manuscript sich noch in der vatikanischen Bibliothek befindet. Raffaello's Mutter war eine überaus sanfte, zartsinnige und gemüthvolle Frau. R. verlor seine beiden Eltern in früher Jugend, seine Mutter und seine einzige Schwester mit 8, seinen Vater mit 11 Jahren.

Albrecht Dürer's (1471—1528) Vater und Grossvater waren Goldschmiede, sein Vater ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, der geistig wohl nicht über dem Durchschnitt seiner Gilde stand. Er hatte 18 Kinder, von denen jedoch nur 3, darunter unser Künstler, ein höheres Lebensalter erreichten.

Hans Holbein der Jüngere (1495—1543) entstammt einer Künstlerfamilie, welche bereits am Schlusse des 15. Jahrhunderts durch ihre Leistungen grosses Ansehen sich erworben hatte. Sein Vater, Holbein der Aeltere, war schon ein hervorragender Maler, von seinen 3 Söhnen, die er in seiner Kunst unterwies, war unser Künstler der jüngste.

Rubens's (1577—1640) Vater, der einer altansässigen Bürgersfamilie in Antwerpen angehörte, war Doctor beider Rechte, geistig wohl begabt aber leichtsinnig und wankelmüthig. Bekannt ist, dass er sich durch eine Liaison mit der excentrischen Gemahlin Wilhelm's von Oranien, Anna von Sachsen, in schwere Bedrängniss brachte, aus der er nur durch die Bemühungen seiner hochherzigen und energischen Gattin Maria, der Mutter unseres Peter Paul Rubens, befreit wurde. Dieser wurde als 6. Kind seiner Eltern in Siegen geboren, wohin sein Vater wegen seiner Beziehungen zu der Gemahlin Wilhelm's von Oranien verbannt worden war.

Rembrandt's (1606—1689) Vater war Mühlenbesitzer, über seine Mutter ist nichts Näheres bekannt. Von seinen Geschwistern wissen wir nur, dass er 3 ältere Brüder hatte, welche sich dem Handwerkerstande widmeten.

Meissonnièr's (1813—1891) Vater war Fabrikant chemischer Producte, ein Mann von sehr energischer Natur, der den künstlerischen Neigungen seines Sohnes hartnäckig entgegentrat. Für Musik hatte er

viel Sinn, er spielte die Flöte und sang. Meissonnier's Mutter, eine Frau von liebenswürdiger, feiner Physiognomie, liebte die Künste und malte selbst auf Porzellan.

Millet (1814—1875) war der Sohn schlichter Bauersleute in dem Weiler Gruchy in der Paroisse. Sein Vater, ein Mann von nachdenklichem Geiste, der in seiner Gemeinde grosses Ansehen genoss, besass ausgesprochen musikalischen Sinn und auch andere künstlerische Neigungen. Er schnitzte Thiere aus Holz und versuchte sich auch im Modelliren. Seine Mutter, welche von reichen Landleuten stammte, war eine höchst pflichttreue Frau und ging in der Sorge für ihre Kinder und den Haushalt auf.

Böcklin's (1827—1900) Vater war Kaufmann in Basel, ein Mann von aussergewöhnlicher Körpergrösse und Körperkraft, derb und selbstbewusst und, wie wir schon erwähnten, mit allerlei Schrullen behaftet, dabei aber gutmüthig, in seinem Berufe sehr tüchtig, von erfinderischer Begabung; er erreichte ein Alter von 78 Jahren. Böcklin's Mutter stand, wie es scheint, an geistiger Begabung hinter ihrem Manne nicht zurück; sie war dabei eine gebildete Frau, die stets die Freundin und Vertraute ihrer Kinder blieb. Künstlerische Talente waren in Böcklin's Familie mehrfach vertreten; er hatte einen Onkel von mütterlicher Seite, der Blumenmaler war, sowie eine Tante von väterlicher Seite, welche eine vortreffliche Malerin und musikalisch hervorragend begabt war. Der jüngere Bruder Böcklin's, von Profession ein Töpfer, zeigte, ohne Unterricht genossen zu haben, grosse Geschicklichkeit im Modelliren.

Feuerbach's (1829—1880) Grossvater und Vater gehörten dem Gelehrtenstande an; sein Grossvater war ein bedeutender Jurist, sein Vater als Archäologe hervorragend. Seine Mutter, die geistig nicht bedeutend gewesen zu sein scheint, starb 6 Monate nach seiner Geburt.

## 2. Geistige Entwicklung im Knabenalter.

Die geistige Entwicklung unserer Künstler in der ersten Kindheit und im Knabenalter (bis zum 15. Lebensjahre) zeigte, soweit hierüber Nachrichten vorliegen, nichts Abnormes; wir begegnen — von einem sogleich zu erwähnenden Umstande abgesehen — weder auffälliger Frühreife, noch einer Verzögerung der geistigen Entwicklung. Unter den einzelnen Geistesgaben macht sich nur ein gewisses Talent und Lust zum Zeichnen relativ früh bemerklich. So berichtet H. Grimm von Michelangelo, dass er zu zeichnen anfing, sobald er seine Hände gebrauchen konnte. Von seinem Vater wurde er für den Gelehrtenberuf bestimmt, doch machte er in der Schule nicht die erwarteten Fortschritte,

da er seine ganze Zeit auf das Zeichnen verwandte und sich in den Werkstätten der Maler umhertrieb.

Tizian soll als Kind schon seine künstlerische Veranlagung dadurch kundgegeben haben, dass er an der Wand seines Elternhauses mit Blumensaft eine Madonna malte, welche durch ihren Farbenreiz seine Angehörigen und Freunde in Erstaunen versetzte. Man nimmt an, dass er im Alter von etwa 11 Jahren von seinem Vater nach Venedig gebracht und dort einem nicht näher bekannten Maler in die Lehre gegeben wurde.

Von Feuerbach wird erzählt, dass er schon im 5. Lebensjahre Neigung zum Zeichnen verrieth, weshalb ihm sein Grossvater schon damals die erste Anleitung hierin gab. Im Alter von 12 Jahren brachte Feuerbach die erste künstlerische Leistung, die Zeichnung eines lebensgrossen Barbarossa (gegenwärtig im Besitz des Kunstvereins in Freiburg) zu Stande.

Auch bei Meissonnier zeigte sich das malerische Talent im frühen Kindesalter; in dem Schulzeugnisse, welches er im 10. Lebensjahre erhielt, findet sich die Bemerkung, dass er eine ausgesprochene Begabung für das Zeichnen habe.

Raffaello Santi trat schon mit 11 Jahren, kurz nach seines Vaters Tode, bei dem Maler Perugino in Perugia in die Lehre, was jedenfalls darauf hinweist, dass Lust und Talent für die Malerei bei ihm frühzeitig hervortraten. Hierzu mag das Vorbild seines Vaters jedoch erheblich beigetragen haben.

H. Holbein zeichnete mit 14 Jahren sich selbst und seinen Bruder und bekundet in diesen Bildern schon bedeutende technische Fertigkeit und künstlerische Auffassung, während er mit 17 Jahren bereits mit Kunstschöpfungen von genialem Charakter hervortrat.

Die Angaben, aus welchen sich Schlüsse auf das Verhalten der übrigen geistigen Fähigkeiten in den Jugendjahren ziehen lassen, sind begreiflicherweise spärlicher, als diejenigen, welche sich auf das malerische Talent beziehen. So wird von Rubens berichtet, dass er mit grosser Leichtigkeit lernte und seine Altersgenossen schnell überholte. In der Jesuitenschule in Antwerpen, die er zur Fortsetzung seiner Studien besuchte, soll er namentlich im Latein einer der besten Schüler gewesen sein.

Millet erzählt von sich selbst, dass, als er in die Schule kam, ihn die übrigen Kinder sehr klug fanden, da er bereits manches gelernt hatte, was ihnen noch fremd war. Das Auswendiglernen und die Anwendung bestimmter Regeln beim Rechnen machten ihm in der Schule Schwierigkeiten; trotzdem war er meist seinen Mitschülern voran. Ein junger Vikar, der ihm Unterricht ertheilte, fand in seinen Antworten so viel Verstand, dass er ihn fragte, ob er nicht Latein lernen

wolle; mit Latein könne er Arzt oder Priester werden. Millet erklärte jedoch, er wolle weder das Eine, noch das Andere werden, sondern bei seinen Eltern bleiben, nahm aber dessen ungeachtet später lateinischen Unterricht und bekundete hierbei eine sehr gute Auffassungsgabe. Als der Vikar versetzt wurde, gaben ihm Millet's Eltern ihren Sohn zur weiteren Ausbildung mit; doch hielt es dieser in der Fremde nicht länger als vier Monate aus. Millet's Unterricht, welcher in seiner Heimath von einem anderen Vikar fortgesetzt wurde, erfuhr öfters Unterbrechungen, da er, als er älter wurde, seinem Vater bei allen Feldarbeiten behilflich sein musste. Dabei regte sich bei ihm allmählich die Lust, das, was er sah, zu zeichnen, und er widmete sich dieser Beschäftigung und der Lectüre mit Eifer, ohne dabei an das Aufgeben der ländlichen Arbeit zu denken. Der Vater war über das Talent, das sich bei seinem Sohne mehr und mehr zeigte, erfreut und begab sich, als dieser 18 Jahre alt war, mit demselben nach Cherbourg zu dem Maler Mouchel, um von diesem die Befähigung seines Sohnes prüfen zu lassen. Das Urtheil, welches dieser Künstler über die ihm vorgelegten Zeichnungen des jungen M. gab, war so günstig, dass der Vater kein Bedenken trug, seinen Sohn die Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen.

Feuerbach war in der Elementarschule fast immer der Erste seiner Klasse, am Gymnasium trieb er das Griechische mit Begeisterung, während ihm das Lateinische unsympathisch war.

Böcklin zeigte als Knabe einen gewissen Ernst und Neigung, seine eigenen Wege zu gehen; Musik und Poesie zogen ihn schon frühzeitig an, auch der Kunsttrieb machte sich bei ihm schon früh geltend, dagegen stand er mit dem Latein auf etwas gespanntem Fusse. Er konnte auf dem Gymnasium in diesem Fache seinen Lehrer nicht befriedigen, der ihm sogar rieth, von den alten Sprachen abzustehen. Böcklin hatte auch das Missgeschick, dass er eine Klasse zwei Jahre absitzen musste. Unter seinen Lehrern hatte Böcklin einen bedeutenden Mann, Professor W. Wackernagel, welcher sich energisch bemühte, seinen Schülern ein gutes Deutsch beizubringen. Dieser Einwirkung ist es vielleicht zu danken, dass Böcklin ein vorzügliches Deutsch schrieb.

## 3. Erziehung, Einflüsse der Umgebung.

Die Einflüsse der Erziehung und Umgebung waren bei unseren Künstlern, soweit hierüber Näheres bekannt ist, im Allgemeinen geeignet, die geistige Entwicklung zu fördern, doch nur in einzelnen Fällen von einer Art, dass sie speciell der Ausbildung künstlerischer Veranlagung Vorschub leisteten. Lionardo da Vinci hatte das Glück, zunächst

bei den Eltern seines Vaters eine ebenso zärtliche als sorgfältige Erziehung zu finden. Später soll ihn sein Vater zu sich genommen und adoptirt haben. Derselbe sorgte auch für ihn in so ausgiebiger Weise, dass er ihn in die Lage versetzte, das Leben eines freien Edelmannes zu führen. Ueber die Erziehung Michelangelo's ist Näheres nicht bekannt. Der schon erwähnte Umstand, dass sein Vater ihn zum Gelehrten bestimmt hatte und Schulen besuchen liess, lässt darauf schliessen, dass seine geistige Ausbildung nicht vernachlässigt wurde. Michelangelo wusste es durch seine Energie und Kunstbegeisterung bei seinem Vater durchzusetzen, dass er die Künstlerlaufbahn ergreifen durfte und mit 13 Jahren in die Werkstatt Domenico Ghirlandajo's in Florenz kam, wo die Entwicklung seiner künstlerischen Veranlagung jedenfalls mächtige Förderung fand.

Raffaello und Holbein genossen in ihrem elterlichen Hause nicht nur alle Vortheile, welche die Erziehung durch gebildete und zärtliche Eltern für die allgemeine Geistesausbildung bietet, sondern auch eine Unterweisung, welche die Entwicklung ihres Kunstsinns und ihrer künstlerischen Anlagen erheblich begünstigen musste.

Dürer erwarb sich nach seiner eigenen Mittheilung als Kind durch Fleiss das besondere Wohlgefallen seines Vaters, der ihn deshalb auch in die Schule schickte und im Lesen und Schreiben unterweisen liess.

Tizian wurde, wie schon erwähnt, von seinem Vater zu einem Maler in Venedig in die Lehre gebracht. Ueber seine ersten Jünglingsjahre scheint aus seinen Briefen nur so viel hervorzugehen, dass er das Leben eines Lehrlings führte und tüchtig arbeiten musste.

Rubens, ursprünglich zum Gelehrten bestimmt, erhielt jedenfalls seitens seiner trefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung. Dass man ihm eine möglichst allseitige Bildung zu geben bemüht war, erhellt nicht nur aus den Schulen, die er besuchen durfte, sondern auch aus dem Umstande, dass er später, um die feineren gesellschaftlichen Umgangsformen zu lernen, von seiner Mutter als Page zur Wittwe des Grafen Philipp von Lalaing geschickt wurde.

Rembrandt scheint ebenfalls von seinen Eltern ursprünglich für den Gelehrtenstand bestimmt worden zu sein. Er durfte, während seine Brüder Handwerkerberufen zugeführt wurden, eine Lateinschule besuchen und sollte später die Universität Leyden beziehen.

Die Verhältnisse, unter welchen Meissonnier seine Jugend zubringen musste, waren für seine spätere künstlerische Entwicklung wenig günstig. Sein Vater war nur darauf bedacht, ihn für den Handelsstand vorbereiten zu lassen, und widersetzte sich, wie wir schon erwähnten, seinen künstlerischen Aspirationen auf das Hartnäckigste. Nach dem Tode seiner Mutter, an der er mit zärtlichster Liebe hing, kam Meis-

sonnier zu einem seinem Vater befreundeten Gymnasialprofessor nach Grenoble, bei welchem er eine Behandlung fand, die ihn das Elternhaus sehr vermissen liess. Zudem wurde er viel mit Mathematik geplagt, für welche er keinerlei Interesse hatte. Nach mehrfachem Institutswechsel kam Meissonnier als Lehrling in eine Droguerie, und er beklagte später noch bitter die Zeit, die ihm dadurch für sein Lebenswerk verloren ging.

Millet's Erziehung lag während seiner ersten Kindheit, da seine Mutter sich der Feldarbeit widmen musste, in den Händen seiner Grossmutter väterlicherseits, die als eine sehr pflichttreue, liebevolle und wohlthätige Frau geschildert wird. Dass Millet's Eltern auch selbst bemüht waren, ihrem Sohne eine für ihre Verhältnisse sehr gute Erziehung zu geben, hierfür spricht einerseits ihr Charakter, andererseits der Umstand, dass sie für seine Fortbildung durch die Geistlichen ihres Ortes Sorge trugen, ohne dabei höhere Pläne zu verfolgen. Die Verhältnisse des Landlebens, unter welchen Millet aufwuchs, waren auch seiner künstlerischen Entwicklung nicht ungünstig; sie erweckten in ihm die Liebe und den Sinn für Natur, die ihn immer auszeichneten und schärften seine Beobachtungsgabe, von deren hoher Entwicklung seine Darstellungen des Landlebens Zeugniss ablegen.

Feuerbach verbrachte seine Kinderjahre unter Einflüssen, die für seine geistige Entwicklung ausserordentlich günstig waren. Sein Vater verheirathete sich in zweiter Ehe im 6. Lebensjahre des Künstlers mit Henriette Heydenreich, einer hochgebildeten Dame, die auch der alten Sprachen mächtig war und die Erziehung des Knaben mit der grössten Sorgfalt und Zärtlichkeit leitete. Diese mütterliche Fürsorge blieb nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf Feuerbach's Gemüth; er hing Zeit seines Lebens mit der grössten Verehrung an seiner Stiefmutter. Wissenschaft und Kunst wurden in F's. elterlichem Hause in Freiburg i. B. eifrig gepflegt, es herrschte dort geistig das angeregteste gesellige Leben; die bedeutendsten Menschen des Ortes gingen dort ein und aus, und Feuerbach schreibt darüber in seinem Vermächtnisse selbst: „Alles Schöne in Natur, Kunst und Leben wurde mit Interesse aufgenommen, und wir Kinder hatten unseren Antheil daran, da wir nie in eine Kinderstube abgesperrt waren.“

Wie bei Feuerbach war wohl auch bei Böcklin's Erziehung der Einfluss der Mutter vorherrschend, die, wie wir schon erwähnten, eine wohlbegabte, gebildete Frau war und sich ganz ihren Kindern widmete. Die künstlerischen Neigungen, die bei Böcklin frühzeitig zu Tage traten, fanden im Kreise seiner Verwandten und seiner Umgebung manche Nahrung, dagegen bei seinem Vater, welcher von dem Künstlerberufe geringschätzig dachte, durchaus keine Förderung. Seine Mutter hinwiederum unterstützte, von seiner Begabung überzeugt, seine

Kunstaspirationen auf das Entschiedenste. Die herrlichen Werke Holbein's im Baseler Museum, für welche Böcklin als Knabe schon sich sehr lebhaft interessirte, scheinen auch für dessen Entschluss, sich der Kunst zu widmen, nicht ohne Einfluss gewesen zu sein.

## 4. Intellektuelle Sphäre.

Gehen wir nunmehr daran, die entwickelten geistigen Persönlichkeiten unserer Künstler einer Analyse zu unterwerfen, so haben wir vor Allem die intellektuelle Seite ihres Wesens in Betracht zu ziehen. Bei Prüfung dieser werden wir, wie wir schon an früherer Stelle bemerkten, auf die Leistungen der Einzelnen im Bereiche der bildenden Kunst nicht näher eingehen; auch auf eine besondere Besprechung der intellektuellen Grundvermögen, Gedächtniss, Phantasie und Urtheilskraft, werden wir verzichten, weil dieselbe zum Theil überflüssig ist, zum Theil aber auch das hiefür erforderliche Material mangelt. So beziehen sich die Angaben über das Gedächtniss bei unseren Künstlern fast ausschliesslich auf das Gedächtniss für Gesichtswahrnehmungen, welches in der Regel vorzüglich war. Dagegen fehlt es uns bezüglich der übrigen Gedächtnissleistungen mit geringen Ausnahmen an Aufschlüssen.[1] Die Phantasie zeigt bei unseren Künstlern wie das optische Gedächtniss eine sehr hohe Entwicklung; sie bildet ja auch das Grundelement ihrer genialen Begabung und bedarf daher keiner näheren Erörterung. Für die Taxirung des Urtheilsvermögens geben in erster Linie die künstlerischen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten, dann aber auch deren Verhalten unter verschiedenen Lebensumständen genügende Anhaltspunkte, so dass eine gesonderte Betrachtung desselben nicht geboten erschien.

Unsere Untersuchung wird sich erstrecken: auf den Stand der allgemeinen Bildung, der allerdings nur in sehr beschränktem Maasse als Index des intellektuellen Niveaus zu betrachten ist, die Kenntnisse in einzelnen speciellen Wissensgebieten, die Veranlagung für andere Künste, Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete, endlich die praktische Seite der intellektuellen Sphäre, die Entwicklung des sogenannten praktischen Sinnes, i. e. die Fähigkeit, den verschiedenartigen Anforderungen des Lebens Genüge zu leisten. Wir werden finden, dass unsere Kunstheroen in diesen verschiedenen Beziehungen höchst bedeutende Unterschiede aufweisen, dass unter denselben die ganz einseitige ebensowohl als die vielseitige Genialität, nicht minder aber auch die Zwischenglieder zwischen diesen Begabungsarten vertreten sind.

---

[1]) So wissen wir, dass Michelangelo ganze Gesänge Dante's auswendig recitiren konnte und Böcklin ein sehr gutes musikalisches Gedächtniss besass.

Der Hauptrepräsentant des vielseitigen Genies, man darf wohl sagen, der merkwürdigste Mann unserer ganzen Gruppe, ist Lionardo da Vinci.

Es ist uns heutzutage nicht möglich, die Leistungen dieses Geistesheroen, an den nur ganz wenige Genies aus älterer und neuerer Zeit heranreichen, nach ihrem vollen Umfange zu würdigen. Es wird dies wahrscheinlich auch nie möglich werden, da ein beträchtlicher Theil seiner Schriften, in welchen er die Früchte seines Schaffens niederlegte, verloren gegangen ist. Doch genügt das, was wir von den Leistungen dieses Mannes wissen, um uns mit höchster Bewunderung zu erfüllen. Der Ruhm Lionardo da Vinci's gründet sich in erster Linie auf seine unsterblichen Schöpfungen im Gebiete der Malerei, welcher er jedoch nur einen kleinen Theil seiner Zeit gewidmet hat. Als Bildhauer und Architekt war er gleichfalls sehr bedeutend, und in seinen Schriften finden sich umfassende Vorarbeiten zu einem Lehrbuch der Architektur verbunden mit zahlreichen Entwürfen. Seine Thätigkeit erstreckte sich jedoch auch auf das Gebiet der Kriegs- und Wasserbaukunst[1]), die Erfindung von Maschinen und mechanischen Kunstwerken, die Erfindung und Verbesserung von Musikinstrumenten. Ausserdem war er ein tüchtiger Musiker, Sänger, Dichter und namentlich auch Improvisator. Letzterer Eigenschaft und seiner Qualification als Musiker hatte er seine Berufung an den Hof von Lodovico Sforza im Jahre 1482 zu verdanken. Seine Vielseitigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete ist nicht minder erstaunlich. Er beschäftigte sich eingehend mit Mathematik,

[1]) Was er als Kriegstechniker zu leisten unternahm, hierüber gibt ein in dem Codex atlanticus enthaltener, an Lodovico Moro, den damaligen Herzog von Mailand, gerichteter Brief Aufschluss, in welchem sich u. a. folgende Stellen finden:

1. Habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich sehr bequem transportiren lassen und mit denen man die Feinde verfolgen, sowie auch ihnen nach Gelegenheit entfliehen kann. . . . . . .

4. Noch weiss ich eine Art von Bombarden, die sehr bequem und leicht zu tragen sind und mit denen man Hagel von Geschossen schleudern kann. Und mit dem daraus entstandenen Rauche verursachen sie dem Feinde grossen Schrecken, zu dessen grossen Schaden und Verwirrung.

5. Ebenso weiss ich unter der Erde Höhlen und enge gewundene Gänge anzulegen, die ohne Geräusch gemacht werden können und mit denen man zu einem bestimmten Ziele gelangen kann; wenn man auch unter Graben oder unter einem Fluss passiren müsste.

6. Auch mache ich sichere und unverletzliche bedeckte Wagen, welche mit ihrem Geschütz unter die Feinde gerathend, auch die allergrössten Heeresmassen zum Weichen bringen können, und hinterher kann die Infanterie ganz sicher und ohne irgend ein Hinderniss nachfolgen.

7. Ferner, wenn es nöthig ist, mache ich Bombarden, Mörser und leichtes Feldgeschütz von sehr schöner und zweckmässiger Form und gar nicht im gemeinen Gebrauch bekannt.

Physik, hier namentlich mit Mechanik und Optik, Astronomie, Botanik und Anatomie. In seinen Kenntnissen und Ideen auf diesen Gebieten eilte er seinen Zeitgenossen und selbst den folgenden Generationen zum Theil weit voran; hierfür sei nur ein Beleg erwähnt. Aus Zeichnungen, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, geht hervor, dass er sich mit dem Bau von Schiffen beschäftigte, welche durch Dampfkraft bewegt werden sollten. Sein rastloser Eifer führte ihn zu einer Reihe wichtiger Entdeckungen. In der Botanik gilt er als der Begründer der Pflanzenanatomie und Physiologie. Von dem Fleisse, mit welchem er anatomische Studien betrieb, legt ein Band mit 235 anatomischen Zeichnungen Zeugniss ab, der sich in der königlichen Handzeichnungssammlung zu London befindet. Er schrieb u. A. auch eine theoretische Abhandlung über die Malerei (Trattato della pittura) für seine Schüler. Dass seine Leistungen auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete seinen Zeitgenossen vorenthalten blieben und keine Anregung zu weiteren Forschungen gaben, lag an der Rastlosigkeit des genialen Mannes, die ihn von einer Arbeit zur anderen trieb und ihm nicht gestattete, seine Schriften durch den Druck der Mit- und Nachwelt zugänglich zu machen.

Es liegt nahe, dass ein Mann wie Lionardo, dessen Geist sich ebensowohl mit den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, wie den Idealen der Kunst und den Problemen der Wissenschaft beschäftigte, auch mit einer guten Dosis praktischen Verstandes ausgestattet war. Bei der enormen Vielseitigkeit seiner Interessen konnte bei ihm begreiflicherweise der materielle Gewinn keine ausschlaggebende Rolle spielen, doch war Lionardo weit davon entfernt, seine materiellen Interessen aus dem Auge zu verlieren.

Rosenberg bemerkt: „der grosse Idealist, der das Abendmahl für die ganze christliche Menschheit zu einem ewig gültigen Sinnbilde erhoben hat, war in seinem Privatleben ein Realist, ein Geschäftsmann, dessen Betriebsamkeit (Schlauheit) ebensogut für das 19. Jahrhundert ausgereicht hätte, wie die Klugheit des Erfinders, der bereits mit prophetischem Sinne die Wege gewiesen hat, die erst 300 Jahre nach seinem Tode wieder gefunden wurden und zu den höchsten Zielen geführt hatten".

An Vielseitigkeit schliesst sich an Lionardo da Vinci zunächst Michelangelo an, von dem Vasari erklärt: „Er war zur Welt gesandt, als ein Vorbild für die Meister unseres Berufes, damit sie durch sein Leben und seine Werke Einsicht gewinnen möchten, was ein wahrer und trefflicher Künstler sei". Der Weltruhm Michelangelo's beruht darauf, dass er als Maler, Bildhauer und Architekt[1]) gleichbe-

[1]) Michelangelo war, was weniger bekannt ist, auch Kriegsbaumeister, er baute für seine Vaterstadt Florenz mächtige Befestigungswerke.

deutend und bahnbrechend war; dabei besass er aber auch hervorragendes dichterisches Talent, was die von ihm hinterlassenen Gedichte zur Genüge bezeugen.

Für Anatomie interessirte er sich leidenschaftlich. Er zerlegte auch Thiere jeder Art und wollte, wie H. Grimm berichtet, seine hierdurch gewonnenen Ansichten in einem Buche niederlegen, unterliess dies jedoch, weil ihm mit zunehmendem Alter das Schreiben beschwerlich fiel und ihm auch das Seciren von Leichen gesundheitlich nicht gut bekam.

Dass er ein Mann von bedeutender allgemeiner Bildung war, lässt sich schon aus seiner vielseitigen künstlerischen Thätigkeit schliessen; seine literarischen Neigungen sprechen ebenfalls dafür, er war unter seinen Zeitgenossen einer der besten Dantekenner und wusste ganze Gesänge der göttlichen Comödie auswendig. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dass er das Lateinische wohl verstand.

Mit der höchsten Begeisterung für die Kunst verband sich bei ihm ein ausgeprägter praktischer Sinn; er verstand es, ohne irgendwie in seinen Handlungen von Gewinnsucht sich leiten zu lassen, und trotz grösster Freigebigkeit gegen seine Familie und Freunde, Reichthümer zu erwerben und zu erhalten. Auch die Rathschläge, die er gelegentlich seinen Verwandten, insbesondere seinem Neffen Lionardo ertheilte, bekunden einen hohen praktischen Verstand.

Raffael war, wenn auch sein Weltruhm von den unsterblichen Schöpfungen seines Pinsels ausgeht, auch als Architekt hochbedeutend. Er hat seine hervorragende Begabung für die Baukunst bei verschiedenen Palastbauten in Florenz und Rom und ganz besonders beim Bau der Peterskirche bethätigt, dessen oberste Leitung ihm von Papst Leo im Jahre 1514 übertragen wurde. Auch als Bildhauer soll Raffael sich versucht haben, es werden ihm wenigstens einige Sculpturen zugeschrieben. Von dem hohen Stande der allgemeinen Bildung des Künstlers lieferte der von ihm geschaffene Freskencyklus in den „Stanzen" ein beredtes Zeugniss, da nur ein hochkultivirter Geist die Aufgabe, die Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz allegorisch darzustellen, in der Weise lösen konnte, wie es Raffael zu Stande brachte. Es ist übrigens auch nicht ausser Betracht zu lassen, dass Raffael jung starb und in seinem kurzen Leben dermaassen von den künstlerischen Aufgaben, die ihm von den verschiedensten Seiten zugingen, in Anspruch genommen wurde, dass er kaum irgendwelche Musse für anderweitige Beschäftigung fand.

Bei Dürer und Rubens finden wir, ähnlich wie bei Lionardo da Vinci, neben dem künstlerischen Genie eine ganz hervorragende wissenschaftliche Begabung. Dürer leistete, wie in der Malerei, auch im Kupferstich und im Holzschnitt Ausgezeichnetes. Seine wissen-

schaftlichen Forschungen waren in der Hauptsache der Technik der Malerei gewidmet, welcher er eine exakte wissenschaftliche Grundlage geben wollte. Was ihn die Erfahrung bei seiner künstlerischen, stets nach Vollendung ringenden Thätigkeit gelehrt und was er durch mühsame Einzelstudien an Kenntnissen gewonnen hatte, sollte Gemeingut seiner Kunstgenossen werden und für sie eine fruchtbare Anleitung bilden. Dürer kam nicht dazu, die zahlreichen wissenschaftlichen Pläne, mit welchen er sich trug, sämmtlich oder auch nur zum grösseren Theil durchzuführen. Er vermochte nur zwei seiner Schriften, die „Unterweisung in der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern" und den „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken" im Druck herauszugeben. Eine dritte Schrift, wohl die bedeutendste seiner literarischen Arbeiten, „die vier Bücher menschlicher Proportionen" war bei seinem Ableben für den Druck vorbereitet. In seinem Nachlasse fanden sich ausserdem Entwürfe für ein grosses Werk, „Speise der Malerkunst" eine Art Kunstencyklopädie, welche u. A. enthalten sollte: die Lehre von den richtigen Proportionen eines Kindes, Mannes, Weibes, Pferdes, die Beschreibung eines Projectionsapparates, die Lehre von Licht und Schatten, eine Farbenlehre, eine Anleitung zur Composition von Gemälden, eine kurz gefasste Baukunde. Wie ernst und sorgfältig er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu Werke ging, erhellt aus dem Umstande, dass sich in den von ihm hinterlassenen Handschriften beinahe für jeden wichtigeren Satz mehrere Entwürfe finden. Dürer war eine sinnige und, wie von seinen Freunden bezeugt wird, träumerische Natur; vielleicht hing es mit letzterer Eigenschaft zusammen, dass er von praktischem Sinn nur wenig besass. Es war sein Glück, dass seine Frau ersetzte, was ihm in letzterer Hinsicht mangelte, und ihn dadurch vor manchem Schaden in geschäftlichen Angelegenheiten bewahren konnte. Von Dürer's Biographen wurde die Frage erörtert, wie sich das Zusammentreffen des Hangs zur Träumerei mit dem ausgesprochenen wissenschaftlichen, speziell mathematischen Sinne bei ihm erklären lasse. Springer erachtet die Vereinigung beider Eigenschaften nicht wunderbar, da ja das mathematisch abstracte Denken eine Art Phantastik des Verstandes sei. Indess ist zu berücksichtigen, dass das Träumen Dürer's wohl nicht ein Sichverlieren in nutzlose Grübeleien, sondern das freie Walten einer übermächtigen künstlerischen Phantasie war, das seinen Kunstschöpfungen zu Gute kam und die Concentration auf concrete Vorstellungsgebiete durchaus nicht ausschloss. — Eine ganz andere Natur als Dürer, der es trotz seiner eminenten künstlerischen Leistungen und seines Ansehens nicht zu einer völlig befriedigenden Gestaltung seiner äusseren Verhältnisse brachte, war Rubens. In ihm vereinigte sich mit dem Genie des Künstlers und hervorragender wissen-

schaftlicher Begabung noch eine andere sehr bemerkenswerthe Qualität, ein hoher Grad praktischer Weltklugheit, den er jedoch nicht lediglich in seinem Privatleben zur Geltung brachte. Rubens besass eine für seine Zeit ganz eminente allgemeine Bildung und glänzte dabei insbesonders durch seine Sprachkenntnisse. Er beherrschte sieben Sprachen vollkommen und die Klassiker des Alterthums bildeten seine tägliche Lectüre. Seine wissenschaftlichen Neigungen wandten sich vorzugsweise der Alterthumskunde zu, und er stand bei seinen Zeitgenossen als bedeutender Alterthumsforscher und gelehrter Sammler von Alterthümern in hohem Ansehen. Die von ihm verfassten wissenschaftlichen Abhandlungen zeugen ebenso sehr von der Gründlichkeit seiner Studien, wie der Schärfe seines Urtheils und verschafften ihm auch eine seltene Auszeichnung; er wurde im Jahre 1629 von der Universität Cambridge zum Magister in artibus ernannt. Rubens hat sich indess auch als Diplomat grosse Verdienste und Ehren erworben. Die Regentin der Niederlande, Isabella, welcher Rubens wegen seiner Weltgewandtheit, Bildung und seines trefflichen Charakters von ihrem verstorbenen Gatten, Erzherzog Albrecht, empfohlen worden war, nahm seinen Rath in allen wichtigen Staatsangelegenheiten in Anspruch. Seine diplomatische Befähigung zeigte sich insbesondere bei den Unterhandlungen über den Waffenstillstand, der zwischen Philipp III. von Spanien und den vereinigten Provinzen von Holland 1609 geschlossen wurde, sowie bei dem im Jahre 1625 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege. In Anerkennung seiner staatsmännischen Leistungen wurde Rubens von den Königen von England und Spanien in den Ritterstand erhoben. Nach neueren Forschungen sollen zwar die Auszeichnungen, welche Rubens vom englischen Hofe zu Theil wurden, mehr der Person des genialen und dabei sehr liebenswürdigen und weltgewandten Künstlers, als dem Staatsmanne Rubens gegolten haben. Dies kann jedoch an unserem Urtheil über die Befähigung des Künstlers auch auf staatsmännischem Gebiete nichts ändern.

Ein Mann, der mit der genialen Begabung für die Malerei verschiedene andere bemerkenswerthe Talente verband und in der Vielseitigkeit seiner Veranlagung einigermafsen (allerdings nur einigermafsen) an Lionardo da Vinci erinnert, war Böcklin. Dieser Künstler hat zwar nur durch seine Schöpfungen als Maler das Auge der Welt auf sich gezogen, sich aber auch auf verschiedenen anderen Gebieten versucht. Seine Befähigung für die Bildhauerei bezeugen die „Fratzen“, die er für die Gartenfaçade des Künstlerhauses in Basel schuf. Dass er einer gewissen poetischen Ader nicht entbehrte, hierfür sprechen, abgesehen von der Art seiner Kunstschöpfungen, manche von ihm verfasste formenschöne Gedichte. Seine musikalische Befähigung beschränkte sich nicht auf die Beherrschung von Instrumenten und das

reproductive Gebiet. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, brachte er es ohne Unterricht zu einer gewissen Virtuosität auf mehreren Instrumenten. Er wurde aber auch durch eigene musikalische Eingebungen zu Versuchen im Componiren bestimmt. Daneben besass er einen ausgeprägten mathematischen Sinn. Wie sein grosser Vorgänger Lionardo mühte er sich viel mit rein mechanischen Problemen ab, speciell beschäftigte ihn lange Zeit die Construction einer Flugmaschine. Die Versuche, die er zur Lösung dieser Aufgabe unternahm, führten zwar zu keinem positiven Erfolge, bekundeten aber solchen Scharfsinn,[1]) dass sie die höchste Anerkennung seitens der Techniker fanden[2]). Eine praktische Natur war Böcklin trotz aller Vielseitigkeit nicht. Rücksichten auf die äusseren Verhältnisse hatten auf sein Handeln wenig Einfluss. Es gelang ihm auch erst in verhältnissmäfsig späten Jahren sich die wohlverdiente Geltung und eine gesicherte materielle Lage zu erringen. Die Bildung Böcklin's war wie seine Begabung eine vielseitige. Er war ein eifriger Leser; von den Dichtern des Alterthums waren ihm Homer, Anakreon, Theokrit, Horaz, Ovid besonders vertraut, und Goethe bildete noch im Greisenalter seine Lieblingslectüre. Die schöne Literatur zog ihn jedoch nicht allein an; er interessirte sich auch lebhaft für kulturhistorische Werke, Reiseschriften, Erfindungen und Ausgrabungen. In Bezug auf sein Gedächtniss bemerkte er selbst scherzend, dass in seinem Kopfe viel Platz habe. Sein phänomenales Gedächtniss für optische Eindrücke ist bekannt; er besass aber auch ein sehr bemerkenswerthes musikalisches Gedächtniss, jede Melodie, die sein Gefallen erregt hatte, konnte er fehlerfrei wiedergeben.

Meissonnier besass neben seiner künstlerischen Befähigung eine glänzende Rednergabe. Die Ausbildung, welche er in den Jugendjahren erhielt, war in Folge von öfterem Wechsel der Erziehungsinstitute, denen er anvertraut wurde, mangelhaft. Er bemühte sich jedoch im späteren Leben ernsthaft, die Lücken seines Wissens auszufüllen. Er war mit der englischen, italienischen und deutschen Sprache, der alten wie der neuen Literatur vertraut, besass auch Kenntnisse in der Mathematik, Physik und Chemie. ganz besonders interessirte er sich für Geschichte, und er that den Ausspruch, dass, wenn er nicht Maler geworden wäre, sein höchster Wunsch sein würde, Geschichtsforscher zu sein; kein anderer Gegenstand ziehe ihn so mit Leidenschaft an, wie das Studium der Geschichte. Meissonnier war auch ein überaus eifriger Leser. Er verbrachte seine Erholungsstunden mit der Lectüre guter Werke,

[1]) Der Bau der Flugmaschine kostete Böcklin sehr viel Zeit und Geld, und als er den ersten Flugversuch damit unternahm, kam er durch Absturz beinahe um's Leben.

[2]) Helmholtz soll sich geäussert haben, dass die Lösung des Problems der Flugmaschine nur auf der von Böcklin geschaffenen Basis möglich sei.

unter seinen Lieblingsbüchern figurirten neben der Bibel Homer und Aeschylos.

Feuerbach besass neben der Veranlagung für Malerei unzweifelhaft eine ausgesprochene dichterische Begabung. Diese tritt insbesonders in einer Autobiographie zu Tage, welche von ihm unter dem Titel „mein Vermächtniss" während der Reconvalescenz nach einer schweren Krankheit im 47. Lebensjahre verfasst wurde und nach seinem Tode in drei rasch aufeinander folgenden Auflagen im Druck erschien. Form und Inhalt dieser Schrift sind von gleich hohem Interesse. Allgeyer bezeichnet dieselbe als ein sprachliches Kunstwerk und eine Fundgrube tiefsinniger Aussprüche. Feuerbach glaubte jedoch seinem Ansehen durch künstlerische Leistungen ungleich mehr zu nützen, als durch literarische Thätigkeit, weshalb er auch nach den unfreiwilligen Mußestunden, die ihm durch Krankheit aufgenöthigt worden waren, die Feder wieder mit dem Pinsel vertauschte. Musik liebte Feuerbach über Alles, und er brachte dieser Kunst, obwohl er kein Instrument spielte, tiefes Verständniss entgegen; insbesondere verehrte er Mozart, Gluck, Beethoven und Schubert. Er besass eine schöne Tenorstimme und betheiligte sich fast überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, an Männerquartetten. Feuerbach las auch viel, am liebsten Bücher, die geeignet waren, seine Phantasie anzuregen; Goethe und Shakespeare waren seine Lieblingsschriftsteller.

Von Tizian sind Leistungen auf einem anderen Gebiete als dem der Malerei nicht bekannt. Von seinen Zeitgenossen wird bezeugt, dass er ein Mann von hoher Intelligenz und feiner Bildung war. Für diese Eigenschaften spricht schon sein Verkehr mit vielen der hervorragendsten Männer seiner Zeit Dichter wie Ariost und Tasso lasen ihm ihre Werke vor, um sein Urtheil darüber zu vernehmen. Mit dem künstlerischen Genie paarte sich bei Tizian ein ganz eminenter praktischer Sinn. In materiellen Angelegenheiten bekundete er alle Eigenschaften eines gewiegten Geschäftsmannes. Die hohen Connexionen, die er durch seine künstlerischen Leistungen, wie durch die Feinheit seines Auftretens und seine Weltklugheit erwarb, wusste er sehr geschickt zu seinem und seiner Familie Vortheil auszunutzen. In Geldgeschäften ebenso genau wie umsichtig, verstand er, nicht nur das Erworbene zu erhalten, sondern auch seinen Besitz stetig zu vermehren. Wie weit sich sein geschäftlicher Unternehmungsgeist erstreckte, erhellt aus dem Umstande, dass er von Kaiser Karl V. das Privilegium zur Einführung von Getreide aus Neapel und von dessen Bruder König Ferdinand die Erlaubniss zum Schlagen von Bauholz in Tyroler Wäldern für sich erbat. Aus einem erhaltenen Briefe vom Jahre 1564 geht hervor, dass Tizian und sein Sohn Orazio einen Holzhandel betrieben und dem Herzog von Urbino nicht nur Bilder, sondern auch Bau- und Brenn-

hölzer lieferten. Trotz seines ausgesprochenen Erwerbssinnes wusste Tizian in seinem Wesen einen vornehmen Zug zu bewahren, der sich bei ihm auch im Gebrauch seines Reichthums geltend machte. Er erwarb nicht um des Besitzes willen, sondern um das Leben zu geniessen.

Holbein's Leistungen beschränkten sich auf das Gebiet der Malerei und der kunstgewerblichen Zeichnungen. Während frühere Biographen Holbein als einen ungebildeten Menschen darstellen, ist es durch neuere Forschungen wahrscheinlich geworden, dass er an Bildung über die Kunstgenossen seiner Zeit hinausragte. Ein wichtiges Dokument in dieser Richtung sind die Illustrationen, welche Holbein zu dem berühmten Werke des Erasmus von Rotterdam „Laus stultitiae“ (Lob der Narrheit) lieferte, da aus denselben hervorgeht, dass er nicht nur mit der lateinischen Sprache vertraut war, sondern auch in höherstehende Gedankenkreise einzudringen vermochte. Dass er auch ein hohes Maſs von Weltklugheit besass, ergibt sich aus der Stellung, die er am englischen Hofe sich errang und behauptete. Er wurde Hofmaler König Heinrich VIII, welcher seine Dienste in persönlichen Angelegenheiten oftmals in Anspruch nahm; dabei wusste er sich dauernd in der Gunst dieses höchst launischen Fürsten zu erhalten, während andere berühmte Männer am Hofe Heinrich VIII. dem Sturze nicht entgingen, nachdem sie zu den höchsten Ehren gelangt waren.

Millet war schon als er nach Cherbourg kam ein gebildeter Mann und sehr belesen. Er war des Lateinischen so weit mächtig, dass er Virgil und die Bibel im lateinischen Texte lesen konnte. Auch in Cherbourg beschäftigte er sich sehr viel mit Lectüre. Die Klassiker des Alterthums, wie die der Neuzeit interessirten ihn in gleicher Weise. Für seine allgemeine Bildung spricht auch die Wahl der Stoffe für seine Bilder. In den ersten Zeiten seiner künstlerischen Thätigkeit beschäftigten ihn hauptsächlich Darstellungen auf geschichtlichem, biblischem und vorzugsweise antik-mythologischem Gebiete. Erst als er auf die Höhe seiner Kunst gelangt war, begann er sich der Darstellung des Landlebens zu widmen, das er so gründlich kannte Millet schrieb ungemein viel Briefe, die sich durch Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks und feinen würdigen Stil auszeichneten. Auch wird von ihm berichtet, dass er sich von Jugend auf durch die Schärfe seines Urtheils hervorthat; er liess sich nie durch den Schein einer Sache blenden, sondern durchschaute sie bis auf den Grund. Sehr praktisch war Millet jedoch nicht, dafür folgte er aber gern und willig dem Rathe guter Freunde.

An Begabung und Wissen der Einseitigste in der ganzen Gruppe der von uns in Betracht gezogenen Künstler war zweifellos Rembrandt. Seinen eminenten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei und des Kupferstichs steht, soweit unsere Kenntnisse reichen, keine Thätigkeit

auf irgend einem anderen Gebiete zur Seite. Rembrandt war auch selbst für seine Zeit keineswegs ein gebildeter Mann [1]), er sprach und schrieb nur niederländisch, letzteres noch dazu schlecht. Seine literarischen Interessen waren offenbar auch sehr gering. Seine Bibliothek umfasste nur eine geringe Zahl von Büchern, von denen er überdies einige aller Wahrscheinlichkeit nach lediglich wegen der darin enthaltenen Stiche erworben hatte. Auch von praktischem Sinne hat er nur wenig bekundet. Obwohl er durch seine Kunst bedeutende Einnahmen erzielte und von seiner Gattin Saskia ein bedeutendes Vermögen zusammen mit seinem Sohne geerbt hatte, war er doch nicht im Stande, sich in geordneten Verhältnissen zu erhalten. Seine Sammelleidenschaft brachte ihn mehr und mehr in Schulden, so dass er schiesslich in Konkurs gerieth. Nach diesem Schlage wusste er, obwohl er mit ungebrochener Schaffenskraft weiter arbeitete, sich nicht mehr zu einer einigermafsen befriedigenden äusseren Stellung durchzuringen.

### 5. Gemüthssphäre.

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung des Gemüthslebens unserer Künstler über, so finden wir auch auf diesem Gebiete mannigfache und sehr beachtenswerthe Unterschiede.

Lionardo da Vinci, der Riese an Geist wie an Körper, war auch mit Gaben des Gemüths reich ausgestattet. Er war nicht nur sehr empfindlich, soweit es sich um seine Ehre, seine persönliche Geltung als Künstler, Techniker oder Gelehrter handelte, sondern überhaupt eine sehr zartfühlende Natur. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem Verhalten gegen Thiere. Lionardo hatte eine besondere Vorliebe für schöne Pferde, daneben war er aber überhaupt ein grosser Thierfreund und bekundete in der Behandlung der Thiere seltene Weichherzigkeit und Geduld. Oft kam es vor, dass er Vögel, die in Käfigen zum Verkaufe feil gehalten wurden, bezahlte, bloss um ihnen die Freiheit wieder zu geben. Der Reichthum seines Gemüthes offenbarte sich aber auch im Verkehre mit den Menschen; er war von einer Liebenswürdigkeit, welche alle ihm Nähertretenden bezauberte. Es ist begreiflich, dass er bei seinem Naturell manche unangenehme Vorkommnisse in seinem Leben schwerer nahm, als objectiv gerechtfertigt war. So wurde er namentlich durch üble Streiche, welche ihm seine Dienerschaft spielte

[1]) So urtheilte schon ein Zeitgenosse Rembrandt's (Sandrart), dessen Angaben sich auf persönliche Erlebnisse stützten. Er erwähnt: „Rembrandt habe nichts gethan, um seinen Geist zu bilden, weder Italien und andere Oerter besucht, noch sich durch Bücher helfen können, da er nur schlecht niederländisch habe lesen können.“

(Betrügereien und dergleichen), allmählich dahin gebracht, dass ihn Misstrauen und Verachtung gegen die Menschen erfüllte und seine Stimmung sich verdüsterte. Diese Veränderung war jedoch nicht im Stande, seine durchaus edle Gesinnungsart zu beeinflussen und die Gefühle des Wohlwollens selbst gegen solche, die sich ihm feindlich erwiesen hatten, zu ersticken. So vermachte er seinen Brüdern, die ihn zu einem 20jährigen erbitterten Kampfe um sein väterliches Erbe genöthigt hatten, testamentarisch eine gewisse Summe und ein Grundstück in Fiesole.

Raffael fesselte wie Lionardo die ihm Nähertretenden durch den Zauber seiner anmuthigen und liebenswürdigen Persönlichkeit. Sein Naturell war von Haus aus ein heiteres, schaffensfreudiges. Seine erfolgreiche künstlerische Thätigkeit verlieh ihm ein Gefühl des Behagens und der Zufriedenheit, das ihn nicht nach einer Veränderung seiner Verhältnisse verlangen liess. Deutlich erhellt dies aus einem Briefe aus dem Jahre 1514, den er an seinen Onkel Simone Ciarla anlässlich eines Versuchs seiner Verwandten, ihm eine Braut aus Urbino zu verschaffen, richtete. In demselben bemerkte er, so wie er lebe, fühle er sich glücklich, er habe ein gutes Einkommen, erfreue sich der Gunst des Papstes etc. Mit der Schaffensfreudigkeit verband sich bei ihm und zwar zu seinem Nachtheile, ein hohes Zartgefühl, das ihm nicht gestattete, irgend welche Bitten abzuschlagen. Infolge dieses Umstandes wurde er mit den verschiedenartigsten Aufträgen von Fürsten, Communen und Privatpersonen überhäuft, und unter der Last der enormen Arbeit, die er sich dergestalt neben seiner Thätigkeit im Dienste des Papstes auflud[1]), mussten seine Nerven mehr und mehr zu Schaden kommen. Hiermit änderte sich auch seine frühere heitere Stimmungslage. Auch hierfür liegt ein briefliches Zeugniss vor. Pauluzzi schreibt in einem Briefe vom 17. Dezember 1519 an den Herzog von Ferrara: „So bedeutende Naturen wie Raffael sind immer melancholisch; und Raffael ist es gerade jetzt um so mehr, als ihm seit Bramante's Tode das ganze Bauwesen aufgebürdet ist.“ Pauluzzi hatte offenbar recht, wenn er den Einfluss der Ueberbürdung auf Raffael's Stimmung betonte; er irrte aber andererseits entschieden, wenn er annahm, dass

[1]) Ueber die enorme Arbeitskraft und Inanspruchnahme Raffael's bemerkt Hermann Grimm Folgendes: „Das allein, was Raffael nebenbei abthat, hätte andere Männer ganz und gar in Beschlag genommen mit ihren Gedanken. Für ihn aber scheint es nur ein Spiel gewesen zu sein. Vom Morgen bis zum Abend muss seine Tage ein Wirbel von Geschäften, Arbeiten und Besuchen, die er empfing oder abstattete, erfüllt haben, niemals Ruhe, immer vorwärts und trotz dieser Flüchtigkeit tief in seinem Herzen die Macht, sich ganz zu versenken in seine Werke und die Dinge so still und rein zu erfassen, als hätte er wie ein Mönch in der Zelle gesessen und gearbeitet.“

Raffael immer melancholisch war. Die Verstimmung, welche sich bei Raffael in seinen letzten Lebensjahren einstellte, war jedoch jedenfalls keine hochgradige, da sie seine Thatkraft nicht zu schmälern vermochte. Es handelte sich offenbar nur um jene leichtere gemüthliche Depression, die man so häufig bei neurasthenischen Zuständen im Gefolge von geistiger Ueberanstrengung findet.

In das Gemüthsleben und den Charakter Michelangelo's haben erst die in neuerer Zeit veröffentlichten Briefe desselben einen tieferen Einblick gewährt, und die Aufklärungen, die hierdurch gewonnen wurden, lassen manche der Urtheile, welche früher über die Persönlichkeit des grossen Künstlers gefällt wurden, als nicht ganz zutreffend erscheinen. Bei Michelangelo barg sich unter einer etwas rauhen Aussenseite ein überaus empfindsames weichherziges Naturell, mit welchem sich ein bald weniger, bald mehr hervortretender Hang zur Schwermuth vergesellschaftete. Ob letzterer durch angeborene Veranlagung allein oder äussere Momente oder durch eine Combination dieser Factoren bedingt war, ist nicht zu entscheiden; jedenfalls fehlt es bei dem Künstler nicht an Umständen, welche geeignet waren, seine Stimmung dauernd ungünstig zu beeinflussen. In erster Linie kommt die Entstellung seines Gesichts in Betracht, die ihm nicht angeboren, sondern durch die Gewaltthat eines Kameraden verursacht war und die er allem Anschein nach schwer ertrug[1]); dazu gesellten sich unerquickliche Familienverhältnisse und die Schwierigkeiten, welche der Durchführung seiner künstlerischen Lieblingspläne entgegentraten. Bei aller Weichherzigkeit war Michelangelo jedoch keineswegs eine sanfte Natur; neben der Zartheit des Gefühls bestand bei ihm eine Neigung zu starken Affecten, die ihn dahin brachte, dass er sich durch momentane Eindrücke in nicht immer entschuldbarer Weise zu Zornausbrüchen und Invectiven fortreissen liess[2]). Besonders machte sich sein Temperament geltend, wenn sein Rechtsgefühl in irgend einer Weise verletzt war; er hielt dann mit den schärfsten Ausdrücken nicht zurück und schonte selbst die höchsten Personen nicht. Die Güte seines Herzens offenbarte sich in erster Linie seiner Familie gegenüber. Er hing an seinem Vater und seinen Brüdern mit der grössten Zärtlichkeit, und wenn er auch oft ihnen den gerechten Aerger und Verdruss, den sie ihm durch ihr rücksichtsloses Verhalten bereiteten, in deutlichster Weise aussprach, so brach doch die Liebe bei ihm alsbald wieder durch. Für seine Familie arbeitete und darbte er. Er war

---

1) Die Gesichtsentstellung entstand dadurch, dass ihm im späteren Knabenalter ein Kamerad mit dem er in Streit gerathen war, durch einen Faustschlag die Nase zerschmetterte.

2) Bezeichnend in dieser Richtung ist der Vorfall mit Lionardo da Vinci in Florenz, dem gegenüber er sich auf dessen einfache Aufforderung hin, eine Stelle aus Dante zu erklären, in sehr verletzenden Aeusserungen erging.

jederzeit ohne Besinnen bereit, für sie die grössten Geldopfer zu bringen, während er sich selbst bis in das höchste Alter kaum das Nöthigste gönnte. Seine gutherzige Antheilnahme beschränkte sich jedoch keineswegs auf seine nächsten Angehörigen; er war ebenso bedacht, für die Dienstboten seiner Familie und seine Freunde, die der Unterstützung benöthigten, zu sorgen. Beim Tode einer alten Magd seiner Familie bedauerte er, sie überlebt zu haben, da er sie in seinem Testamente bedacht hatte. Seinen längjährigen Diener Urbino pflegte er während dessen Erkrankung in hingebendster Weise, und sein Tod versetzte ihn in tiefste Trauer. Michelangelo liebte, obwohl unvermählt, auch die Kinder, und den Armen wandte er reichliche Unterstützungen zu, ohne von seiner Wohlthätigkeit irgend etwas verlauten zu lassen.

Eine weit glücklicher geartete Natur als Michelangelo besass Tizian in Hinsicht auf sein Gemüthsleben. Während jener ein einsames Dasein führte und in asketischer Weise auf jeden Lebensgenuss verzichtete, war Tizian bestrebt, sich mit Allem zu umgeben, was das Leben verschönt und erheitert. Er besass ein prächtig eingerichtetes Haus „la casa grande“, in welchem er die grossartigste Gastfreundschaft übte, und wenn er die Mehrung seines Vermögens und seiner Einkünfte sich stetig eifrig angelegen sein liess, so war es ihm doch nicht, wie wir schon erwähnten, um den Besitz allein zu thun. Er erwarb, um das Leben in vollem Maſse geniessen zu können. Dabei war Tizian jedoch durchaus kein egoistischer Genussmensch; er besass ein Herz für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, und insbesondere seinen Landsleuten, den Cadorinern, gegenüber bekundete er die edelsten Gesinnungen, indem er sie oft in Zeiten der Noth mit Geld zum Ankauf von Korn unterstützte. Seiner Familie war er mit grösster Zärtlichkeit zugethan. Der frühe Verlust seiner Gattin Caecilia, an der er mit innigster Liebe hing, bereitete ihm solchen Schmerz, dass er krank wurde. Auch der Verlust seiner schönen Tochter Lavinia beugte ihn tief. Noch im höchsten Alter, selbst kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Fürsorge für die Seinen in lebhaftester Weise.

„Dürer war“, so bemerkt Springer, „kein fröhlicher Mann. Er mag nur selten in seinem Leben laut gelacht haben, und in seinen Zeichnungen, in welchen er doch seine ganze Natur enthüllt, stossen wir kaum ein- bis zweimal auf ungebunden lustige Gestalten. Dafür besass er ein feines Verständniss für ein stillgemüthliches Dasein und gebot seine Phantasie über die fesselndsten Züge sinnigen Humors“. Der Ernst Dürer's mag durch dessen äussere Verhältnisse, die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen er einen grossen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte, mitbedingt gewesen sein; dass derselbe nicht auf Gefühlsarmuth beruhte, hierfür sprechen verschiedene Umstände. Dürer war seiner Familie ein treubesorgter Vater. So geht aus den

Briefen, die er während seines Aufenthaltes in Venedig in die Heimat richtete, hervor, dass ihn das Schicksal seiner zu Hause gebliebenen Angehörigen lebhaft kümmerte. Dass Dürer seine äusseren Verhältnisse nicht leicht nahm, erhellt ebenfalls aus diesen Briefen; er äussert in denselben eine gewisse Gedrücktheit wegen einer Geldschuld an seinen Freund Pirkheimer. Den bedeutendsten Antheil an das Gefühlsleben Dürer's beanspruchte offenbar dessen religiöse Gesinnnng, auf die wir an späterer Stelle eingehen werden.

Holbein war eine Tizian verwandte Natur; ihm waren, wie Woltmann erklärt, Lebenslust und Schönheitssinn angeboren. Von manchen Seiten wurde der Künstler eines wüsten Lebenswandels bezichtigt, wofür jedoch jeder stichhaltige Beweis mangelt; dagegen ist es nicht zu bezweifeln, dass er sein Leben genoss, soweit es seine Verhältnisse gestatteten, jedoch ohne seine künstlerischen Interessen irgendwie zu vernachlässigen. Die Lebensfreudigkeit Holbein's ist um so bemerkenswerther, als er in seinem Familienleben keineswegs glücklich war. Die häusliche Misère, welche ihm seine ältliche zanksüchtige Gattin bereitete, war wohl auch mit Veranlassung, dass er seine Familie verliess und sich nach England wandte.

Auch Rubens besass ein in seiner Art glückliches Naturell, sofern er weder zu Trübsinn, noch zu überschwänglicher Heiterkeit und überschäumenden Lebensgenuss neigte. Eine zufriedene, ruhig-heitere Stimmungslage scheint bei ihm vorherrschend gewesen zu sein, und zur Erhaltung dieser Gemüthsverfassung mag sehr wesentlich beigetragen haben, dass er dem Grundsatze „mens sana in corpore sana" in seiner Lebensführung praktisch bestens Rechnung trug und seine Gesundheit stets hochschätzte, sich auch die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht allzu nahe gehen liess. Dass er ein glückliches Familienleben führte, echte Freunde besass und durch seine Liebenswürdigkeit im Verkehr Jedermann fesselte, spricht dafür, dass ihm neben den Gaben des Geistes auch echte Herzensgüte auszeichnete. Mit grösster Zärtlichkeit hing er an seiner Mutter, und ihr Tod versetzte ihn in solche Trauer, dass er sich für mehrere Monate von der Welt zurückzog. Wie innig und mächtig die Gefühle waren, welche ihn an seine erste Gattin fesselten, wird aus einem Briefe ersichtlich, den er nach ihrem Tode im Jahre 1626 schrieb; in diesem klagte er, dass er Alles verloren habe, was ihn an sein Haus fesselte, dass alle Gegenstände seinen Schmerz erneuerten und er sich deshalb auf Reisen begeben müsse. In der That datirt auch von dieser Zeit Rubens diplomatische Thätigkeit, die ihn zu Reisen öfters veranlasste, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass Rubens, um Ablenkung von seinem Schmerze zu finden, die seinem Künstlerberufe so fernliegenden Geschäfte eines Staatsmannes übernahm.

Rembrandt, über dessen Gefühlsleben wir nur wenig Aufklärung besitzen, zeichnete sich schon als Jüngling durch ungewöhnlichen Ernst aus. Es wird von ihm berichtet, dass er an den Vergnügungen der Jugend nie Theil nahm und wie ein Greis erschien, der solche Kindereien verachtet. Dieser Ernst scheint ihn auch in seinem späteren Leben nicht verlassen zu haben[1]; er kommt wenigstens in seinen Kunstschöpfungen, insbesondere in seinen Porträts zum Ausdruck. Dass die ernste Stimmung bei Rembrandt in späteren Jahren nach dem schweren Missgeschicke, das in Form eines Konkurses über ihn hereinbrach, einer Verbitterung und trotziger Weltfeindlichkeit Platz machte, wird aus den Zügen seiner späteren Selbstporträts — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier unentschieden lassen — geschlossen. Begreiflich wäre eine solche Veränderung der vorherrschenden Stimmungslage nach den bitteren Erfahrungen, welche Rembrandt nicht ohne eigenes Verschulden machen musste, jedenfalls, und man brauchte deshalb bei dem Künstler noch kein sehr empfindsames Gemüth anzunehmen, wie dies geschehen ist. Mir scheint nach Allem, was mir von der Lebensgeschichte Rembrandt's bekannt geworden ist, dass der grosse Künstler „der Maler der Seele“, wie man ihn genannt hat, der sich bemühte, die Regungen des menschlichen Gemüths in vollendeter Weise zum Ausdruck zu bringen, nicht das war, was man einen Gemüthsmenschen heisst. Zartere Gefühle waren ihm wohl nicht fremd; sie waren aber nicht tief und nicht nachhaltig genug, um sein Handeln zu beeinflussen. So liebte er seine Gattin Saskia zwar zärtlich, dies hielt ihn jedoch nicht ab, nach deren Ableben mit der Amme seines Sohnes alsbald sich in Beziehungen einzulassen, die ihn der Missachtung der Welt aussetzten, und durch leichtsinnige Wirthschaft das seinem Sohne hinterlassene Erbe, dessen Verwaltung ihm Saskia anvertraut hatte, zu Verlust zu bringen. Auch der Umstand, dass er seine Geliebte Hendrikje Stoffel, die ein Kind von ihm hatte und mit welcher er viele Jahre, wie es scheint im besten Einvernehmen zusammenlebte, lediglich aus pekuniären Rücksichten nicht heirathete, spricht nicht für besondere Gemüthstiefe.

Für Meissonnier's Gemüthsartung ist einer seiner Aussprüche bezeichnend: „Habet nur viel Herz, so werdet ihr immer genug Geist haben.“ In der That hielten bei ihm die Gaben des Geistes und des Herzens sich die Wage. Er war eine äusserst feinfühlige Natur, und eine Mehrzahl von Zügen spricht für die Tiefe seines Gemüthes, wie für die reiche Entwicklung seines Gefühlslebens. Wenn ihm auch die Kunst und seine künstlerische Arbeit über Alles ging, so konnten doch

[1]) Neumann bemerkt: „Selten malte Rembrandt lächelnde Portraits, Lustigkeit ist kein Gemüthszustand Rembrandt's.“

auch zahlreiche andere Interessen sein Gemüth in die lebhafteste Erregung versetzen. Er liebte die Natur leidenschaftlich und wurde von ihrer erhabenen Schönheit zu Thränen gerührt. Auch Musik liebte er ausserordentlich, und das Anhören Beethoven'scher Symphonien zauberte vor sein Auge die entzückendsten Bilder.

Wie nahe ihm das Schicksal Anderer ging, erhellt aus dem Umstande, dass er als Jurymitglied für den Salon nie ohne die peinlichsten Empfindungen ein Bild zurückweisen konnte, da er die Bedeutung dieses Entscheides für den betreffenden Künstler sich nach allen Richtungen hin vergegenwärtigen musste. An seinen Freunden hing er mit treuester Ergebenheit, und die Freundschaftsverpflichtungen hielt er ungemein hoch. Aber auch die Geschicke seines Vaterlandes gingen ihm äusserst nahe. Als glühender Patriot wurde er durch die Ereignisse des Kriegsjahres 1870 von tiefstem Schmerze erfüllt, und er trug kein Bedenken, obwohl 66 Jahre alt, seine Dienste seinem Vaterlande während der Belagerung von Paris zur Verfügung zu stellen. Deutschland konnte er den Sieg über sein Vaterland nie verzeihen, und seine Abneigung gegen Preussen ging so weit, dass er eine von diesem Staate ihm angebotene Dekoration zurückwies, obwohl er in Bezug auf Ehrenbezeugungen äusserst empfindlich war. Ein Versehen, welches Andere gleichgiltig hingenommen hätten, konnte ihn tief schmerzlich berühren. Für Meisterwerke der Kunst konnte er sich wie Wenige begeistern, insbesondere erregte Rembrandt sein Entzücken. Seine Gemüthslage war wohl vorwaltend eine ruhig-heitere, da er im künstlerischen Schaffen seine höchste Lebensfreude fand und bis an sein Lebensende ungemein thätig war, es ihm auch an entsprechenden äusseren Erfolgen durchaus nicht mangelte. Seine Stimmung litt jedoch öfters darunter, dass er Bilder nur um des Verdienstes willen malen musste, und seine Arbeitskraft nicht ausschliesslich auf Sujets verwenden konnte, die seinen künstlerischen Neigungen entsprachen. Besonders quälend war ihm das Gefühl, einen Tag des Schaffens verloren zu haben, wenn seine Arbeitsleistung ihm werthlos erschien.

Auch Millet war eine äusserst feinfühlige Natur. Die Weichheit seines Gemüthes offenbarte sich schon in seiner Kindheit, und es wurde ihm deshalb vorausgesagt, dass er viel werde leiden müssen. Ein hervorragender Zug in seinem Leben war die Liebe zu seiner Familie. Diese machte sich in dem Knaben schon so mächtig geltend, dass er es, wie wir sahen, in der Fremde nicht aushielt; auch später, als er nach Cherbourg und Paris ging, verursachte ihm die Trennung von den Seinen tiefen Schmerz. Seinen Kindern war er der zärtlichste Vater; als die Noth bei ihm einmal auf's Höchste gestiegen war, hungerte er und seine Frau zwei Tage lang, die Kinder erhielten jedoch ihre Mahlzeiten. Den Freunden, welche ihm endlich 100 Francs brachten, bemerkte

er: „das kommt zur rechten Zeit, seit zwei Tagen haben wir nichts mehr gegessen, aber es thut nichts, die Kinder haben bis jetzt nicht gelitten.“ Mit der Feinfühligkeit verband sich bei Millet ein gewisser Stolz, der ihn z. B. abhielt in den ersten Tagen seines Pariser Aufenthaltes Leute nach den Strassen zu fragen, aus Furcht, er könnte wegen seiner Sprache verspottet werden. Die Herzensgüte Millet's bethätigte sich, wie viele Züge aus seinem Leben bezeugen, nicht nur seiner Familie gegenüber, sie wurde auch durch die bittersten Erfahrungen nicht beeinflusst. In Paris hatte er längere Zeit ungemein unter der Schlechtigkeit mancher Menschen zu leiden, die ihn in jeder Weise ausbeuteten und ihn dann seinem Elende überliessen. Da sein Stolz und der Ernst seines Strebens ihn oft verhinderte dem Geschmacke der Pariser und der leitenden Kreise Concessionen zu machen, wäre er damals untergegangen, wenn sich sein Genie nicht doch noch Achtung erzwungen hätte. Millet sprach später von diesen traurigen Erlebnissen, die einen Anderen zum Menschenfeind gemacht hätten, nie mit Bitterkeit. Er äusserte nur, dass es gute und schlechte Menschen gebe, und dass er doch zuweilen Hilfe gefunden habe. Millet's Stimmung war vorherrschend eine ruhige, milde; äusseren Gefühlsbezeugungen war er entschieden abgeneigt, Freude und Schmerz, wie tief er sie auch empfand, waren bei ihm still.

Feuerbach war von Haus aus eine äusserst feinfühlige, heissblütige und Lebenslust verlangende Natur, dabei aber ein Stiefkind seiner Zeit. Das Schicksal verfuhr mit ihm hart und zeitweilig selbst so grausam, dass auch eine weniger zart besaitete Seele darunter in ihrer Stimmung hätte leiden müssen. Wenn wir Feuerbach's Lebensgestaltung, auf die wir hier nicht näher eingehen können, erwägen, die lange Reihe von Misserfolgen und bitteren Enttäuschungen, die ihm seine künstlerische Laufbahn trotz unablässigen Ringens brachte, so müssen wir anerkennen, dass in ihm trotz einer gewissen erblichen Belastung ein ausserordentliches Maſs von geistiger Widerstandsfähigkeit und ein fast nicht überwindlicher Kern von Lebenslust und Lebensmuth gesteckt haben muss. Er war zu seinem Glücke die längste Zeit seines Lebens ein entschiedener Optimist, so dass Anfälle von Verzweiflung und Lebensüberdruss bis in seine letzte Lebenszeit bei ihm doch nur vorübergehend im Gefolge besonders schwerer Schicksalsschläge sich einstellten. Wie sein Freund und Biograph Allgeyer berichtet, war Feuerbach's Stimmung sehr wechselnd. „Zum gleichförmigen Alltagsbehagen fehlte es ihm am nöthigen geistigen Mittelmaass. Heissblütig und leidenschaftlich, wie er seinem ganzen Wesen nach war, hat er unter der Gleichgiltigkeit und dem Widerspruche der Welt gegen seine Kunst begreiflicher Weise schwer genug gelitten, um Grund zur Klage zu haben. Trotz allem hielt er an der Hoffnung auf eine Zeit des Erfolges im grossen Stil fest, eine Zeit, in der er auf den Höhen des

Daseins eine glänzende Künstlerexistenz zu führen erlesen sein würde. Nur langsam, mit der zunehmenden Erkenntniss von dem unlösbaren Gegensatz zwischen seiner künstlerischen Denk- und Empfindungsweise und der ästhetischen Bildung der ihn umgebenden Welt begann diese Zuversicht zu schwinden, und eine wachsende Neigung zur Einsamkeit bildete die Folge dieser lang abgelehnten schwersten Erfahrung seines Lebens." Feuerbach war den Seinen mit grosser Zärtlichkeit zugethan. der Tod seines Vaters und seiner einzigen Schwester bedrückten ihn sehr. An seiner Stiefmutter hing er mit fast abgöttischer Liebe, die allerdings auch von dieser Frau reichlich verdient war, da sie vor keinem Opfer für ihren vom Glück so wenig begünstigten Stiefsohn zurückscheute.

Feuerbach war im Verkehre wenig zugänglich, Fremden gegenüber verhielt er sich lange zurückhaltend und misstrauisch; war er jedoch von den guten Gesinnungen des Betreffenden überzeugt und damit der Bann gebrochen, so wurde er ein treuer, liebevoller Freund. Von seinem Zartsinn und seiner Opferfähigkeit für Bedürftige legt folgender Umstand beredtes Zeugniss ab. In Wien, wohin er 1874 als Professor der Historienmalerei an der kaiserlichen Akademie berufen worden war, ging er in seiner Fürsorge für unbemittelte Schüler so weit, dass er, um ihnen eine Unterstützung zu gewähren, welche nicht den Character der Wohlthat an sich trug, tüchtige Arbeiten derselben aus eigenen Mitteln erwarb, obwohl er sich selbst nicht in glänzenden Verhältnissen befand. Bemerkenswerth ist bei Feuerbach auch noch die tiefgehende Wirkung, welche starke Gemütsbewegungen auf sein Aeusseres ausübten. Er konnte, wie Allgeyer erwähnt, je nachdem Vorgänge in seinem Gemüthe ihn erhoben oder niederdrückten, von heute auf morgen um Jahre verjüngt oder auch gealtert erscheinen.

Böcklin fiel bereits im Knabenalter durch Ernst und eine gewisse Verschlossenheit seines Wesens auf, war dabei jedoch tollen Streichen nicht durchwegs abgeneigt. Diese Zwiespältigkeit machte sich auch in seinem späteren Leben geltend. Alle seine Biographen betonen das Sprunghafte, Unberechenbare seines Naturells, das ganz besonders in seinem gemüthlichen Verhalten zu Tage trat. Ohne entsprechende äussere Veranlassung und unvermittelt kam es bei ihm zu Schwankungen der Stimmungslage von einem Extrem zum anderen: heute voll rosigster Laune, zu Scherz und Kurzweil aufgelegt, das Leben in vollen Zügen geniessend, morgen völlig melancholisch. An den heiteren Tagen arglos wie ein Kind, im Verkehre sich mit vollster Offenheit gebend, war er in der Zeit der Depression schweigsam und misstrauisch, selbst gegen seine Freunde. Dabei war Böcklin auch zu vorübergehenden starken Affecten sehr geneigt, er war Choleriker, und in seinen jüngeren Jahren fürchtete man seinen Jähzorn. Die auffälligen und unmotivirten Schwankungen in seiner Stimmung traten in späteren Jahren mehr zurück; sein Gemüth

wurde ruhiger, aber auch, wie es scheint, kälter. Dass er in jungen und mittleren Jahren zarteren Regungen sehr zugänglich war, zeigt seine Verheiratung mit der schönen Römerin Angelina Pascucci, welche ihn in die schwierigste materielle Lage brachte, und die Innigkeit, mit welcher er an seiner Familie hing. Der Tod seines ersten Kindes brachte ihn dem Wahnsinn nahe und auch später ergriff ihn der Verlust eines seiner Kleinen derart, dass er für Monate arbeitsunfähig wurde; und doch bemerkt Flörke, welcher lange Zeit mit Böcklin in vertraulichstem Verkehre stand, ihn jedoch erst in späteren Jahren kennen lernte: „viel Herz und Gemüth hat er gerade nicht oder unterdrückt es wohl als unbrauchbar und unnütz, darin ist er Schweizer.“ Ebenso hebt Flörke hervor, dass Böcklin, trotz der poetischen Wirkung seiner Bilder, keine Neigung zu Empfindsamkeit, keinerlei lyrische Allüren besass. Es muss also mit dem Künstler im Laufe der Jahre eine Wandlung vor sich gegangen sein. Böcklin hat das, was er vom Gefühlsmenschen besass, im Laufe der Jahre wahrscheinlich unter dem Einflusse bitterer Lebenserfahrungen abgestreift und ist zum Manne der That geworden, der sich nur von seinen künstlerischen Zielen bestimmen liess. Auch in seinen Neigungen für einzelne Personen und Kunstrichtungen bekundete Böcklin das Unberechenbare, Schrullenhafte seines Naturells; er schätzte Rubens und hasste Rembrandt, er liebte Liszt und hatte gegen Wagner einen unüberwindlichen Widerwillen.

## 6. Willenssphäre, Schaffensdrang.

Wenn wir im Folgenden zur Betrachtung der Willenssphäre bei unseren Künstlern übergehen, so muss ich zunächst bemerken, dass ich unter diesem Titel die active Seite des Seelenlebens in ihrer Gesammtheit, nicht lediglich die unmittelbaren Aeusserungen des Willens zusammenfasse. Wenn wir in der intellektuellen Veranlagung und in der Gestaltung des Gemüthslebens bei den einzelnen Künstlern auffälligen Unterschieden begegneten, so finden wir dafür in dem Verhalten der Willenssphäre eine weitgehende Uebereinstimmung. Die Künstler, die uns hier beschäftigen, haben sämmtlich ohne Ausnahme, eine bedeutende, einzelne sogar eine ganz ausserordentliche Willensenergie an den Tag gelegt. Wenn Woltmann bemerkte, dass zum künstlerischen Aussinnen und Erfinden das Genie ausreicht, zum Durchführen und Vollenden aber Character nöthig ist, so hat er wohl recht; allein das, was Woltmann hier unter Character versteht, i. e. was den zur Durchführung künstlerischer Ideen erforderlichen Character ausmacht, ist lediglich die Willenskraft. Auf dem langen Wege vom Kopfe bis zum Pinsel geht von den künstlerischen Ideen viel verloren, wie Feuerbach klagte, und es er-

heischt geduldiges, ausdauerndes Bemühen, wenn das, was die Phantasie geschaffen, auch im Kunstwerk seine vollkommene Darstellung finden soll.

Sehen wir von Lionardo ab, der, wie wir schon bemerkten, nur einen kleinen Theil seiner Zeit der Kunst widmete, dafür aber auf wissenschaftlichem und praktisch technischem Gebiete Enormes leistete, so weisen bei allen unseren Künstlern die Zahl und Grösse ihrer Schöpfungen, sowie die sorgfältige Durchführung derselben auf grosse Willensenergie hin. Bei Allen begegnen wir auch dem steten Ringen nach Vervollkommnung, dem unablässigen Streben, sich an neuen Problemen zu versuchen und dieselben in mustergiltiger Weise zu lösen.

Man hat gegen Lionardo den Vorwurf erhoben, dass er mit seinen Bildern nie fertig geworden sei, Vieles angefangen und nicht vollendet habe. Wenn man daraus auf Mangel an Willensenergie bei dem Meister schliessen wollte, wäre dies sehr irrig. Das langsame Arbeiten Lionardo's erklärt sich, wie H. Grimm hervorhebt, aus dem Umstande, dass er bei den Vorstudien für seine Bilder mit grösster Umständlichkeit und Gründlichkeit zu Werke ging und in der Ausführung der Details an miniaturartiger Sauberkeit in seinen Werken das Höchste leistete. Trotz alledem trennte er sich auch von vollendeten Bildern nur ungern, weil er in seiner Gewissenhaftigkeit nie das Gefühl verlor, dass an denselben noch zu bessern sei. So gab er das Bild Mona Lisa, das noch jetzt das Entzücken der Kunstkenner bildet, nachdem er 4 Jahre an demselben gearbeitet hatte, als unvollendet hin. Das Modell der Reiterstatue des Francesco Sforza beschäftigte ihn sogar 16 Jahre. Mit welcher Geduld und Hingebung er sich seinen Schöpfungen widmete, ersehen wir daraus, dass, wie Grimm erzählt, er bei der Schöpfung des Abendmahls tagelang in Betrachtung des begonnenen Werkes versunken sass, immer auf den Moment wartend, in dem sich ihm das Antlitz Christi im Geiste so offenbaren würde, wie er es zu erblicken wünschte. Alles Drängen um Beschleunigung der Arbeit liess ihn unberührt. Ebenso ungerechtfertigt ist die Bemerkung Vasari's, dass Lionardo in den Wissenschaften mehr geleistet hätte, wenn er einen weniger wandelbaren Geist besessen hätte. Vasari war gar nicht in der Lage, Lionardo's wissenschaftliche Leistungen zu beurtheilen, und das, was hierüber im Laufe der Zeit ermittelt wurde, kann uns nur mit grösster Bewunderung für den Forschungseifer und die Thatkraft des genialen Mannes erfüllen. Dass Lionardo in einzelnen Wissenschaften mehr geleistet hätte, wenn er seinen Forschereifer mehr concentrirt hätte, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber man muss den damaligen unvollkommenen Stand der Wissenschaften berücksichtigen, um zu begreifen, dass ein Mann von dem rastlosen Geiste Lionardo's veranlasst werden konnte, sich mit den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Problemen, die sein Interesse erweckten, zu beschäftigen.

Michelangelo hat von seiner Jugend bis in das höchste Alter sich durch ausserordentliche Willenskraft ausgezeichnet; seinem unbeugsamen Willen allein hatte er es, wie wir schon erwähnten, zu verdanken, dass er die Künstlerlaufbahn ergreifen durfte. Bei der Ausführung seiner Schöpfungen, so namentlich bei Schaffung der sixtinischen Fresken, scheute er die enormsten Anstrengungen nicht, und selbst noch in den 80er Jahren bekundete er, wenn es sich um Wahrung seiner Interessen handelte, eine Thatkraft, die jedem Widerstande gewachsen war. Bezeichnend in dieser Richtung ist die Art und Weise, wie er noch in seinem 86. Lebensjahre sich gegen die Angriffe seiner Neider und Gegner behauptete. Michelangelo war noch in den 80er Jahren am Bau der Peterskirche thätig, doch versuchte eine mächtige Partei ihm die Bauleitung zu entziehen und einem unbefähigten Günstling zu verschaffen. Michelangelo wies die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, mit grösstem Nachdruck zurück; als das Intriguiren gegen ihn trotzdem nicht eingestellt wurde, sprach er eines Tages den Papst auf der Strasse an und wahrte seine Rechte mit solcher Energie, dass ihm der Papst eine glänzende Rechtfertigung zu Theil werden liess.

Raffael hat sich wie Michelangelo in der Hingabe an seine künstlerische Thätigkeit nicht geschont und bei seiner zarteren Constitution, wie wir sahen, hierdurch seine Gesundheit geschädigt.

Dürer bethätigte in seinen künstlerischen wie in seinen wissenschaftlichen Leistungen, Tizian in seinen Kunstleistungen wie in Verfolgung seiner materiellen Interessen die Grösse seiner Willenskraft. Bei Tizian ist noch besonders bemerkenwerth, dass er als Greis gleich beflissen war, seinen Bildern die höchste Vollendung zu geben, wie in jüngeren Jahren.

Rubens war ein unermüdlicher Arbeiter, für seine Thatkraft spricht nicht nur die ausserordentliche Zahl seiner Werke, sondern auch die Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Wie sehr Rubens die Zeit auszunützen bestrebt war, erhellt aus dem Umstande, dass er täglich nach Besuch einer frühen Messe sich an die Arbeit setzte, mit einem Vorleser zur Seite, der ihm Plutarch oder Seneca vorzulesen hatte, und erst gegen Abend sich durch einen Ritt um die Stadtmauern Erholung gönnte.

Durch enormen Fleiss zeichnete sich auch Meissonnier aus, und je älter er wurde, um so rastloser und fieberhafter wurde seine Thätigkeit. Lange Jahre hindurch arbeitete er bis 11 Uhr Abends und zwei oder dreimal per Woche während der ganzen Nacht. Ihm galt das Princip: „bei allen Dingen, gross oder klein, ganz dabei sein, heisst Alles gut vollbringen". Er hat denn auch die Vorstudien zu seinen Bildern mit einer von keinem anderen Künstler übertroffenen Gründlichkeit betrieben und auf die Durchführung seiner Arbeiten die denkbar

grösste Sorgfalt verwendet. Immer wieder ging er an seine Werke und arbeitete sie auf's Subtilste durch. Nicht selten kam es vor, dass, wenn er am Abend erschöpft sein Atelier verlassen und nach Wunsch gearbeitet zu haben geglaubt hatte, er am Morgen alles wieder wegwischte und von Neuem begann. So kam es, dass seine Werke trotz seines andauernden Fleisses nur langsam reiften, z. B. das Bild „1807" 14 Jahre auf seiner Staffelei blieb. Aehnlich wie Rubens liess er sich bei der Arbeit vorlesen, um die Momente des Ausruhens zur Förderung seiner Bildung auszunützen.

Mehrere von den von uns in Betracht gezogenen Künstlern hatten andauernd unter der Ungunst des Schicksals in einer Weise zu leiden, welche ihre Willenskraft auf die härteste Probe stellte.

Millet, Feuerbach und Böcklin wären zu Grunde gegangen oder wenigstens genöthigt gewesen, ihren Kunstidealen zu entsagen und dem Geschmacke des Publikums Concessionen zu machen, wenn nicht ein unbeugsamer Wille sie in Stand gesetzt hätte, allen auf sie einstürmenden Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen Trotz zu bieten und ihre künstlerischen Ziele unentwegt zu verfolgen.

Auch Rembrandt, der sich schon in seiner Jugend durch ungeheueren Fleiss auszeichnete, wurde, wie wir wissen, von schweren Schicksalschlägen heimgesucht. Er gerieth in Konkurs und musste den Besitz, den er im Laufe der Jahre erworben hatte und an dem sein Herz hing, sein Haus, seine Sammlungen in fremde Hände übergehen sehen. Alles dies war nicht im Stande ihn zu beugen, seine Arbeitslust zu vermindern, die Werke, welche er in den Jahren nach dem Konkurs schuf, bekunden die gleiche Grösse der Schaffenskraft, wie die in früheren Jahren entstandenen.

Neben der Phantasie, welche die künstlerischen Ideen erzeugt und dem Willen, welcher die Durchführung derselben überwacht und trotz aller Schwierigkeiten durchsetzt, ist bei der genialen künstlerischen Thätigkeit ein psychisches Moment betheiligt, dessen Bedeutung vielfach irrthümlich beurtheilt wird, der Schaffensdrang. Von manchen Seiten wurde derselbe als eine Eigenthümlichkeit des Genies betrachtet. Der geniale Schaffensdrang, welcher sich je nach der Veranlagung des Genies in verschiedener Weise äussert, bildet jedoch nur eine höhere Entwicklungsform des dem Alltagsmenschen zukommenden Arbeitstriebes. Dem geistig normalen und gesunden Kulturmenschen der Jetztzeit ist Unthätigkeit für die Dauer unangenehm, während Thätigkeit sich bei ihm mit Lustgefühlen verknüpft. Das Streben nach diesen Lustgefühlen bildet das Wesen des Arbeitstriebes. Der Schaffensdrang des Genies unterscheidet sich von dem Arbeitstriebe des gewöhnlichen Menschen nur durch seine Intensität und sein Object. Die Intensität des genialen Schaffensdranges ist dem gewöhnlichen Arbeitstriebe gegenüber erhöht.

weil die intellektuellen Processe beim Genie mit aussergewöhnlicher Lebhaftigkeit und Stärke vor sich gehen und dadurch eine Spannung erzeugen, welche nach einer Entladung in Form einer Darstellung oder Verkörperung oder auch eines logischen Abschlusses der betreffenden Gedankenreihe drängt. Die geniale Production bedingt eine Abnahme der inneren Spannung und ist deshalb mit Lustgefühlen verknüpft. In Bezug auf die Stärke des Schaffensdranges kommen jedoch, wie wir schon erwähnten, dem Genie manche nur höher Talentirte gleich, dies zeigt die erstaunliche Productivität mancher keineswegs genialer Schriftsteller zur Genüge. Hinsichtlich des Objectes unterscheidet sich der Schaffensdrang des Genies vom gewöhnlichen Arbeitstriebe dadurch, dass derselbe nicht lediglich auf Leistungen irgend welcher nützlichen Arbeit, sondern auf Schöpfungen von Werken, welche Neues von Bedeutung in sich schliessen, gerichtet ist. Die Anregung des Schaffensdranges kann von verschiedenen Quellen ausgehen; bei dem genialen Künstler, insbesonders dem Poeten, sind es öfters Stimmungen und Gefühle, welche die schöpferische Phantasie in Thätigkeit setzen, deren Producte nach Darstellung drängen. In diesen Fällen bildet das Kunstwerk eine Form der Gefühlsäusserung. Bei Goethe und Beethoven war diese Art der Anregung des Schaffensdranges die weitaus vorherrschende. Goethe war auch der Ansicht, dass der echte Dichter ein Gelegenheitsdichter sein müsse.

Wie Gefühle und Stimmungen, welche vorübergehend oder andauernd im Inneren sich geltend machen, können auch verschiedene andere Momente den Schaffensdrang anfachen und nähren, so die Aussicht auf Ruhm und Anerkennung, die Nöthigung zum Wettbewerb mit hervorragenden Kunstgenossen, das Vorbild älterer Meister, bereits erzielte Erfolge, unter Umständen auch Misserfolge, auch rein äusserliche Umstände, bei bildenden Künstlern insbesonders Aufträge, welche grosse Aufgaben in sich schliessen und die volle Entfaltung der genialen Leistungsfähigkeit gestatten. Aber auch ganz unabhängig von derartigen Anregungen, lediglich durch die Fülle und Lebhaftigkeit der genialen Gedanken kann der Schaffensdrang energisch geweckt und unterhalten werden. Es ist begreiflich, dass je nach der Erregungsweise auch Unterschiede in der Intensität und Aeusserung des Schaffensdranges vorkommen, dass derselbe bei einzelnen Genies nur periodisch und dann ganz unaufhaltsam, bei anderen dagegen mehr beständig und gleichmässig und in Folge dessen auch minder auffällig sich geltend macht. Dass der Schaffensdrang bei der genialen künstlerischen Production eine bedeutende Rolle spielt, unterliegt keinem Zweifel. Er lässt die Mühe des Künstlers nicht zur peinlichen Mühsal werden, er steigert seine Kräfte ins Ausserordentliche, führt ihn über Schwierigkeiten und Hindernisse leicht hinweg und macht seine Thätigkeit zu einer Quelle der

Befriedigung und selbt des Genusses. Dennoch wäre es ein Irrthum, wenn man das von dem genialen Künstler geschaffene Meisterwerk lediglich als ein Product seines Schaffensdranges, wie mächtig auch dieser gewesen sein mag, betrachten wollte. Wenn auch der geniale Künstler bei seiner Thätigkeit sich seinem Schaffensdrange überlässt und es so den Anschein gewinnt, dass seine Production triebartig (ähnlich den Instincthandlungen vieler Thiere) vor sich geht, so handelt es sich dabei zumeist doch nur um einen Schein. Zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes ist die blosse Hingabe an den Schaffensdrang nicht ausreichend. Hierzu ist ein beständiges Eingreifen kritischer, vom Willen geleiteter Verstandesthätigkeit, die das Geschaffene prüft, corrigirt, billigt oder verwirft, erforderlich. Durch den uncontrollirten Schaffensdrang allein kann Vollendetes nicht oder höchstens zufälligerweise entstehen. In der That sehen wir auch, dass im Allgemeinen beim genialen Künstler der Schaffensdrang unter, nicht über dem Willen steht. Der Wille ist es, der den Schaffensdrang wie einen Strom leitet, in die richtigen Wege weist und dadurch die künstlerische Production zu einer zielbewussten macht. Er verknüpft mit dem Schaffensdrang auch das Ringen nach Vollendung, das den Meister zu immer höher stehenden Leistungen führt. Nur ausnahmsweise erreicht der Schaffensdrang eine Intensität, dass er über den Willen hinauswächst und den Character des Zwangsmässigen annimmt, das Pferd also mit dem Reiter durchgeht.

Dass die dichterische Production gelegentlich diesen Zwangscharacter annehmen, und dadurch vom Dichter selbt als minderwerthig Erkanntes, zur Darstellung gelangen kann, erhellt in treffender Weise aus einer Mittheilung Paul Heyse's. Dieser berichtet in seinem Werke „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ (S. 359):

„Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, dass der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, dass er oft „nicht dafür kann“, wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weist, obwohl er keinen sonderlichen Werth darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutterschooss der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinctiven Krystallisationsprocess sich weiter entwickelt, wie das bedeutendste und werthvollste. Ist dann die Composition halb wider Willen des Schaffenden ausgereift, so drängt sie an's Licht, gleich wie eine Frau ein Kind, das sie von einem ungeliebten Manne empfangen hat, zur Welt bringen muss, auch wenn sie es gern verleugnen möchte. Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt.“

Kehren wir nach diesen allgemeinen Erörterungen zu unseren Künstlern zurück, so ist zunächst zu bemerken, dass der Schaffensdrang bei allen sehr entwickelt war, bei den einzelnen jedoch sich in verschiedener Weise geltend machte. So arbeitete Michelangelo gewissermaſsen stossweise und zeitweilig mit ausserordentlicher Anstrengung, um dann wieder kürzere oder längere Zeit sich lediglich der Lectüre

und philosophischen Betrachtungen hinzugeben. Einer ähnlichen, mehr periodischen Thätigkeit begegnen wir bei Böcklin. „Er ruht und träumt Wochen hindurch an einsamem Orte, um weltvergessen in ihn hineinzuschauen. Ohne Skizze, ohne Notiz, ohne Modellwahlsorge geht er heim, um in wüthender, unaufhaltsamer Arbeitskraft zu schaffen, bis das Werk aus blosser Erinnerung unter den Fingern wächst, bis es frei, grosszügig, mühelos dasteht“ (Meissner).

Bei Tizian kam es zu der periodischen Arbeitsweise erst im höheren Alter. Als der Künstler im 75. Lebensjahre stand, wurde er von einem berühmten Arzte in Venedig, Niccolò Massa gefragt, welche Veränderungen er in seiner Arbeitsfähigkeit wahrgenommen habe; hierauf erwiderte Tizian, er habe neuerdings oft bemerkt, dass er manche Tage eine wahre Leidenschaft zu malen fühle und unmittelbar darauf zu nichts als zu Müssiggehen fähig sei.

Bei anderen von unseren Künstlern, so insbesonders bei Rembrandt, Rubens, Meissonnier, sehen wir hinwiederum den Schaffensdrang in mehr stetiger, gleichmässiger Weise sich kundgeben. Diese Verschiedenheiten hängen begreiflicher Weise mit den Arbeitsgewohnheiten und den künstlerischen Principien der Einzelnen zusammen. Je mehr der Künstler die ihm beschäftigenden Ideen ausreifen lässt und je weniger er sich auf äussere Hilfsmittel für sein Gedächtniss uud seine Phantasie verlässt, um so eher wird sich bei ihm der Schaffensdrang nur periodisch einstellen, weil dieser eine höhere Entwicklung der künstlerischen Ideen voraussetzt. Interessante Gegensätze bilden in dieser Hinsicht Lionardo da Vinci und Rembrandt. Während Ersterer, wie wir sahen, tagelang keinen Pinsel in die Hand nahm und darauf wartete, bis seine künstlerische Conception im Geiste die gewünschte Vollendung erlangt hatte, erzählte Rembrandt's Schüler Honbraken, dass dieser Meister manchmal ein Gesicht in 10 verschiedenen Variationen skizzirte, ehe er es auf die Leinwand brachte. Noch mehr war dies bei seinen grösseren Compositionen der Fall.

Wir müssen hier noch die Frage berühren, ob der Schaffensdrang bei unseren Künstlern nicht auch gelegentlich einen krankhaften, i. e. zwangsmässigen Charakter annahm, oder sich überhaupt in ihrer künstlerischen Thätigkeit ein abnormes Element äusserte. Diese Frage ist nur bei 2 Künstlern, Rembrandt und Böcklin, in Erwägung zu ziehen, welche Beide sich ganz besonders mit Farbenproblemen beschäftigten und in Verwendung der Farbe in einzelnen ihrer Gemälde Eigenthümlichkeiten zeigten, die man nicht auf verstandesmässige Ueberlegung zurückführen konnte und deshalb als Ausfluss abnormer psychischer Vorgänge gedeutet hat. Wir werden auf diesen Punkt an späterer Stelle eingehen.

## 7. Charakter.

Intelligenz, Gefühl und Wille bestimmen den Charakter des Menschen, und wenn wir hier nach Betrachtung dieser drei Seiten des Seelenlebens bei unseren Künstlern auch noch auf deren Charakter eingehen, so geschieht dies in erster Linie deshalb, weil in diesem psychische Factoren zur Geltung kommen, welche im Vorhergehenden noch nicht berücksichtigt wurden. Wir verstehen unter Charakter eines Menschen die in seinem Handeln zum Ausdruck gelangenden Grundtendenzen seines Denkens, Fühlens und Wollens und bezeichnen die einzelnen dieser Tendenzen als Charaktereigenschaften. Das Wort Charakter wird jedoch in verschiedenem Sinne, einem engeren und einem weiteren gebraucht. Man unterscheidet Menschen von Charakter. d. h. solche, deren Handeln bestimmten leitenden Grundsätzen folgt und solche ohne Charakter, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, dass auch in der Verworfenheit sich Charakter zeigen kann.

Ein Umstand, der ferner in Betracht kommt, ist, dass die Charaktereigenschaften eines Menschen nicht immer harmonisch, unter sich wohl verträglich und zusammenpassend sein müssen, sondern auch in einem und demselben Individuum entgegengesetzte Eigenschaften z. B. Geiz und Verschwendungssucht. Weichheit und Härte, Bescheidenheit und Hochmuth, nebeneinander hausen können. Es giebt also auch widerspruchsvolle Charaktere, die allerdings zumeist schon in das pathologische Gebiet hineinreichen. Wir werden daher bei unseren Künstlern unser specielles Augenmerk darauf zu richten haben, ob und in wie weit ihr Charakter widersprechende Züge aufweist.

Lionardo wird als ein Mann von grossem persönlichen Muthe und sehr bedeutendem Selbstbewusstsein geschildert. Mit letzterer Eigenschaft hing wohl seine Prachtliebe und seine Neigung, mit einem gewissen Gepränge aufzutreten, zusammen. In der Jugend von liebenswürdigem, heiterem Naturell wurde er, wie wir an früherer Stelle zum Theil schon erwähnten, später unter dem Einflusse widriger Lebenserfahrungen misstrauisch und einsiedlerisch. Des Edelmuthes, den er gegen seine Geschwister bethätigte, haben wir ebenfalls bereits gedacht. Bezeichnend für seinen Charakter ist auch folgender von Grimm erwähnter Umstand: Als man Lionardo während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Florenz, woselbst er für seine Dienstleistungen einen Gehalt bezog, nach dem Verderben seiner Malereien im Saale des Palastes in Folge ungeeigneter Technik den Vorwurf machte, er habe Geld erhalten ohne Arbeit zu liefern, brachte er ohne Zögern eine Summe von der Höhe seiner gesammten Gehaltsbezüge auf und stellte diese zur Verfügung, obwohl er das Empfangene als verdient betrachten konnte.

Sein Anerbieten wurde abgelehnt, da man wohl die Unbilligkeit des gegen ihn erhobenen Vorwurfs einsah. Im Ganzen lässt sich wohl sagen, dass Lionardo's Charakter ein entschieden vornehmer war.

Erheblich schwieriger ist Michelangelo's Charakter zu beurtheilen, da dieser auf den ersten Blick eine Reihe scheinbar ganz und gar nicht miteinander vereinbarer Züge aufweist: Bescheidenheit und Stolz, Knauserigkeit und grösste Freigebigkeit, Schüchternheit und Muth, Zartgefühl und rücksichtslose Härte. Wir müssen jedoch hier vor Allem berücksichtigen, dass ein widerspruchsvoller Charakter nur da angenommen werden kann, wo bei den gleichen Gelegenheiten abwechselnd entgegengesetzte Eigenschaften sich zeigen. Ein Mann, der z. B. mit sich selbst kargt und der geringsten Vergeudung abgeneigt ist, kann sehr wohl, wo es sich um gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke handelt, die grösste Freigebigkeit bekunden, ohne dass man deshalb in seinem Charakter einen Widerspruch annehmen darf. Ein solcher liegt dagegen bei einem Manne vor, der heute für Unnützes sein Geld hinauswirft und morgen bei nothwendigen Ausgaben knausert. Um Michelangelo Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir uns daher bemühen in das Innere seines Wesens einzudringen, und es wird sich dann zeigen, dass die scheinbar sich widersprechenden Züge seines Charakters zum grossen Theile wenigstens sich in Einklang bringen lassen. Michelangelo war im Grunde seiner Seele, wie wir schon erwähnten, äusserst feinfühlig, dabei schüchtern, uneigennützig, grundehrlich, aber auch zugleich gemüthlich sehr reizbar und aufbrausend. Letzterer Umstand erklärt es, dass er, der nicht den Muth fand, seinen Freunden eine unangenehme Mittheilung zu machen, zu der dringende Veranlassung [1]) vorhanden war, einem Manne wie Lionardo gegenüber zu den verletzendsten Aeusserungen sich hinreissen liess. In seiner gewöhnlichen Stimmung vermochte er Niemand wehe zu thun, gereizt oder in der Hitze des Zorns kannte er dagegen keine Rücksichten; hart konnte er auch werden, wenn es die Vertheidigung seiner höchsten Interessen, der Kunst, galt, wenn er angegriffen wurde oder auch nur, wenn sein hochentwickeltes Rechtsgefühl verletzt war. Michelangelo war von äusserster Enthaltsamkeit in jeder Beziehung und gönnte sich allezeit nur das Nöthigste, während er für Andere stets eine offene Hand hatte. Mit Recht konnte er im Alter von sich sagen: „So reich ich bin, habe

[1]) M. hatte zur Beihilfe bei Ausmalung der sixtinischen Kapelle sechs Freunde von Florenz kommen lassen, dabei jedoch den Fall ins Auge gefasst, dass Differenzen entstehen könnten, und für denselben die Abfindung, welche die Künstler zu beanspruchen hatten, vereinbart. Als sich jedoch die Arbeit seiner Freunde als unbrauchbar erwies, hatte er nicht den Muth, ihnen dies zu erklären. In seiner Verlegenheit beschränkte er sich darauf, die Kapelle abzuschliessen und sich unsichtbar zu machen.

ich doch immer wie ein armer Mann gelebt.“ In seinem Nachlasse fand sich auch als beredter Zeuge seines Ausspruchs nur geringer Hausrath. Während er ohne Bedenken die grössten Summen für seine Familie, Arme und gemeinnützige Zwecke hingab, und für die viele Jahre geführte Bauleitung der Peterskirche keinerlei materielle Entschädigung annahm, bestand er andererseits in Folge seines Rechtsgefühls darauf, dass das, was er vertragsgemäss zu fordern hatte, ihm auch bei Heller und Pfennig zu Theil wurde. Der Ruhm, den er sich durch seine Kunstschöpfungen erwarb, machte ihn nicht unbescheiden, er war stets der strengste Richter gegen sich selbst und äusserte über einen ihm befreundeten Maler, dieser sei ein glücklicher Mensch, weil ihn seine Arbeiten stets zufriedenstellten, was bei ihm nie der Fall war. Aber bei aller Bescheidenheit in der Taxirung seiner Leistungen ermangelte er doch des wohl berechtigten Selbstgefühls keineswegs und er hatte auch den Muth, seinen Künstlerstolz im Verkehr mit den höchsten Personen nicht zu verleugnen. Papst Leo X. nannte Michelangelo, obwohl er ihn hochschätzte, „terribile“ und Clemens VII. wagte es nicht, wie H. Grimm berichtet, sich in Michelangelo's Gegenwart niederzusetzen, da er fürchtete, dieser könnte unaufgefordert ein Gleiches thun. Wenn wir nach alledem Michelangelo's Charakter eine gewisse Grösse nicht absprechen können, so dürfen wir auf der anderen Seite auch die demselben anhaftenden Mängel nicht verkennen. Michelangelo war nicht nur gemüthlich sehr reizbar, sondern offenbar auch sehr launisch und zeigte in Folge dieses Umstandes gelegentlich da Härte und ungerechtfertigtes Misstrauen, wo er ein anderes Mal die Güte seines Herzens unbeschränkt walten liess. Er war auch allem Anscheine nach abergläubisch und zu religiösen Selbstquälereien geneigt. Ferner zeigte er nicht selten eine Aengstlichkeit, die mit seinem bei vielen Gelegenheiten bewiesenen Muthe nicht zu vereinbaren ist. In Summa kann man wohl sagen, dass Michelangelo's Charakter, wenn er auch in seinen Grundzügen zweifellos der Grösse seines Geistes entspricht, doch nicht als ein ganz harmonischer betrachtet werden kann.

In Tizian vereinigte sich, wie wir sahen, der grosse Künstler mit dem geriebenen Geschäftsmann. Die glänzenden äusseren Erfolge, welche er diesem Umstande zu verdanken hatte, liessen es ihm nicht an Neidern fehlen, die seinen Charakter zu verdächtigen und als unmoralisch hinzustellen strebten. So hat man ihm insbesonders den Verkehr mit dem geistvollen, und wegen seines Witzes berühmten, aber moralisch verkommenen Schriftstellers Pietro Aretino zur Last gelegt. Indess kann in den Beziehungen Tizian's mit dem erwähnten Schriftsteller nichts Auffälliges erblickt werden, da diesem von allen Seiten gehuldigt wurde und die höchsten Personen seinen Umgang suchten. Tizian verkehrte noch mit einer Reihe ausgezeichneter

Männer, wie Sansovino, Ariosto, Tasso, Bembo, Veronese u. a., deren Freundschaft für seinen Charakter ein sehr günstiges Zeugniss ablegt. Des Edelmuthes, welchen Tizian seinen Landsleuten gegenüber bewies, seiner liebevollen Fürsorge für die Seinen und seines vornehmen, gastlichen Sinnes wurde bereits gedacht. Auf der anderen Seite ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, dass er, um seinen Vortheil zu wahren, Fürsten gegenüber sich eines gewissen Byzantinismus nicht enthielt. Der Geschäftsmann trat bei ihm gelegentlich mehr in den Vordergrund, als seiner Selbstachtung dienlich sein konnte, aber bis zur Kleinlichkeit artete sein Vorgehen doch nie aus und wir können, wenn wir den Geist seiner Zeit und namentlich seiner Kunstgenossen berücksichtigen, ihm doch das ertheilte Prädikat einer vornehmen Natur nicht absprechen. Ueber den Charakter Dürer's und Raffael's können wir uns kurz fassen. Raffael wird allgemein als eine durchaus harmonische Persönlichkeit geschildert, und bei Dürer bilden Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit die Grundzüge seines Wesens.

Von Holbein wissen wir nur, dass wenn er auch in gewissem Sinne leichtlebig war, es ihm doch an sittlichem Ernste nicht mangelte.

Rubens zeichnete sich nach den Berichten der Biographen durch Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit und unerschütterliche Festigkeit des Willens aus. Dabei war er wie Lionardo prachtliebend, wie sowohl aus seinen Werken als den Bauten, die er für sich aufführen liess, hervorgeht. Seine Rechtlichkeit bezeugt zur Genüge der Umstand, dass er bei Bilderverkäufen stets erwähnte, ob und in wie weit er die Hilfe seiner Schüler in Anspruch genommen hatte. Rubens hat auch ähnlich wie Lionardo und Raffael durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen Aller, die ihm näher traten, gewonnen.

Ueber Rembrandt's Charakter ist hinwiederum bei der Dürftigkeit der Nachrichten über sein Privatleben schwieriger zu urtheilen. Rembrandt war vor Allem ein Mann von nie versiegender Arbeitslust, dabei von ausgeprägtem Sinne für Häuslichkeit und höchst einfachen Lebensgewohnheiten. Auf geselligen Verkehr und äussere Ehren legte er wenig Gewicht, und bezeichnend ist in dieser Richtung sein Ausspruch: „Wenn ich mich ausruhen will, suche ich nicht Ehre, sondern Freiheit“ (Neumann). Man hat ihm auch mit Rücksicht auf seine Vorliebe für den Verkehr mit den unteren Volksschichten und seine zahlreichen Darstellungen aus dem Leben derselben eine Neigung zum Vulgären zugeschrieben. Während dieser Vorwurf kaum gerechtfertigt ist, da ihn an den Erscheinungen des niederen Volkslebens doch wahrscheinlich nur das ausgeprägt Charakteristische als Darstellungsobject künstlerisch interessirte, ist auf der anderen Seite doch nicht in Abrede zu stellen, dass vornehme Gesinnung Rembrandt fremd war. Wir wollen hier von dem Aergernisse, das er alsbald nach dem Tode seiner

Gattin Saskia durch seine Beziehungen zur Amme seines Sohnes Titus und einen daran sich anschliessenden Process gab, absehen, da auf der anderen Seite wieder feststeht, dass er in seinem Hause anstössiges Benehmen von Seiten seiner Schüler nicht duldete[1]), es ihm also an moralischem Sinne zweifellos nicht gebrach. Gewichtiger ist eine Reihe anderer Umstände. Rembrandt hat, um sich in den zerrütteten Vermögensverhältnissen zu helfen, in die er nach dem Tode seiner Gattin Saskia allmählich gerieth, vor geschäftlichen Transactionen bedenklicher Art nicht zurückgescheut. Es wurde auch der Verdacht laut, dass er vor dem völligen Zusammenbruche Vermögenstheile bei Seite geschafft habe, um dieselben seinen Gläubigern zu entziehen. Dass er Hendrikje Stoffels, welche ihm so viele Jahre hindurch die Gattin ersetzte und ihn auch in der Noth nicht verliess, lediglich aus materiellen Rücksichten nicht ehelichte, wurde schon erwähnt. Noch bezeichnender für Rembrandt's Charakter ist aber die Stellung, in welche er sich nach dem Eintritte seines Fallissements wenigstens formell begab, um sich weiteren Belästigungen durch seine nicht befriedigten Gläubiger zu entziehen. Sein ehelicher Sohn Titus und seine Geliebte Stoffels gründeten eine Kunsthandlung, in welcher Rembrandt nicht Theilhaber, sondern Gehilfe war; Lebensunterhalt und Wohnung erhielt er vom Geschäfte, er selbst bezahlte für Wohnungsmiethe und Verpflegung nicht mit Geld, sondern mit Kunstwerken.

Man kann bei der Nothlage, in welcher sich Rembrandt befand, dieses schlaue Abkommen wohl begreifen, doch lässt sich gewiss nicht leugnen, dass ein Mann von entwickelterem Ehrgefühl einen so erniedrigenden Ausweg aus der Klemme nicht gewählt hätte. Man darf nach dem Angegebenen wohl annehmen, dass der Künstler, den ein obscurer Literat vor Jahren der deutschen Nation als Erzieher aufoctroyiren wollte, ein Mann von keineswegs einwandfreiem Charakter war.

Von Meissonnier sagte Bourgeois: „Die Geradheit seines Charakters kam der Grösse seines Talentes gleich. Er war ein strenger Richter gegen sich selbst; er beneidete Niemand, er lobte und anerkannte das Verdienst, wo immer es ihm begegnete, er hielt mit seinem besten Rath nie zurück“.

Bezeichnend für seinen Charakter sind auch manche seiner Aussprüche, von denen wir einige schon früher erwähnt haben.

Hier seien noch angeführt:

„Wollen ist Können.“ „Ein wirklicher Künstler ist nie mit sich selbst zufrieden.“ „Wenn ich urtheile, so thue ich dieses nicht von meinem Standpunkte aus, sondern ich versuche mich in die Haut der

---

1) So wird berichtet, dass er einen Schüler, den er mit einem Modell spielend überraschte, sammt letzterem zum Haus hinausjagte.

Anderen zu versetzen, ich will den Grund und die Triebfedern ihres Handelns verstehen".

Halten wir das hier Angeführte mit dem an früherer Stelle über das Gefühlsleben und die Willensthätigkeit des Künstlers Bemerkten zusammen, so dürfen wir wohl sagen, dass Meissonnier eine Persönlichkeit von sehr sympathischem Charakter war.

Millet wurde von der Ungunst des Schicksals in einer Weise verfolgt, wie nur wenige grosse Künstler, und er hatte hierbei in reichstem Mafse Gelegenheit, den trefflichen Kern seines Wesens zu offenbaren. Er war von sanftem, aber sehr festem, man darf wohl sagen stoischem Charakter. An dem, was er als recht erkannt hatte, hielt er unerschütterlich fest, und er ertrug dabei schweigend die bitterste Nothlage, wie körperliches Leiden. So erwähnte er in den Briefen aus Barbizon, in denen er über das grösste Elend seiner Familie berichtete, nur das Thatsächliche ohne jede Klage. Der Gleichmuth, mit welchem Millet sein Elend hinnahm, hat nichts mit dem bei Künstlern so häufigen Leichtsinn zu thun. Er huldigte wie seine ackerbauenden Vorfahren einer durchaus ernsten Lebensauffassung; er erachtete es als selbstverständlich, dass man sich der Kunst, die ihm als ein Heiligthum galt, opfern müsse. Dabei kam ihm in allen Lagen wohl auch der Umstand sehr zu statten, dass er das Vertrauen zu sich nie verlor.

Ueber Feuerbach schreibt Allgeyer in der Vorrede seiner Biographie des Künstlers: „Aus Feuerbach's eigenen Aufzeichnungen leuchtet aus jeder Seite des Buches eine durch nichts zu brechende Schaffensenergie, Unbeugsamkeit, Zähigkeit und Ausdauer des Willens, der Muth der künstlerischen Initiative, mit der er in Auflehnung und im Kampfe gegen den Widerstand der Aussenwelt unerschütterlich festhält an seiner als Mission aufgefassten Aufgabe." Begreiflicherweise hatte das mächtige Selbstbewusstsein, das den Künstler in allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, auch seine Schattenseiten. Feuerbach war keiner von denjenigen, welchen die Erkenntniss ihres Werthes die Bescheidenheit nicht raubt, wie dies z. B. bei Michelangelo der Fall war; ein Zug von Eitelkeit und Unduldsamkeit ist bei ihm nicht zu verkennen. Sein Ausspruch: „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich", lässt darüber keinen Zweifel. Er bedurfte auch, wie Allgeyer erwähnt, um leben und schöpferisch thätig sein zu können, wenigstens seitens seiner Umgebung der vollen Anerkennung als Mensch und Künstler.

Mit der Eitelkeit verband sich bei Feuerbach, vielleicht als Ausfluss dieser, eine Neigung zum Luxus, die mit seinen äusseren Verhältnissen nicht in Einklang stand und häufig die Schwierigkeiten

seiner Lage erheblich vermehrte[1]). Endlich ist, wenn wir die Lebensführung des Künstlers namentlich in jüngeren Jahren berücksichtigen, nicht zu verkennen, dass ihm auch ein gutes Stück von dem echten Künstlerleichtsinn eigen war, der im Genusse des Augenblicks jede Rücksicht auf die Zukunft beiseite setzt. Allein all diese Mängel berühren nicht den Kern seines Charakters. Seine Herzensgüte, die Noblesse seiner Gesinnungen, der hohe Ernst seines künstlerischen Strebens, die Energie, mit der er den schwierigsten Lagen Trotz bot, nöthigen uns zu dem Urtheile, dass wir in Feuerbach eine entschieden vornehme Natur vor uns haben.

Böcklin's Charakter war trotz mancher verwandter Züge im Wesentlichen anders geartet, als der Feuerbach's. Selbstvertrauen, Thatkraft und Ausdauer in der Verfolgung künstlerischer Ziele besassen beide Männer vielleicht im gleichen Maſse. Was Böcklin aber daneben auszeichnet, ist vor Allem Muth nnd Entschlossenheit in den verschiedensten Lebenslagen. Er besass nicht nur den passiven Muth des Ertragens und Standhaltens, sondern auch den activen Muth, der vor keinem Wagnisse zurückschreckt. Wie er sich nicht besann, obgleich arm und ohne Aussicht auf baldigen grösseren Verdienst, eine mittellose Waise zu heirathen, so war er auch stets, wenn es die Verfolgung seiner künstlerischen Pläne erheischte, entschlossen und kühn genug, seine Existenz auf's Spiel zu setzen; auch in Gefahren für Leib und Leben bewahrte er die grösste Kaltblütigkeit. Ehrgeiz und Ruhmsucht spielten auf der anderen Seite unter den Triebfedern seiner Handlungen keine Rolle[2]). Auch auf materiellen Erwerb war sein Sinn keineswegs gerichtet; anmaſsenden Käufern Concessionen zu machen, lag ihm durchaus ferne, und von dem, was er nicht brauchte, pflegte er, wie Schmid berichtet, mit vollen Händen wegzugeben. Armuth und Mangel vermochten auch seine Stimmung immer nur vorübergehend zu beeinflussen, seine Productivität wurde dadurch nie herabgedrückt. Bei alledem war Böcklin eine Persönlichkeit von sehr energischem Selbstbewusstsein, eine entschiedene Herrennatur (Schmid.) Wenn er auch weder nach Auszeichnung und Einfluss, noch nach Reichthum und der Gunst des Publikums strebte, so beanspruchte er dafür andererseits, seinen eigenen Weg zu wandeln, den er als den allein richtigen erachtete, ohne sich um irgend Jemand zu kümmern. Böcklin wird auch als wahrheits-

[1]) Feuerbach selbst bemerkte: „Wenn mich die Armuth nicht demüthigte und zaghaft machte, ertragen wollte ich sie gerne. Und doch bin ich nicht für die Hütte geboren, sondern für den Palast."

[2]) Er selbst sagte von sich schon im frühen Mannesalter: „Eitelkeit und Ruhmsucht hat mir das Schicksal längst ausgeprügelt. Geben mir die Götter nur ein stilles Plätzchen, wo ich für mich ungeschoren leben kann. Schauen und schaffen möchte ich."

liebend und schonungsvoll gegen Schwächere geschildert; dass er ausserdem launisch und zu bizarren Einfällen geneigt war und letzteren einen Einfluss auf sein Handeln und seine künstlerische Thätigkeit gestattete, der seine Interessen entschieden schädigte, ist wohl nicht zu läugnen. Die an früherer Stelle erwähnten Schwankungen in seinem Gemüthsleben mögen für diese Verschrobenheiten eine gewisse Erklärung geben.

### 8. Vita sexualis, Nachkommenschaft.

Von unseren Künstlern sind vier (Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raffael und Feuerbach) unvermählt geblieben. Die übrigen acht waren verheirathet und hatten auch Nachkommenschaft. Von ihren Kindern hat keines das Genie des Vaters geerbt. Es sind aber auch geistige Abnormitäten, soweit die vorliegenden Nachrichten reichen, unter denselben wenig vertreten. Ein Sohn Tizian's führte trotz fortgesetzter väterlicher Mahnungen einen sehr liederlichen Lebenswandel, er litt wahrscheinlich an moral insanity. Ein Sohn Böcklin's musste wegen Geisteskrankheit in einer Anstalt untergebracht werden.

Bezüglich der Gestaltung des sexuellen Lebens bietet von unseren Künstlern nur Michelangelo Eigenthümlichkeiten, welche besondere Berücksichtung erheischen. Wir werden auf diesen Punkt jedoch erst bei Besprechung der pathologischen Erscheinungen bei unseren Künstlern eingehen.

### 9. Religiöse Anschauungen.

Lionardo wäre wohl wie sein Freund Jacopo Andrea aus Ferrara als Ketzer dem Henker verfallen, wenn die religiösen Anschauungen, zu welchen er sich in seinen Schriften bekannte, seiner Zeit zur Kenntniss weiterer Kreise gelangt wären. Man hat Lionardo als einen Vorläufer des Pantheismus bezeichnet, da er in der Natur im Kleinsten wie im Grössten das persönliche Walten Gottes annahm. In seiner letzten Lebenszeit scheint er einen von den Lehren der Kirche weniger abweichenden Standpunkt eingenommen zu haben, da er in seinem neun Tage vor seinem Tode verfassten Testamente seine Seele Gott, der gnadenreichen Jungfrau Maria, dem heiligen Michael und allen Engeln und Heiligen des Paradieses empfahl und äusserst detaillirte Vorschriften für ein pomphaftes kirchliches Begräbniss und die für sein Seelenheil zu lesenden Messen etc. gab.

Michelangelo war allzeit ein gutgläubiger Christ, wenn er sich auch gelegentlich über die Klerisei in recht bitterer Weise äusserte. Man könnte ihn nach heutiger Auffassung als liberalen Katholiken bezeichnen. Sein Christenthum war nicht äusserlicher Natur, sondern tief

in seinem Gemüthe wurzelnd. Er legte mehr Gewicht auf gute Werke, als auf pedantische Befolgung der kirchlichen Vorschriften, und die Wohlthätigkeit, die er vielfach im Stillen und an ihm ganz Fernstehenden übte, war jedenfalls zum Theil Ausfluss seiner religiösen Gesinnung. Im höheren Alter wurde er schwer von religiösen Scrupeln heimgesucht. Obwohl er in selbstloser Fürsorge für Andere zeitlebens das Höchste geleistet und für die Verherrlichung der Kirche seine volle, reiche Schaffenskraft stets eingesetzt hatte, glaubte er doch für sein Seelenheil nichts gethan zu haben und kein Anrecht auf den Himmel zu besitzen. wenn nicht wegen seiner glühenden Sehnsucht, sich von allem Irdischen loszulösen. In dieser Seelenpein suchte er, wie es scheint, dadurch Trost, dass er seine Gefühle in poetischer formvollendeter Weise zum Ausdruck brachte.

Raffael war zweifellos von kirchlich-religiöser Gesinnung. Abgesehen von seinen Kunstwerken spricht hierfür der Umstand, dass er in seinem Testamente das Vermögen seines Vaters der Bruderschaft von Santa Maria della Misericordia vermachte.

Ueber Tizians religiöse Gesinnungen ist uns nichts Näheres bekannt; doch liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass er ein gutgläubiger Sohn der Kirche war. Er verkehrte, wie mit Potentaten, so auch viel mit hohen Kirchenfürsten und malte auch viele Bilder religiösen Inhalts. Dürer war ein Mann von tief religiösem Sinn, was sowohl aus seinen Werken, wie aus verschiedenen Aeusserungen in seinen Briefen und Schriften hervorgeht. Seine künstlerische Thätigkeit wurde auch in erster Linie von seinen religiösen Ideen bestimmt. Wie Springer bemerkt, fasste Dürer die Schilderung des Leidens Christi geradezu als Lebensaufgabe auf, und es konnte auch nur ein Mann, der sich mit seinem ganzen Sinne in die Passion versenkte, dieselbe so zur Darstellung bringen, wie es Dürer gelang. Bei Dürer's religiösem Eifer ist es sehr begreiflich, dass ihn die Reformationsbewegung mächtig interessirte. Er wurde ein entschiedener Verehrer Luther's und Bekenner seiner Lehre. In seiner letzten Lebenszeit trat er auch mit Melanchton und anderen an der Reformation hervorragend betheiligten Personen in lebhaften Verkehr.

Holbein war ebenfalls ein entschiedener Anhänger der Reformation. Er hat verschiedene Reformationsschriften illustrirt und mit Titelblättern versehen. In seinen Bildern, auch in den Zeichnungen zu Erasmus's „Lob der Narrheit“ behandelt er Mönchs- und Kirchenwesen oft mit scharfem Spotte, und manche der Blätter, die er in Basel und in England zeichnete, reden, wie Woltmann erwähnt, eine so kühne Sprache, dass er sie wohl nur wenigen Eingeweihten zeigen konnte.

Rubens war, wie schon erwähnt wurde, ein sehr fleissiger Besucher der Messe und befolgte auch sonst die Vorschriften seiner Kirche pünktlich. Trotzdem bestehen berechtigte Zweifel darüber, ob seine

Frömmigkeit tiefer wurzelte und mehr als eine Aeusserlichkeit und Gewohnheit war.

Rembrandt gehörte der Secte der Mennoniten an und war wie alle Mitglieder dieser Secte sehr bibelfest. Seine Lebensgewohnheiten, sowie der Umstand, dass er weder seine Frau noch seinen Sohn zum Uebertritt zu seiner Confession veranlasste, sprechen jedoch dafür, dass er es mit seinem Mennonitenthum nicht sehr ernst nahm. Rembrandt scheint mit Theologen der verschiedensten Bekenntnisse verkehrt zu haben. Neumann folgert aus den Bildern Rembrandt's, dass dieser in späteren Jahren sich dem Mysticismus ergab, doch handelt es sich hier nur um Vermuthungen, auf die näher einzugehen wir keinen Anlass haben.

Meissonnier war ein Mann von tief religiösem Gemüthe, wie verschiedene seiner Aussprüche zeigen. Er glaubte nicht nur an Gott und an ein Jenseits, er spendete auch einzelnen Einrichtungen des Katholicismus seine volle Bewunderung. Von streng gläubigem Katholicismus war jedoch bei ihm keine Rede, wenn er sich auch nicht entschliessen konnte, Renan's „Leben Jesu" zu lesen. „Ich glaube einfach an Gott", erklärte er u. A. „es ist die Sache der Geistlichen, die Räthsel zu lösen. Das Mysterium ist das Wesen der Religion, man muss es zulassen wie den göttlichen Ursprung, von dem das Uebrige ausgeht." „Was uns hier verworren und unerklärt erscheint, wird als klar und logisch jenseits sich ergeben, wenn uns die göttlichen Ansichten über die Welt enthüllt werden."

Millet wurden in seinem Elternhause schon religiöse Gesinnungen eingepflanzt. Sein Glaube besass jedoch keine confessionelle Färbung. Er verehrte Gott als den Schöpfer alles Schönen, Grossen und Erhabenen in der Natur.

Böcklin huldigte, wie es scheint, pantheistischen Anschauungen, Feuerbach der freireligiösen Richtung; letzterer bewahrte sich dabei den Gottesglauben.

## 10. Physische Persönlichkeit.

Was die physische Persönlichkeit unserer Künstler betrifft, so waren dieselben zumeist Männer von stattlicher Figur, zwei derselben, Lionardo da Vinci und Böcklin, sogar von aussergewöhnlicher Grösse und Körperkraft. In der ganzen Gruppe findet sich nur ein Mann von kleiner Statur, Meissonnier; Michelangelo war zwar nur von mittlerer Grösse, aber von sehr gedrungenem, kräftigem Bau, und bezüglich seiner physischen Leistungsfähigkeit ist der Umstand bezeichnend, dass er noch in seinem 60. Lebensjahre im Stande war, von einem Marmorblocke in einer Stunde mehr wegzumeisseln, als mehrere andere Männer in der gleichen Zeit vermochten. Da das Antlitz nicht

mit Unrecht als Spiegel der Seele betrachtet wird, verdient auch der Umstand Erwähnung, dass eine Anzahl unserer Künstler von sehr anziehendem Aeusseren war. Lionardo da Vinci, Raffael, Tizian, Dürer, Rubens und Feuerbach können als schöne Männer bezeichnet werden.

## 11. Pathologisches.

Bei Betrachtung der pathologischen Vorkommnisse im Leben unserer Künstler, zu der wir im Folgenden übergehen, werden wir uns dem Zwecke unserer Untersuchung entsprechend vorzugsweise mit den Anomalien auf seelischem Gebiete beschäftigen.

Lionardo starb 1519 im 68. Jahre nach einer mehrmonatlichen Erkrankung, über deren Natur uns nichts Näheres bekannt geworden ist. Bemerkenswerth, wenn auch nicht pathologisch, ist, dass Lionardo Linkshänder war, und jedenfalls aus diesem Grunde seine sämmtlichen Werke in Spiegelschrift schrieb, was deren Entzifferung, abgesehen von anderen Umständen, sehr erschwerte. Michelangelo erreichte ein höheres Alter, er starb im 90. Lebensjahre obwohl er zeitlebens bei dürftiger Ernährung seine Gesundheit nie geschont hatte und mehrfach von schweren körperlichen Erkrankungen heimgesucht worden war[1]. Von der ausserordentlichen Zähigkeit, die er noch im höchsten Alter an den Tag legte, zeigt folgender Vorfall: Im August 1561, in seinem 87. Lebensjahre, stürzte er während der Arbeit zu Boden und blieb bewusstlos liegen. Er war, wie Grimm berichtet, Morgens aufgestanden und hatte ohne Schuhe und Strümpfe am Zeichentische gearbeitet. Kurz darauf ritt er aber schon wieder aus. Wie Lionardo war auch Michelangelo Linkshänder. Uns interessirt hier jedoch in erster Linie das psychische Verhalten des Künstlers. Wir haben schon an früherer Stelle einzelne Züge in seinem Wesen kennen gelernt, die man als pathologisch erachten kann; hierher gehören der melancholische Grundzug seiner Stimmung, die Seite 84 berührten religiösen Scrupel und seine ausserordentliche gemüthliche Reizbarkeit. Lombroso hat jedoch aus dem Leben Michelangelo's eine ganze Reihe von Daten gesammelt, die nach seiner Ansicht Aeusserungen eines krankhaften Seelenzustandes darstellen. Wir können hier nur einzelne der von Lombroso angeführten Punkte berücksichtigen, und es wird sich dabei ergeben, dass die Auffassung, welche der italienische Forscher bezüglich derselben vertritt, nicht stichhaltig ist. An erster Stelle bemerkt Lombroso: „Für seine Flucht aus Rom nennt Michelangelo, ausser Geldverlegenheiten Gründe, die ihn als einen zweifel-

[1]) Wir wollen hier nur erwähnen, dass er im Jahre 1544 bei seinem Freunde Luigi del Riccio schwer krank lag und 1549 sehr an Steinbeschwerden litt.

losen Hallucinanten erscheinen lassen. „Noch ein anderer Grund trieb mich fort; es wird genügen anzudeuten, dass ich glauben musste, wenn ich in Rom bliebe, würde mein Grab früher gegraben werden als das des Papstes, und das war die Ursache meiner plötzlichen Abreise.“ Die Umstände, welche der Flucht Michelangelo's aus Rom vorhergingen, lassen diesen jedoch durchaus nicht als Hallucinanten erscheinen, wenn er Befürchtungen für sein Leben äusserte. Der Künstler war — wir folgen hier der Darstellung Grimm's — bei Papst Julius II. offenbar in Ungnade gefallen und hatte die höchst verletzende Behandlung, welche ihm dieser Papst zu Theil werden liess, einige Zeit ruhig ertragen. Als er jedoch bei dem Versuche, in den päpstlichen Palast zu gelangen, von einem der Dienstthuenden zu Folge einer direkten Weisung des Papstes fortgewiesen wurde, riss sein Geduldfaden, und er ritt spornstreichs von Rom weg, nachdem er dem Papst hatte wissen lassen, das dieser künftig, wenn er etwas brauche, ihn aufsuchen möge.

Bei der Gewaltthätigkeit und Rachsucht Julius II. war ein Gewaltakt seitens desselben gegen Michelangelo durchaus nicht ausgeschlossen, und Michelangelo konnte sehr wohl einen solchen befürchten, ohne an Hallucinationen oder Wahnideen zu leiden. Vielleicht wollte aber der Künstler mit der erwähnten Aeusserung nur andeuten, dass er befürchtete, bei längerem Verweilen in Rom vor Aerger zu Grunde gehen zu müssen.

Lombroso fährt fort: „Stets steckte er voll krankhafter Befürchtungen. 1494 verlässt er plötzlich seinen Aufenthaltsort, weil ein Lautenspieler Namens Cordiere ihm einen mysteriösen Traum erzählte. 1525 floh er aus Florenz vor dem Anblick eines Menschen, der (so schreibt er) von der Porta San Niccolo kam, ich weiss nicht, ob von Gott oder vom Teufel gesandt“.

Die nähere Prüfung des Thatbestandes ergiebt jedoch, dass in beiden Fällen die Flucht Michelangelo's nicht von krankhaften Befürchtungen ausging und durchaus nichts Auffälliges darstellt. Nach Grimm liegen der Flucht Michelangelo's aus Florenz im Jahre 1494 folgende Umstände zu Grunde: Florenz befand sich damals im Kriegszustande und in sehr gefährdeter Lage, da ein feindliches französisches Heer gegen die Stadt anrückte und Piero dei Medici in Florenz keine Truppen zur Vertheidigung zur Verfügung hatte. Die Gemüther der Florentiner waren in Folge dieser Sachlage von Angst und Schrecken erfüllt, und bei Michelangelo trat zu den allgemeinen Ursachen der Besorgniss ein seltsames persönliches Erlebniss hinzu, das unter den gegebenen Verhältnissen auf ihn einen unwiderstehlichen Einfluss äusserte. In der Umgebung Piero's befand sich ein gewisser Cordiere, Lautenspieler und Improvisator seines Zeichens. Dieser erzählte Michelangelo

unter allen Zeichen des Entsetzens, dass ihm wiederholt Lorenzo, Piero's Vater, im Traum erschienen sei und ihn beauftragt habe, Piero seine alsbaldige Vertreibung aus Florenz anzukündigen. Michelangelo ertheilte Cordiere den Rath, von seinem Traume Piero Mittheilung zu machen, was dieser auch that, jedoch nur, um von dem Fürsten und seiner Umgebung verhöhnt zu werden.

Michelangolo wurde durch den Inhalt des Traumes ebenso als durch die anscheinende Verblendung des Medicäers in Erregung versetzt. Der Glaube an übernatürliche Winke der Vorsehung war damals allgemein verbreitet; die Zeitverhältnisse und der besondere vorliegende Fall mussten diesen Glauben bei Michelangelo ausserordentlich steigern, sodass es ihm wohl rathsam erscheinen konnte, den bevorstehenden traurigen Zuständen in Florenz sich durch die Flucht zu entziehen. Michelangelo wandte sich damals mit zwei Freunden nach Venedig.[1])

Die zweite Flucht Michelangelo's aus Florenz erfolgte nach Grimm im Jahre 1529, nicht, wie Lombroso angibt, 1525. Florenz war damals Republik und wieder in Kriege verwickelt und Michelangelo als Festungsbaumeister thätig. Die Sache der Stadt stand sehr schlimm. Der Befehlshaber der florentinischen Truppen Malatesta erregte durch sein Benehmen den Verdacht, dass er im Solde des mit Florenz im Kriege liegenden Papstes stehe und diesem die Stadt ausliefern werde. Michelangelo hatte, wie Grimm berichtet, besondere Gründe Malatesta als Verräther und die Stadt deshalb als verloren zu betrachten, da er in der Armirung der Wälle absichtliche Nachlässigkeiten wahrnahm, und als er hievon der Regierung Mittheilung machte, nur ausgelacht und verhöhnt wurde. Nachdem er in höchster Erregung den Palast verlassen hatte, traf er in San Miniato einen gewissen Rinaldo Corsini, der ihm zuflüsterte, er solle fliehen, wenn er sein Leben retten wolle, in wenigen Stunden würden die vertriebenen Medici in der Stadt sein. Michelangelo zögerte anfänglich, doch in Folge des andauernden Drängens Corsini's entschloss er sich zur Flucht.

Es war, wie wir sehen, hier nicht eine krankhafte, sondern eine reell begründete Befürchtung, die Michelangelo bestimmte zu entweichen und dadurch sein Leben seiner Familie, die seiner bedurfte, zu erhalten.[2])

Nach Lombroso gehört ferner zu den wichtigsten psychischen Anomalien Michelangelo's seine völlige Gleichgiltigkeit gegen das

[1]) Cordieres Traum ging übrigens in Erfüllung.

[2]) Nachträglich gerieth Michelangelo allerdings in Zweifel darüber, ob Corsini, der ihn zur Flucht veranlasst hatte, ihm ein wahrer oder falscher Freund war. Darauf mag sich die Bemerkung „ob von Gott oder vom Teufel gesandt" beziehen. Dass aber M. vor dem Anblick Corsini's floh, ist nach den Angaben Springer's und Grimm's nicht richtig.

Weib. Lombroso führt allerdings hierfür eine Reihe von Argumenten an, (dass seine Meisterwerke nur Männer darstellen, dass er nie weibliche Modelle benützte etc.), doch können dieselben nicht als stichhaltig bezeichnet werden. Dass das Weib bei ihm Empfindungen zu erregen vermochte, erhellt schon aus seinem Verhältnisse zu Vittoria Colonna, das erst im späteren Alter sich entspann und ein rein platonisches bleiben musste. Indess spricht Michelangelo in Versen, die er im Alter schrieb, von den Leidenschaften, die in der Jugend sein Herz zerrissen und es ist sehr wahrscheinlich, dass Michelangelo lediglich durch die Ueberzeugung von seiner Hässlichkeit in jüngeren Jahren abgehalten wurde, intimere Beziehungen mit weiblichen Personen anzuknüpfen. Michelangelo stand im 60. Jahre, als er Vittoria Colonna, die Wittwe des Marchese di Pescara kennen lernte, welche damals das Matronenalter bereits erreicht hatte. Die Neigung der Wittwe zu Michelangelo war nicht minder heftig, als die ihres Verehrers; von der Leidenschaft, welche Michelangelo erfüllte, zeugen ebensowohl die Sonette, welche er an die Marchesa richtete, als der Schmerz, welchen ihm ihr Tod bereitete. Als Vittoria 1547 starb, kam Michelangelo fast von Sinnen, und Condivi berichtet, dass er Michelangelo sagen hörte, nichts schmerze ihn so sehr, als dass er sie auf dem Sterbebette nicht auf die Stirn und das Gesicht geküsst habe, wie er ihre Hand geküsst.

Während demnach in Bezug auf das Verhalten zum weiblichen Geschlechte bei Michelangelo eine Anomalie nicht sicher nachweisbar ist, besteht in seiner vita sexualis ein dunkler Punkt, der von Lombroso nicht näher berührt wird. Dieser betrifft sein Verhältniss zu Tommaso dei Cavalieri, einem jungen römischen Edelmann, der ein begeisterter Kunstfreund und Sammler antiker Sculpturen und Gemmen war. Wie aus Briefen und Gedichten Michelangelo's, sowie aus Mittheilungen seiner Freunde hervorgeht, erfüllte den Künstler eine unheimliche Leidenschaft für diesen jungen Mann, die wenige Jahre vor dem Verhältnisse zu Vittoria Colonna begann, und was besonders merkwürdig erscheint, durch dieses nicht beseitigt wurde. Die Beziehungen Michelangelo's zu Tommaso dei Cavalieri erhielten sich bis zu seinem Tode.

Es liegt hier nahe an eine homo-sexuelle Neigung zu denken, die um so auffallender erscheinen dürfte, als sie sich mit der überschwenglichsten Verehrung eines Weibes vertrug. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, dass das Verhältniss Michelangelo's zu Tommaso verschieden gedeutet wird. Vasari, der dasselbe eingehend berührt, scheint darin nichts Abnormes erblickt zu haben, und Grimm betrachtet dasselbe als ein gewöhnliches Freundschaftsverhältniss. Trotz alledem können wir in Erwägung der eigenen Aeusserungen Michelangelo's den Schluss

nicht abweisen, dass in seiner Neigung zu dem jungen Römer ein pathologisches Element sich kundgab.

Die Erfahrung lehrt, dass bei Männern mit conträr-sexualen Neigungen nicht immer völlige Indifferenz dem Weibe gegenüber sich geltend macht; homo- und heterosexuelle Gefühle können auch nebeneinander bestehen. Das Auffällige in Michelangelo's Fall liegt meines Erachtens lediglich darin, dass bei ihm die Gefühle für das männliche wie das weibliche Object zur leidenschaftlichen Glut sich steigerten und in dieser Intensität nebeneinander sich erhielten, was sonst kaum je beobachtet wurde.

Lombroso bemängelte auch, dass Michelangelo, der zeitlebens so bescheiden war, im hohen Alter mit seiner adeligen Abkunft prahlte und seine Abstammung von den Grafen von Canossa behauptete. Für letztere liegt ein Beweis nicht vor; dagegen hatte Michelangelo zweifellos Grund zu einem gewissen Familienstolze, da die Buonarroti's seit Generationen, wenn auch nicht zum hohen Adel, so doch zu den angesehensten Geschlechtern von Florenz zählten, wie wir bereits erwähnten. Dass er im Alter und speciell seinem Neffen Lionardo gegenüber auf diesen Umstand Gewicht legte, mochte darin seinen Grund haben, dass er letzteren zu einem seiner Familie würdigen Lebenswandel anspornen wollte.

Wir ersehen aus dem vorstehend Angeführten, dass wir, wenn wir auch Lombroso in seinem Urtheile über Michelangelo keineswegs in allen Punkten beipflichten können, doch zugeben müssen, dass die Persönlichkeit des grossen Künstlers verschiedene pathologische Züge aufweist. Es handelt sich jedoch bei Michelangelo weder um Symptome des Irrsinns, noch einer ausgesprochenen Neurose, sondern lediglich um Erscheinungen, welche dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten angehören. Zieht man das Lebenswerk des Mannes in Betracht, seine Leistungen noch im höchsten Alter, und die Kämpfe, die er zu bestehen hatte, so lässt sich auch nicht verkennen, dass in seinem geistigen Wesen das Krankhafte einen mehr parasitären Charakter hatte und das Gesunde so weit überwog, dass wir keinerlei Veranlassung haben, Michelangelo zu den psychisch kranken Genies zu zählen.

Tizian war, so weit bekannt, in seinem Leben nie ernstlich krank: er erlag im Jahre 1576, im 100. Lebensjahre nicht der Schwäche des Alters, sondern der damals herrschenden Pest, nachdem diese bereits von 190000 Einwohnern Venedig's 50000 Opfer gefordert hatte.

Raffael hatte, wie bereits erwähnt wurde, durch ausserordentliche Ueberanstrengungen seinen Nervenzustand geschädigt, sodass bei ihm in den letzten Lebensjahren eine gewisse Verstimmung bemerklich wurde. Die aufreibende Thätigkeit, deren er sich hingab, blieb wohl auch nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf seine wahrscheinlich von Haus aus nicht

sehr kräftige Constitution. Er starb nach kurzem Krankenlager an einem hitzigen Fieber (wahrscheinlich Malaria), das er sich durch seine Theilnahme an den Ausgrabungen der Ruinen des alten Rom zugezogen hatte.

Böse Zungen hatten behauptet, dass er durch Excesse in venere seine Lebenskraft aufgezehrt habe, doch hat selbst Vasari, der dieses Gerücht am meisten in Umlauf setzte, hiefür keinen Beweis beizubringen vermocht.

In Dürer's Wesen machte sich, wie wir schon erwähnten, ein träumerischer Hang bemerklich, welcher zum Theil die Grenzen des Normalen überschritt. Es kam bei ihm vor, dass er bei Tage in einen traumartigen Zustand gerieth, in dem er die lebhaftesten Visionen hatte. So erzählt Dürer's Freund Willibald Pirkheimer, dass der Künstler einmal beim Vorbeimarsch eines Söldnerhaufens mit Waffengeklirr und Kriegsmusik in eine andere Welt entrückt worden sei und ihm nachträglich mitgetheilt habe, dass er im Geiste so schöne Dinge geschaut habe, dass sie verwirklicht ihn zum glücklichsten Menschen machen würden (Springer). Da Dürer auch ungemein phantastische Nachtträume hatte, denen er grosse Bedeutung beilegte und viel Einfluss auf seine künstlerische Thätigkeit gestattete, so ist es begreiflich, dass er selbst unter seinen Freunden als „Träumer" galt. Dürer wurde in der letzten Zeit seines Lebens viel von körperlichen Leiden heimgesucht, die von seiner rastlosen Thätigkeit mit verursacht gewesen sein mögen. Er starb im 57. Lebensjahre am 6. April 1528 nach langem Kränkeln, jedoch plötzlich ohne Vorhergang schwerer Erscheinungen.

Holbein wurde wahrscheinlich 1543 im 49. Lebensjahre von der damals in London grassirenden Pest weggerafft. Von krankhaften Erscheinungen auf geistigem Gebiete ist bei demselben nichts bekannt.

Rubens wurde in den fünfziger Jahren seines Lebens öfters von Gichtanfällen heimgesucht. Zu Anfang des Jahres 1640 verschlimmerte sich sein Zustand derart, dass man sein Ende als bevorstehend erachtete. Doch wurde er erst am 30. Mai 1640 (im 63. Lebensjahre) durch einen Herzschlag von seinem Leiden erlöst.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse Rembrandt's wissen wir nichts Näheres.

In einzelnen Werken dieses Meisters zeigen sich Eigenthümlichkeiten speciell in der Verwendung der Farben, welche Neumann zu der Annahme veranlassten, dass Rembrandt unter dem Einflusse von Zwangsvorstellungen stand. „Wenn die Psychologie", bemerkt der genannte Autor, „von Zwangsvorstellungen spricht, die unter Umständen dem Denken und Wollen eines Menschen gebieterisch den Weg weisen, so ist es wohl nicht möglich, auf andere Weise die künstlerische Ausdrucksweise Rembrandt's zu erklären. Es ist dies eine der Stellen, wo Genie und holder Wahnsinn sich berühren. Die besten Belege dieses

unfrei dämonischen Zustandes sind zwei Gemälde vom Ausgang der dreissiger Jahre, beide in der Dresdener Sammlung, „die Hochzeit Simsons" und das „Doppelbildniss des Künstlers und seiner Frau." Neumann hebt bei Besprechung des erstgenannten Bildes als auffälligsten Umstand hervor, dass in demselben „Losgebundenheit und Lärm mit einer Farbenscala ausgedrückt worden sind, die das geräuschlos Weichste und Delikateste ist. was sich ersinnen lässt." Nach Neumann ist Rembrandt hier seiner Leidenschaft für verschossene, matte, sorgfältig abgestimmte Farbentöne völlig erlegen. Auch an dem Doppelbild findet der Autor den Contrast der coloristischen Tonart zum Objecte der Darstellung am Auffälligsten. „Die Orgie ist in einem fast katzenjämmerlichen smorzato vorgetragen. Wie können Leute in so delikat gestimmten und lautlosen Farben sich so lustig betragen? Der Vorgang ist ohne ein sehr kräftiges und lautes Prosit nicht denkbar, eines aber schreit nicht mit, die Farbe."

Wir können mit Neumann zugeben, dass in den erwähnten Gemälden die coloristische Behandlung zu dem darzustellenden Objecte in einem gewissen Contraste steht und den allgemein anerkannten Kunstregeln nicht entspricht. Wir haben aber deswegen noch keine Veranlassung, bei Rembrandt Zwangsvorstellungen anzunehmen, die seine künstlerische Thätigkeit wenigstens zeitweilig beherrschten.

Zwangsvorstellungen sind im Allgemeinen krankhafte psychische Elemente, und man könnte die Eigenthümlichkeiten der Farbenverwerthung in den erwähnten Bildern auf solche nur dann zurückführen, wenn dieselben mit den künstlerischen Gewohnheiten des Meisters nicht in Verbindung zu bringen wären. Allein Rembrandt besass, wie Neumann selbst erwähnt, eine Leidenschaft für verschossene, matte Farben, d. h. er bevorzugte diese Farben gewohnheitsgemäss, und in den in Frage stehenden Bildern ergab er sich dieser Neigung nur in besonders auffälligem Maſse Einen krankhaften psychischen Zwang bei Rembrandt anzunehmen, der im Gegensatz zu seinem normalen Vorstellen und Fühlen stand, liegt daher kein ausreichender Grund vor. Rembrandt starb 1669 wahrscheinlich im 64. Lebensjahre.

Meissonnier, † 1891, erreichte ein Alter von 78 Jahren. Bis zu Beginn der 70er Jahre war er von seltener körperlicher und geistiger Gesundheit und deshalb höchst unglücklich, als mit zunehmendem Alter doch mehr und mehr sich Unpässlichkeiten einstellten, welche ihm das künstlerische Schaffen erschwerten. Die letzten Jahre seines Lebens waren durch verschiedene zum Theil qualvolle Leiden getrübt. Die rechte Hand wurde ihm bei der Arbeit schwer; im Daumen dieser Hand stellten sich äusserst heftige Schmerzen ein, die keinem Mittel wichen. Auch von Anfällen von Schwindel und Herzkrampf (Angina pectoris) wurde der Künstler heimgesucht.

Millet war ein vielgeprüfter Dulder, dessen wahrhaft tragisches Geschick uns das tiefste Mitgefühl abnöthigt. Von schweren Erkrankungen hatte der Künstler zwar bis in die letzte Zeit seines Lebens nur einen Gelenkrheumatismus durchzumachen, der ihn in die äusserste Lebensgefahr brachte. Dafür gesellten sich bei ihm zu der drückendsten materiellen Lage sehr häufig körperliche Leiden, die seine Standhaftigkeit auf die härteste Probe stellten. Millet litt an Migräne, und dieses Uebel stellte sich bei ihm in der Regel bei Ueberarbeitung ein, um ihn Tage und Wochen zu peinigen. Es ist begreiflich, dass bei dem Dulder, wenn er neben den Seelenqualen, die ihm sein Elend bereitete, auch noch von andauernden Migräneschmerzen heimgesucht wurde und keinen Ausweg aus seiner bejammernswerthen Lage vor sich sah, Selbstmordgedanken auftauchten. Die Liebe zu seiner Familie setzte ihn jedoch immer wieder in den Stand, diese Gedanken zu überwinden und den Kampf um's Dasein fortzusetzen. Als Millet's Schicksal sich endlich zum Besseren gewendet hatte, die Bestellungen bei ihm nicht mehr auf sich warten liessen, war seine Constitution untergraben; er begann zu kränkeln. Häufige Migräneanfälle und andere nervöse Beschwerden schmälerten seine Arbeitsfähigkeit mehr und mehr, was seine Stimmung sehr verdüsterte. Im September 1873 klagt er in seinen Briefen über äusserst quälenden Husten und körperlichen Verfall. Das schwere Leiden, das ihn befallen hatte (wie es scheint Lungentuberkulose) kam nicht mehr zum Stillstand. Husten, Fieber und Lungenblutungen steigerten im folgenden Jahre bei ihm die Entkräftung, und am 20. Jannar 1875 erlöste der Tod den erst 60 jährigen Künstler. Millet sah sein Ende voraus und klagte mit herzzerreissenden Worten über sein Geschick, dass er sterben müsse in dem Momente, in dem er anfange in Natur und Kunst klar zu sehen.

Ueber Böcklin's Gesundheitsverhältnisse sind wir nicht völlig in dem wünschenswerthen Maſse aufgeklärt, obwohl der Künstler erst vor Kurzem sein Dasein beschloss und schon während seiner Lebenszeit zahlreiche biographische Arbeiten über ihn veröffentlicht wurden. Indess erhellt aus dem Bekanntgewordenen zur Genüge, dass bei dem Künstler ausser den bereits erwähnten noch manche andere psychopathische Erscheinungen zu Tage traten. Schmid berichtet, dass Böcklin während seines Aufenthaltes in Paris, wo ihn die Erlebnisse in den Revolutionstagen mit Grauen erfüllten, schlecht schlief und Anfälle von Nachtwandeln hatte. Während seines 1. Aufenthaltes in München erkrankte Böcklin im 33. Lebensjahre mit zweien seiner Kinder an Typhus, wobei sein Leben wochenlang in Gefahr schwebte.

Meissner erwähnt, dass Böcklin in den 70er Jahren schwer erkrankt und in einer Nervenheilanstalt gewesen sein soll. Man hat mit dieser Krankheit, über

welche nichts Zuverlässiges bekannt ist, das berühmte Selbstporträt des Künstlers in Verbindung gebracht, auf welchem der Tod hinter ihm mit einer Geige dargestellt ist.

Man glaubte auch, dass die fragliche Krankheit bei dem Künstler zu einer organischen Veränderung der Augen und damit zu einer Art Farbenblindheit geführt habe; auf letztere wollten Manche die auffällige Vorliebe für das Ultramarin zurückführen, die einige Zeit hindurch in den Gemälden des Künstlers nach ihrer Meinung zu Tage trat. Meissner, der selbst zugesteht, dass er weder von der erwähnten Erkrankung Böcklin's, noch von dessen Behandlung in einer Nervenheilanstalt etwas Näheres weiss, erachtet die Vorliebe für das Ultramarin als eine zweifellos pathologische Erscheinung, während H. A. Schmid in seiner Biographie des Künstlers weder von der in Rede stehenden Erkrankung, noch von einer auffälligen oder gar pathologischen Vorliebe Böcklin's für Ultramarin etwas erwähnt. Letzterer Autor bemerkt: „Die frühesten Werke der Florentiner Zeit (1874—1885) fallen auf durch ihr herbes Colorit, das leuchtende Roth verschwindet fast ganz aus den Bildern. Ein lichtes Blaugrau, Braun, Gelb und Grün und in den Bildern um 1880 ein leuchtendes Ultramarinblau sind öfters die Farben, die den Eindruck bestimmen." Nach Schmid soll die Sage von Böcklin's Farbenblindheit auf den »David« im Gartensaal bei Sarrasin, an dem man die Schatten am Kopfe grün fand, zurückgehen. Wie der gleiche Autor erwähnt, bemerkte ein Freund Böcklin's, welcher sich mit dem Studium der Farbenblindheit beschäftigte, schon damals, dass Böcklin eine über das Gewöhnliche hinausgehende Farbenempfindlichkeit besass.

Mein hiesiger College, Herr Augenarzt Dr. Neustätter, welcher die Güte hatte, sich auf meine Veranlassung an Böcklin's Sohn, Herrn Carlo B., zu wenden, erhielt von diesem die Mittheilung, dass sein Vater nie in einer Nervenheilanstalt war und nie eine besondere Vorliebe für Blau besass. Böcklin's Sehvermögen wurde 1889 von den Augenärzten Prof. Horner und Haab in Zürich untersucht; hierbei wurde constatirt, dass er ein sonst nie so beobachtetes vollkommenes Auge besass."

Meissner erwähnt als pathologische Eigenthümlichkeiten Böcklin's neben den schon früher berührten Stimmungsschwankungen nnd dem Misstrauen, seine für einen gebildeten Mann absonderliche Abneigung gegen das Schreiben und ein Vorkommniss, dessen Kenntniss er der Mittheilung eines durchaus glaubwürdigen Bekannten verdankt. Der betreffende Herr erzählte, dass Böcklin bei wiederholten gemeinsamen Besuchen von Weinlokalen stets auffällig Rückendeckung an einem Wandplatze gesucht habe, und während er sich argwöhnisch nach der Platznahme umsah, fragte, ob der Gastfreund diesen oder jenen Anwesenden für stärker halte als ihn.

Man könnte aus diesem Verhalten schliessen, dass bei dem Künstler paranoische Wahnideen (Verfolgungswahn) bestanden. Da jedoch die Verfolgungsideen bei Paranoia (Verrücktheit) sich in der Regel weiter entwickeln und zu einem System von Wahnideen ausbilden, von einem derartigen krankhaften Zustande bei Böcklin jedoch selbst von Personen, die lange Zeit mit ihm zu verkehren Gelegenheit hatten (z. B. von Flörke), nichts wahrgenommen wurde, müssen wir von der Annahme abstehen, dass es sich bei Böcklin um Wahnideen handelte. Wahrscheinlich

stand Böcklin unter dem Einflusse von Zwangsvorstellungen, welche mitunter inhaltlich den Character von Verfolgungsideen annehmen.

So ist es mir öfters vorgekommen, dass bei neuropathischen Personen zeitweilig beim Besuche eines Gastlokales die Idee auftrat, dass die in der Nähe befindlichen Personen sie beobachteten, sie mit feindseligen oder höhnischen Blicken musterten und dergleichen. In anderen Fällen trat bei den Kranken zeitweilig die Idee auf, dass sie von bestimmten Personen Uebles zu gewärtigen hätten; bei einer Patientin handelte es sich sogar um Vergiftungsideen. In allen diesen Fällen tauchten die Verfolgungsideen nur vorübergehend auf, und die Betreffenden sahen in der Regel nachträglich die Grundlosigkeit ihrer Annahme völlig ein, wenn sie auch während des Bestehens der Vorstellungen das Krankhafte und Unmotivirte derselben keineswegs erkannten. Um Vorstellungen der erwähnten Art mag es sich wohl auch bei Böcklin gehandelt haben.

Schon im Jahre 1888 machte sich bei Böcklin ein auffallender Nachlass der Schaffenskraft bemerklich. Seine Gesundheitsverhältnisse wurden in der Folge auch schwankend. Am 14. Mai 1892 wurde er zum ersten Male von einem Schlaganfalle heimgesucht (Schmid)[1]), welcher ihn für lange Zeit an das Bett fesselte und eine bleibende Lähmung zur Folge hatte. Dieses Ereigniss blieb begreiflicherweise nicht ohne schwere Folgen für die Schaffenskraft des Künstlers. Wenn er auch zeitweilig zur Durchführung grösserer Werke sich noch aufzuraffen vermochte, trat doch der Rückgang seiner Kräfte immer stärker zu Tage. Auch sein körperlicher Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, „die Steifheit der Glieder nahm zu, die Zunge war fast ganz gelähmt, so bot er das erschütternde Bild eines Helden, mit dem es zu Ende geht.“ Nach kurzem Krankenlager starb Böcklin am 16. Januar 1901 im Alter von 73 Jahren.

Halten wir das im Vorstehenden Angeführte mit dem an früherer Stelle (Gemüthsleben) Erwähnten zusammen, so sehen wir, dass Böcklin's Persönlichkeit keineswegs frei von pathologischen Zügen war. Er war nicht, wie Flörke ihn schildert, ein Mann, gesund an „Körper und Geist“, sein Geisteszustand berechtigte aber auch keineswegs zu der Auffassung Lombroso's, der ihn zu den schöpferischen Irren zählte. Wenn wir all die psychopathischen Erscheinungen, welche bei Böcklin zu Tage traten, überblicken: Sonderbarkeiten schon in der Jugend, Jähzorn, Nachtwandeln, unmotivirte und excessive Stimmungsschwankungen, grundloses Misstrauen, Zwangsvorstellungen, die Neigung zum Bizarren, seine Unstetheit und den dadurch bedingten häufigen Aufenthaltswechsel, so können wir darunter kein Symptom von Irrsinn finden, es sind

[1]) Nach einer anderen Angabe trat bei B. der erste Schlaganfall schon 1890 ein.

lediglich psychische Anomalien von der Art der psychopathischen Minderwerthigkeiten, Anomalien, die den Kern seiner geistigen Persönlichkeit unberührt liessen. Genauer gesagt, handelte es sich bei Böcklin um Symptome der psychopathischen Belastung, die er wohl von väterlicher Seite mitbekommen hat. Er war sicher ein Déséquilibré, aber kein Irrer, wobei wir jedoch nicht ausschliessen können, dass bei ihm vorübergehend (vielleicht während der vermutheten Erkrankung in den 70er Jahren) schwerere psychische Störungen zu Tage getreten sein mögen.

Feuerbach machte in seinem 7. Lebensjahre einen schweren Typhus durch. Nach dieser Erkrankung litt er einige Jahre hindurch an Alpdrücken, das fast jede Woche einmal wiederkehrte; dabei hatte er das Gefühl, als schwellten seine Hände in's Ungeheure an (Zwangsempfindung). Während seines Aufenthaltes in Paris (1851—1854) erlag er dem Zauber einer jener gefährlichen Sirenen, an denen bekanntlich in Paris kein Mangel ist, nur durch die Flucht konnte er sich, zerrüttet an Geist und Körper, demselben endlich entziehen. In Italien wurde er 1856 leidend, wahrscheinlich brustleidend, da ihn ein Arzt in Florenz für verloren erklärte. In Rom erkrankte er 1859 in Folge schwerer und andauernder gemüthlicher Erregungen abermals, wahrscheinlich an einem nervösen Erschöpfungszustande, da Allgeyer erwähnt, dass sich des Künstlers eine wohlthätige Apathie bemächtigte. In Wien erlitt 1876 Feuerbach's Gesundheit, wie Allgeyer berichtet, einen Stoss, von dem er sich nie mehr vollständig zu erholen vermochte Eine schwere Erkältung, die er sich bei der Theilnahme an einer Beerdigung zuzog, hatte einen Gelenkrheumatismus und eine schleichende Lungenentzündung zur Folge. Der Künstler reiste nach Hause, wo er im bedenklichsten Zustande ankam. Als Feuerbach nach vielen Wochen die schwere Krankheit überwunden hatte, musste er auf die Rückkehr nach Wien verzichten, da die Aerzte das dortige Klima als für ihn sehr gefährlich bezeichneten. Er erholte sich in den nächsten Monaten zwar mehr und mehr, doch erlangte er die frühere Widerstandsfähigkeit nicht mehr völlig. Seine Gesundheitsverhältnisse liessen von dieser Zeit an häufig zu wünschen übrig; jeder jähe Witterungswechsel brachte ihm Mahnungen des überstandenen Leidens Dass das ungünstigere körperliche Befinden seinen Gemüthszustand zeitweilig beeinflusste und ihn muthlos machte, ist wohl begreiflich; doch erst die herbe Enttäuschung, welche der Künstler 1879 mit seinem Gemälde Titanensturz erfuhr, einem Werke, an dem er mit äusserster Anspannung aller Kräfte gearbeitet hatte, führte in Verbindung mit misslichen Gesundheitsverhältnissen bei dem Künstler eine länger andauernde gemüthliche Depression herbei. Es scheint, dass Feuerbach in jener Zeit über sein körperliches Befinden den ihm Nächststehenden gegenüber sich nicht genügend aussprach und deshalb für weniger leidend gehalten wurde, als er war.

Nach dem Berichte seiner Mutter enthielt er sich $^3/_4$ Jahre jeder künstlerischen Thätigkeit. Es wäre indess ungerechtfertigt, wenn man den Verstimmungszustand, der sich des Künstlers bemächtigt hatte, für einen rein pathologischen halten würde. Seine traurigen Lebensschicksale, die niederdrückenden Erfahrungen, die er noch in letzter Zeit gemacht hatte, und sein ungünstiger körperlicher Zustand gaben für ihn hinreichenden Grund zur Entmuthigung. Krankhaft war bei ihm zweifellos nur die Steigerung dieses Zustandes, welche dazu führte, dass er sich Trostgründen wenig zugänglich erwies. Feuerbach unternahm jedoch während dieser Depressionszeit mehrfach Reisen, zum Theil im gesundheitlichen Interesse, zum Theil wegen seiner künstlerischen Angelegenheiten. Erst gegen Ende des Jahres 1879 während eines Aufenthaltes in Venedig regte sich in ihm der Schaffensdrang wieder in gewohnter Weise. Doch war diese Wendung zum Besseren nur das Vorspiel eines jähen Endes. Am Morgen des 4. Januar 1880 wurde der Künstler tot im Bette gefunden; ein Herzschlag hatte seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel gesetzt.

## III. Schlussfolgerungen.

Nachdem wir im Vorstehenden unsere Analyse so weit durchgeführt haben, als für die Zwecke unserer Untersuchung wünschenswerth erscheint, wollen wir daran gehen, die Ergebnisse derselben einer näheren Betrachtung zu unterziehen, und zunächst zusehen, was dieselben betreffs des Genies unserer Künstler lehren.

Weder die Prüfung der Abstammungsverhältnisse, noch die Zergliederung der psychischen Persönlichkeit hat bei unseren Künstlern irgend welche Momente aufzudecken vermocht, welche auf einen krankhaften Ursprung ihres Genies hinweisen. Wir müssen hier wiederholen, was schon an früherer Stelle erwähnt wurde, dass schwerere erbliche Belastung in keinem Falle bestand und selbst leichtere hereditäre psychopathische Disposition nur in einer kleinen Minderzahl der Fälle sich nachweisen liess. Die Untersuchung der verschiedenen Sphären des Seelenlebens bei den einzelnen Künstlern hat auf der anderen Seite keinen ausgesprochenen Defect in den seelischen Veranlagungen feststellen können. Wir haben in keinem Falle die geniale künstlerische Begabung mit einem pathologischen Manco in der Sphäre der Intelligenz, des Gemüths oder Willens verknüpft gefunden. Wir waren aber auch nicht in der Lage einen Krankheitsprocess zu constatiren, als dessen Ausfluss sich das Genie auffassen liesse, speciell Epilepsie lag in keinem unserer Fälle vor. An krankhaften Erscheinungen auf psychischem und nervösem Gebiete hat es zwar bei einem Theile unserer Künstler nicht gefehlt, doch haben wir — was vor Allem hervorzuheben ist — weder ausgesprochene Geisteskrankheit, noch schwerere nervöse Erkrankungen feststellen können [1]. Diese Thatsache ist um so bemerkenswerther, als der grössere Theil unserer Künstler (sieben) das 60. Lebensjahr überschritt, drei in den fünfziger, einer in den vierziger und nur einer (Raffael) in den dreissiger Jahren starb. Es ist also für den bei weitem grösseren Theil unserer Künstler die Annahme unzulässig, dass bei ihnen eine Disposition zum Irrsinn vorhanden war, die nur wegen der Kürze der Lebensdauer sich nicht zu offenbaren vermochte. Die ermittelten nervösen und psychischen Anomalien waren nur zum Theil durch hereditäre Momente bedingt, zum Theil durch Schädlichkeiten, welche während des Lebens einwirkten, oder anderweitige Erkrankungen verursacht. Die von here-

[1] Von dem Leiden, das Böcklin in den 70er Jahren befallen haben soll, müssen wir hier absehen, da wir hierüber nichts Bestimmteres wissen.

ditären Einflüssen abhängigen psychischen Anomalien gehören ausschliesslich dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten an. Hierher ist ausser den bei Michelangelo und Böcklin constatirten psychopathischen Erscheinungen auch der Hang zum Tagträumen bei Dürer zu zählen. Von hereditären nervösen Beschwerden haben wir nur eine schwere Migräne bei Millet zu verzeichnen. Bei Raffael trat die nervenschädigende Wirkung enormer geistiger Ueberanstrengung in Form gemüthlicher Depression zu Tage. Feuerbach's Nerven litten vorübergehend unter dem Einflusse sexueller Excesse, weit mehr dagegen durch gemüthliche Erregungen und schliesslich auch durch körperliche Erkrankung. Erst die combinirte Einwirkung der beiden letzten Umstände rief bei ihm einen länger dauernden Depressionszustand hervor, der jedoch, wie wir schon erwähnten, nicht als ein rein pathologischer betrachtet werden darf, da die Lebensschicksale des Künstlers in der That von einer Art waren, dass sie auch einen Mann von heiterem Naturell und grösster Widerstandsfähigkeit völlig entmuthigen konnten.

Anomalien auf psychischem und nervösem Gebiete haben wir jedoch nur bei der Hälfte unserer Künstler sicher constatiren können (Michelangelo, Raffael, Dürer, Millet, Böcklin und Feuerbach). Scheiden wir von den Uebrigen diejenigen aus, bei welchen die vorliegenden Nachrichten über das psychische Verhalten vielleicht nicht genügen, um einen sicheren Schluss auf den Mangel psychopathischer Erscheinungen zu gestatten (Lionardo da Vinci, Holbein, Rembrandt), so bleiben noch immer Tizian, Rubens, Meissonnier als Vertreter genialer Begabung ohne pathologische Zuthat. Wir sind über diese Kunstheroen genügend unterrichtet, um Zweifel an ihrer völligen Geistesgesundheit als ungerechtfertigt ansehen zu dürfen. Aber auch bei den Uebrigen haben wir, wie aus dem vorstehend Angeführten klar sich ergiebt, keinen Fall zu verzeichnen, in welchem die geniale Schaffenskraft auf eine pathologische Quelle zurückzuführen wäre, und wir kommen zu dem gewiss beachtenswerthen Schlusse, dass wir es bei keinem unserer Künstler mit einem pathologisch bedingten Genie zu thun haben. Was wir an krankhaften psychischen Erscheinungen bei denselben gefunden haben, ist eine Zugabe, der wir auch bei vielen geistig nicht hervorragenden Menschen begegnen, eine Zugabe, die in keinem ursächlichen Zusammenhange mit ihrer geistigen Grösse steht.

Neben den pathologischen Erscheinungen seien hier einige biologisch interessante Thatsachen erwähnt: Die Verbindung aussergewöhnlicher Körperkraft und Körpergrösse mit der genialen Begabung bei Lionardo da Vinci und Böcklin, sowie das Erhaltenbleiben der künstlerischen Schaffenskraft bis in das höchste Alter bei Michelangelo und Tizian. Bei Tizian machte sich erst nach dem 90. Jahre eine

Abnahme der Fähigkeiten und Kräfte bemerklich. Mit 97 Jahren war er noch im Stande, zu malen und die Arbeiten seiner Schüler zu überwachen; selbst noch kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn künstlerische Entwürfe und besorgte er seine Correspondenz zum Theil eigenhändig [1]).

Fragen wir uns nun, was unsere Untersuchung für das Genie im Allgemeinen lehrt, so stossen wir zunächst wieder auf die gewichtige Thatsache, dass die Natur ein Genie produciren kann, ohne Schulden zu machen. Eine aussergewöhnliche Steigerung einzelner geistiger Fähigkeiten bei einem Individuum muss nicht durch Herabsinken anderer Fähigkeiten unter die Norm eine Art Ausgleichung erfahren. Hiermit soll jedoch nicht gesagt werden, dass ein Genie ohne jede Disharmonie vorkommen kann, wenn man auch viel von harmonischen Genies gesprochen hat. Da die excessive Steigerung beim Genie immer nur einen grösseren oder kleineren Theil der seelischen Fähigkeiten betrifft, die übrigen dagegen weniger erhöht sind oder auch nur dem Durchschnitte entsprechen, so liegt beim Genie in der Regel eine Disharmonie der Fähigkeiten vor. Zu dieser in der Natur des Genies begründeten Ungleichmässigkeit kommen aber auch noch weitere Disharmonien, vor Allem die zwischen Wollen und Können. Auch die gewaltigste Schaffenskraft kann hinter dem Wollen zurückbleiben, wie das Beispiel Michelangelo's uns zeigt, welcher nach seiner eigenen Erklärung nie ein Werk zu seiner vollkommenen Zufriedenheit zu schaffen vermochte. Das Können des Genies wird aber auch sehr häufig durch ungünstige äussere Verhältnisse (Mangel an Existenzmitteln, eines geeigneten Wirkungskreises etc.) herabgedrückt. Dazu kommen die Disharmonien, welche durch Zweifel über die Grösse und Art der eigenen Begabung oder die Richtigkeit des zur Erreichung bestimmter Ziele eingeschlagenen Weges entstehen können. Missgunst und Gegnerschaft einflussreicher Personen, Mangel an Anerkennung beim Publikum und an materiellen Erfolgen tragen oft ebenfalls Missklänge in die Seele des genialen Menschen, und so dürfen wir uns nicht wundern, dass so viele von den Geistesheroen der Menschheit eine keineswegs glückliche Existenz führten [2]).

In Bezug auf die Combination der neuropathischen Disposition, sowie neuro- und psychopathischer Störungen mit genialer Begabung

---

1) So schrieb er einen Brief an Philipp II. noch sechs Monate vor seinem Tode.

2) Feuerbach hat in der prophetischen Zeichnung seines eigenen Schicksals das vieler von ihrer Zeit nicht gewürdigter hervorragender Männer geschildert: „Mein Leben", bemerkt er in einem Briefe an seine Mutter, „ist mir manchmal wie ein Traum. Wie kommt es doch, dass meine Bilder so fest und unberührbar dastehen und ich bin wie ein schwankes Rohr? Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Gallerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernste an den Wänden hängen. Ich bin zu Grossem berufen, das weiss ich wohl. Zur Ruhe werde ich erst im Tode kommen, Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben".

lehrt unsere Analyse, dass wir es nicht mit einer nothwendigen Vergesellschaftung zu thun haben. Wir können uns auch dem Schlusse keineswegs entziehen, dass das Krankhafte auf nervösem oder psychischem Gebiete beim Genie die Leistungsfähigkeit desselben nicht steigert. Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht nur die als Theilerscheinung der neuropathischen Disposition öfters vorkommende erhöhte Emotivität, sofern dieselbe zu einer bedeutsamen Entwicklung des Gefühlslebens führt, die ihrerseits wieder auf die Phantasie mächtig anregend wirken kann. Allein die Emotivität, die einzelnen Künstlern förderlich sein mag, ist hinwiederum dem genialen Gelehrten z. B. nur hinderlich, und man darf wohl beim Genie im Allgemeinen sagen, dass seine Kraft im Gesunden, nicht im Kranken wurzelt. Wenn wir das Genie, wie wir gesehen haben, weder von einem krankhaften Processe, noch von einer abnormen Vertheilung der geistigen Gesammtanlage ableiten können, müssen wir uns fragen, in welcher anderen Richtung wir dessen Entstehungsbedingungen zu suchen haben. Hier werden wir in erster Linie auf die erbliche Veranlagung hingewiesen, die ihrerseits wieder den Gedanken nahe legt, dass das Genie durch allmähliche Steigerung gewisser Fähigkeiten in aufeinanderfolgenden Generationen zu Stande kommen mag. Unsere Analyse zeigt jedoch, dass dieser Fall kein häufiger ist. Nur Raffael und Holbein hatten Väter, welche schon namhafte Künstler waren, und es mag auch angenommen werden, dass in ihren Familien die künstlerische Veranlagung allmählig anwuchs.

Wenn wir die Erblichkeitsverhältnisse bei unseren Künstlern, soweit uns dieselben bekannt sind, genauer prüfen, drängt sich uns ein anderes Factum auf, das vielleicht in einer grösseren Zahl von Fällen Platz greift, als die successive Steigerung von Anlagen: das Factum nämlich, dass eine bei den Vorfahren vorhandene, durch eine oder mehrere Generationen latent gebliebene Befähigung von Neuem nnd zwar in gesteigertem Maſse auftaucht. Ein derartiges Verhalten finden wir in Tizian's und Böcklin's Familie. In Tizian's Familie waren Künstler vorhanden, während sein Vater Soldat war. Auch in Böcklin's Familie mangelte es nicht an künstlerischen Anlagen; bei seinen Eltern offenbarte sich jedoch von solchen nichts.

Wenn wir uns fragen, wie es möglich ist, dass eine bei den Vorfahren latent gebliebene Fähigkeit bei einem Nachkommen nicht nur wiederkehrt, sondern in gesteigerter Form zu Tage tritt, liegt der Gedanke am nächsten, dass bei dem Nachkommen ein Zusammentreffen väterlicher und mütterlicher Keimanlagen im Spiele ist. Das Einzelindividuum repräsentirt die Anlagen nicht blos der vorhergehenden Generation, sondern aller seiner Vorfahren, und es kann daher auch Anlagen in latenter Form besitzen und vererben, von welchen es selbst

nichts weiss und über deren Herkunft auch nichts Bestimmtes zu eruiren ist. Es mag daher der Fall gewesen sein, dass Tizian's Mutter von irgend einem Vorfahren ein künstlerisches Element ererbt hatte, das sich auf ihren Sohn übertrug und bei diesem sich mit der von väterlicher Seite ererbten künstlerischen Anlage in der Weise combinirte, dass die geniale Begabung entstand. Die Annahme der combinirten Vererbung latenter väterlicher und mütterlicher Fähigkeiten ist von grosser Tragweite, da sie uns das Auftauchen eines Genies in einer Familie erklärt, deren Glieder sich bisher, soweit bekannt, in keiner Weise auszeichneten. Sie ist aber zugleich nothwendig, da das Genie nicht ein Product der Erziehung oder Uebung, sondern lediglich der ererbten Anlage ist, die hinwiederum bei den Vorfahren zu irgend einer Zeit und in irgend einer Form existirt haben muss.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem übergehen, was unsere Analyse bezüglich des künstlerischen Genies im engeren Sinne, d. h. des Genies für bildende Kunst, lehrt, so sehen wir zunächst, dass die allgemeine intellektuelle Veranlagung, woraus sich dasselbe entwickelt, sehr verschieden sein kann. Wir haben an früherer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass unter unseren Künstlern neben solchen von vielseitiger hoher Veranlagung auch das einseitige Genie vertreten ist, bei dem sich mit der hohen Befähigung für bildende Kunst andere ausgesprochene Talente nicht verknüpfen. Es ergiebt sich hieraus, dass das Genie für bildende Kunst eine besondere, von anderen Fähigkeiten in weitgehendem Maſse unabhängige intellektuelle Anlage repräsentirt. Ein Gegenstück zu dem, was die Analyse bei unseren Künstlern lehrt, liefern die Fälle, in welchen bei vielseitiger hoher Veranlagung das Talent für bildende Kunst mangelt oder sehr mässig entwickelt ist. Letzteres war z. B. bei Goethe der Fall.

Wir dürfen jedoch die Einseitigkeit und Unabhängigkeit des Genies für bildende Kunst nicht in einem zu weitgehenden Sinne auffassen: die Unabhängigkeit besteht nur, soweit es sich um Anlagen für andere specielle Thätigkeitsgebiete handelt, nicht aber soweit die intellectuellen Grundvermögen in Betracht kommen.

Die geniale Begabung für bildende Kunst setzt immer eine hohe Entwicklung des optischen Gedächtnisses[1]), der Phantasie (speciell der optischen[2]) Phantasie) und der Urtheilskraft, sowie eine scharfe Beobachtungsgabe voraus. Die schöpferische optische Phantasie bildet den Kern der Begabung, sie wird gestützt und genährt durch ein hochent-

---

1) Optisches Gedächtniss = Gedächtniss für Gesichtseindrücke.

2) Optische Phantasie = das Vermögen aus den im Gedächtniss aufbewahrten Erinnerungen von Gesichtswahrnehmungen neue Bilder (Phantasiebilder) zu produciren.

wickeltes optisches Gedächtniss, das sein Material durch die feine Beobachtungsgabe empfängt, und regulirt durch ein scharfes Urtheilsvermögen. Es kann uns daher auch nicht befremdlich erscheinen, dass wir mit hoher künstlerischer öfters auch wissenschaftliche Begabung vergesellschaftet finden. Die Phantasie, die das Grundelement des künstlerischen Genies ausmacht, ist zwar für die wissenschaftliche Arbeit von untergeordneter Bedeutung, aber das Gedächtniss und das Urtheilsvermögen, sowie die Beobachtungsgabe sind für den Mann der Wissenschaft ebenso unentbehrlich als für den Künstler. Das Genie des bildenden Künstlers enthält indessen noch ein Element, für das wir bisher einer besonderen Bezeichnung ermangelten: die Fähigkeit, die Produkte der schöpferischen Phantasie in vollendeter sinnlicher Form zur Darstellung zu bringen. Diese Fähigkeit ist mit den übrigen Factoren der genialen Begabung für bildende Kunst nicht nothwendig verknüpft. Speciell die schöpferische optische Phantasie kann beim Dichter und Componisten ebenso entwickelt sein, als bei dem genialen bildenden Künstler. Wagner z. B. besass diese Gabe in hohem Mafse, und von mancher Seite wurde seine malerische Befähigung höher geschätzt als seine tonkünstlerische. Die geniale Darstellungsgabe, auf welche wir hier nicht näher eingehen wollen, ist hinwiederum complicirter Natur; sie setzt sich z. B. beim Maler aus der zeichnerischen und coloristischen Begabung zusammen, von welchen die erstere, soweit das Technische dabei in Betracht kommt, im Wesentlichen zu den motorischen in den Bewegungscentren der Grosshirnrinde localisirten Fertigkeiten zählt. Diese Localisation des technischen Elementes der zeichnerischen Fähigkeit macht es verständlich, dass dieselbe bei den genialen Malern zu der schöpferischen optischen Phantasie, deren Sitz wir in der Rinde der Hinterhauptslappen annehmen müssen, in keinem constanten Verhältnisse steht und sehr hohe schöpferische Phantasie sich mit weniger hervorragender zeichnerischer Befähigung vergesellschaften kann, wie dies z. B. bei Böcklin der Fall war. Wenn wir nun noch die Ergebnisse unserer Analyse bezüglich der Gemüths- und Willenssphäre berücksichtigen, so sehen wir weiter, dass für den genialen Künstler eine bedeutende Ausbildung der Willenskraft von ungleich grösserer Wichtigkeit ist, als eine solche des Gefühlslebens. Der geniale Künstler muss immer ein Mann von hoher Intelligenz und wohlentwickeltem Willensvermögen, aber durchaus kein Gemüthsmensch sein.

Ich bin am Schlusse. Wie wir sahen, sind wir ohne den Boden streng wissenschaftlicher Deductionen zu verlassen, zu einer erfreulicheren Auffassung des Genies gelangt als Lombroso und auch manche andere neuere Autoren. Unsere Untersuchung hat ergeben, dass die geniale Geistesthätigkeit nicht aus dem Rahmen der psycho-physiologischen Geschehnisse heraustritt, dass sie denselben Gesetzen unterliegt und mit

denselben Elementen arbeitet wie alle übrigen Denkprocesse, auch dass sie nicht durch krankhafte Vorgänge bedingt sein muss. Wir haben ferner gefunden, dass vom psychopathologischen Standpunkte aus betrachtet, die genial Veranlagten keine einheitliche, lediglich durch ein Mehr oder Minder gleichartiger psychischer Anomalien charakterisirte Gruppe bilden; wir haben es vielmehr mit 3 Gruppen zu thun, welche, wenn auch durch fliessende Uebergänge verbunden, sich dennoch deutlich genug sondern. Die erste Gruppe repräsentirt das Genie ohne ausgesprochene pathologische Zuthat, die zweite das Genie mit pathologischen Zügen, bei welchem das Krankhafte eine Begleiterscheinung, nicht eine Quelle der ausserordentlichen Begabung bildet, die dritte das pathologisch bedingte, i. e. in einer krankhaften Gehirnorganisation begründete Genie. Die erste dieser Gruppen ist wahrscheinlich die kleinste. Allein, wie spärlich auch das gesunde Genie vertreten sein mag, die Seltenheit des Phänomens kann seiner Bedeutung keinen Eintrag thun. Meine Untersuchungen weisen aber andererseits auch darauf hin, dass die geniale Begabung nicht so häufig pathologisch bedingt sein dürfte, als man bisher namentlich in ärztlichen Kreisen annahm. Ich glaube auch gezeigt zu haben, dass die systematische Analyse bestimmter Gruppen genialer Persönlichkeiten uns einer Lösung der Probleme, welche das Genie in sich schliesst, weit näher führt als blosse Zusammenstellungen von Thatsachen, welche geniale Personen betreffen. Das Studium solcher Gruppen gibt uns nicht nur Aufschluss darüber, ob und inwieweit im Einzelfalle und in der ganzen Reihe pathologische Züge vorhanden sind, es gewährt uns auch einen Einblick in die psychischen Elemente, aus welchen sich die geniale Begabung für bestimmte Thätigkeitsgebiete aufbaut.

Hier ist, wie ich schon erwähnte, für Viele Arbeit vorhanden, und ich kann nur wünschen, dass sich in Bälde Nachfolger auf dem von mir betretenen Wege finden.

---

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

# Grenzfragen
des
# Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben von

**Dr. L. Löwenfeld** in München. und **Dr. H. Kurella** in Breslau.

Heft I: **Somnambulismus und Spiritismus.** Von Dr. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.
Heft II: **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.
Heft III: **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius, Leipzig. M. 1.—.
Heft IV: **Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übers. v. Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—.
Heft V: **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.
Heft VI/VII: **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.
Heft VIII: **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.
Heft IX: **Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.** Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.
Heft X: **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20.
Heft XI: **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—.
Heft XII: **Wirtschaft und Mode.** Von W. Sombart, Breslau. M. —.80.
Heft XIII: **Der Zusammenhang von Leib und Seele das Grundproblem der Psychologie.** Von Prof. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60.
Heft XIV: **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Prof. Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—.
Heft XV: **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.20.
Heft XVI: **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiolog. Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—.
Heft XVII: **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 2.80.
Heft XVIII: **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg. M. 1.60.
Heft XIX: **Sadismus und Masochismus.** Von Geh. Med.-Rat Professor Dr. A. Eulenburg in Berlin. M. 2.—.
Heft XX: **Sinnesgenüsse und Kunstgenuss.** Von Prof. Karl Lange in Kopenhagen. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Hans Kurella in Breslau. M. 2.—.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.


3 2044 103 063 111